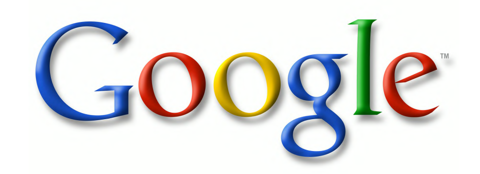
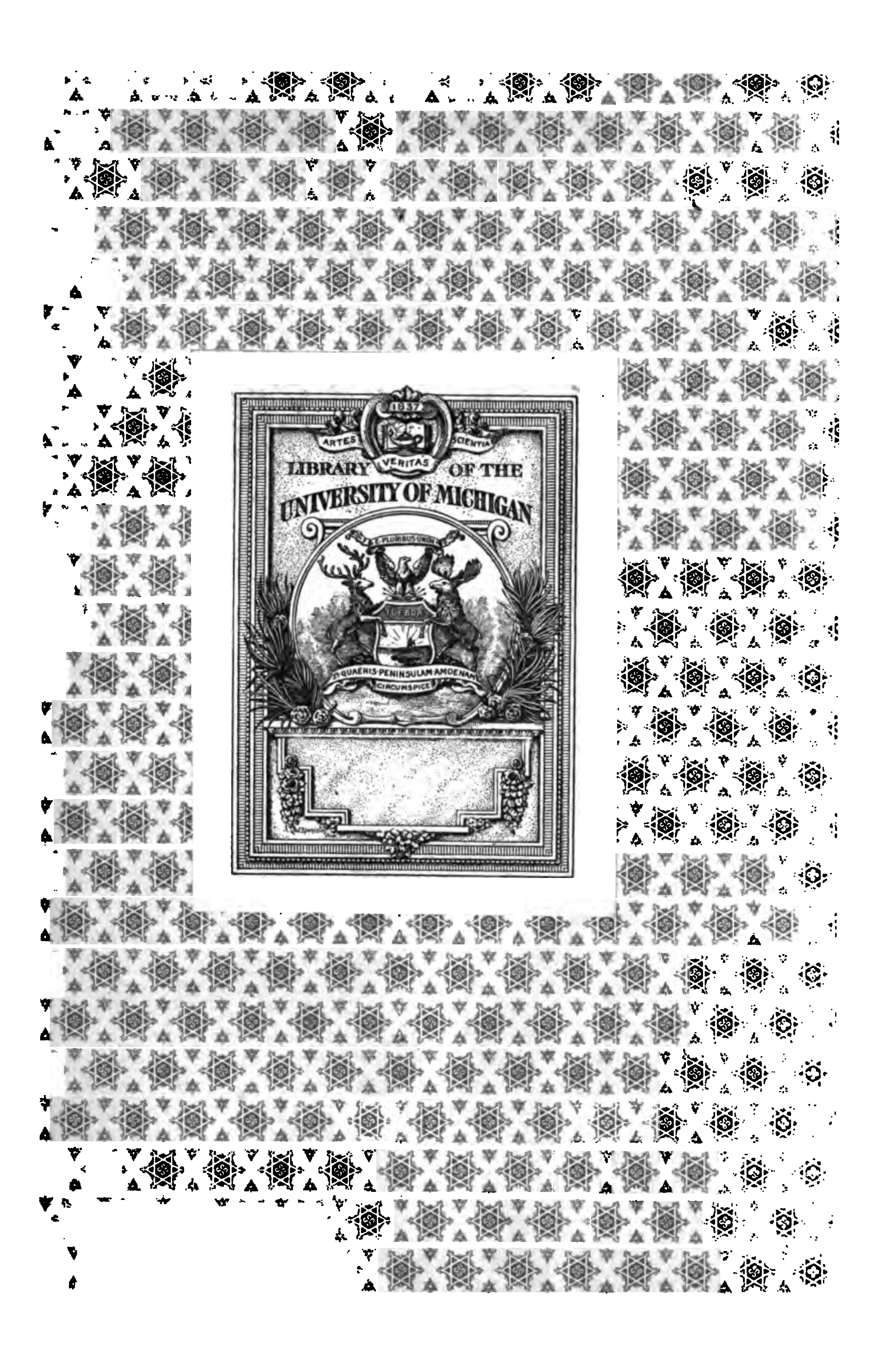
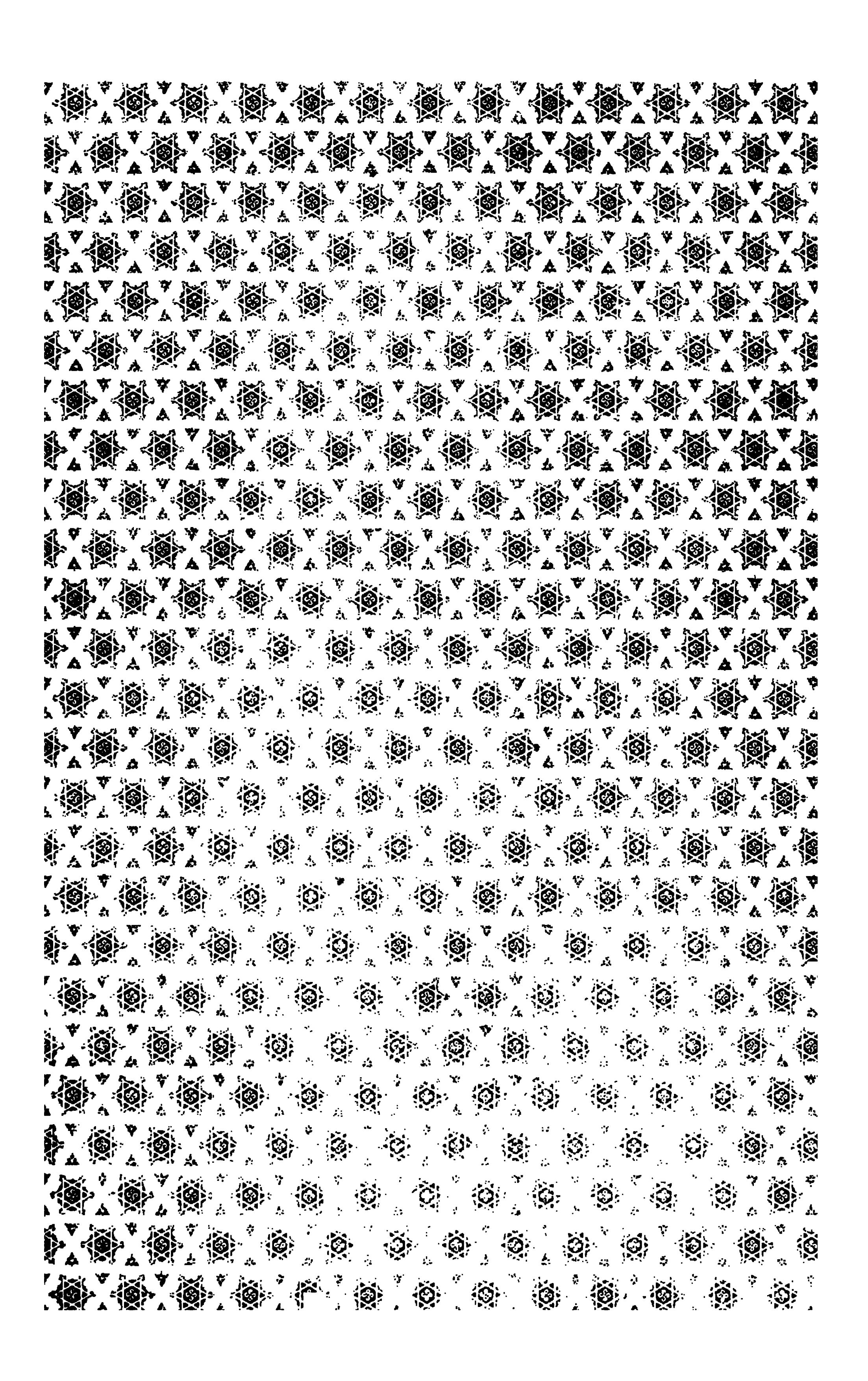



B 947,151



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Englische Philologie.

I.

Die lebende Sprache.

Englische Philologie.

Anleitung

zum

wissenschaftlichen Studium der Englischen Sprache

von

Johan Storm

ord. Professor der romanisehen und englischen Philologie an der Universität Christiania.

Vom Verfasser für das deutsche Publikum bearbeitet.

Zweite, vollständig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

I.

Die lebende Sprache.

1. Abteilung: Phonetik und Aussprache.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1892.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Vorwort zur ersten Abteilung.

Die erste Auflage dieser Arbeit wurde so günstig aufgenommen[1], dass der ganze Vorrat schon 1887 vergriffen war. Andere Arbeiten verhinderten mich, gleich eine neue Auflage vorzubereiten; erst jetzt ist dies unter vielen Schwierigkeiten gelungen. Ein Buch dieser Art nach so langer Zeit umzuarbeiten und *à jour* zu bringen, ist eine schwierige Sache. Es würde vielleicht leichter gewesen sein, das ganze neu zu schreiben. Da aber das Buch, wie es war, nun einmal die Gunst des neuphilologischen Publikums erworben hatte, hielt ich es für angezeigt, so viel als möglich von der 1. Aufl. stehen zu lassen, indem ich mich bemühte, das Ganze einer genauen Durchsicht zu unterwerfen und es auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu bringen. Daneben war meine Hauptaufgabe, das Wichtigste von der in der langen Zwischenzeit erschienenen sprachwissenschaftlichen Litteratur zu berücksichtigen. Ganz besonders liess ich mir es angelegen sein, die mächtig angeschwollene und fruchtbare phonetische Litteratur zu durchmustern, zu erklären und nach Vermögen zu vervollständigen. Ich hege die Hoffnung, den Zutritt zu dieser schwierigen Wissenschaft ein wenig leichter gemacht zu haben. Das war aber nicht ohne eine gewisse Ausführlichkeit zu erreichen. Ich habe es für besonders wichtig gehalten, der jungen Wissenschaft eine breite faktische Grundlage zu schaffen, indem ich so viele der bekanntesten Laute und Lautsysteme als möglich genau zu bestimmen versuchte. So sind die englischen Laute durch Vergleich besonders mit den andern germanischen und den romanischen besser erläutert worden, als es durch blosse Beschreibung hätte geschehen können. Die neuesten phonetischen

[1] Besprechungen: Sievers Lbl. III 266. Napier D. Lit.zeit. 1881, S. 519. Sweet Academy 1880, 11 Oct.; GGA 1881, S. 1398. Asher Herrigs Archiv 65 S. 321. Wülcker Lit. Centralblatt 1881 25. Juni. Koschwitz Körtings Zs. III, 112. Thum ESt. V 256. Regel ESt. V 398. Varnhagen AfdA IX 168. Trautmann, Angl. IV Anz. 128. Breymann Über Lautphysiologie 31. J. N. Wagner Polybiblion, Paris juin 1881, p. 515. Stoffel Taalstudie III 37. Stjernström Pedag. Tidskrift Aug. 1881. Joret Rev. Crit. XVI, II 284, vgl. Verf. ib. 449. J. Schipper Zs. f. öst. Gymn. 1882 S. 305. Garnett Amer. Journ. of Philol. Dec. 1881 p. 434. Anonyme: Spectator 17 June 1882; Nation 31 March 1881.

Systeme habe ich ausführlich kritisch beleuchtet. Es wird jeden Tag mehr und mehr erkannt, dass „einzig und allein die Beobachtung der lebenden Sprache eine sichere Basis für die Entscheidung prinzipieller Fragen der Sprachgeschichte bietet“ (Fr. Neumann[1]). Für die Beobachtung der lebenden Sprachen und Dialekte ist aber eine gründliche phonetische Schulung eine unerlässliche Bedingung.

Die erste Abteilung meines Buches war im Jahre 1891 im Wesentlichen abgeschlossen, mit Ausnahme des Kapitels von der engl. Aussprache, welches erst 1892 vollendet wurde. Da nun Phonetik und Aussprache zusammen ein abgeschlossenes Ganze bilden, bewog ich den Herrn Verleger, dies als erste Abteilung herauszugeben. Für die Bereitwilligkeit, mit welcher er auf meinen Wunsch einging, statte ich ihm meinen besten Dank ab. Herrn Prof. Dr. W. Vietor bringe ich für die freundliche Durchsicht der ganzen Abteilung (mit Ausschluss der ersten Bogen) meinen wärmsten Dank dar.

Register und Inhaltsverzeichnis werden mit der zweiten Abteilung folgen. Die zweite Abteilung hoffe ich im Laufe des nächsten Jahres liefern zu können.

Christiania, September 1892.

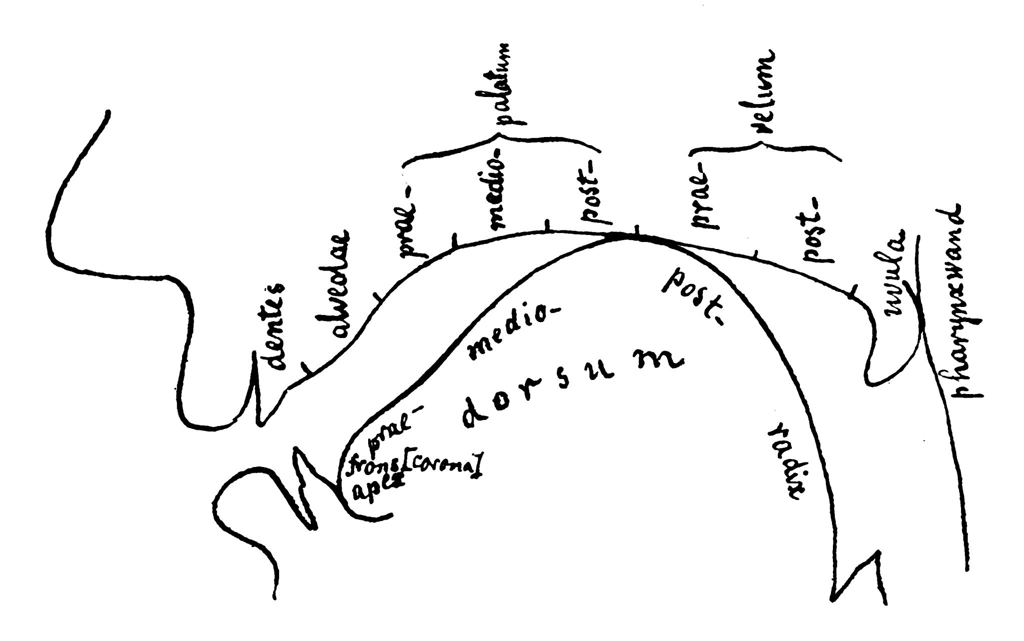
Der Verfasser.

---

[1] Gröbers Zeitschrift VIII 244, Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. X 37. Vgl. H. Morf, Die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht, Zürich 1887, besprochen von F. Kauffmann, Phon. Stud. III 71.

Erklärung der wichtigsten phonetischen Termini,

bes. Organe und Artikulationen.



Näheres s. S. 292 ff. 296 ff. 335 ff.

Apex Zungenspitze; Adj. *apikal*, mittelst der Zungenspitze gebildet.

Corona Zungensaum, vorderes Zungenblatt, Sweets *blade point*; Adj. *koronal.*

Dorsum Zungenrücken; Adj. *dorsal.*

Praedorsum vorderer Zungenrücken, hinteres Zungenblatt, Sweets *blade front*; bei vorgeschobenen Bildungen wie frz. *i* = Sweets *front*; Adj. *prädorsal.*

Mediodorsum mittlerer Zungenrücken = Vorderzunge (mit Ausnahme von Spitze und Blatt), Sweets *front*; hat eine ziemlich weite Ausdehnung, gegenüber prae-, medio- und postpalatum; wird in vorderes und hinteres mediodorsum geteilt; hinteres mediodorsum = Mittelzunge; Adj. *mediodorsal.*

Postdorsum, hinterer Zungenrücken, Hinterzunge, gegenüber dem weichen Gaumen; Adj. *postdorsal.*

Radix, Zungenwurzel, gegenüber dem Zäpfchen.

Labia Lippen; Adj. *labial*; *bilabial* mit den beiden Lippen gebildet; *dentilabial* mit Oberlippen gegen Unterzähne.

Dentes Zähne; Adj. *dental* mit Zungenspitze gegen die oberen Vorderzähne, bisweilen von allen *d*-, *t*-Lauten gebraucht; *postdental* mit Zungenspitze gegen die Hinterfläche der Vorderzähne; *interdental* mit Zungenspitze zwischen Ober- und Unterzähnen; *suprädental* = alveolar.

Alveolae Zahnhöhlenbogen, Zahnfortsätze; Adj. *alveolar*, mit gegen die Zahnfortsätze gehobener Zungenspitze.

Palatum Gaumen, namentlich der harte Gaumen; Adj. *palatal* mit gegen den harten Gaumen gehobenem Zungenrücken.

Praepalatum Vordergaumen, das vordere Drittel des harten Gaumens; Adj. *präpalatal*, mit Zungenrücken gegen Vordergaumen gebildet.

Mediopalatum Mittelgaumen, das mittlere Drittel des harten Gaumens; Adj. *mediopalatal*, mit Zungenrücken gegen Mittelgaumen; *kakuminal* mit Zungen**spitze** gegen Mittelgaumen (gew. nur praepalatum, S. 244), auch *cerebral.*

Postpalatum, Hintergaumen, das hintere Drittel des harten Gaumens; Adj. *postpalatal.*

Velum, das Gaumensegel, der weiche Gaumen; Adj. *velar*; *Velargrenze* Grenze des harten und des weichen Gaumens; *palatovelar*, an dieser Grenze gebildet.

Praevelum vorderes Gaumensegel; Adj. *prävelar.*

Mediovelum, bisweilen von der Mitte des Gaumensegels gebraucht; Adj. *mediovelar.*

Postvelum hinteres Gaumensegel; Adj. *postvelar.*

Uvula Zäpfchen; Adj. *uvular.*

Guttur Kehle; *guttural* früher = velar.

Nasal Nasenlaut wie *m*, *n*, *ŋ*; *Nasalvokale* wie *ã ẽ ǫ̃ œ̃.*

Pharynx, der obere Halsraum, Rachen, Schlundkopf.

Larynx, der Kehlkopf, Schlund (Eingang der Luftröhre mit Stimmritze); Adj. *laryngal.*

Glottis (*rima glottidis*) die Stimmritze; Adj. *glottal.*

Chordae vocales Stimmbänder (Seiten der Stimmritze).

Über *back*, *front*, *mixed*, *high*, *mid*, *low*, *narrow*, *wide vowels* s. Erklärungen in dem Text, bes. unter Sweet.

Explosiva, engl. *stop*, Verschlusslaut.

Spirans, *Spirant*, konsonantischer Dauerlaut (Continua, Fricativa, Reibelaut).

Aspirata, gehauchte Explosiva wie Sanskr. *th*, *dh*, deutsch *p*ʽ, *t*ʽ, *k*ʽ.

Tenuis, stimmlose Explosiva; *reine Tenuis* hauchlose T. wie frz. *p t k.*

Media, stimmhafte Explosiva wie nordd. eng. *b d g.*

Erklärung der Lautschrift.

Vokale.

a ā, mittleres *a* in (d. *Vater*) engl. *father*.
a ā, tiefes *a*, ostnorw., schwed. *ja;* frz. *lâche*.
å å̄, *å* in norw.-schwed. *år*.
å å̄, *aw* in engl. *law*.
ɒ ɒ̄, dunkler Vokal in engl. *but*.
ɐ ɐ̄, dunkler, *a*-haltiger Vokal in engl. *about, America,* portug. *cama*.
ȧ ǡ, hohes *a*, frz. *madame*.
ä ǟ, höchstes *a*, engl. *a* in *man*.
æ ǣ, breites *ä* [anfangs engl. *air*]; norw. *lære,* schwed. *lära*.
e ē, geschlossenes *e* in frz. *été,* d. *sehen, See*.
ė ė̄, gehobenes (noch mehr geschlossenes, *i*-haltiges) *e* in dän. *se*; *ə̣* S. 357.
ę ę̄, offenes *e*, engl. *men,* d. *Mensch,* frz. *père*.
ε ε̄, Zwischenlaut von *ę* und *æ*, engl. *air*, *there* (S. 356).
ə ə̄, dunkler Vok. in d. *Gabe*, engl. *better* [anfangs engl. *bird* = *bə̄d*]; auch für frz. qu*e*.
ɔ, dunkler Vokal in engl. *Sir*, *bird* (S. 357).
eⁱ ēⁱ, e. *a* in *name*.
i ī, geschlossenes *i* in *ihn*, frz. *midi*.
ị ị̄, offenes *i* in engl. *fish*; *ɨ̣* S. 358.
ɨ ɨ̄, dunkles slawisches *y* in *byl, syn*.
ï ǐ, Mittellaut von *y* und *i, y*-haltiges *i* in norw. Dialekten: *sïl* Ahle.
o ō, geschlossenes *o* in d. *so,* frz. *seau*.
ȯ ȱ, frz. schwach *ö*-haltiges *o*, in *bonne, dot*.

ǫ ǭ, offenes *o*, d. *Stock*; anfangs auch für engl. *not*, später ǫ S. 360.
ω ϖ, nordisches *u*-haltiges *o* in *gōd, ond*, frz. *o* in *oi*.
oᵘ ōᵘ, engl. *o* in *no*.
u ū, geschlossenes *u*, d. *du*, frz. *sou*.
ů ů̄, offenes *u* in engl. *full*, d. *Mutter*.
u̇ ū̇, offenes *ö*-haltiges *u* im Schwed. *dum, full*, norw. *huske*; engl. *value* S. 360.
ü ǖ, *ü*-haltiges *u* in norw.-schwed. *hus*.
ů ů̄, dialektisches *o*-haltiges *u* im W. Norw. *gůl* gelb.
y ȳ, geschlossenes *ü* in *Kühe*, frz. *lune*, dän. *lys*.
ẏ ȳ̇, offenes *ö*-haltiges *ü* in nord. *syster, lyst*.
ÿ ȳ̈, *i*-haltiges *ü* im schwed. *ny*.
ø ø̄, geschlossenes *ö* in *schön*, frz. *peu*.
ø̇ ø̄̇, gehobenes (*ü*-haltiges) *ö*, dän. *Sø* (See).
ö ȫ, offenes *ö* in *Götter*.
ọ ọ̄, bisweilen für dunkles, *ə*-haltiges *ö* in frz. *que*.
œ œ̄, tiefes *ö* in schwed. *höra*, norw. *høre*.

Unsilbige Vokale.

i̯ u̯ ü̯ ů̯ ω̯ ọ̯.

Nasalvokale.

ã ȃ ǫ̃ ẽ ẽ ę̃ æ̃ ĩ õ ǫ̃ œ̃ ũ ỹ ą̈ ą̊ ǫ̈.

Schwebende Diphthonge.

⁀ über beide Vokale: färöisch *mǫ͡avür* Mann; norw. Dial. *be͡ęre* fragen, *so͡ǫne* Sohn.

Reduzierte Vokale.

frz. fade *fȧdʻ*, signe *siŋʻ*. engl. *ēⁱ*, *ōᵘ*. Frz. *quai* = *kⁱe*. Engl. veraltet *gⁱarden, kⁱard*, cow *kⁱau* (schwachpalatale Aussprache).

Konsonanten.

ƀ, spirantisches *b*, span. *beber*.
č = *tš*.
ð ð, spirantisches *d*, isl. *faðir*, engl. *the father*.
đ. lose artikuliertes *ð*, dän. *Madvig* = *mȧđvīǥ*.

ǵ = *dž.*
g, spir. *g*, isl. *draga*, dän. *Dage*, d. *tage*, ngr. *γ*.
g̃, labialisiertes *g*, dän. Dagblad = *dåg̃blåd.*
hl = *l̥l*, isl. *hlaða* laden.
hn = *n̥n*, isl. *hnakki* Nacken.
hr = *r̥r*, isl. *hríngur* Ring.
ĵ, nasales *j*, bisweilen frz. *Batignolles.*
j̥, stimmloses *j*, d. *ich*-Laut.
l, *u*-haltiges *l*, engl. milk = *mi̮lk.*
ł slav. hartes velares *l* in *był.*
ḿ, dentilabiales *m* in norw. *jomfru* Jungfrau.
ŋ, gutturales *n*, d. *ng* in *singen, lange.*
ŋ̇, palatales *ŋ*, frz. *gn* in signe = *siŋ̇.*
q, postvelares *k*, semit. qoph in arab. *qahwa* Kaffe.
r Zungenspitzen-*r*, norw. schwed. it. *tre.*
ɹ Zäpfchen-*r*, frz. rire = *ɹiɹ.*
š, d. *sch*, frz. *ch*, eng. *sh.*
þ, spirant. *t* in engl. *thing*, isl. *þíng.*
v, *v* in engl. *very*, frz. *vie.*
w, *u*-haltiges *w* in eng. *well.*
ẅ, *ü*-haltiges *w*, frz. *lui* = *lẅi* (= *lï̯i*).
x = d. *ach*-Laut.
ẋ, spirant. *q*, arab. خ in *baẋšīš* Trinkgeld.
z, stimmiges *s* in *Rose*, frz. *rose*, engl. *rose, zeal.*
ž, frz. *j*, *g* in *juge.*

Verbindungen und Ligaturen.

tl in *acte de dévouement* (bisweilen) = *åktlevumã.*
ᵗt in *une petite fille* (bisweilen) = *yn ᵗtit fij.*
ᵗt in *qu'est-ce que tu dis* (bisweilen belg.) = *kęs ᵗtydi.*

Palatale (Moullirte).

ḑ ţ ņ ļ ş ş̌ ž̧ g̦ ķ g̦ ŋ̧ b̧ p̧ f̧ m̧.

Supradentale.

ḍ ḷ ṇ ṛ ṣ ṭ ẓ ṣ̌ ẓ̌.

Kakuminale.

ḍ ḷ ṇ ṛ ṣ ṭ ẓ ṣ̌ ẓ̌.

Stimmlose Konsonanten.

l̥ ɭ̥ m̥ n̥ r̥ ɹ̥ w̥ ʝ̊ ŋ̊.

Halb stimmlose, im Gegensatz zu *p* etc.

b̥ d̥ ð̥ g̊ ǥ̊ g̊ d̥ v̥ z̥ ž̥.

Zeichen.

ʹ Hauptaccent; norw.-schwed. einfacher Ton: *dā'gən* der Tag.
ˋ Nebenaccent; norw.-schwed. zusammengesetzter Ton: *dā'gənə* die Tage.
˙ dän. Stosston: *hu˙n hun˙.*
> mit Annäherung an, z. B. a > å = tiefes, zu *å* neigendes *a*.
ʿ stimmloser Gleitlaut: *kʿa,* frz. acte = *ȧkʿṭʿ.*
ʾ stimmiger Gleitlaut: *gʾa,* frz. fade = *fȧdʾ.*
(*i*) (*bi*) etc. geflüsterte Vokale oder Silben.
ʌ Stimmlaut, vocal murmur.

Die wichtigsten Abkürzungen.

ags. angelsächsisch.
AfdA Anzeiger für deutsches Altertum.
ahd. althochdeutsch.
altn. altnordisch.
Angl. Anglia (Zeitschrift).
Anz. Anzeige[r].
a. O. am [angeführten] Ort.
Usspr. Aussprache.

Behrens *Beitr.* Beiträge zur Geschichte der frz. Sprache in England.
Bell *VS* Visible Speech; *Sounds* and their Relations; *El.* Elocutionary Manual; *Ess.* Essays and Postscripts.
bes. besonders.
betr. betreffend.
bzw. beziehungsweise, respektive.

c. circa, ungefähr.
Chaucer *Cant. T.* Canterbury Tales ed. Wright.
cit. citiert.
Com. Gram. The Comic Grammar.

d. deutsch.
dän. dänisch.
dgl. dergleichen, desgleichen.
Dial. Dialekt; *dial.* dialektisch.
Dipl. Norv. Diplomatarium Norvegicum.

e., *engl.* englisch.
ed. edidit (edited by), edition.
eig. eigentlich.
Ellis *EEP* Early English Prononciation.
EPh.[1] Joh. Storm, Englische Philologie, 1. Aufl.
ESt. Englische Studien (Zeitschrift).
eur. europäisch.

f. für; Femininum.
fam. familiär.
ff. und [die] folgende[n].
frz. französisch; *Frz. Stud.* Französische Studien (Zeitschrift).

gew. gewöhnlich.
GGA Göttinger gelehrte Anzeigen.
Grimm *DG* Deutsche Grammatik.
got. gotisch.
Grundr. Grundriss.
GZ Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie.

hgg. herausgegeben.
holl. holländisch.

ib. ibidem, ebenda.
ind. indisch.
ir. irisch.
it. italienisch.
Jahrb. Jahrbuch für romanische u. engl. Litteratur.
Jespersen *Art.* Articulations of Speech Sounds; *Eng. Kas.* Studier over engelske Kasus.

kelt. keltisch.
Kons. Konsonant.

G. Körting *Rom. Phil.* Encyklopädie u. Methodologie der romanischen Philologie.
kymr. kymrisch.
KZ Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung.

l. lies.
lat. lateinisch.
Lbl. Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie.
l. c. loco citato, am angeführten Ort.
lit. literarisch; *Lit. Centralbl.* (*Cbl.*) Literarisches Centralblatt.

m. mit; *m. E.* meines Erachtens.
Masing, *serb. chorw. Acc.*, Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Accents.
me. mittelenglisch.
mhd. mittelhochdeutsch.

N. Norden.
n. norwegisch.
nd. niederdeutsch.
ne. neuenglisch.
nfrz. neufranzösisch.
nhd. neuhochdeutsch.
nord. nordisch.
nordd. norddeutsch.
norm. normannisch.
norw. norwegisch.

od. oder.
opp. oppositum, im Gegensatz zu.
ostn. ostnorwegisch.

p. pagina, Seite.
Passy *KD* Kurze Darstellung der frz. Ausspr.; *Sons*[1, 2] Sons du Français, Ir et IIe édition; *FP* le Français Parlé; *FT* Fonetik Tîtcer = *MF* Maître Fonétique; *Changem.* Etude sur les Changements phonétiques.
Phon. Stud. Phonetische Studien (Zeitschrift).
pop populär, volkstümlich.
port. portugiesisch.
prov. provinziell; provenzalisch.

Rask *Retskrivn.* Forsög til en videnskabelig dansk Retskrivning; *Vejledn.* Vejledning til det Islandske Sprog; *Anvisn.* Anvisning till Isländskan.
Rec. Recensent, Recension; *rec.* recensiert.
Rev. Revue, Review; *Rev. Crit.* Revue Critique.
Rom. Stud. Romanische Studien (Zeitschrift).

S., *s.* Seite; siehe; Süden, südlich; Substantiv.
Schmitz *Enc.* Encyklopädie 1. Aufl.; *Suppl.* Supplemente; *N. F.* Die neuesten Fortschritte der frz.-engl. Philologie.
schott. schottisch.
Schuch. Schuchardt; *V V.* oder *Vok.* Vokalismus des Vulgärlateins.
schwed. schwedisch.
selt. selten.
Sievers *Grundz.* Grundzüge der Phonetik; *Phon.*[2, 3] (oder Sievers[2, 3]) Phonetik, 2. und 3. Aufl.
skand. skandinavisch.
slaw. slawisch.
Sp. Spalte; *sp.* spanisch.
spr. sprich [aus], auszusprechen.
st. statt.
Storm *EPh* Englische Philologie; *Rom. Lang.* Romance Languages; *Rom. Quant.* Romanische Quantität; *Norv.* Norvegia.
Sv. L. (*SvL*) Nyare bidrag till kännedom om de Svenska Landsmålen.
Sweet *Elb.*[1, 2, 3] Elementarbuch des gesprochenen Englisch, 1—3. ed.; *Elm.* Elementary Sounds; *HES*[1, 2] History of English Sounds, 1. and 2. edition; *Sound Not.* Sound Notation; *Dan.* [*Pron.*] Danish Pro-

nunciation; *Spok. Swed.* Spoken Swedish; *Russ.* Russian Pronunciation; *Welsh* Spoken North Welsh; *Port.* Spoken Portuguese; *Sp.* Primer of Spoken English; *Handb.* (*Hb.*) Handbook of Phonetics; *Prim. Phon.* Primer of Phonetics.

Techmer *Anal.* Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprache; *IZ* Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft; *Lautb.* Zur Lautbildung.

Tel. Telemarken (Provinz von Norwegen).

Ten Brink *Chaucer* (*Chauc. Spr.*) Chaucers Sprache und Verskunst.

Tidskr. [Nordisk] Tidskrift for Filologi [og Pædagogik].

Trans. Phil. Soc. Transactions of the Philological Society.

Trautmann *Sprachl.* (*Sprl.*) Die Sprachlaute.

u. und; *u. a.* unter anderen.

urspr. ursprünglich.

v. von.

Verf., *Vf.* Verfasser.

vgl. vergleiche.

Vietor *Einf.* Einführung in das Studium der engl. Philologie; *Phon.*[1, 2] Phonetik, 1. und 2. Aufl.

Vok. Vokal.

vulg. vulgär.

Wb. Wörterbuch.

wes. wesentlich.

Western *Lautl.* Engl. Lautlehre; *KD* Kurze Darstellung der norweg. Ausspr.

westn. westnorwegisch.

ws. westsächsisch (westangelsächsich).

z. B. zum Beispiel.

Zs. Zeitschrift.

zsgz. zusammengezogen.

( ) bezeichnet eine Erklärung.

[ ] bezeichnet einen Zusatz.

Einleitung.

Ich gedenke in diesem Buche eine Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache zu geben, zunächst für angehende Philologen, dann auch für weitere Kreise bestimmt. Obschon seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe mehrere ähnliche Arbeiten in Deutschland erschienen sind, wird hoffentlich auch die gegenwärtige in Folge der Ansichten, die sie vertritt und durch selbständige Ausführungen zu fördern sucht, nicht überflüssig erscheinen.

Was im Studium der modernen Philologie zunächst beabsichtigt werden soll, ist vor allem Kenntnis der Sprachen selbst. Hierzu gehört zuvörderst das Verständnis derselben in Schrift und Rede, dann das Beherrschen des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks.[1] Zur gründlichen Kenntnis der gesprochenen Sprache gehört eine genaue und korrekte Aussprache, namentlich der einzelnen Laute, sowie eine richtige Accentuation (dass man den Nachdruck auf die rechte Silbe legt); was dagegen den eigentlichen Ton, das musikalische Element der Sprache betrifft, so hat man bis jetzt im Allgemeinen nicht so hohe Forderungen gestellt; es gelingt nur äusserst wenigen den „Accent“ (wie es auch in dieser Bedeutung heisst) oder die Modulation, die Melodie einer fremden Sprache sich vollständig anzueignen, wenn sie diese nicht von Kindheit an erlernt, oder im Auslande eine geraume Zeit mit

[1] Vgl. die preussische *Ordnung der Prüfung für das Lehramt* an höheren Schulen, Berlin 1887. S. 13. 14. 35. 36.

teilweisem Verluste ihrer Nationalität zugebracht haben. Und doch wird man mit der wachsenden Entwickelung der Wissenschaft auch hier den Anforderungen der einheimischen Ohren besser entsprechen können und müssen. Der englische Tonfall liegt Deutschen und Skandinaviern ziemlich nahe, und mit guten Anlagen kann man sich denselben in ziemlichem Umfange aneignen; der französische Tonfall dagegen liegt den germanischen Nationen sogar ferner als der anderer romanischer Hauptsprachen wie Italienisch und Spanisch; die ganze französische Weise die Worte hervorzubringen, Accentuation wie Modulation, ist der unsrigen ganz entgegengesetzt. Was ein Jeder erreichen kann und soll, ist eine korrekte Wiedergabe der eigentümlichen Laute der fremden Sprachen, nebst einer gewissen Fertigkeit im mündlichen Ausdruck. Die eigentliche Sprache ist die gesprochene, und diese besteht aus Lauten. Die erste Bedingung um eine Sprache zu kennen ist somit die Kenntnis ihrer Laute. Ohne diese Kenntnis kann man zwar bis zu einem gewissen Grade in ihren Geist eindringen, aber sie bleibt doch eine tote Sprache.

Um die praktische Kenntnis einer Sprache zu erwerben, ist ein Aufenthalt im Auslande das zweckmässigste Mittel. Es würde aber unklug sein damit anzufangen, es sei denn, dass man eine sehr lange Zeit bleiben kann [1]. Erst wenn man zu Hause eine gute Grundlage gelegt hat, kann man mit gutem Erfolg eine kürzere Reise machen. Am wichtigsten ist es, im Voraus eine gute Aussprache mitzubringen; eine schlechte und nachlässige Aussprache ist fast schlimmer als gar keine, und selbst nach jahrelangem Aufenthalt unter Ausländern beinahe unmöglich los zu werden. Man weiss, wie schwer es selbst dem tüchtigsten Lehrer wird, den Schülern die richtigen Laute beizubringen; meistens bleibt es beim alten Schlendrian, „der gewöhnlichen Schulaussprache“, die darin besteht, dass der Schüler spricht, wie es ihm bequem ist; dies hat indessen die schlimme Folge, dass er sich kaum verständlich machen kann, wenn er später nach dem Auslande kommt. Besonders gilt dies für das Französische, zum Teil auch für das Englische.

---

[1] Am besten ist es natürlich, wenn man in seiner Jugend einige Jahre im Auslande zubringen kann.

Mancher, der schon ein geschickter Franzose zu sein glaubte, wird bei seiner Ankunft in Frankreich dadurch unangenehm überrascht, dass er fast kein Wort versteht von dem, was die Leute sprechen, und dass die Franzosen auch kein Wort von seinem Französisch begreifen! Er muss dann mit einem französischen Sprachlehrer mühsam von vorne wieder anfangen, und hat unsägliche Mühe, „die gewöhnliche Schulaussprache" auszurotten und sich eine bessere anzueignen [1]. Es ist darum besonders wichtig, dass man in der Schule von Anfang an tüchtige Lehrer der neueren Sprachen hat. Gerade im ersten Jahre des Sprachunterrichts kommt es darauf an, eine möglichst reine Aussprache zu erlangen; das erste Jahr ist für die folgenden bestimmend.

Um zu Hause oder in der Schule eine gute Ausprache zu bekommen, bedarf es ausser einem gutem Unterricht auch eines guten Ohres; in der Regel ist mit gutem musikalischem Gehör auch die grösste Anlage für die Aussprache verbunden; doch ist dies keine notwendige Bedingung; ich habe ganz unmusikalische Leute fremde Sprachen sehr gut aussprechen hören. Dagegen ist fleissige Übung einem Jeden notwendig; man muss sich in der Aussprache der einzelnen Laute und in der zusammenhängenden Rede üben, und sich nicht zufrieden geben, bis Einem das eigene Ohr sagt, dass man das Rechte erreicht hat. Endlich ist auch eine gewisse Bildung und Freiheit von Dialekteigenheiten erforderlich. Eine höhere Bildungsstufe kann gewissermassen den Mangel eines scharfen Gehöres ersetzen. Je näher man in seiner Muttersprache dem Dialekt steht, um so schwieriger wird es, die fremde Aussprache sich zu eigen zu machen; je mehr partikularistisch der Standpunkt ist, desto ferner bleibt das Fremde; je mehr gebildet und kosmopolitisch, desto näher rückt das Ausland.

In Norwegen z. B., wo die Einwohner von Bergen (an der Westküste) der gewöhnlichen Auffassung nach das schönste und volltönendste Norwegisch sprechen, haben gerade diese grössere Schwierigkeit, die Aussprache fremder Laute zu erlernen, weil ihre eigene Sprache mehr provinziell gefärbt ist. In der Hauptstadt Christiania dagegen, wo die Sprache an sich breiter und eintöniger, aber doch mehr kosmopolitisch ist, wird der Übergang zum Fremden leichter. Die norw. Westländer finden be-

---

[1] Vgl. Rambeau, *Der französische und engl. Unterricht* S. 16.

sonders die Zischlaute schwierig, wie engl. *sh*, franz. *ch* und noch mehr das weiche franz. *j*; da sie im Norwegischen z. B. *Sjæl* (Seele), *Skilling* (Schilling) mit beinahe getrenntem *s* und *j* aussprechen (wie die Westfalen *s-chön* statt *schön* sagen), übertragen sie diese Eigenheiten auch auf die fremden Sprachen. Die norw. Ostländer dagegen sprechen *sj* beinahe wie engl. *sh*[1] und lernen dieses daher leicht. Die Ostländer fehlen ihrerseits durch eine zu breite Aussprache der Vokale, z. B. wenn sie frz. *père* wie *pær* mit breitem *ä* statt mit offenem *e* aussprechen; auch *a*, besonders das lange, ist tiefer als im Englischen und Französischen, was auf tieferer Senkung der Zunge beruht. Ostländern und Drontheimern gemeinsam ist die undeutliche Artikulation von *r*[2] besonders vor *s*, in der dialektischen Aussprache auch vor *t*, *d*, *n*, was in der Aussprache des Französischen das Ohr verletzt und unverständlich ist, dagegen mit englischen Neigungen mehr übereinstimmt. Im Norw. klingt *r* besonders bei kindischer oder affektierter Aussprache oft beinahe wie *s*, z. B. in *tre* (drei), was ebenfalls mit dem Engl. stimmt, den Franzosen aber sehr unverständlich ist. Die Ostländer (und Schweden), besonders die ungebildeten, sind geneigt *s* vor *l* und nach *r* supradental auszusprechen, z. B. *ṣlå* statt *slå* (schlagen), was an das deutsche *schlagen* aus ahd. *slahan* erinnert, wie auch der Laut *ṣ* dem deutschen *sch* ähnlich ist; *færṣte Væṛṣ* statt *förste Vers* (erster Vers). Vgl. Lundell, Landsmålsalfabet p. 31. 67. Allen Norwegern gemein sind die abweichenden Laute *å*, *o*, *u*, die zwei ersten auch gemeinskandinavisch. Das allgemeine europäische geschlossene *o* z. B. im d. *Rose*, *Ton* liegt unsern Ohren zwischen *å* und *o*. Das gewöhnliche europäische *u* z. B. im d. *Kuh* liegt uns zwischen *o* und *u*. Die Deutschen halten unser *o* gewöhnlich für ihr *u*, und unser *u* für ihr *ü*, so dass *du gode Gud* (du guter Gott) ihnen ungefähr wie *dü gude Güd* klingt, was uns wiederum ganz falsch lautet. Unserer Sprache fehlen die weichen oder stimmhaften Zisch-

---

[1] Doch mit einigem Unterschiede; z. B. ostnorw. *Skilling* lautet nicht ganz wie engl. *shilling* od. d. *Schilling*, sondern mit einem aus *sch* und *j* verschmolzenen Laute (palatalem *sch*, polnischem *ś*). Deutsche Namen, wie *Fischer*, *Fleischer* werden bei uns mit demselben Laut gesprochen, nicht mit dem vollen deutschen *sch*, und klingen daher deutschen Ohren etwas fremdartig.

[2] Das sogenannte cerebrale (kakuminale, bei Sweet *inverted*) *r*, z. B. im norw. schwed. *ærtər* (Erbsen, altn. ertr, holl. erwten), wo sowohl *r* als *t* mit gegen den Vordergaumen zurückgebogener Zungenspitze gesprochen werden, das *r* aber sehr schwach artikuliert und mit dem folgenden Konsonanten beinahe verschleift wird; nach Sweet „*r* is dropped, or rather partially incorporated into the preceding vowel“, *bāṇ* f. barn (Kind) etc., s. *Sounds and Forms of Spoken Swedish* p. 7. 12. Ebenso Lundell, *Det svenska landsmålsalfabetet* p. 23 ff. Es scheint mir jedoch, dass meist noch etwas vom *r* im Übergang („glide“) vom Vokal zum Konsonanten zurückbleibt. Vgl. Storm, *Norvegia* I, 96 ff. Auch Sweet stimmt mir jetzt bei; ebenso Dr. A. Kock in seiner Rezension von *Norvegia*, Sv. Landsm. 1885 D p. lvi.] Die indischen *ṭ ḍ* klingen mir den skandinavischen sehr ähnlich; Genaueres darüber unten. — Man unterscheidet die vorderen Cerebrale als Supradentale oder Alveolare, die hinteren (inneren) als Kakuminale; die ersteren sind nur Annäherungen an die eig. '*inverted*'.

laute, welche uns daher viel Mühe kosten, wie das weiche *s* im Deutschen, Engl., Franz.; dieses verhält sich zum harten wie *v* (norddeutsches *w*) zu *f*: im Englischen ist es zugleich mehr supradental. Ebenso ist uns das frz. *j* schwierig, welches sich zum frz. *ch* verhält wie *z* (stimmhaftes, „weiches" *s*) zu *s*; der entsprechende engl. Laut z. B. in *pleasure* ist mehr supradental. Von anderen Spiranten macht das „harte" und „weiche" engl. *th* sowohl uns, als noch mehr den Deutschen Schwierigkeit; jenes ist genau das isländische *þ* in *þing*, ein spirantisches *t*; das weiche ist gleichfalls identisch mit dem isländischen *ð* in *Guð* (Gott), ein spirantisches *d*, aber etwas verschieden vom dänischen *đ* in *Gud* (Gott), *Gade* (Gasse, Strasse), welches weniger energisch artikuliert ist, indem die Zunge nicht so weit vorgeschoben wird und sich loser anschliesst. [Nach Hoffory, Kuhns Zschr. XX, 425 hat es sogar mit dem engl. *th* in *that* „gar nichts gemein" und wird „ohne jedes Reibegeräusch hervorgebracht", was er einen „unvollkommen gebildeten Spiranten" oder "sonoren Konsonanten" nennt. Die Lockerheit der Engebildung scheint mir hier etwas übertrieben, und die von H. beschriebene Aussprache eher dialektisch oder individuell als normal. Aber H.s Definition beweist jedenfalls, dass der dänische Laut vom englischen verschieden ist. Vollkommen richtig beschreiben dagegen meines Erachtens Jespersen und Dahlerup, Kortfattet dansk Lydlære S. 16 den Laut so: „Statt ursprüngliches *ð* haben wir einen wohl dem Dänischen eigentümlichen Laut erhalten, indem die Zungenspitze im Untermunde ruht, während der allervorderste Teil des Zungenrückens gegen das Zahnfleisch gehoben wird". Übereinstimmend Jespersen *Articulations* 65, mit der Formel $\beta e\ \gamma^{ef}2$; über die Formelschrift s. weiter unten.] Das frz. *gn* in *seigneur*, *champagne* besteht nicht, wie man oft glaubt, aus *n* mit folgendem *j*, sondern ist eine Verschmelzung dieser zwei Laute. Endlich mögen auch die französischen Nasalvokale erwähnt werden, deren Eigentümlichkeit darin besteht, dass man während ihres ganzen Verlaufs den Vokallaut und die nasale Resonanz gleichzeitig hört, ganz anders als beim germanischen Laut im d. *lang*, *enge*, e. *long*, wo man erst den Vokal, dann den velarnasalen Konsonanten hört. Es mögen vorläufig diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, wie notwendig aufmerksame Beobachtung und fleissiges Üben sind, um die fremden Laute beherrschen zu lernen.

Hat man keine Gelegenheit, eine Reise ins Ausland zu machen, so muss man bei praktischen, am besten eingebornen Sprachlehrern Unterricht suchen. Das Beste ist Umgang mit gebildeten Ausländern; dadurch gewinnt man eine ganz andere Vertrautheit mit der Sprache als durch einzelne Unterrichtsstunden. Durch einen solchen, längere Zeit hindurch fortgesetzen Umgang kann man oft grössere Fertigkeit erwerben als durch einen kurzen Aufenthalt im Auslande. Überall wo man mit Ausländern spricht, muss man sein Beobachtungsvermögen anspannen, um sich die richtige Aussprache anzueignen,

die erste Bedingung des gegenseitigen Verständnisses. Der erste Eindruck täuscht meistenteils; der Anfänger ist geneigt, einen fremden Laut für einen seiner eigenen Sprache zu nehmen; erst fortgesetzte Beobachtung wird ihn lehren, dass der Laut wirklich ein fremder ist, welcher entweder zwischen zwei Lauten seiner Sprache, oder ganz ausserhalb derselben liegt. Am besten ist es, eine gute theoretische Anleitung zu Rat zu ziehen, da das Ohr ohne eine solche nur schwer oder spät das rechte findet. Das Ohr ist für einige Laute weniger empfindlich als gegen andere und ist dann fremder Hülfe bedürftig.

Steht keines dieser Mittel zur Verfügung, so bleibt nichts anderes übrig, als dem Vortrage und den praktischen Übungen des Universitätslehrers mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu folgen; dieselben sind aber gewöhnlich ganz unzureichend, wenn man sich nicht zu Hause fleissig übt. Praktische Übungen sind an den meisten Universitäten nur Nebensache. Das Ziel der Universität ist ja zunächst ein wissenschaftliches, nicht ein praktisches Studium. Aber Theorie ohne Praxis wird am Ende unfruchtbar. Ich habe daher mehrere Jahre hindurch mit meinen Schülern vielfach Lese- und Vortragsübungen getrieben und zwar mit dem grössten Erfolg; für die künftigen Lehrer haben sie sich geradezu unentbehrlich erwiesen. Die jetzt an mehreren Universitäten für den Unterricht in den betreffenden Sprachen angestellten Lektoren, oft Franzosen oder Engländer, stiften gewiss grossen Nutzen, indem sie den Studierenden die sonst fehlende praktische Unterlage verschaffen. Es kann nicht dringend genug empfohlen werden, bei den Übungen besonderes Gewicht auf die Aussprache zu legen. Wer nicht gut ausspricht, wird offenbar keine rechte wissenschaftliche Erkenntnis der Lautverhältnisse gewinnen. Die Aussprache ist aber nicht dadurch zu erlernen, dass der Lehrer einigemal ein paar Fehler korrigiert; stetes Einüben ist unerlässlich.

Mit Lese- und Sprechübungen müssen auch Schreibübungen verbunden sein. Hat man keinen Lehrer, so kann man sich auf eigene Hand üben, indem man eine deutsche Übersetzung in die Sprache des Originals zurückübersetzt und dann seine Arbeit nach dem Original korrigiert. Man kann auch das Original in die Muttersprache übersetzen, die Übersetzung einige Zeit liegen lassen, sie dann in die Originalsprache zurück-

übersetzen und nachher mit dem Text vergleichen[1]. Hat man einige Übung im Gebrauche der Sprache erreicht, so wird man es am leichtesten und interessantesten finden, seine eigenen Gedanken darin auszudrücken, indem man Briefe, Aufsätze oder Abhandlungen in der fremden Sprache schreibt. Man ist dann an den Ausdruck nicht so sehr gebunden, sondern kann die Wendungen wählen, die sich dem Geiste darbieten und gleichsam auftauchen, Reminiscenzen der Lektüre; man wird sich auf diese Weise leichter im Geist der Sprache ausdrücken[2]. Wenn man aber vorzieht aus Übungsbüchern zu übersetzen, so giebt es deren ja genug.

Die eigentliche Sprache ist zwar die gesprochene; aber es erleidet doch keinen Zweifel, dass man sich die Hauptmasse einer fremden Sprache in der Regel durch die Lektüre aneignet; Sprech- und Schreibübungen kommen nur unterstützend hinzu. Man lernt gewöhnlich nur wenige Wörter durch das Ohr; wenn man aber auf ein Wort im Lesen gestossen ist und es nachher in der Rede wiedererkennt, dann wird es leicht und sicher vom Gedächtnis festgehalten; erst so bewältigt man den Sprachstoff. Aber Lektüre und Literaturstudium, umfassendes und stetes Lesen bilde die Grundlage. Man muss Buch auf Buch lesen, nicht zu flüchtig, aber auch nicht zu ängstlich genau. Ein Teil der Litteratur muss natürlich gründlich studiert werden; dies gilt von den Hauptautoren, *les pièces de résistance* der Literatur. Aber gleich unentbehrlich ist es, eine Menge Bücher kursorisch zu lesen, besonders leichteren Inhalts; gute Romane sind gar nicht zu verachten, sie sind vielmehr das beste Mittel, den Leser in die wirkliche Umgangssprache des gewöhnlichen Lebens einzuführen, dann auch in dieses Leben selbst, und überhaupt in die eigentümlichen Verhältnisse eines jeden Landes. Auch Zeitungen sind in dieser Hinsicht zu empfehlen. Hiermit muss aber auch ein historisches Studium der Entwickelung jener Verhältnisse verbunden werden, was am besten durch das Studium historischer, in der fremden Sprache von Einheimi-

[1] Vgl. Körting, *Rom. Phil.* I, 233.

[2] S. meinen Aufsatz *Om en forbedret Undervisning i levende Sprog* (Über einen verbesserten Unterricht in lebenden Sprachen) in den norw. *Universitets- og Skole-Annaler* II, 161 ff.

schen geschriebener Werke geschieht. Von da aus kann man zu den übrigen Teilen der Literatur übergehen. Erst wenn man von der Literatur eine selbständige Kenntnis erworben, kann man mit rechtem Erfolg die Geschichte derselben studieren. Doch können auch diese Studien verbunden werden, indem man für jeden neuen Schriftsteller, dessen Bekanntschaft man macht, sein Leben und seine Bedeutung studiert.

Um das Sprachstudium würde es aber schlecht stehen, wenn man sich mit einer durch diese Mittel erworbenen praktischen Fertigkeit begnügen wollte. Erstens wird auf diese Weise kein wirkliches Beherrschen der Sprache erreicht. Praxis ohne Theorie wird bald unzureichend erscheinen. Auch erkennt ja Jedermann die Grammatik als eine notwendige Bedingung eines gründlichen Sprachstudiums an. Aber es genügt nicht eine gewöhnliche Schulgrammatik zu studieren, die auf eine elementare, äusserliche, oft rein mechanische Weise die Gesetze der Sprache darstellt. Es bedarf eines wissenschaftlichen und historischen Studiums, auf dass der Philologe, der künftige Lehrer, die rechte Erkenntnis der Gesetze und der Phänomene der Sprache dadurch gewinne, dass er lernt, wie sie entstanden sind. Das ist der grosse Vorteil der neueren Sprachen, dass sie eine wirkliche Geschichte haben; ihre älteren Stadien sind bekannt. Die englische Sprache können wir wenigstens tausend Jahre zurück verfolgen, die französische fast ebenso lange; ja durch das Lateinische können wir die fortgesetzte Sprachentwickelung durch zwei Jahrtausende verfolgen. Was z. B. 300 Jahre v. Chr. *oinos* hiess (dem gotischen *ains,* deutschem und altnord. *ein* entsprechend), lautete zur Zeit Ciceros *ūnus,* tausend Jahre später französisch *„uns“* d. h. *yns,* jetzt *„un“* wie ein nasales *ö* gesprochen. Wir können bei den verschiedenen Phänomenen meistens nachweisen, was in der Sprache ursprünglich war, was spätere Entwickelung ist oder von fremdem Einflusse herrührt. Auf vieles, was in der gegenwärtigen Sprache rätselhaft ist, wirft die ältere klares Licht. Wenn man z. B. vom engl. *but* nur weiss, dass es „aber, nur, [nichts] als“ etc. bedeutet, erscheint diese Menge verschiedener Bedeutungen ziemlich bunt und willkürlich; aber wenn man weiss, dass *but* = angelsächsisch *būtan* aus *be-ūtan* aussen, ausser, holländisch *buiten* (Gegensatz *binnen: buitenzee en*

binnenzee) ist, hat man gleich den Ausgangspunkt; die Bedeutung „aber, sondern“ ist wie schwed. *utan* (sondern) zu erklären, und „nur“ kommt von *ne but*[1], wo das veraltete *ne* später ausfiel, vgl. dän. *kun* (nur) aus *ikkun* = *ikke uden* (nicht ohne). Wenn ältere Grammatiker lehrten, dass „der Infinitiv, von einer Präposition regiert, in das Partizipium Präsens geändert werden müsse“, war dies eine Absurdidät, die auf den Schüler schädlich und verwirrend wirkte. Das historische Studium hat gelehrt, dass *ing* (älter *ung*) eine substantivische Endung ist und Verbalsubstantive bildet, während das ursprüngliche Suffix des Part. Praes. *ende* war (wie noch im Dänischen), später südengl. *inde*, das mit *ing* verwechselt[2] und von ihm verdrängt wurde. Die Lehre vom Verbalsubstantiv oder besser Gerundium auf *ing* ist später auch in die Schulgrammatiken aufgenommen worden.

Der Philologe soll sich wissenschaftliche Einsicht in die Sprache und in deren Geschichte erwerben, nicht nur weil dieses Studium mehr wissenschaftlich ist und somit die Geistesfähigkeiten besser entwickelt, sondern auch und besonders weil

---

[1] In den ags. Evangelien: We *nabbað* [= ne habbað] hēr *būton* fīf hlāfas, and twegen fixas Matth. XIV, 17; in der engl. Authorised Version: We have here *but* five loaves, and two fishes. Chaucer: I *nam but* deed [dead], Cant. T. 1124. 1276; vgl. I *am but* deed 4287. Shakespeare: He *is but* a dead man, Merry Wives IV, 2. — Man könnte auch an *not but*, *no but* denken, und in Dialekten findet man *nobbut*; so nordengl. bei Dickens, Hard Times 180: „I ha *nobbut* work to live by“. Wycliffe hat: „We han nat [have not] here *no but* five looves“. Aber die englische Schriftsprache erscheint hier wie gewöhnlich, wo sich beide unterscheiden, Chaucer, nicht Wycliffe gefolgt zu sein. S. Varnhagen, An Inquiry into the different meanings of the particle *but*, Göttingen 1876. — Vgl. dän. *kun* (nur) aus *ikke uden* (nicht ohne), zsgz. *ikkun*. Vi have her *ikke uden* fem Brød og to Fiske; in der neueren Übersetzung: Vi have her *kun* fem Brød etc. Übergangsform *ikkun*: Hvo *ikkun* lader Herren raade (wer sich nur auf den Herrn verlässt).

[2] Im 12ten Jh. fängt das ags. Gerundium auf *-enne* an mit der Partizipialform *-ende* vertauscht zu werden, so in den Homilies IId series ed. Morris: he com *to giuende* [to give] S. 35, isend *to spekende* [sent to speak] ib. etc., neben: þat man *eggeð* his negebure *to done* oðer *to speken* him harm [that man excites his neighbour to do or to speak evil against him] S. 13 etc. He cumeð to *deminde*, Anglia I, 286. (Vgl. im Mittelhochdeutsch des 12ten Jh. *ze sprechende* = *ze sprechene*; auch hier wurden beide Formen verwechselt.) Somit in die Reihe der substantivischen Suffixe übergetreten, wird altengl. *-ende*, *-inde* bald in beiden Funktionen mit dem substantivischen *-inge* vertauscht, welches schon im 12ten Jh. sehr häufig ist und oft als Gerundium fungiert: Sume men ladeð here lif *on etinge* and *on drinkinge*, [some men lead (spend) their life in eating and drinking], Hom. 37.

es im höheren Sinne praktischer ist, indem es das Verständnis und die Aneignung des Stoffes erleichtert und eine höhere Anschauung der Phänomene und ihrer Ursachen mit sich bringt. Erst hierdurch erlangt der Lehrer das rechte Vermögen, den Schüler anzuleiten; erst von diesem Standpunkt aus wird er wissen, was und wie erklärt werden soll. Aber hier liegt auch die Beschränkung der Aufgabe. Unser Ziel ist nicht nur, rein wissenschaftliche Forscher, sondern auch Lehrer auf wissenschaftlicher Grundlage auszubilden. Wir wünschen den Lehrern nicht eine unpraktische, zu keinem Ziele führende Wissenschaft aufzudringen, sondern sie zu einem solchen Studium der Sprachwissenschaft anzuregen, welches das Verständnis und die Aneignung der Phänomene der gegenwärtigen Sprache erleichtern kann. Nur die reine Wissenschaft muss alles durchforschen, möge es praktisch erscheinen oder nicht; alle wahrheitsliebende, uneigennützige Forschung wird am Ende doch ihren Lohn haben. Andererseits darf die Wissenschaft das Praktische nicht übersehen. Ein wissenschaftliches Sprachstudium besteht nicht nur in Erforschung der Sprachgeschichte, sondern auch in einer systematischen und gründlichen Kenntnis der jetzigen, lebenden Sprache. Um die Phänomene zu erklären, muss man sie erst genau kennen. Es scheint überflüssig dies zu bemerken, aber es wird doch oft übersehen. Manche Gelehrte sind gründliche Kenner des Altenglischen und des Altfranzösischen, sprechen aber die neueren Sprachen stümperhaft und kennen sie nur oberflächlich, was wiederum oft auf ihre Forschungen über die ältere Sprache unvorteilhaft einwirkt, indem sie den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Perioden nicht sehen. Man muss die Neuzeit ebenso gründlich studieren; zwar kann ein einzelner Mann nicht alle Perioden einer Sprache gleichmässig beherrschen; es gilt aber zunächst anzuerkennen, dass ein gründlicheres Erforschen der Neuzeit und der lebenden Sprache notwendig und berechtigt ist. Namentlich gilt es den wirklich lebenden Sprachgebrauch kennen zu lernen, um die Gränzen und wirkliche Ausdehnung der Phänomene bestimmen und zwischen Gesetzen und vereinzelten Erscheinungen scheiden zu können. Die Sprache hat ihre Einfälle, aber solche Abweichungen können auch ehrwürdige Überbleibsel einer älteren Sprachperiode sein.

Auch die gegenseitigen Grenzen verwandter Phänomene sind zu bestimmen. Wann wird z. B. *at* gebraucht, wann *by*? und ist der Unterschied zwischen ihnen auf die ältere Sprache zurückzuführen? Mätzner und Sattler haben in solchen Fragen Bedeutendes geleistet, aber Vieles bleibt noch zu ergründen; namentlich haben sie nicht zwischen dem eigentlichen, naturwüchsigen, idiomatischen Sprachgebrauch der lebenden Sprache und dem künstlichen Ausdruck der Schriftsprache und des höheren Stils hinreichend unterschieden. Warum wird langes *a, e, i* im Englischen ganz anders als in den verwandten Sprachen ausgesprochen? Ellis hat zu zeigen versucht, dass diese Zeichen im Altenglischen ungefähr wie in den übrigen altgermanischen Sprachen lauteten; die Ursachen aber, welche die neuere Entwickelung herbeiführten, blieben noch grösstenteils unermittelt.

Ehe ich zu meinem eigentlichen Gegenstande übergehe, muss ich über das Verhältnis meiner Arbeit zu der meines Vorgängers einige Worte sagen. Als Lehrer der meisten modernen Philologen, wenigstens in praktischer Rücksicht, ist in Deutschland Dr. **Bernhard Schmitz**, Professor an der Universität Greifswald, anzusehen. Seine *Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen,* 1. Band mit 3 Supplementen, Greifswald 1859—64, dazu noch *Die neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie*[1] umfassen ein weiteres Gebiet als meine Arbeit, die sich wesentlich auf das Englische beschränkt. Schmitz's Werk enthält eine ausführliche Bibliographie, die jedoch nicht erschöpfend ist, namentlich was die neuere streng wissenschaftliche Litteratur betrifft; andererseits ist der Vollständigkeit wegen einer verwirrenden Menge von

---

[1] Hierzu kommt noch *Systematisches Verzeichnis der auf die neueren Sprachen, hauptsächlich die französische und englische bezüglichen Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften*, hgg. von **H. Varnhagen**, Leipzig 1877. Die 2te Ausgabe der Schmitzschen *Encyclopädie* kann ich nicht loben. Während die 1ste Ausg. für ihre Zeit eine achtungswerte Leistung war, enthält die 2te nur einige sehr dürftige Zusätze, welche meist in Verweisen auf die Supplemente zur 1sten Ausg. und auf die *Neuesten Fortschritte* bestehen. Dagegen ist Vieles, was in der 1sten stand, weggelassen. [Über Schmitz's *Encyclopädie* und Varnhagen's *Verzeichnis* etc. s. auch *Zeitschr. f. neufrz. Sprache u. Literatur* I, 71 ff. und *Englische Studien* II, 1.] Im Folgenden bezeichnet *Enc.* die 1ste Ausg. der Encyclopädie, *Suppl.* die Supplemente, *N. F.* „Die neuesten Fortschritte“ etc.

unbedeutenden Schriften Erwähnung geschehen. Was ich besonders bei Schmitz schätze, sind seine litterarhistorischen Erläuterungen über ältere Bücher und Ausgaben, und hier habe ich mehreres von ihm entlehnt. Die Urteile des Verf. über die besprochenen Bücher sind im Ganzen verständig und gesund, bleiben aber gegen den jetzigen Stand der Wissenschaft oft zu sehr zurück. Der Verf. hat viele gute Bemerkungen über Aussprache, Grammatik und Sprachgebrauch, ist aber nicht immer zuverlässig. Dass die Arbeit überhaupt in philologischer Rücksicht der heutigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr entspricht, ist jetzt so allgemein anerkannt, dass ich es mir gewiss ersparen kann, näher auf Fehler und Missgriffe einzugehen. Nur einige Punkte, die ein allgemeineres Interesse haben, sollen hier erwähnt sein.

Wenn Guest in seinen *English Rhythms* die Konsonanten in *Vocal Letters* (*b, g, d, v, dh, z, zh, w*) und *Whisper Letters* (*p, t, k, f, th, s, sh wh*), teilt, sagt der Verf. S. 192: „Diese Benennungen, welche ihm sehr wichtig erscheinen, sind natürlich sehr verfehlt, und das *wh* als einen einfachen Sprachlaut anzusehen, ist ein grosser Irrtum". Diese Bestimmungen werden aber jetzt von der Wissenschaft allgemein anerkannt; die sogenannten weichen, besser tönenden oder stimmhaften Konsonanten nennt Smart *vocalized*; jetzt nennen sie die englischen Phonetiker *voiced*. Die harten d. h. stimmlosen Konsonannten, werden von Einigen *whispered, surd*, oder *non vocal*, jetzt gewöhnlich *breath consonants* genannt; französisch jene *consonnes sonores*, diese *sourdes*. Auch *wh* wird jetzt von den Phonetikern nicht mehr als *hw*, sondern als ein gehauchtes *w* angesehen, wo *h* und *w* gleichzeitig, also verschmolzen sind; doch geben sie zu, dass in England *wh* gewöhnlich wie das einfache *w* lautet. Doch muss ich bekennen, dass auch mir *h* zum Teil voranzugehen scheint, wenn es ausgesprochen wird. — Interessant ist es, Enc. 277 etwas von deutschen Aussprachefehlern zu erfahren, wie engl. *bat* f. *bad*; gewöhnlich sagen die Deutschen eher „*Bett*" (mit offenem *e*). So sagt Ellis, Early English Pronunciation S. 58 gewiss mit Recht, dass „I had a hat on my head" von den Deutschen gewöhnlich als *ai hett a*[1] *hett on mai hett* gesprochen werde. Ferner erwähnt Schmitz „falsche Trübung gewisser Vokale: prüß f. *la Prusse* (*u* lautet wie in grüßen, ist aber möglichst kurz), ill f. *il* (*i* lautet wie in *île*, ist aber kurz)"; wir ersehen hieraus, dass im Deutschen wie im Skandinavischen[2] offenes *i* und *ü* existieren. Im Englischen wird bekanntlich kurzes

[1] Statt *a* besser *ä*, wie es die Deutschen gewöhnlich aussprechen.

[2] In gewissen Fällen, besonders vor gewissen Konsonanten, ist das kurze *i* im Dänischen offen, oder genauer ein sehr geschlossenes („gehobenes") *e*, Zwischenlaut von *é* und *i*, hier *ė* bezeichnet; gewöhnlich hat das *i* dann in den norwegischen, zum Teil auch in den schwedischen Dialekten, den gewöhnlichen offenen Laut, z. B. *fisk* dän. *fėsk*, norw. Dial. mit offenem

i immer offen gesprochen, daher die Engländer das franz. geschlossene *i* gewöhnlich lang aussprechen, fr. *ville* wie ihr *veal*, *fil* wie ihr *feel*, ital. *virtù* wie *veer-too!* Wenn Schmitz weiterhin als einen gangbaren Fehler „im Engl. Bädd f. *bed* (*e* lautet wie in *Beet*, ist aber kurz)" erwähnt, so ist dies unrichtig. Das kurze engl. *e* hat wie das kurze *i* den offenen Laut, und engl. *bet* (wetten) lautet wesentlich wie deutsch *Bett*; das offene deutsche *e* ist mit dem *ä* in *hätte* gewöhnlich identisch; bisweilen hat das deutsche *ä* eine breitere Aussprache (wie *æ*), aber so kann auch das engl. *e* bisweilen ausgesprochen werden (s. Sweet, Handb. of Phonetics), was im schottischen „*sax*"[1] d. i. *sæks* = *six* culminiert. Einen wirklich geschlossenen kurzen Laut hat dagegen ital. *e* in *detto* aus lat. dĭctum (norditalienisch, auch römisch[2] und neapolitanisch[3] *ditto*, woher das allgemein europäische *ditto* = dasselbe, ebenso), ebenso das *e* in dänisch-norw. *et* (eins), altn. eitt, etc. Im Folgenden hat Schmitz mehrere gute Bemerkungen über die Aussprache. S. 456 wird mit Unrecht behauptet, dass fr. *parler* au wie *parlé-rau*, nicht *lèrau* auszusprechen ist; doch ist dabei zu bemerken, dass man in der natürlichen, ungezwungenen Redesprache das *r* des Infinitivs nicht hinüberzieht; man sagt *parlé au voisin; parlèrau* ist feierlich und klingt in der gewöhnlichen Konversation affektiert. Ebenso leugnet der Verf. mit Unrecht, dass *collége, siége, Norvége* in Wirklichkeit *ège* ausgesprochen werden, was die Franzosen jetzt oft schreiben; ja die neueste Ausgabe des *Dictionnaire de l'Académie* (1878) erlaubt ausdrücklich in solchen Wörtern *ège* zu schreiben; die bisher gebräuchliche Schreibweise *ége* beruht auf einer älteren, jetzt verschollenen Aussprache. Trotz dieser Ungenauigkeiten steht aber Schmitz, was die Aussprache betrifft, entschieden über dem durchschnittlichen Standpunkt deutscher Schulbücher seiner Zeit.[4]

Es lässt sich nicht leugnen, dass es gerade die drei grossen Kulturvölker Europas sind, welche fremde Sprachen am schlechtesten aussprechen. Den Deutschen sind besonders die Konsonanten schwer, namentlich der Unterschied zwischen „harten"

---

i wie im deutschen *Fisch*; eng. *fish* noch ein klein wenig offener; schott. *fesh*, zum Teil *fæš* („*sax*" f. six).

[1] Bei Marryat, Peter Simple 46 sagt ein Schotte: „Had I minded all they whispered in my lug as I came along, I had need been made of money — *sax*pence here, *sax*pence there, *sax*pence everywhere".

[2] Che t' ha *ditto*? M' ha *ditto* che etc. Zuccagni-Orlandini, Dial. ital. p. 308.

[3] M' ha *dditto*, Zucc.-Orl. ib. 351. Sicilianisch notwendigerweise *dittu* (ib. 408).

[4] Man findet in diesen zum Teil höchst sonderbare Bezeichnungen der Aussprache. Selig, Die Sprache der Engländer, lässt nach Enc. 182 „*this is the way*" wie „Sis is se uäh" ausgesprochen werden. Ich habe ein deutsches Lehrbuch gesehen, wo die Aussprache des *th* sinnreich als *fzh* bezeichnet war! Überhaupt lernen die Deutschen nur selten das *th* aussprechen; die meisten sagen *d* oder weiches *s*. Auch die Franzosen sagen gewöhnlich: *zis is zé ouè*.

und „weichen". Die Engländer haben hinwiederum mit den Vokalen ihre Mühe; auch viele Deutsche unterscheiden schwer *ö* von *e* und *ü* von *i*. Den Franzosen macht der Accent die grössten Schwierigkeiten; sie sprechen die tonlosen germanischen Endsilben allzu betont und deutlich aus. Man sagt, dass Slawen, besonders Russen, fremde Sprachen am besten aussprechen; die Ursache davon ist zum Teil, dass sie von Kindheit an dazu angehalten und erzogen werden; zum Teil auch, dass sie in ihrer eigenen Sprache so viel schwierige Laute, besonders mouillierte und Zischlaute besitzen; eben der Reichtum ihres Lautsystems macht, dass sie die verschiedenen Klassen, wie harte und weiche, mouillierte und nicht mouillierte Konsonanten, genau unterscheiden. Was die Vocale betrifft, so haben die Russen weder *ö* noch das gewöhnliche *y*; ihr eigenes *y* (ы) ist so eigentümlich, dass es nur sehr schwer einem Nicht-Slawen gelingt, es richtig zu sprechen. Dennoch scheinen die Russen ohne Schwierigkeit französisches *eu* und *u*, deutsches *ö* und *ü* auszusprechen. Was die Polen anlangt, scheinen sie nicht so gut wie die Russen zu sprechen; sie behalten fast immer einen sehr ausgeprägten Accent und sprechen alle Vokale kurz ohne den folgenden Konsonanten zu verdoppeln, was besonders im Germanischen das Ohr verletzt: „Noch ist *Pŏ'len* nicht *verlŏ'ren* [1]. Ich erkläre mir hieraus das Sprichwort: „Nós Poloní nón curamús quántitatém sýllabarúm" (oder „Nos Póloni non cúramus quantítatem syllábarum"); ursprünglich werden die Polen gesagt haben: ***Nos Polŏ'ni non cură'mus quantită'tem syllabă'rum***; es handelt sich im Sprichwort um die Quantität, nicht um den Accent; im Polnischen liegt der Accent bekanntlich immer auf der vorletzten Silbe [2].

---

[1] Gewöhnlich wird dies von den Deutschen unrichtig wie *„Pollen"*, *„verlorren"* aufgefasst, weil die Deutschen selbst geminierte Konsonanten beinahe wie einfache zu sprechen pflegen. In einem Aufsatze von Franz Maurer über die Lausitzer Wenden (übersetzt im norw. *Skilling-Magazin* 7. Mai 1870) finde ich: „Die Doppelung der Konsonanten, wodurch eine scharfe, kurze Aussprache hervorgebracht wird, ist unter den Wenden verhältnismässig selten, wodurch sich ihr Deutsch vorteilhaft von dem der Polen unterscheidet".

[2] S. meine Abhandlung *Romanische Quantität* in den *Phonetischen Studien* II, 139. Übrigens meinen einige, dass das Sprichwort erst von den Ungarn hergekommen ist: „Nos Húngari non cúramus" etc. Im Ungarischen (wie im Böhmischen) wird bekanntlich immer die erste Silbe betont; dagegen beachten die Ungarn genau die lat. Quantität.

Die Skandinavier glauben gewöhnlich viel besser als Deutsche, Engländer und Franzosen auszusprechen; doch haben auch sie, wie zum Teil oben gezeigt ist, ihre Schwächen. Auch die Skandinavier haben einen sehr eigentümlichen Accent, die Schweden und Norweger einen singenden, die Dänen einen stossenden [1].

Einige Beispiele gewöhnlicher Aussprachefehler mögen hier Platz finden. Die Franzosen erzählen, ein Abgeordneter aus Elsass habe gesagt: *Tous mes brochets sont des truites* (alle meine Hechte sind Forellen) statt *tous mes projets sont détruits*; nach andern sagen die Deutschen vielmehr entweder *prochets* oder *brojets* (beide hart oder beide weich). Man erzählt, eine deutsche Dame habe in einer französischen Soirée einen Rebus gezeichnet, eine Katze, einen Wolf und eine Säge vorstellend. Als Keiner das Bilderrätsel erraten konnte, sagte sie: „Mais c'est très-facile: *chat-loup-scie* [jalousie]!" Ein verlegenes „ah!" war die einzige Antwort der anwesenden Franzosen. Ein Deutscher wurde in England gefragt, wie alt er und seine Frau wäre. Er antwortete: „I am *dirty*, and my wife is *dirty too* [thirty two]". Ich hörte einst in Paris an einen Deutschen die Frage richten, wo er zu Hause wäre; er antwortete: „Je suis de la *Zaxe* [Saxe]". „Ah, Monsieur est de *l'Alsace*", war die Antwort; *Alsace* wird bekanntlich auf deutsche Weise mit stimmhaftem *s* gesprochen. Ich habe einen Norweger dreimal wiederholen hören: „Est-ce que vous êtes Parisien, Monsieur?" ohne verstanden zu werden, weil er das *s* hart, den Nasenlaut wie *ng* aussprach. Ein Schwede ging in Paris umher und fragte nach der Oper; da er aber *lώpəra* (mit nordischem *u*-haltigem *o*) statt *l'opéra* sprach, verstand ihn kein Mensch. Holberg, der Vater des dänisch-norwegischen Schauspiels († 1754) erzählt, dass er in Paris nach „Logis" fragte, was er ächt norwegisch als *lωsi'* oder *lωsji'* wird ausgesprochen haben; Niemand verstand ihn; zuletzt antwortete ihm ein alter Franzose sehr höflich: „Je ne la connois point, Monsieur"; er nahm es nämlich für den Namen *Lucie*. — Ein Deutscher fragte einst in einer französischen Buchhandlung in Moskwa nach „un ouvrage sur le *chapon*". Der Kommis bringt ihm ein naturwissenschaftliches Werk über die Vögel. Nein, das wäre es nicht, rief der Deutsche ungeduldig, "le *chapon*! le *chapon*!" Der Kommis denkt: der Herr wünscht ein spezielles Werk über die Kapaunen;

---

[1] Siehe meine kleine Abhandlung *Om Tonefaldet (Tonelaget) i de skandinaviske Sprog* (vom Tonfall in den skandinavischen Sprachen), mit französischem Résumé, im Sitzungsbericht der Gesellschaft der Wissenschaften, Christiania 1874. [Ausführlicher darüber in *Norvegia* I, 40 ff., s. unten.] Axel Kock, *Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent* (sprachgeschichtliche Untersuchungen über schwedischen Accent), Lund 1878. Lyttkens u. Wulff, *Svenska språkets ljudlära*, s. unten. — Ich finde in einem Roman von Grant, *Philip Rollo* (Lond., Routledge) p. 40: „For one moment there was something of the Danish softness in his voice, the next it had the deep twang of the Swedish, or the harsh growl of the German".

nach langem Suchen findet er endlich ein Buch „sur la volaille“. Der Deutsche wird rasend: „Non! Non! le *chapon!* le *chapon!*“ Endlich wird der Prinzipal zur Hilfe gerufen, welcher zuletzt herausfindet, dass der Fremde „le *Japon*“ meint, und ihm ein Buch über Japan verschafft. — Ein Deutscher verlangt in einem französischen Restaurant „du *porto*“: der Kellner bringt ihm also Portwein. „Non! non! du *porto!* du *porto!*“ Der Kellner „se creuse la tête“: nach langem Sinnen errät er, dass der Fremde „du *bordeaux*“ meint, und bringt ihm das Verlangte.

Ich gehe jetzt zu meinem eigentlichen Gegenstande über, den Studierenden die besten und neuesten, notwendigsten und zweckmässigsten Hilfsmittel zum philologischen Studium der englischen Sprache anzugeben. Einzelne Bücher bin ich zu erwähnen genötigt, um davor zu warnen, meistens übergehe ich das weniger Gute mit Stillschweigen. Ich kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen: doch glaube ich im Ganzen das Beste, was auf diesem Gebiete in neuerer Zeit erschienen, berücksichtigt zu haben. Die wichtigsten Werke habe ich ziemlich ausführlich besprochen, um dem Leser eine wirkliche Vorstellung von ihrem Inhalt und ihrer Beschaffenheit zu geben; was besonders wichtig und interessant erschien, habe ich zum Teil im Auszug mitgeteilt. Ich füge kritische, erläuternde und ergänzende Bemerkungen hinzu, wo solche nötig erscheinen. Besonderes Gewicht lege ich auf die Phonetik oder Lautphysiologie, eine Wissenschaft, die vor kurzem wenig beachtet wurde, aber für die Sprachwissenschaft jeden Tag grössere Bedeutung gewinnt und namentlich neues Licht auf die vielen und grossen Schwierigkeiten der englischen Aussprache wirft. Namentlich habe ich die phonetischen Phänomene, welche von verschiedenen Nationen verschieden aufgefasst werden, eingehender behandelt. Es lässt sich nicht leugnen, dass gewisse Laute die Ohren z. B. eines Franzosen und die eines Engländers verschieden afficiren; und auch die Phonetiker sind über diesen Standpunkt nicht ganz hinausgekommen. Es giebt gewisse neutrale Gebiete, wo ein Jeder die Grenzen verschieden ansetzt; ein solches ist das normale *a*, von *ä* und *o* gleich entfernt. Die Gesamtheit der Laute jeder Sprache bildet ein System, worin jeder Laut von dem nächsten einen gewissen Abstand bewahrt. Wenn daher ein Laut sich ändert, muss oft eine ganze Lautgruppe verrückt werden; somit wird auch die Auffassung modifiziert. Es gilt

in der Wissenschaft vom subjektiven Element unabhängig zu werden, und dies kann nur dadurch geschehen, dass Phonetiker verschiedener Nationalitäten ihre Eindrücke austauschen und so das Falsche darin eliminiren, dabei auch die Stellung der Organe bei den Lauten der respektiven Muttersprachen genau bestimmen. Eigentlich ist vielleicht kein Laut einer Sprache genau derselbe wie ein Laut einer anderen Sprache. Doch wird der individuelle Differenzirungstrieb zum Teil durch die Stumpfheit der menschlichen Organe neutralisirt. Es kommt nicht so sehr auf absolute, als auf bemerkbare Differenzen an; denn nur was aufgefasst wird, hat in den Sprachen Bedeutung. Der praktische Massstab der fremden Laute ist das Gehör der Eingebornen, das gewöhnlich selbst gegen ganz kleine Abweichungen sehr empfindlich ist; was von ihnen nicht als fremdartig bemerkt wird, mag gewöhnlich ausser Betracht gelassen werden. — Seit dem Erscheinen der 1. Ausgabe der EPh hat die Phonetik noch eine weit grössere Bedeutung als früher gewonnen. Eine ganze phonetische Literatur ist aufgewachsen, mehrere phonetische Zeitschriften sind gegründet und gedeihen sowohl in Deutschland als anderswo; der jungen Wissenschaft wird von allen Seiten, von Philologen sowohl als Naturforschern, ein reges Interesse zugewendet: kurz, die phonetische Wissenschaft ist in der Sprachforschung in den Vordergrund getreten. Bei der immer wachsenden Teilnahme kommen aber auch sehr verschiedene Ansichten zur Sprache; die Phonetik ist fortwährend mehr national als kosmopolitisch; verschiedene Schulen, namentlich die englische und die deutsche, mit mehreren Schattierungen, stehen einander ziemlich scharf gegenüber; eine Ausgleichung der Ansichten bleibt noch Sache der Zukunft; manche streitige Frage harrt noch der endgültigen Entscheidung. Die Phonetik strebt dahin, von dem nationalen, subjektiven zu einem kosmopolitischen, objektiven Standpunkt zu gelangen. Bis das erreicht ist, befindet sich die Wissenschaft noch in einem Zustande des Übergangs. Dazu kommt noch, dass die phonetische Literatur in den letzten Jahren nicht nur über alle Massen angeschwollen, sondern auch zum Teil mit vielen unklaren, schwer verständlichen Darstellungen überladen worden ist, was sogar Sprachforschern das Studium derselben verleidet hat. So sagt Sweet, *Primer of Phonetics,*

nach langem Suchen findet er endlich ein Buch „sur la volaille". Der Deutsche wird rasend: „Non! Non! le *chapon!* le *chapon!*" Endlich wird der Prinzipal zur Hilfe gerufen, welcher zuletzt herausfindet, dass der Fremde „le *Japon*" meint, und ihm ein Buch über Japan verschafft. — Ein Deutscher verlangt in einem französischen Restaurant „du *porto*"; der Kellner bringt ihm also Portwein. „Non! non! du *porto*! du *porto*!" Der Kellner „se creuse la tête"; nach langem Sinnen errät er, dass der Fremde „du *bordeaux*" meint, und bringt ihm das Verlangte.

Ich gehe jetzt zu meinem eigentlichen Gegenstande über, den Studierenden die besten und neuesten, notwendigsten und zweckmässigsten Hilfsmittel zum philologischen Studium der englischen Sprache anzugeben. Einzelne Bücher bin ich zu erwähnen genötigt, um davor zu warnen, meistens übergehe ich das weniger Gute mit Stillschweigen. Ich kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; doch glaube ich im Ganzen das Beste, was auf diesem Gebiete in neuerer Zeit erschienen, berücksichtigt zu haben. Die wichtigsten Werke habe ich ziemlich ausführlich besprochen, um dem Leser eine wirkliche Vorstellung von ihrem Inhalt und ihrer Beschaffenheit zu geben; was besonders wichtig und interessant erschien, habe ich zum Teil im Auszug mitgeteilt. Ich füge kritische, erläuternde und ergänzende Bemerkungen hinzu, wo solche nötig erscheinen. Besonderes Gewicht lege ich auf die Phonetik oder Lautphysiologie, eine Wissenschaft, die vor kurzem wenig beachtet wurde, aber für die Sprachwissenschaft jeden Tag grössere Bedeutung gewinnt und namentlich neues Licht auf die vielen und grossen Schwierigkeiten der englischen Aussprache wirft. Namentlich habe ich die phonetischen Phänomene, welche von verschiedenen Nationen verschieden aufgefasst werden, eingehender behandelt. Es lässt sich nicht leugnen, dass gewisse Laute die Ohren z. B. eines Franzosen und die eines Engländers verschieden afficiren; und auch die Phonetiker sind über diesen Standpunkt nicht ganz hinausgekommen. Es giebt gewisse neutrale Gebiete, wo ein Jeder die Grenzen verschieden ansetzt; ein solches ist das normale *a*, von *ä* und *å* gleich entfernt. Die Gesamtheit der Laute jeder Sprache bildet ein System, worin jeder Laut von dem nächsten einen gewissen Abstand bewahrt. Wenn daher ein Laut sich ändert, muss oft eine ganze Lautgruppe verrückt werden; somit wird auch die Auffassung modifiziert. Es gilt

in der Wissenschaft vom subjektiven Element unabhängig zu werden, und dies kann nur dadurch geschehen, dass Phonetiker verschiedener Nationalitäten ihre Eindrücke austauschen und so das Falsche darin eliminiren, dabei auch die Stellung der Organe bei den Lauten der respektiven Muttersprachen genau bestimmen. Eigentlich ist vielleicht kein Laut einer Sprache genau derselbe wie ein Laut einer anderen Sprache. Doch wird der individuelle Differenzirungstrieb zum Teil durch die Stumpfheit der menschlichen Organe neutralisirt. Es kommt nicht so sehr auf absolute, als auf bemerkbare Differenzen an; denn nur was aufgefasst wird, hat in den Sprachen Bedeutung. Der praktische Massstab der fremden Laute ist das Gehör der Eingebornen, das gewöhnlich selbst gegen ganz kleine Abweichungen sehr empfindlich ist; was von ihnen nicht als fremdartig bemerkt wird, mag gewöhnlich ausser Betracht gelassen werden. — Seit dem Erscheinen der 1. Ausgabe der EPh hat die Phonetik noch eine weit grössere Bedeutung als früher gewonnen. Eine ganze phonetische Literatur ist aufgewachsen, mehrere phonetische Zeitschriften sind gegründet und gedeihen sowohl in Deutschland als anderswo; der jungen Wissenschaft wird von allen Seiten, von Philologen sowohl als Naturforschern, ein reges Interesse zugewendet: kurz, die phonetische Wissenschaft ist in der Sprachforschung in den Vordergrund getreten. Bei der immer wachsenden Teilnahme kommen aber auch sehr verschiedene Ansichten zur Sprache; die Phonetik ist fortwährend mehr national als kosmopolitisch; verschiedene Schulen, namentlich die englische und die deutsche, mit mehreren Schattierungen, stehen einander ziemlich scharf gegenüber; eine Ausgleichung der Ansichten bleibt noch Sache der Zukunft; manche streitige Frage harrt noch der endgültigen Entscheidung. Die Phonetik strebt dahin, von dem nationalen, subjektiven zu einem kosmopolitischen, objektiven Standpunkt zu gelangen. Bis das erreicht ist, befindet sich die Wissenschaft noch in einem Zustande des Übergangs. Dazu kommt noch, dass die phonetische Literatur in den letzten Jahren nicht nur über alle Massen angeschwollen, sondern auch zum Teil mit vielen unklaren, schwer verständlichen Darstellungen überladen worden ist, was sogar Sprachforschern das Studium derselben verleidet hat. So sagt Sweet, *Primer of Phonetics,*

Preface: „On the continent . . . an extensive phonetic literature has sprung up in the last few years, especially in Germany — a literature which becomes more and more indigestible every year". Ich weiss, dass es bisweilen deutschen Sprachforschern nicht besser geht. Bei dieser Sachlage habe ich es für dringend geboten gehalten, das philologische Publikum über diese Literatur und die wichtigsten in derselben behandelten Fragen nach Vermögen zu orientiren. So ist es gekommen, dass ein so grosser Teil meines Buches von „der allgemeinen Phonetik" handelt. — Einzelne Punkte der engl. Philologie habe ich in eigenen Exkursen behandelt, wie die Umgangssprache und die Vulgärsprache, Teile des Sprachgebiets, die noch nicht zum Gegenstand einer zusammenhängenden Darstellung gemacht worden sind. Durch die Reihenfolge, in welcher die verschiedenen Disziplinen behandelt werden, habe ich die Ordnung angedeutet, welcher ich empfehlen möchte im Studium zu folgen. Man muss mit dem praktischen Erlernen der lebenden Sprache und umfassender Lektüre anfangen, dann mit den älteren Stadien der Sprache durch einige der wichtigsten Texte Bekanntschaft machen, endlich in Zusammenhang wissenschaftliche Grammatik, Sprachgeschichte und Etymologie studieren. Dies verhindert natürlich nicht, dass man inmitten seiner praktischen Studien und während der Lektüre über grammatische und andere sprachlichen Fragen, welche sich darbieten, Aufklärung sucht und gelegentlich selbst darüber Untersuchungen anstellt.

Ich werde jetzt die neuesten, nach der ersten Ausgabe meines Buches erschienenen Werke, die ein ähnliches Ziel wie mein Buch verfolgen, kurz besprechen.

K. Elze, *Grundriss der englischen Philologie.* Halle, Niemeyer 1887. 363 S. M. 8[1]. Diese Arbeit des angesehenen Shakespeareforschers bezeichnet durch ihre wissenschaftliche Haltung einen wesentlichen Fortschritt gegen die Schmidt'sche *Encyclopädie.* Der Schwerpunkt des Buches ist das Literarische und Bibliographische, überhaupt das Reale, nicht das Sprachliche. Die gegebene Bibliographie ist sehr ausführlich und zeugt von der grossen Belesenheit des Verfassers; auch die

---

[1] Die 2. Auflage habe ich nicht gesehen. Vgl. Feyerabend, Phon. Stud. III, 166.

genauere Ausführung einzelner Punkte zeigt eine eingehende Kenntnis besonders der älteren englischen Zeit und Literatur. Sonst aber sind die Nachweise und Erläuterungen über die betreffende Literatur sehr knapp gehalten; zum grossen Teil wird nur eine trockene Aufzählung der Titel gegeben. In sprachlicher Hinsicht steht der Verf. zu sehr auf dem Standpunkt der älteren philologischen Schule und berücksichtigt zu ausschliesslich die Literatursprache, zu wenig die lebende Sprache, die Aussprache und die Phonetik, um den brennenden Fragen der modernen Philologie gerecht werden zu können. Vgl. Vietor, *Einführung in das Studium der Engl. Philologie* S. 3 ff., dessen Ausführungen ich im Wesentlichen beistimme.

Kap. I, Grundlegende Einleitung, geht zunächst darauf hinaus, eine stringente, endgültige Definition des Begriffes Philologie zu geben. In engem Anschluss an Aug. Böckh definirt nun Elze die Philologie als „die Erkenntnis des Erkannten“ und die englische Philologie genauer als „die Wiedererkenntnis desjenigen Erkennens, das dem gesamten sittlichen und geistigen Leben der Engländer zu Grunde liegt und in demselben zum Ausdruck kommt“ (S. 11). Eine solche Definition mag für die klassische, in sich abgeschlossene Altertumswissenschaft richtig sein, wo alle Äusserungen des eigentümlichen lateinischen und griechischen Lebens in Betracht zu ziehen sind. Für die neusprachliche Philologie passt sie nicht. Sehr gut bemerkt Körting, Encykl. d. engl. Phil. S. 2: „Eine englische oder französische oder irgend welche andere auf Mittelalter und Neuzeit bezügliche Philologie nach Böckh'schem Prinzipe und Systeme konstruieren zu wollen, halte ich für ein Unding, weil es eine englische oder französische Kultur gar nicht giebt, d. h. weil die Kultur der Engländer oder Franzosen etc. keine spezifisch englische oder französische, sondern nur eine Erscheinungsform der romanisch-germanischen Gesamtkultur ist“. Eine grosse Menge realer Hülfswissenschaften werden von Elze als zur Philologie gehörend anerkannt; für Geographie, Kunst (Architektur, Plastik, Malerei, Musik), sogar für „Privataltertümer“ findet Elze in seinem System Platz, dagegen nur schwer für die Phonetik. „Es ist von vornherein klar“, heisst es S. 5, „dass die Lautphysiologie als eine Naturwissenschaft mit der Philologie als einer Geisteswissenschaft keine organische Verbindung eingehen, dass sie nicht mit den eigentlich philologischen Disziplinen zu einem einheitlichen wissenschaftlichen Ganzen verschmolzen werden kann“. Man wird aber nicht leugnen können, dass die Philologie doch zunächst ein wissenschaftliches Sprachstudium bedeutet, die Wissenschaft der Wörter. Nun aber bestehen die Wörter aus Lauten. Will man die Wörter erkennen, so muss man auch ihre Elemente, die Laute, erkennen. Auch Elze erkennt S. 302, dass man vom Laute als dem einfachsten sprachlichen Elemente ausgehen muss; und S. 309, dass die Philologie wenigstens die sicheren Ergebnisse der Lautphysiologie zu ihrem Nutzen verwenden kann. Wie kann man

aber die „sicheren Ergebnisse“ erkennen ohne eingehendes kritisches Studium? Kap. II Hermeneutik. Kap. III Kritik; darunter mehrere interessante Erörterungen. Kap. IV Geographie. Kap. V Geschichte. Kap. VI Privataltertümer, eins der interessantesten im ganzen Buche, so z. B. die Erläuterungen S. 188 ff. über die verhältnismässig späte Einführung der heute geltenden Tischgebräuche. Ich vermisse dabei Aufklärung der Frage, wann und wie das späte Dinner[1] aufgekommen ist. Über *folklore* S. 204. Kap. VII Literaturgeschichte, enthält wertvolle Erläuterungen über die verschiedenen Arten der betr. Hülfsmittel. Kap. VIII Geschichte der Sprache. Der Verf. sagt S. 235: „aus unserer bisherigen Darstellung erhellt zur Genüge, dass die Philologie die Sprache weder von der philosophischen, noch der physiologischen, sondern lediglich von der historischen Seite zu betrachten hat; sie soll eine Sprachgeschichte im weitesten Umfange liefern“. Wenn aber der Verf. die Philologie als eine ausschliesslich historische Wissenschaft fasst, sollte er auch die jüngste Entwicklungsstufe der Sprache mehr berücksichtigt haben, als er es gethan hat. Aber auch sonst ist dieses Kapitel ziemlich dürftig ausgefallen und steht nicht auf der Höhe der Zeit; auch werden die sprachlichen Erläuterungen nicht immer nach den besten Quellen gegeben. Der Verf. giebt kurze Übersichten der Quellen des englischen Sprachschatzes, woran ich einige Bemerkungen anknüpfe. Die Endung *-cester*, *-chester*, *-caster* kommt nach S. 103 vgl. 238 vom lat. *castrum*; richtiger wäre *castra*, im Vulgärlatein als Fem. gefasst, woher ags. *ceaster* (auch *cæstre*) f. wurde, z. B. ne mæg seó *ceaster* beón behȳd, Matth. V, 14. Vgl. Dr. J. A. H. Murray, Art. *English Language* in *Encyclopædia Britannica*. Zu den zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert aufgenommenen keltischen Wörtern rechnet Elze u. a. *breeches* und *kiln*; auch Murray a. O. rechnet *breeches*, ags. *brēc*, hieher. Gewöhnlich und wohl richtiger wird aber ags. *brōc*, pl. *brēc*, altn. *brōk*, pl. *brœkr* als ein gemeingermanisches Lehnwort aus dem keltisch-lateinischen *brāca* aufgefasst; Kluge, Etym. Wörterb., betrachtet sogar das keltische Wort als dem Germanischen entlehnt. Jedenfalls ist *brōc* viel älter als das 9. Jahrh. Auch *kiln*, ags. *cylene* ist kein keltisches Lehnwort, sondern stammt vom lat. *colīna culīna*, woher auch das entsprechende altn. *kylna* (mittelnorw. *kiulna*, neunorw.

[1] In der Jugendzeit noch lebender älterer Leute, etwa in den vierziger Jahren, war die Essstunde um 5 Uhr, bisweilen noch früher. Vgl. bei Dickens: The foreman of the jury says: 'Dear me, gentlemen, ten minutes to five, I declare! I dine *at five*, gentlemen'. 'So do I', says everybody else, except two men who ought to have dined *at three*, and seem more than half disposed to stand out in consequence. Pickw. II 64. vgl. I, 15. By *five o'clock*, which was Mr. Wickfield's dinner hour, Copperf. I 292. (Early Sunday Dinner:) We shall he happy to see Mr. Copperfield to dinner, every sunday ... Our hour is *three*, Copperf. III 72. Seit dem Anfang des Jahrhunderts hat das Mittagessen die Tendenz immer später zu werden. „Die feine Welt diniert um 8 oder 7 Uhr, bei grösseren Gastmählern geht man wohl erst um 9 Uhr zu Tische“, Langenscheidts Notwörterbuch, v. Mittagessen. Der Prince of Wales hat neulich *the dinner hour* am Hofe von 9 auf $7^1/_2$ Uhr zurückgestellt.

kjona, schwed. *kölna*) und kymr. *cylyn*, vgl. Skeat Etym. Dict. Die Lautentwickelung ist genau dieselbe wie in ags. *mylene*, altn. *mylna* aus lat. *molīna* (erst bei Ammianus Marcellinus, Ende 4. Jahrh.). Das Alter von *cylene* kann daraus erschlossen werden, dass *culina* im Vulgärlatein von *coquīna* (bei Arnobius c. 300), noch früher als *molina* erscheint, verdrängt wurde.

Unter den im 13. und 14. Jahrh. aufgenommenen keltischen Wörtern erwähnt Elze *dainty*, *gruel*, *happy*, was alles auf veralteten Etymologien beruht. *Dainty*, me. *daintee* ist, wie jetzt wohl allgemein erkannt ist, = afrz. *daintiê[t]* aus d i g n i t a t e m, s. Skeat und vgl. afrz.: que nus perduns l'honur ne la *deintiet*, Chans. de Roland v. 45. *Gruel* ist afrz. *gruel*, nfrz. *gruau*, s. Skeat. *Happy* ist mit *hap*, *happen* zu verbinden und diese Sippschaft bekanntlich skandinavischen Ursprungs, altn. *heppinn*, *happ* u. s. w. Übrigens hat Elze selbst seine Zweifel an dem keltischen Ursprung dieser Wörter, aber dann hätte er sie nicht ohne nähere Prüfung als keltisch hinstellen sollen. Vgl. K ö r t i n g, Engl. Phil. 49 und 223, wo mit Recht zur Vorsicht auf diesem Gebiete gemahnt wird. — Unter den ags. Latinismen bei Elze S. 238 steht unrichtig *nunna* statt *nunne*; so auch Skeat (Druckfehler?); richtig bei Bosworth *nunne* f., gen. *-an*, a nun. Vgl. *sunne*, *-an* f., the sun. (Die seltene Form *sunna* ist masc., was „*nunna*“ nicht sein kann!) Die Form *scôlu* (auch bei Bosworth, Skeat) kann nicht richtig sein; auch Sweet kennt sie nicht; das Rechte wohl *scōle* f. (vgl. altn. skōli, skūli, m., neunorw. auch *skūlə* f.), mit *skōlu* Schaar nicht zu verwechseln. „*Cyria*“ ist wohl Druckfehler st. *cyrice*, eng. church; “*prâfort*“ l. *prâfost* = lat. præpositus; „*ynce* aus *unica*“ l. uncia.

Was S. 244 über frz. Beeinflussung des engl. Lautystems von Elze nach anderen beigebracht wird, scheint mir sehr zweifelhaft, so die Bemerkung über die Gutturale, „welche die Normannen nicht auszusprechen vermochten, die sich aber in Schottland, das dem französischen Einfluss entzogen blieb, bis auf den heutigen Tag erhalten haben (vgl. die Aussprache des Namens *Brougham* S. 295)“. Der normannische Einfluss kann aber, wie eben das Mittelenglische beweist, nicht die eigentliche Volkssprache durchdrungen haben, was der Fall sein müsste, wenn er sogar die Lautentwickelung umzugestalten vermocht hätte. Die Berührungen des Normannischen mit der altengl. Volkssprache war nur eine ganz oberflächliche, indem die letztere einige französische Lehnwörter von den oberen Klassen herübernahm. Erst mit der Verschmelzung beider Schichten im Mittelenglischen dringen die frz. Wörter in grösserer Menge ein. Die gutturale Spirans im ags. *niht*, *hlehhan* dauerte aber, nicht nur nach dem Aussterben des Französischen, sondern bis ins Neuenglische fort; es genügt jetzt auf das erst nach Elze's Buch erschienene Werk Sweet's HES[2] zu verweisen. Das ne. laugh *lāf* ist offenbar aus *lāx* entwickelt, Sweet a. O. 261. Das Verstummen des *gh* in *night* ist nicht befremdender als im altn. *nātt* aus *naxt, *naht, got. *nahts*, noch jetzt d. *Nacht* gegen schwed. dän. norw. *natt*. Das Beharren des *x*-Lauts im Schottischen ist zum Teil der gälischen Nachbarschaft zu verdanken.

Die Periode des Neuenglischen lässt Elze S. 248 schon mit der Ein-

führung der Buchdruckerkunst und dem Beginn der Tudorherrschaft (1485), also ungefähr mit Caxton, anfangen. Wenn man aber das *Tudor English* zum Neuenglischen rechnet, muss man es jedenfalls als eine Übergangsstufe oder als *Earliest Modern English* (Sweet, HES[1] 56) oder *First Modern English* (HES[2] 200) bezeichnen. Sweet erkennt aber, dass *Earliest Modern Engl.* im Grunde *Late Middle English* ist; vgl. auch Murray, *Engl. Lang.* in Encycl. Brit. Jedenfalls kann Caxtons Sprache nicht Neuenglisch im gewöhnlichen Sinn genannt werden. Auch die übrigen Perioden des Neuenglischen werden von Elze wie von den meisten Deutschen kaum unterschieden. Überhaupt kommt die neuere Sprache ziemlich kurz weg.

Wenn gleich das Elze'sche Buch dem jetzigen Stande der Sprachwissenschaft nicht überall entspricht und zur Wahl der besten Bücher oft nur spärliche Anleitung giebt, so enthält es doch des Wertvollen nicht wenig, besonders in den realen Hülfswissenschaften der Philologie.

Man vermisst bei Elze ein Register. Auch Seitenüberschriften würden nicht schaden.

W. Vietor, *Einführung in das Studium der Englischen Philologie,* mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Marburg, Elwert. 1888. 69 S. Preis Mk. 1,80. Ein treffliches, durchaus praktisch eingerichtetes Büchlein, in welchem der Anfänger alles findet, was er braucht. Von der preussischen *Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen* ausgehend, weist der Verf. nach, wie die daselbst gestellten Forderungen am besten befriedigt werden können. Vietors Standpunkt ist bekanntlich der moderne, welcher der lebenden Sprache ihr Recht werden lässt. Ich gebe hier eine Übersicht des Inhalts, indem ich hier und da Bemerkungen anknüpfe.

Kap. I. Die englische Philologie und die Anforderungen der Praxis. Vietor macht Elze gegenüber geltend, dass der Begriff der Philologie kein feststehender ist, sondern sich mit den Bedürfnissen der Zeit ändert. „Ist im seitherigen Rahmen der Philologie für die Phonetik kein Platz, so muss dieser Rahmen erweitert werden, gleichviel, ob er über die Grenzen der Geschichtswissenschaften ins naturwissenschaftliche Gebiet hinüberreicht oder nicht“, S. 4. Bei der sehr günstigen Besprechung meiner *Philologie* macht Vietor zwischen meinen und seinen Ansichten über das Verhältnis des wissenschaftlichen Studiums zum praktischen einen Unterschied geltend; dieser ist aber mehr scheinbar als wirklich. Ich will ja nicht, dass Sprachgeschichte und Sprachvergleichung in der Schule getrieben werden sollen, sondern nur, dass der Lehrer eine wissenschaftliche Kenntnis der Sprache haben soll, um zu wissen, „was und wie er-

klärt werden soll"[1]. Er wird dann die Fragen der Schüler besser und richtiger zu beantworten wissen als dilettantische, selbst einheimische Sprachlehrer. Wer hat nicht z. B. französische Lehrer zu der vielbeliebten Erklärung greifen hören, es müsse so und nicht anders heissen, *„parce que c'est plus harmonieux"*? Was in den meisten Fällen nichts anderes besagt, als dass es so heissen soll, weil es so heisst[2]; das Angewöhnte ist immer „le plus harmonieux". Wie weit aber der Lehrer in sprachgeschichtlichen Erklärungen gehen soll, ist eine andere Frage. Ich meine, man solle sich nur dann darauf einlassen, wenn es wirklich praktisch erscheint, die Aneignung fördert und erleichtert. Es gab eine Zeit, wo man alle die neugewonnenen Resultate der Sprachvergleichung auch für die Schule verwerten wollte; von dieser jugendlichen Begeisterung ist man aber fast überall zurückgekommen. Der Lehrer soll im praktischen Unterricht nicht jeden Augenblick auf das Altenglische oder das Altfranzösische zurückgehen; das würde nur die Schüler verwirren, so dass sie am Ende weder Alt- noch Neuenglisch verständen. Bei Ausdrücken z. B. wie *go a hunting* (jetzt ziemlich veraltet, s. unten), wird die Erklärung genügen, dass *a* eine alte Präposition ist; der Lehrer soll aber das Chaucersche *gon on huntynge* kennen. Kap. II, Die englische Aussprache, enthält gute Bemerkungen über Verschiedenheiten der Aussprache auch bei Gebildeten. Eine einheitlich gebildete Aussprache giebt es noch nicht, vielmehr mehrere gebildete Varietäten neben einander. Das gilt meines Erachtens nur in beschränktem Masse, in Einzelheiten, nicht im Grossen und Ganzen. Die gebildete englische Aussprache ist nicht so einheitlich wie die französische, wo alles sich nach Paris richtet, aber weit einheitlicher als die deutsche. Gegen Western, der meint, ein Dialekt sei so gut wie der andere, macht Vietor wie Passy mit Recht die praktische Bedeutung des Dialekts der britischen Hauptstadt und Metropole des Weltverkehrs geltend. Ich möchte hinzufügen, dass die Aussprache der höheren Stände im Ganzen mit der gebildeten Londoner Aussprache übereinstimmt, und der Umstand, dass die Aristokratie Güter und Wohnhäuser rundum im ganzen Land besitzt, wo sie einen grossen Teil des Jahres zubringt, mächtig dazu beiträgt, die südenglische Aussprache stets

[1] Vgl. auch Körting, *Encykl. d. Rom. Phil.* I 230.

[2] Ergötzliche Beispiele dieser Art Dilettantismus finde ich bei Riom, *La Grammaire réformée.* Partie du maître, Paris 1889. Der Verf. spricht sehr überlegen von den vielen falschen Regeln und Erklärungen der früheren Grammatik. Er selbst erklärt alles viel einfacher. In *beaucoup de personnes* ist *de* keine Präposition, es ist ein euphonisches Determinativum. In *je crains qu'il ne meure* ist das sinnwidrige *ne* „un mot euphonique"; „entre les syllabes dures à l'oreille *qu'il* et *meure* il y avait comme un creux, qui a été bouché en y mettant un mot euphonique". Folglich sollte man französisch *qu'il meure!* gar nicht sagen können, ohne französische Ohren zu verletzen! An das lateinische *timeo ne* scheint der Verf. nicht gedacht zu haben. — Das Interesse solcher Erklärungen liegt darin, dass sie den Eindruck darstellen, welchen die Eigenheiten des Sprachgebrauchs auf das Gefühl der Ungelehrten machen. Auch George Sand macht irgendwo die Bemerkung, dass *ne* nach Verben der Furcht ihr immer falsch vorkomme.

weiter zu verbreiten. Während man früher bei Schotten immer nur die rein schottische Aussprache hörte, suchen jetzt nicht wenige sich die südenglische Aussprache anzueignen, was ich selbst in Edinburgh beobachtet habe. Der in Südengland rasch fortschreitenden modernen Entwickelung steht der konservativere Norden gegenüber, vgl. Vietor S. 16. Die Mehrzahl der Schotten und Irländer, sowie die Amerikaner und die meisten engl. Kolonisten, erkennen die südenglische Norm der Aussprache nicht an. Eine *standard pronunciation* für alle englisch Redenden gehört also noch zu den frommen Wünschen. Indessen dringt wenigstens in Nordengland unter Gebildeten die südengl. Normalaussprache mehr und mehr ein. Für uns ist es also am besten, uns im ganzen nach der südenglischen Norm zu richten, ohne dabei in Übertreibungen zu verfallen; suchen wir überall das allgemein Anerkannte auszuwählen. Kap. III, Sprachkentnis und Sprachbeherrschung. Der Verf. sieht wie ich in der Beherrschung der lebenden Sprache eine Bedingung für ein fruchtbares wissenschaftliches, sprachhistorisches Studium. Als den besten Weg zu einer solchen Sprachfertigkeit empfiehlt er sehr richtig den natürlichen der Nachahmung. Man fange mit der einfacheren Form der Umgangssprache an und gehe von da zu der komplizierten der Schriftsprache über; freien englischen Arbeiten giebt er, wie ich, vor Übersetzungen den Vorzug. Kap. IV, Das historische Studium der Sprache und Literatur. Als das beste Verfahren um diese wichtige Aufgabe zu bewältigen, empfiehlt der Verf. nicht sowohl kleine Kompendien, als „planmässige Lektüre mittel- und altenglischer Litteraturwerke unter Zuziehung systematischer Grammatiken". „Es ist nur zu sehr die Regel, dass der Studierende, wie die sprachlichen Kenntnisse durch grammatische, so die literarischen durch litteraturgeschichtliche Kompendien zu gewinnen sucht, während für die Lektüre der Schriftwerke selbst kein Raum bleibt". Kap. V, Die pädagogischen Anforderungen des Lehrerberufs, enthält einige wohl zu beherzigenden Worte über eine gute pädagogische Vorbereitung zum wichtigen Beruf des Lehrers, dessen Aufgabe es nicht sowohl sei, Regeln einzupauken, Paradigmen abzuhören, Hefte zu korrigieren, als in frischem, fröhlichem gemeinsamen Thun die ihm anvertraute Jugend in die reiche englische Literatur einzuführen und sie dadurch zu wahrhaft gebildeten Menschen zu erziehen.

Die literarischen Nachweise sind überall sehr genau und für den Zweck des Buches durchaus genügend. Ich erlaube mir, dieses nützliche Handbuch mit meiner besten Empfehlung zu begleiten.

Gustav Körting, *Encyklopädie und Methodologie der englischen Philologie.* 464 S. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888. Der fleissige Verfasser, welcher bekanntlich auch eine ausführliche *Encyklopädie und Methodologie der romanischen Sprachen* (3 Bde. Heilbr. 1884—86) geliefert hat, hat hier eine entsprechende Darstellung der gesamten Disziplinen der englischen Philologie geben wollen. Er zeigt dabei eine beträcht-

liche Belesenheit; die jeder Abteilung beigefügten Bibliographien sind ausführlich und scheinen im Ganzen genau. Der Verf. gehört zur historischen Schule, sucht aber auch den anderen Richtungen und Bewegungen innerhalb der neusprachlichen Philologie, so auch der phonetischen Schule, gerecht zu werden; seine Urteile sind im Ganzen unparteiisch und verständig. Er behandelt alles sehr ebenmässig, scheint aber selbst keine eigentliche Spezialität zu haben. Es fehlt diesem Buche das Gepräge der Originalität und der selbständigen Forschung. Trotz seiner Belesenheit hat der Verf. die Ergebnisse der neueren Forschungen oft nicht berücksichtigt; es fehlt ihm oft am rechten Verständnis der Entwickelung der Sprache. Der Schwerpunkt des Buches ist das Historische; es ist aber dem Verf. nicht gelungen, davon eine fruchtbare, klare Darstellung zu liefern. Auch fehlt es sehr an Übersichtlichkeit und guter Anordnung des Stoffes. Die moderne Sprache ist ganz ungenügend behandelt worden.

Eine systematische „Encyklopädie und Methodologie der englischen Philologie", dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft entsprechend, wäre gewiss ein schätzenswertes Unternehmen. Auch neben den Büchern von Elze und mir, welche mehr einzelne Seiten der Wissenschaft hervorheben, würde ein alle Seiten der englischen Philologie vertretendes Werk am Platze sein. Ein solches Werk scheint mir aber Körtings Buch nicht zu sein. Ich werde dieses Urteil genauer begründen, indem ich auf einige Einzelheiten näher eingehe.

Obgleich der Verf. die Beherrschung der lebenden Sprachen für wünschenswert hält, schätzt er sie doch nicht besonders hoch; namentlich scheint er ihr nicht wissenschaftliche, sondern nur praktische Bedeutung beizumessen. Dass aber die praktische Kenntnis auch für die Wissenschaft unentbehrlich ist, zeigen u. a. die bei Körting mehrfach vorkommenden Fehler im Neuenglischen, von denen man leicht zu falschen Folgerungen für die Sprachgeschichte verleitet wird.

Sowohl die Einleitung als Kap. I, die geschichtliche Entwickelung der englischen Sprache geben meist nur allgemeine Bemerkungen und Übersichten. Kap. II, Das Sprachgebiet des Englischen, enthält statistische Angaben über Einteilung, Bevölkerung, Sprachgrenzen u. dgl. Kap. III, Dialekte des Englischen, handelt sowohl von den angelsächsischen als von den mittel- und neuenglischen Mundarten, ehe noch die Sprache selbst ausführlich dargestellt ist. S. 110 geht K. sogar auf die Verschiedenheiten der me. Dialekte (wesentlich nach Morris und Skeat) näher ein, ehe noch die Vor-

aussetzungen derselben, die entsprechenden ags. Verschiedenheiten näher erörtert sind; ja ehe noch die ags. Laute dargestellt sind! So fehlen dem angehenden Philologen hier alle Voraussetzungen des Verständnisses. Es heisst z. B. S. 110: "einem nördl. ā entspricht ein südl. ō, z. B. ndl. *ban* (neuengl. *bone*) = südl. *bon*", ehe der Leser noch über ā im ags. *bān* unterrichtet ist. Ebenso S. 110: „einem nördlichen *i* entspricht ein südliches *u*, z. B. nördl. *kin* (neuengl. *kin*) = südl. *kun*". Eine solche ganz mechanische Zusammensellung ist mehr schädlich als nützlich; es hätte gesagt werden sollen, dass nach frz. Bezeichnung **u** hier *y* bedeutet, also ags. y in *cynne* seinen Laut bewahrt hat. Vgl. Sweet, First Middle Engl. Primer 1; HES² 158. 177. S. 111 wird beim nördl. *thai* (= ne. *they*) *thair* (ne. *their*), *thaim* (ne. *them*) gegenüber südl. *hii*, *heere*, *hem* der nordische (skandinavische) Ursprung der nordengl. Formen nicht erwähnt, bei Orm *þeȝȝ*, *þeȝȝr*, *þeȝȝm*, altn. *þeir*, *þeirra*, *þeim*. Auch sonst im Buche ist dieses Element unberücksichtigt geblieben: K. leitet ne. *they* vom ags. *þā* statt vom nordengl. *þeȝȝ* = altn. *þeir*. S. 111 werden unter den südlichen Formen genannt: „*ha (a)* = neuengl. *he*; *hine* (Akk.) = neuengl. *him*". Dieses ist wohl nur als Übersetzung gemeint, ist aber für Anfänger verwirrend, indem es den Anschein hat, dass *he* von *ha*, oder *him* von *hine* stamme. S. 112 Dass die nördlichen Wörter *at*, *sum*, *fra*, *til*, *hethen* nordisch sind, wird nicht erwähnt. S. 114 ff. Die neuenglischen Dialekte. Auf S. 116 ein Auszug aus der Schrift des Prinzen Bonaparte's über die Einteilung und Hauptkennzeichen der engl. Dialekte; sonst nur kurze allgemeine Bemerkungen; ausführliche Bibliographie. Kap. IV, Die Laute des Englischen; fängt mit einer kurzen Übersicht der allgemeinen Phonetik an. Warum aber wird nicht die Phonetik, wenn sie überhaupt hier behandelt werden sollte, lieber an die Spitze des Buches gestellt? Die Lautwissenschaft bildet ja die natürliche Voraussetzung der Sprachgeschichte. Die Laute müssen erst erklärt sein, ehe ihre Entwickelung, ihre Geschichte verstanden werden kann. Nach der allgemeinen Phonetik hätte der Verf. die indogermanischen, dann die altgermanischen, dann die angelsächsischen Laute behandeln sollen; erst hier wäre es Zeit, von den alten und neuen dialektischen Entwickelungen zu sprechen. Im phonetischen Teil seiner *Romanischen Philologie* giebt K. die physiologische Grundlage, die Beschreibung der Organe wesentlich nach Sievers, dagegen die Vokale meist nach Trautmann, dessen System und Terminologie er auch *Engl. Phil.* 135 lobt, jedoch nicht oder kaum benutzt; dagegen giebt er hier S. 159 ff. den neuengl. Vokalbestand nicht nach Trautmann, sondern wesentlich nach Vietor und Western. S. 133–134 giebt er eine kurze Darstellung des Bell'schen Vokalsystems. Es zeigt sich hier überall, dass Körting nicht selbständiger Phonetiker ist, obgleich er gesucht hat, sich in die neue Wissenschaft hineinzuarbeiten. So folgt er S. 140 Trautmann mit Unrecht darin, dass er *m*, *n*, *ŋ*, *l*, *r* zu den Explosiven rechnet. Erst S. 144 folgt nun der angelsächsische Vokalismus, wobei aber wesentlich nur das Westsächsische berücksichtigt ist. Dagegen werden die für das Neuenglische so wichtigen dialektischen (besonders anglischen) Entwickelungen nicht genügend berücksichtigt. So heisst es S. 145 ganz

beiläufig in einer Note: „Im Kentischen tritt für *ae* ein *é* [ein]". Es wird dabei nicht bemerkt, dass sich dies auch im Mercischen und Northumbrischen findet, überhaupt ein gemeinsames Merkmal der nicht-westsächsischen Dialekte ist: so *rēd, slēp, dēd, gēr, stēl* gegenüber ws. *rǣd* etc. Das Richtige bei Sievers Ags. Gramm. [1]48, [2]61 (§ 150). Lindelöf, Die Sprache des Rituals von Durham S. 31. Bekanntlich ist ē aus dem Mercischen ins Mittelenglische, besonders in den East Midland Dialekt, und daraus als ī ins Neuenglische übergegangen, indem Wörter wie *deed* im 16. Jh. der Entwickelung solcher wie *green* folgten, während z. B. sea (aus ws. und merc. *sǣ*) me. *sę̄ę* (daneben angl.-kentisches *see*, ten Brink, Chauc. Spr. 19), noch im ne. des 16. Jh. wie *sē*, erst später wie *sī* gesprochen wurde. Vgl. Sweet, HES[1] 32. 51; [2]125. 179. 233; Dial. and Prehist. Forms 15. Diesen Hauptpunkt der englischen Sprachgeschichte scheint Körting ganz unberücksichtigt gelassen zu haben.

S. 154. "Der in Deutschland übliche Brauch, anlautend þ, in- und auslautend đ zu setzen, ist ein rein willkürlicher und selbst verwerflicher, da er zu dem Wahne verleiten kann, dass þ einen andern Laut bezeichne als đ". Dieser Gebrauch ist aber doch nicht so ganz willkürlich. Sweet hat nachgewiesen, dass ags. intervokalisches *þ* überall stimmhaft (= *ð*) war; anlautend war die anglische Form wenigstens zum Teil, vielleicht immer, *þ*: *þing*, *þū* wie im Altnordischen und noch im Isländischen. Die Form *ðing*, *ðu* ist vor allem altsüdenglisch, noch südengl. *ðing*, *ðæu* etc., entsprechend dem niederdeutschen *ding, du.*[1] Schon im Spätwestsächsischen findet sich die Neigung, anl. *þ*, in- u. ausl. *ð* zu schreiben: *þing*, *cweðan*, *cwæð*; derselbe Gebrauch im Mittelengl. bei Layamon etc. Vgl. Sweet HES[2] 139 ff. 160. Die Übereinstimmung sowohl mit dem Isländischen als mit dem Neuenglischen ist offenbar; man kann daher nicht die neuengl. Aussprache als neue Entwickelung ansehen[2]. S. 159 ff. Der neuengl. Vokalbestand, wesentlich, wie schon bemerkt, nach Vietor und Western; doch scheinen einige Versehen dabei mit untergelaufen zu sein. Die nach Vietor Phonetik 1. Ausg. gewählte Bezeichnung *ǘü* für langes *u* in too, *ïï* für langes *i* in be, ist keine glückliche, macht den Eindruck von zwei Silben, besonders wenn *tū-ülz* geteilt wird, wie es S. 187 geschieht. 160 oi wird richtig als „offenes *o* mit tonlosem *ĭ*" erklärt, aber gleich nachher heisst es: "also ŏĭ, bezw. ǫ̆ĭ, vgl. Vietor u. Western", was wenigstens unklar ist. 161. Die Bezeichnung oder der Laut ə hat zu weiten Spielraum erhalten, so in carriage, parliament, wo ia wie *ĭ* gesprochen wird (kæridʒ Sweet, Elementarb.). Mit Unrecht wirft Körting 161 und 178 (wie Bell, Ellis und Vietor 1. Ausg., vgl. weiter unten) den dunklen Vokal in bird mit dem *v* in but zusammen, indem er sagt: „Western fasst den aus Vokal + r verdumpften Laut als ə auf, was nicht für zutreffend erachtet

[1] Nach Prof. Kern ist das holländische *d* aus *þ*(*ð*) in *drie* eine schwache dentale Spirans, während ursprgl. *d* supradentale Explosiva ist. Vgl. jedoch Logeman, Phon. Stud. IV 91. — Über südengl. *ðing* s. Ellis EEP V passim. Für *ðr-* tritt hier *dr-* ein: *drū* through etc. (ostengl. *trū*). Eigentümlich ist das Kentische *dăt þing* ib. 132-3. West Somerset *distle* f. thistle, ib. 41. — [2] Vgl. noch Kluge, Pauls Grundr. I 850.

werden kann“. Dies ist aber unrichtig, da Western *əə* als eignen Laut, ganz wie Sweet, aufstellt. 164 ff. Übersicht des neuengl. Konsonantenbestandes. 165 heisst es: „palatales *n*, als solches lässt sich bezeichnen das *n*, welchem halbkonsonantisches ĭ nachfolgt, z. B. in *minĭon*“. Dies zeigt aber nur, dass K. keinen rechten Begriff davon hat, was ein palatales *n* ist. Er scheint in dem alten Irrtum befangen zu sein, dass ein palataler (mouillirter) Laut ein mit nachfolgendem *j* gesprochener Konsonant ist. Wenn aber *nj* in *minion* palatal wäre, dann wäre ebensogut jedes *n* vor *i* palatal. Zwar ist *n* vor *j* und *i*, überhaupt vor palatalen Vokalen, ein wenig mehr vorne gebildet als vor gutturalen, aber ein wesentlicher, deutlich hörbarer Unterschied des *n*-Lauts findet nicht statt. Ein wirklich palatales, mit *j* zu einem Laut verschmolzenes d. h. dorsal-präpalatal gebildetes *n* wie im Romanischen und Slawischen findet sich bekanntlich im Englischen nicht. S. 166 “d + š = sh, dtsch. sch, gewöhnlich durch j etc. bezeichnet“ ist ein schlimmer Fehler für *d* + *ž*, welcher letztere Laut sich bekanntlich im Deutschen nicht findet. Gleich nachher schreibt aber K. *dž*, was ohne Erklärung bleibt. — Jetzt folgt Das Verhältnis des neuenglischen Vokalismus zu dem Angelsächsischen oder die Entwickelung der ags. Vokallaute zu den Neuenglischen. Warum aber hier? Warum nicht in historischer Reihenfolge? Bei der zerrissenen Anordnung wird der historische Zusammenhang dem Leser eben nicht klar. So heisst es z. B. S. 166: „Das Neuenglische besitzt die dem Ags. völlig unbekannten ɐ und ə, das Vorhandensein und häufige Vorkommen derselben verleiht dem Neuenglischen einen eigenartigen, vom Ags. ganz abweichenden Klang“. Vom Klange des Angelsächsischen kann man sich nur ganz allgemeine Vorstellungen machen; das Individuelle, Besondere bleibt uns unbekannt. Wer weiss, ob sich nicht schon im Ags., oder in einem Dialekt des Ags., eine Spur des neuengl. Verhältnisses vorfand? Wenigstens würde es viel lehrreicher gewesen sein, wenn der Verf. seine Darstellung so eingerichtet und angeordnet hätte, dass man den allmählichen Übergang zum neuengl. Laut verfolgen könnte. Einen solchen Übergangslaut hat Sweet im schwedischen kurzen *u* in *dum*, *Upsala*, *Lund* (Zwischenlaut von *u* und *ö*) zu finden geglaubt, was schon EPh[1] 72 erwähnt ist; vgl. HES[2] 223. Später wird sich dieser Mittellaut mehr und mehr des *ö*-Elements erledigt haben, bis das ganz ungerundete engl. *ɒ* geblieben ist. In den engl. Dialekten sind noch Reste des älteren, mehr *u*-haltigen Lauts geblieben, s. besonders Ellis EEP V 291. S. 167 ff. giebt K. „eine gedrängte und — wie es hier nicht anders sein kann — nur summarische Übersicht der Gestaltungen, in denen sich die angelsächsischen Vokale im Neuenglischen darstellen“. Es ist dies nichts als eine ganz mechanische Zusammenstellung von westsächsischen und neuenglischen Buchstaben, die sich zufällig in denselben Wörtern finden, gleichgültig, ob die Laute in einem geschichtlichen Zusammenhange stehen oder nicht. Das Mittelenglische scheint K. sehr wenig berücksichtigt zu haben. So heisst es S. 168: „Kurzes ags. u wird meist zu o erhellt, welches entweder zu *ǭ* oder ōū oder āū gelängt oder zu *ɒ* verdumpft wird“. Es bleibt unerwähnt, wo sich jenes *o* findet; der Verf. hat

wohl damit mittelenglisches *o* gemeint. Wahrscheinlich wird mit *o* hier geschlossenes *o* gemeint sein. Es ist aber sehr fraglich, ob mittelengl. *o* in *somer*, *sonne* so zu sprechen ist. Vielmehr ist man jetzt gewöhnlich darüber einig, *o* einfach als neues Zeichen für den alten Laut *u*, zum Unterschied von *u* = frz. *u*, zu betrachten. Körting scheint hier weder Ellis', Sweet's, noch ten Brink's Untersuchungen beachtet zu haben. Vgl. Sweet, Second Middle Engl. Primer S. 73; HES² 159. B. ten Brink, *Chaucers Sprache und Verskunst* 14. 27. 28. Unter den Entwickelungen dieses *o* wirft K. Regelmässiges und Unregelmässiges durch einander, zuletzt erwähnt er *v*, welches als regelrechte Entsprechung hätte zuerst stehen sollen. So auch bei ags. *ū*: erst am Ende der langen Aufzählung folgt das gesetzmässige Produkt, ne. „äŭ" d. h. ou in house; warum aber schreibt K. langes a? Auch eine der Sonderbarkeiten Körtings. Eine solche bunte Aufzählung, wo alles, Regeln und Ausnahmen, Gewöhnliches und Seltenes durch einander geworfen wird, muss die Einsicht in die Sprachgeschichte mehr erschweren als erleichtern. Auch bei der Besprechung des ags. *y* ist das wahre Verhältnis verdunkelt: „Kurzes ags. y (ü) ist in der Regel (in geschlossener Silbe) zu *ę*, *v* oder *ə* verdumpft; zuweilen ist es zu i erhellt". Auch hier kommt das Regelmässige wie eine Ausnahme zuletzt. In der Regel wird aber bekanntlich ags. *y* zu *i*, was schon im Spätags. häufig ist; für *i* findet sich aber bisweilen *e*; nach Sweet HES² 131 ist hier *y* vielleicht durch **ø* zu *e* geworden. Vgl. das me. *Canterbury*, *murie* mit *u* = *y* oder vielleicht Zwischenlaut von *y* und *ö*, neben kentischem *e* in *cherche*, *i* in *birthe*, B. ten Brink, Chauc. Spr. 12. 29. 37. Am ärgsten wird aber die Geschichte des ags. ȳ entstellt: es heisst S. 168, im ags. hȳran sei das ȳ zu neuengl. ɪ (ɪi) im engl. hear erhellt! Das scheint ja überraschend einfach. Nun aber kommt *hear* gar nicht vom spätwestsächs. hȳran (Sweet HES² 132) sondern vom nicht-westsächsischen *hēran*, wie Sweet gezeigt hat. Körting scheint nicht zu wissen, dass *hear* früher, im Mittelengl., *hēren*, *hēre* gelautet hat. Dass engl. *„loose"* (sic! soll *lose* heissen) direkt aus ags. leósan (das mittelengl. *lese[n]* blieb unbeachtet), und engl. *leave* aus ags. lýfan statt aus léfan, me. *leve[n]*, hergeleitet wird, darf nach dem Gesagten nicht mehr überraschen. Wie bei andern Vokalen wird das regelmässige Produkt des ags. ȳ, nämlich engl. *ai* in fire, bride, lice etc. zuletzt erwähnt. S. 169 wird die engl. Hauptform des ags. *ō* nämlich neuengl. oo in goose, stool etc. nicht einmal erwähnt! — Bei me. Schreibungen wie laund, aunswer hätten die einheimischen Wörter von französischen wie commaunde, Fraunce genau unterschieden werden sollen; die anglo-norm. Schreibung ist auf die engl. Wörter übertragen worden. Chaucer hat *straunge strondes*, *lond* d. i. *strǫnd*, *lǫnd*, Sweet HES² 173. 183; ten Brink, Chauc. Spr. u. Versk. 50; nicht *laund*, *aunswer*, das überhaupt (trotz Behrens 78) selten ist, K. Oliphant 335-6; Sweet HES² 247. Warum nur *macȝian* und nicht das gewöhnliche *macian* als Ursprung von *make*? S. 170 *Bait* leitet K. von ags. *bāt* statt von altn. *beit*, *beita*; *weak* von ags. *wāc* statt von altn. *veikr*, me. *weik*, *waik*; bei Chaucer: And *wayke* ben the oxen in my plough, C. T. Harl. 889; this *weyke* womman

5352, s. auch Skeat, Etym. Dict. *Weak* gespr. *wīk* ist sekundäre Entwickelung aus *waik*; die ältere Stufe ist dagegen in *steak* (wie *steik* gesprochen) bewahrt, altn. *steik*. Ebenso wird *sweat* falsch aus ags. swát hergeleitet, welches me. swōt wurde, statt aus dem Verb. *sweat* = swǣtan, me. swęten, vgl. B. ten Brink, Chauc. Spr. 18; später gekürzt wie *let* = lǣten, me. lęten; wahrscheinlich hat auch das Prät. swǣtte, lǣtte, me. swętte, lętte (ten Brink 12), zur Kürzung beigetragen. S. 171 ist engl. bīnd, wīld aus ags. bindan, wild (besser *wilde*) durch Verlängerung erklärt. Die Verlängerung hatte aber, wenigstens teilweise, schon im Ags. angefangen, ags. *mīlde, scȳld* etc., Sievers Ags. Gram. [1]40, [2]51: besonders im Spätwestsächs. und Anglischen, Sweet HES [2]113; ich finde im mercischen Rushworth Gospel *wīnd* Matth. IX, 26; *scȳnde* XXIV, 22 etc. Orm schreibt *child*, aber *chilldre*, und *findenn* (nicht *finndenn*) was der jetzigen Aussprache entspricht, s. HES[2] 169. Me. *fīnde(n)*, *chīld*, ten Brink Chaucers Spr. 16. S. 171. Ebenso ist die Erklärung von *hold* aus healdan, *cold* aus ceald ganz mechanisch; hōld, ōld entsprechen dem mercischen áld, Rushw. Matth. IX, 16; beháldeþ X, 17 etc.; auch im späteren wests. áld, sálde, Sievers Gram. [1]40, [2]51. Sweet HES[2] 169 ff. 284. Me. *ǫld*, *hǫlde*, ten Brink 22. S. 175 ff. Neuengl. Entwickelung der ags. Konsonanten. S. 175 ags. „ríc" (= engl. rich) soll *rice* heissen; ebenso steht „laec = leech", st. *lǣce*, got. lēkeis. Was „täc: tatch" bedeuten soll, verstehe ich nicht, doch wohl nicht *þæc: thatch*? Indessen kommt wohl *thatch* von *þeccan*, oder ist davon beeinflusst, vgl. *latch* von *læccan*. Über die schwierige Frage, wann ags. *c* im Mittelengl. den Laut *k* bewährt, wann es *ch* wird, s. die gründliche Untersuchung bei Sweet, HES[2] 193 ff.; vgl. Kluge Engl. Stud. XIII, 507; Pauls Grundr. I, 836. — Weiter hat Körting: „yard (neben *garden*)"; dabei ist zu bemerken, dass *garden* vom afrz. *gardin* (neben *jardin*) stammt. — S. 176. Unklare und unhistorische Darstellung der Lautgruppe *ju* in due etc. S. 176 „djūū aus dū mittelst parasit. j". Bekanntlich ist das frz. u = *y* im Frühneuengl. in seine Bestandteile *iu*, *ju* aufgelöst worden, ganz wie die Engländer noch gew. frz. u in *une, vertu, nature* wie *ju* aussprechen; auch die Russen drücken frz. *u*, d. *ü* durch *ju* aus: сюртукъ *sjurtúk* = frz. surtout, костюмъ *kostjúm* = frz. costume, бюро *bjuró* = frz. bureau; мюллеръ *mjúlęr* = d. Müller. Nach Nicol (Trans. Phil. Soc. 1877—79 S. 374[1]) fand sich schon bei Chaucer neben nature = *natȳr'* auch vertew = *vertēu*, due = *dēu*, afrz. dēu (= *dəý*), dem it. dovúto entsprechend. Vgl. Sweet, Sec. M. E. Primer S. III. 73. Nach Holthaus, Anglia VIII Anz. 68 ff., bes. S. 100, war dagegen die me. Ausspr. überall *eu*, *iu*; nach Sturmfels Angl. IX 568 ff. wahrscheinlich erst *iū*, woraus Ende 14. Jh. *iu*. Beide Forscher suchen die Aussprache *iu* durch Reime zu beweisen. D. Behrens, Beiträge zur Gesch. der frz. Sprache in Engl., Französische

---

[1] Sweet, Seventh Annual Address for 1878: „In his second paper Mr. Nicol showed that final french *u* (as in *due*) was diphthongized into (eu) in Chaucerian English, although preserved as (yy) before a consonant". Ausführlicheres Referat *Academy* 23 June 1877 p. 564.

Studien V, 2 kann S. 120 Holthaus' Ansicht in dieser allgemeinen Formulierung nicht zustimmen. Behrens weist nach, dass frz. u = *y* (deutsch *ü*) in der vorchaucerschen Periode im Norden und NO. wie *u* (frz. *ou*), im Süden und SW. (West Midl.) dagegen davon verschieden lautete; bisweilen ist der Laut *y* deutlich erweislich, in Reimen wie *dure* (frz. durer): fure (fuyr) = ags. fȳr, bei Robert of Gloucester (c. 1300); zum Teil aber auch *éu* (fallender Diphthong), was aus Reimen wie *salue* : hewe, ae. heow : *remwe* (= remue, frz. remuer) im Green Knight (Lancaster, 1. Hälfte 14. Jh.) hervorgeht.

Es scheint mir erwiesen, dass der frz. Laut *y* sehr früh in *eu, iu* überging, wenn nicht oder nicht überall bei Chaucer, so doch sicher bei Shakespeare; schon der Franzose Holyband 1566 hat engl. *u* = frz. *iou*, Vietor, Phon. Stud. III 92. — Auf derselben S. 176 bemerkt Körting weiter, dass die gebildete Umgangssprache überhaupt nach Einschränkung der Jotazirung strebe; „und namentlich gilt es als fein, nach r, l und s kein j mehr hören zu lassen, also zu sprechen z. B. rūūle (nicht rjūūle) lūūte (nicht ljūūte) sūūte (nicht sjūūte). [Warum bleibt in der phonetischen Schreibung das ausl. *e*?] Ob aber diese konventionelle Reaktion dauernd Erfolg haben wird, ist doch sehr fraglich. Die Neigung der Gemeinsprache ist jedenfalls der Jotazirung günstig, tritt dieselbe doch sogar nach tš und dš [soll heissen *dž*] auf (z. B. Jew vulgär gesprochen Džjūū)." Hier sind nun mehrere Missverständnisse. Der Schwund des *j* ist eben eine ächt volkstümliche Erleichterung der Aussprache, an welcher in gewissen Fällen auch die gebildete Umgangssprache teilhaftig ist. Es ist nicht weniger fein, sondern ganz unerhört *rjūl* zu sprechen; nicht feiner, wohl aber gewöhnlicher, *lu*, *su* als *lju, sju* zu sprechen. Die Neigung der Volkssprache ist eben gegen die Jotazirung, wie aus dem vulg. *dooty, noo* etc. der Humoristen genügsam hervorgeht. Die Einschaltung eines *j* nach *tš* und *dž* ist geradezu unerhört und nach englischen Lautverhältnissen unmöglich; das angebliche vulgäre *džjūū* f. Jew ist sowohl Sweet als anderen engl. Phonetikern gänzlich unbekannt. [Nicht damit zu verwechseln ist dieAusspr. von due dew vulg. *džū*, would you fam. *wudžu*. Aber auch hier ist kein *j* zu hören.]

S. 178. „Intervokalisches *r* neigt zur Verdunkelung in ə, z. B. Mary = *mäəi*". Dies ist mir (wie auch Sweet) ganz unbekannt und unbegreiflich. Gerade zwischen Vokalen bewahrt engl. *r* mehr als sonst seinen ursprünglichen konsonantischen Laut. Nur in der amerikanischen Aussprache kenne ich etwas Ähnliches, indem intervok. *r* in gewissen Gegenden fast oder ganz verstummt: *ɐmə'ikɐ*, vgl. Ellis EEP IV, 1223. Die gewöhnliche amerik. Ausspr. ist aber *ɐmərikɐ*. S. 180. Frz. Laute im Engl., darunter als Beispiel von *ī* aus *a* neben *reason* auch „*jealons*" (l. jealous)!! was in einer wissenschaftlichen Darstellung der engl. Lautentwickelung gewiss auffallen muss. S. 181. Was heisst „*daty*"? Etwa *dainty*? Im Buche finden sich überhaupt viele schlimme Druckfehler; gleich nachher steht *recieve* st. receive. — Eine Bemerkung wie diese: „*c* mit dem Lautwerte *k* vor *a* (z. B. canon, candle, carry) deutet wohl stets auf direkte Entlehnung aus dem Lateinischen; ein Schwanken der afrz. Aussprache

anzunehmen, ist kaum statthaft", ist (trotz Behrens 204) bei einem Romanisten höchst auffallend. Es kann doch Körting[1] nicht unbekannt geblieben sein, dass lat. *c* vor *a* im Pikardischen, zum Teil aber auch im Normannischen erhalten bleibt und in vielen Lehnwörtern ins Engl. übergegangen ist, z. B. *caitif* = norm. od. altnordfrz. caitif, öfter im Roland; *carry* = norm. pic. carier; ***catch***, ae. cacchen, Behrens Frz. Stud. V, 2, 15, norm pic. cachier; *kennel*, altnordfrz. kenil, frz. chenil. Im Neunorm. noch *kiẽ* = chien etc., vgl. Joret, Le Patois Normand, Mémoires de la Soc. de Ling. III, 227; Gilliéron Rom. XII 401 ff.; beide Rom. XIII 114 ff. S. 182. ***Faith*** erklärt Körting mit Gröber Zs. f. rom. Phil. XI 288 aus *fay* durch Anbildung an *truth*, was mir sehr gesucht scheint. Das schon im Altengl. häufige *feið, feiþ, feyth* etc. erklärt sich einfach aus der älteren normannischen Form *feið, feith* = fidem, vgl. *lothet* = laudat, *vetheir* videre etc., s. La vie de St. Alexis ed. G. Paris p. 95. 96 und vgl. bei Orm *caritep̄* caritatem, bei Chaucer *deynteth* = deintiet etc., Behrens 175. [Sweet bemerkt brieflich: Nicol and I arrived at the same conclusion 20 years ago.] S. hierüber Nicol, Academy 4 Sept. 1880 p. 173. S. 182. Woher hat K. die sonst unerhörte Betonung free-thínker, evil-dóer, hard-heárted? Als eine Ausnahme wird kind-hearted zugelassen[2]. S. 183, „The under-válue" als substantivisch gebrauchter Infinitiv" ist mir unbegreiflich. S. 189, Greenwich wird nicht *-witš*, sondern *Grínidž* (Ellis EEP 1165) gesprochen. S. 187, Bei der Transskription eines Stückes aus Sweets Elb. giebt K. teeth als *tīīð*! Sollte ihm in der That *ð* und *þ* dasselbe sein, wie er oben für das Ags. behauptet? Vgl. 180 die ebenso auffallende Bezeichnung *nẽīžən*. K. scheint überhaupt stimmlose und stimmhafte nicht unterscheiden zu können. S. 188. Bemerkungen wie diese: „Mehr oder weniger hat nahezu jeder englische Laut eine Proteusnatur und ist ein, wenigstens dem Anscheine nach, unfassbares Etwas", zeigen zunächst nur, wie fremd dem Verf. die wirkliche englische Aussprache ist. Wenn es heisst, „dass gewisse Laute, namentlich *ə* und *v* . . . bald nach

[1] Körting selbst führt in seiner Rom. Phil. III 89 nach Diez als eins der Kennzeichen des Pikardischen das *c* für *ch*, wie in *cacher* = chasser, an; ib. S. 121 bemerkt K.: „Im alten Pikardischen seltsam entgegengesetzte Entwickelung [von der frz.]: *k* vor *a* bleibt *k*, z. B. *kanter, kief, kier, kien*". Dieses Verhältnis findet aber nicht nur im Pikardischen, sondern auch im angrenzenden Teil des normannischen Gebietes statt, wie namentlich Joret nachgewiesen hat. Vgl. auch Horning in seiner trefflichen Grammaire de l'ancien français S. 26: „Dans la Picardie et le Nord de la Normandie *c* ne s'altère pas devant *a* et l'on prononce *quemin, forques, fourke, vake, castiel, cachier*. *C* = k persiste également, au moins en Ponthieu et Vermandois, devant *a* transformé en *e* ou *ie*: *kief* caput, *markié* mercatum". — Vgl. noch Behrens Pauls Grundr. I 810. 830.

[2] Sweet bemerkt: „Always *freé-thinker* etc. *hárd-heárted* with even stress (he is very h'-h'.ed), except when it forms an attribute-group (a hárd-hearted man), when the stress is thrown back". Vgl. die Bemerkung Sweets, Sound Notation 58: „No German ever pronounces English *plúm-púdding* correctly: always either *plúmpùdding* or *plùmpúdding*, the latter being what he hears (and what is marked in pronouncing-dictionaries), the former what the written word and the associations of his own language suggest to him".

diesem, bald nach jenem Vokal hinzuklingen scheinen", so ist erstens daran zu erinnern, dass fremde Laute, mit denen man noch nicht vertraut ist, besonders auf ungeschulte Ohren eben diesen wechselnden Eindruck machen; zweitens dass K. unter ə und ɐ mehrere Laute zusammenwirft; übrigens sind kleine Abweichungen nicht in Abrede zu stellen, sie sind aber dialektisch; die individuellen Differenzen innerhalb desselben Dialektes sind verschwindend klein und können füglich ausser Betracht gelassen werden. S. 199. Bei Besprechung der Regeln für Doppelung und Nicht-Doppelung der Konsonanten begeht K. selbst Fehler darin: *skillful* st. skilful, vgl. *passtime* 240 st. pastime.

S. 208 ff. Die Worte des Englischen. S. 212 werden einige ags., im Engl. verlorene und meist durch französische ersetzte Wörter erwähnt, darunter „fægen, jetzt *glad*"; fægen lebt aber in *fain* fort, wenn auch mit modifizierter Bedeutung. S. 213, „rárian verloren, ersetzt durch *cry*, *lament*"; es lebt aber in *roar* m. modif. Bed. fort. "*Ræran* erhalten als *raise*", falsch; *ræran* ist engl. *rear; raise* kommt vom altn. *reisa*. K. bemerkt mit Recht, dass man hier mit grosser Umsicht verfahren muss, „damit nicht etwa ags. Worte als im Ne. nicht mehr vorhanden bezeichnet würden, die in Wirklichkeit doch vorhanden sind, wenn auch in sehr eingeengter oder veränderter Bedeutung". 239 hat K. die engl. Zusammensetzungen in die Kategorien der Sanskritgrammatiker einzwängen wollen. Wenn er aber dabei Wörter wie „prince-consort, washer-woman, peacock" Dvandva nennt, was er merkwürdiger Weise als „Subst. + Subst. in appositionellem Verhältnisse" erklärt[1], so können wir ihm hier nicht beistimmen. Beiläufig bemerkt, schreibt man engl. Prince Consort aber washerwoman und spricht danach. Wenn diese Dvandvas wären, müssten sie „a prince and his consort", „a washer and a woman" bedeuten. S. 240, „*Orchard* = [w]ortȝeard" ist irreführend, da das ags. *ortgeard* = got. aurtigards, dän. Urtegaard, verschieden ist von got. waurts, ags. *wyrt* Wurzel, Pflanze, woher *wyrtgeard*.

S. 253. Kap. VI, Die Wortformen und Wortformumschreibungen des Englischen. S. 261 ff. wird ziemlich unnötiger Weise eine ganze ags. Formenlehre gegeben, welche eine ags. Grammatik doch nicht überflüssig macht. S. 268. *My father's house* kann nicht mit Recht als ein Kompositum betrachtet werden. Da jedes Subst. seinen Nachdruck behält, so gehört es nicht einmal in die Kategorie von Wörtern wie *townsman*. Die Accentverhältnisse sind überhaupt von K. sehr ungenügend dargestellt. S. 271. Deklination der Pron. Durch kursiven Druck wird bei K. angedeutet, dass die betreffende Form noch fortlebt. In diesen Verzeichnissen finden sich so viele Wunderlichkeiten, dass ich nur einige davon hervorheben kann. So wird S. 272 das ags. Demonstr. „*sé*" als noch vorhanden dargestellt, nämlich als engl. *the*!! „Der Nom. Plur. đá

[1] Vgl. Bopp, Krit. Gramm. d. Sanskr. 435: „Diese Klasse (*dvandva*) besteht aus der Zusammenstellung von zwei und mehr Substantiven, welche einander coordinirt sind, d. h. in gleichem Kasusverhältnis stehen und dem Sinne nach durch „und" verbunden sind".

Merkel, *Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans* (Anthropophonik), nach eigenen Beobachtungen und Versuchen wissenschaftlich begründet etc., Leipzig 1857. 976 S. Eine mühsame und sorgfältige Arbeit, die sehr ausführliche anatomische Beschreibungen und viele Zeichnungen giebt, aber für gewöhnliche Philologen zu weitläufig ist. Der Verf. hat ausserdem eine ungenügende Kenntnis der lebenden Sprachen; er ist mehr Anatom als Sprachforscher. Neben vielen wertvollen Beobachtungen enthält das Buch daher viel Unrichtiges und Zweifelhaftes. Als ein Zeugnis vom linguistischen Standpunkt des Verfassers mag erwähnt werden, dass er nicht glaubt, dass das deutsche *Fisch* aus älterem *fisk* sich entwickelt habe; das gotische *sk* in *fisks* soll dasselbe bezeichnen wie deutsches *sch*. Es ist ihm unbekannt geblieben, dass das ursprüngliche *sk* noch im nordischen *fisk* existiert; vgl. lat. piscis spr. *piskis* (davon entlehnt kymr. *pysg*), altirisch *ïasc*.

Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache* (physiologische Laletik), Leipzig 1866. 444 S. mit mehreren Zeichnungen. Eine verkürzte Umarbeitung des vorstehenden Werkes. Der Verf. berücksichtigt darin neuere Forschungen. Das Buch enthält zwar viel Verdienstliches, muss aber doch gegen neuere Arbeiten auf diesem Gebiete zurückstehen. Von den Arbeiten Merkels sagt Sweet in der Vorrede zu seinem *Handbook of Phonetics:* „Merkel, in his *Anthropophonik,* and in the shorter and more convenient *Physiologie* etc., has accumulated a mass of details on the physiology of the vocal organs, which for fullness and accuracy stands quite alone“. [Besonders ist der verdienstliche und fein ausgeführte Abschnitt über deutsche Satzmelodie mit Notenbezeichnung hervorzuheben, welcher noch immer seinen Wert behalten hat.]

Brücke, *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute,* Wien 1856. 134 S. mit einer Tafel in Steindruck. Dies war eine für ihre Zeit verdienstliche Arbeit, die viel Neues in einer übersichtlichen Form enthielt, und daher vielfach von Sprachforschern benutzt worden ist. Man wird jedoch jetzt, neueren Arbeiten gegenüber, anerkennen müssen, dass sie sehr an Unklarheit der Auffassung und an Mangel einer genaueren Kenntnis der betreffenden Sprachen leidet. Namentlich gilt dieses von den europäischen Kultursprachen ausser

Aussprache.

Kap. I. Allgemeine Phonetik.

Man kann keine wissenschaftliche Erkenntnis der Laute einer fremden Sprache gewinnen, ohne etwas von der allgemeinen Phonetik oder Lautphysiologie zu kennen. Diese Wissenschaft ist besonders in Deutschland und England ausgebildet worden. Über ältere Arbeiten verweise ich auf die Nachrichten bei Brücke, *Grundzüge,* und die Bibliographie bei Sievers, *Phonetik*[1]. Hier erwähne ich nur **Hellwag**, *Dissertatio de formatione loquelae,* 1781, s. Vietor Phon.[2] 21, Phon. Stud. I 257, III 43. **W. v. Kempelen**, *Mechanismus der menschlichen Sprache,* Wien 1791. **Chladni**, *Traité d'acoustique,* Paris 1809; *Über die Hervorbringung der menschlichen Sprachlaute,* Gilbert's Annalen 1824. **Purkinje**, *Badania w przedmiocie fiziologii mowy ludzkiéi* [Untersuchungen über die Physiologie der menschlichen Sprache] in Kwartalnik Naukowy, Kraków 1836. Endlich sei der geniale **Rapp** hier erwähnt, dessen *Versuch zu einer Physiologie der Sprache* in 4 Bänden, Stuttgart und Tübingen 1836, viele feine Beobachtungen, aber auch viel Fantastisches und Unzuverlässiges enthält. Ich werde jetzt die wichtigsten neuesten Arbeiten auf diesem Gebiete erwähnen (Spezialabhandlungen nur ausnahmsweise).

---

[1] Techmer hat in seinen verschiedenen, unten zu besprechenden Werken vielfach von der Geschichte der Phonetik gehandelt. Swoboda hat in den Phon. Stud. IV eine historische Darstellung, *Zur Geschichte der Phonetik*, angefangen: I. Wolfgang von Kempelen, II. Brücke und Czermak.

Merkel, *Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans* (Anthropophonik), nach eigenen Beobachtungen und Versuchen wissenschaftlich begründet etc., Leipzig 1857. 976 S. Eine mühsame und sorgfältige Arbeit, die sehr ausführliche anatomische Beschreibungen und viele Zeichnungen giebt, aber für gewöhnliche Philologen zu weitläufig ist. Der Verf. hat ausserdem eine ungenügende Kenntnis der lebenden Sprachen; er ist mehr Anatom als Sprachforscher. Neben vielen wertvollen Beobachtungen enthält das Buch daher viel Unrichtiges und Zweifelhaftes. Als ein Zeugnis vom linguistischen Standpunkt des Verfassers mag erwähnt werden, dass er nicht glaubt, dass das deutsche *Fisch* aus älterem *fisk* sich entwickelt habe; das gotische *sk* in *fisks* soll dasselbe bezeichnen wie deutsches *sch*. Es ist ihm unbekannt geblieben, dass das ursprüngliche *sk* noch im nordischen *fisk* existiert; vgl. lat. piscis spr. *piskis* (davon entlehnt kymr. *pysg*), altirisch *īasc*.

Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache* (physiologische Laletik), Leipzig 1866. 444 S. mit mehreren Zeichnungen. Eine verkürzte Umarbeitung des vorstehenden Werkes. Der Verf. berücksichtigt darin neuere Forschungen. Das Buch enthält zwar viel Verdienstliches, muss aber doch gegen neuere Arbeiten auf diesem Gebiete zurückstehen. Von den Arbeiten Merkels sagt Sweet in der Vorrede zu seinem *Handbook of Phonetics:* „Merkel, in his *Anthropophonik,* and in the shorter and more convenient *Physiologie* etc., has accumulated a mass of details on the physiology of the vocal organs, which for fullness and accuracy stands quite alone". [Besonders ist der verdienstliche und fein ausgeführte Abschnitt über deutsche Satzmelodie mit Notenbezeichnung hervorzuheben, welcher noch immer seinen Wert behalten hat.]

Brücke, *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute,* Wien 1856. 134 S. mit einer Tafel in Steindruck. Dies war eine für ihre Zeit verdienstliche Arbeit, die viel Neues in einer übersichtlichen Form enthielt, und daher vielfach von Sprachforschern benutzt worden ist. Man wird jedoch jetzt, neueren Arbeiten gegenüber, anerkennen müssen, dass sie sehr an Unklarheit der Auffassung und an Mangel einer genaueren Kenntnis der betreffenden Sprachen leidet. Namentlich gilt dieses von den europäischen Kultursprachen ausser

der deutschen; dies macht Brücke's Urteile auch über diese weniger zuverlässig; denn ohne genaue Kenntnis von fremden Lauten kann man diejenigen seiner eigenen Sprache nicht genügend beurteilen; ohne Vergleichung keine Bestimmung[1]. — Die zweite Auflage, Wien 1876, ist einer durchgreifenden Umarbeitung nicht unterzogen worden und entspricht nicht dem jetzigen Stande der Wissenschaft. S. 27, wo einige der wichtigsten europäischen Vokale beschrieben werden, finden sich eine Menge unrichtiger Lautbestimmungen: englisches *a* in *man* identifiziert der Verf. mit deutschem *ä*[2] und französischem *ê*, das er wieder von *è* unterscheidet, von dem es in Wirklichkeit nur durch die Länge verschieden ist. (Ich lasse ausser Betracht, dass *ê* in vielen Wörtern verkürzt worden ist.) Auch ich habe früher an einen breiteren Laut des *ê* geglaubt, aber allen Franzosen, die ich darüber befragt habe, war diese Aussprache ganz unbekannt. Doch scheint *ê* bisweilen emphatish breiter zu lauten, z. B. est-il *bête!* ebenso öfters im Gesang. „Wenn Nourrit sang: '*Lui-même et ses forfaits*' wie *Lui maamöh* etc., so fanden sie [die Franzosen] das allerliebst", Coursier, Handb. d. frz. u. deutschen Conversationssprache, Vorrede S. VIII. — Französisches *o* in *encore* setzt Brücke englischem *o* in *lord* gleich, das merkbar offener und tiefer ist. Ja sogar deutsche Laute werden unrichtig dargestellt; so wird das geschlossene *o* in *Woge* mit dem offenen *o* in *Ordnung* verwechselt; wenigstens ist das kurze *o* hier gewöhnlich offen, wie auch im Nordischen der Fall ist; so dän. schwed. norw. *orden,* ebenso frz. *ordre* (aber ital. *órdine* geschlossen = lat. ōrdinem). Dagegen pflegt man dem Spanischen nur den geschlossenen Laut zuzuerkennen, z. B. in *órden*; ich kann jedoch nicht umhin, auch hier einen ähnlichen Unterschied zu finden: in *órden* ist das *o* offen, in *Córdoba* das erste *o* offen, das zweite mehr geschlossen, lat. Cordŭba entsprechend. Nur lautet im Spanischen das offene *o* wie im Deutschen, das ital.

[1] Sehr treffend sagt Sweet, *Sounds of Spoken Swedish* S. 86: „Phonology without comparison is a sheer impossibility, and the disadvantages of being a foreigner are partly counterbalanced by the advantage of being forced to observe and systematize".

[2] S. 32 polemisiert er gegen englische Phonetiker, die engl. *a* in *hat* vom deutschen *ä* in *hätte* verschieden finden! Dies zeigt nur, dass Brücke wie die meisten Deutschen kurzes engl. *a* wie deutsches *ä* ausspricht.

aber z. B. in *còrda* etwas offener. Im ital. *sordo* (lat. surdus) sind beide *o* geschlossen[1]; im span. *sordo* ist das erste *o* offen. Wahrscheinlich rührt der Glaube an den einzigen *o*-Laut von den Spaniern selbst her, wie diese auch nur ein einziges und zwar geschlossenes *e* anerkennen; in Wirklichkeit lauten im ital. *vérde* die beiden *e* geschlossen, im span. *verde* das erste *e* offen. [Genauer: span. *e, o* ist überall ziemlich offen, *e* ungefähr wie schwed. *e* in *ben* oder frz. *e* in *dette, o* ungefähr wie norw. *å* in *gå*; gedeckt klingen sie mir meist etwas offener als frei, so in *perfectamente, horroroso.* Der portugiesische Phonetiker Gonçalves Vianna erkennt Rom. XII, 31. 33 nur ein einziges span. *e,* bezw. *o* an, giebt ihnen aber eine zu offene Aussprache, *low-front* (ungefähr wie ital. *è,* engl. *aw*), was er jetzt nach mündlicher Mitteilung als unrichtig ansieht. Der Spanier Araujo bezeichnet im *Maître Fonétique* Févr. 89 *o* überall als offen, erkennt aber Phon. Stud. III 320 selbst im Kastilianischen geschlossenere und offenere Varietäten an, wie *ęste,* jedoch individuell schwankend.] Dem Verf. zufolge wird in *werden* kurzes geschlossenes *e* gehört; es ist wohl gewöhnlich lang (wie in *Schwert*), namentlich in Gegenden, wo das *r* uvular gesprochen wird; die Kürze darf daher nicht als Regel aufgestellt werden, wenn nicht der betreffende Dialekt angegeben wird; der Verf. ist Norddeutscher. [In *werden, Schwert, Erde, erst* etc. ist langes geschlossenes *e* die gew. norddeutsche Aussprache; im Mittel- und Süddeutschen meist kurzes offenes *e*, Vietor, Germ. Pron. 71; Phon. [1]48, [2]68. Trautmann, Sprachl. 262]. Dass das frz. *ou* mit engl. *oo* verwechselt wird, war nicht anders zu erwarten; aber jeder Franzose, der einen Engländer *voulez-vous* aussprechen hört, bemerkt den Unterschied; die Franzosen bezeichnen diese englische Aussprache durch die Schreibung *vôlez-vô*[2] und sprechen es

[1] Bisweilen, besonders in Rom, lautet das ital. *o* in *córte*, *ógni*, *cónte*, *ómbra* etc. mit einem Zwischenlaut von *o* und *u*: *ůmbra*. Diese Aussprache scheint dialektische Neigung, wie es z. B. im Florentinischen geradezu *ugni* heisst (Zuccagni, Dial. ital. 286), im Sicil. nur *u* für das geschlossene *o*: *amúri*, *curti* etc. Der Zwischenlaut ist nicht notwendig ein Überrest älterer Aussprache; er kann auch neu entwickelt sein, vgl. *ugni* aus l. omnis, dialektisch unbetont (*n*)*un* aus l. nōn (dagegen als betontes Verneinungswort *nò*).

[2] Labiche, Théâtre VIII, 344: L'Anglais: *Haô! Vous vôlez manger contre moa, vô!*



mit ihrem geschlossenen *o*, was doch nur eine unvollkommene Nachahmung ist. In der That ist das frz. *ou* in *doux* mit dem ungetrübten deutschen *u* in *du*, kurz mit dem gemeineuropäischen *u* wesentlich identisch[1]; das engl. *oo* in *too* hingegen ist der entsprechende wesentlich *„wide vowel“* (s. unten) oder noch genauer (nach Sweet) eine Verbindung von diesem mit engl. *w*. Engl. kurze Vokale wie in *not, could, sun* werden von Brücke „unvollkommen“ genannt und ihnen „dumpfe Resonanz“ beigemessen, was der Verf. teils einer zu grossen Lippenöffnung, theils der zu geringen Hebung des Kehlkopfs zuschreibt; die erstgenannte Mundstellung ist ziemlich richtig beobachtet, bewirkt aber nicht dumpfe, sondern gerade offene, klare Vokale; die „Dumpfheit“ rührt mehr von der Zungen- als von der Lippenstellung her; der letztere Punkt ist unwesentlich, bloss ein unwillkürlicher Reflex der Zungenbewegung. Es ist jedoch wesentlich das Fremde der englischen Laute und des englischen Klanggepräges, das auf den Verf. den Eindruck des Dumpfen und Unvollkommenen gemacht hat. Einen ähnlichen Eindruck macht die deutsche Rede auf die Engländer und Franzosen; namentlich fällt ihnen der „gutturale“ Klang der Stimme auf, was davon herrührt, dass die Deutschen dieselbe sehr oft unter das eigentliche Brustregister senken. Wir hören auch bei uns in Norwegen dasselbe Gerede von der Unklarheit der englischen Vokale, aber unsere eigenen *å, o* und *u*[2], welche wir sehr klar finden, machen auf alle Ausländer einen ganz ähnlichen Eindruck. Und doch enthalten die Worte des Verfassers etwas wahres; es ist nur nicht gut ausgedrückt. Es ist wirklich etwas Charakteristisches an der Aussprache der genannten Vokale; sollte man es mit einem populären Ausdruck bezeichnen, so müsste man es ihre Offenheit nennen; *o* in *not, dot* ist offener als das deutsche in *Dotter,* indem die Zunge um eine Stufe tiefer gesenkt ist; der Laut *u* in *full* ist *„wide“*.

---

[1] [Genauer genommen besteht zwischen deutschem und frz. *u*-Laut ein kleiner Unterschied, indem frz. *ou* etwas mehr vorgeschoben (postpalatal) und geschlossener, auch etwas stärker gerundet ist, wie auch frz. *u* (= *y*) stärker gerundet als der *y*-Laut anderer Sprachen. Vgl. Sweet, Handb. 123. Trautmann, Sprachl. 214. Vietor, Phon. ²43. S. unten zu Hagelin.]

[2] Ein schwedisches, von Sweet gefundenes Wort, wo sich ungefähr dieselben drei Vokale finden, ist outplånlig (*ω̒ütplån'lig*) (unvertilgbar).

Die wirkliche Mundstellung bei der Aussprache des engl. *u* in *but* ist dem Verf. nicht klar geworden. Die französischen Nasalvokale hat Brücke dagegen richtig für reine Vokale mit nasaler Resonanz erklärt, wobei der Luftstrom sich zwischen Mund und Nase teilt. [So schon der Franzose Beauzée in 1767, s. Techmer IZ V 196, und der deutsche Hellwag in 1781, s. ib. IV 228.] — Die Bildung der Konsonanten ist leichter wahrzunehmen und wird von den Deutschen überhaupt besser behandelt. Doch sind auch hier viele Bemerkungen zu machen. S. 44 stösst man auf die Behauptung, die Buchstaben seien „Bezeichnungen für gewisse Zustände, bestimmte Anordnungen der Mundorgane"; dies ist ein Beispiel der allzu abstrakten Anschauungsweise, zu welcher die Deutschen häufig neigen; die Buchstaben bezeichnen einfach Laute und nichts anderes. Die Bemerkungen des Verfassers über *tenues* und *mediae* enthalten viel Verdienstliches, sind aber nicht genügend klar und erschöpfend. Die Beschreibungen der verschiedenen deutschen Aussprachen von *w* S. 48 sind ziemlich unklar. In der That ist das norddeutsche *w* wesentlich das gemeineuropäische, labio-dentale *v*, nur etwas weniger energisch als das frz. und engl.[1]; dagegen hat *u* in *Quelle* im ganzen Deutschland, und *w* in einem grossen Teile von Mittel- und Süddeutschland eine rein labiale Aussprache[2]; der Verf. verwechselt diesen Laut, wie die Deutschen im Allgemeinen, mit dem engl.

[1] Genauer Sweet *Handb.* 41: „The North Germ. *w* in 'wie' is weaker than the Engl. and Fr. *v*, being generally formed with very little buzz, so that it often strongly resembles *bh* [Middle Germ. *w*]". Nach Hoffory, KZ. XXV, 425 wird dän.-deutsches *w* sogar ohne alles Reibungsgeräusch, mit loser Engebildung zwischen den Oberzähnen und der Innenseite der Unterlippe, dagegen engl.-frz. *v* mit vollem Reibungsgeräusch, mit Engebildung zwischen den Vorderzähnen und dem oberen Saum der Unterlippe gebildet. Am besten vielleicht Jespersen Art. 63: dän.-d. *w* mit der Unterlippe gegen die Aussenseite der oberen Vorderzähne, engl.-frz. *v* mit der mehr zurückgezogenen Unterlippe gegen die untere Kante der Oberzähne, „which, in connection with the fuller voicedness, gives more buzz to the sound".

[2] Nach Sievers EPh[1] 425 ist das mitteldeutsche *w* ein rein bilabiales *v*, und ist nicht wie *u* und engl. *w* zugleich velar gebildet; „Mein *w*", sagt Sievers, „hat gar keine eigene Zungenartikulation (diese richtet sich lediglich nach dem folgenden Vokal) und die Lippen haben nicht die geringste Rundung oder Verschiebung; es wird einfach ein schmaler Spalt zwischen den Lippen gelassen; diese berühren sich zwar in ihren seitlichen Teilen, aber die Mundwinkel sind nicht eingezogen, wie das bei meinem *u* stets geschieht".

w, das sich zum deutschen labialen *w* verhält wie engl. *oo* zu deutschem *u*. Das spanische *c* verwechselt der Verf. wie die meisten andern mit dem engl. harten *th*; in Wirklichkeit ist das kastilianische *c*, *z* mehr *s*-haltig und wird durch eine losere Anfügung oder Annäherung der Zunge an die Zähne gebildet; praktisch kann man das spanische *c* als ein gelispeltes *s* (wie auch *cecear* lispeln, besonders das *s* wie *c* aussprechen[1] bedeutet), das engl. harte *th* dagegen wie ein gehauchtes (spirantisches) *t* bestimmen. S. 54—55 wird gesagt, dass das engl. weiche *th* oft so gebildet werde, dass man in der That *dð* höre (explosives *d* + spirantisches *d*). Diese Behauptung, welche von mehreren wiederholt worden, ist unrichtig. Die gewöhnliche und normale Aussprache ist eine rein spirantische. Es fällt den Deutschen überhaupt schwer, englisches *th* richtig aufzufassen und nachzuahmen; sie legen gewöhnlich etwas von *d* hinein. Von jeher war das Deutsche, besonders das Hochdeutsche, diesem Laut abgeneigt; schon im Althochdeutschen wurde das altgermanische *þ* von *dh*, *d* verdrängt [Sweet HES² 94]; im Altniederdeutschen bestand es noch, ist aber im Plattdeutschen und Holländischen längst zu *d* geworden.

[Im holländischen *drie* findet sich möglicherweise noch eine Spur der alten spirantischen Aussprache ð, s. oben S. 27 (wird von Logeman Phon. Stud. IV 91 bestritten). Im Friesischen ist *þ* zum Teil noch bewahrt. Wenigstens bestand *þ* im Nordfriesischen noch im Anfang des Jahrhunderts. P. Saxild, *Syltermaalets Sproglære* (Tidskr. f. Philol. og Pædag. III 189) bemerkt: „Das isländische *þ*, engl. *th* [in *three*], wovon sich in der Amrumer Aussprache noch einige Rudera finden, ist auf Sylt in unserer Generation fast ganz verschwunden. Nur in einzelnen Wörtern, wie *thrii* [engl. three], *thred* [engl. thread], *mithinkt* [engl. methinks] kann man bei alten Leuten den ursprünglichen Laut hören."]

Somit ist diese Auffassung von *th* auf uralter deutscher Neigung begründet. — S. 57 wird das norwegische „dicke *l*" in *Ola* [dieser Laut existiert auch im Schwedischen] annäherungsweise richtig als cerebrales *l* bestimmt, wird aber von Brücke wie früher von Rask[2] mit dem halbvelaren *l* im

[1] Cervantes, Novela de la Gitanilla (Novelas, Paris 1825 S. 11): „¿Quiérenme dar barato, señores?" dijo Preciosa, que como gitana hablaba *ceceoso*, y esto es artificio en ellas, que no naturaleza. — Bekanntlich verwechseln die Andalusier *s* und *c*, und die Zigeuner haben es vielleicht von ihnen aufgenommen.

[2] Rask, *Engelsk Formlære*, Kopenhagen 1832 S. 42: „Bisweilen scheint *l* wie das norwegische sogenannte dicke *l*, das russische und polnische ł aus der Kehle zu lauten, z. B. in *full*, voll".

engl. *bell, full* verwechselt. „Nach einer mir von Dr. Onsum [einem norw. Arzte] gemachten Mitteilung“, heisst es bei Brücke, „existiert im Norwegischen ein wahres l^2 [cerebrales *l*], z. B. in *ōl²a°*, dänisch *Olaf*[1]. Im Englischen scheint es als auslautendes *l* z. B. *well, bell* öfter gebildet zu werden“.

Das ostnorwegische und schwedische „dicke *l*“, von schwedischen Phonetikern früher supradentales[2], jetzt[3] kakuminales *l* genannt, dessen Aussprache zu erlernen Ausländern fast unmöglich ist, und welches auch die Westnorweger und Südschweden nicht hervorzubringen vermögen, wird gebildet, indem die Zungenspitze gegen den mittleren Gaumen ohne ihn zu berühren zurückgezogen und dann plötzlich, mit einem Schlage, den Vordergaumen entlang wieder in ihre normale Lage versetzt wird. Dabei wird meistens im letzten Moment der Vordergaumen von der Zungenspitze flüchtig berührt, aber dies ist unwesentlich; wird die Berührung energischer, so entsteht *ṛḍ*[4]. Hierdurch entstehen verschiedene Lautnuancen dicht nach einander; namentlich lautet im ersten Moment mehr ein spirantisches cerebrales *r*, im nächsten cerebrales *l*, das bisweilen etwas von *d* hat. Diese Laute, die eigentlich nach einander folgen, verschmelzen für das Gehör zu einem einzigen gemischten Laut, der auf uns mehr den Eindruck von *l* macht, auf die Ausländer aber mehr von *r*[5]; dieselben legen aber in ihrer Nachahmung des Lautes zuviel von *r* hinein. Auch ist dieser Laut verhältnismässig momentan und lässt sich nicht verlängern oder verdoppeln; er kommt gewöhnlich nur nach langen Vokalen vor; nach kurzen nur vor anderen Konsonanten[6]: *åḷ* Aal, *haḷv* halb. Gewöhnlich wird dieser Laut in der gebildeten Aussprache vermieden und mit gewöhnlichem *l* (oder *r* wenn aus *rd*[4]) vertauscht. Vor *t* und *d*, die dann ebenfalls cere-

---

[1] Richtiger: Altnordisch *ōlafr*, Akk. *ōlaf*, neunorw. *ω̄ḷa*, dän. *ω̄lə*. Wenn „Olaf“ noch bei uns als Name gebraucht wird, ist es nur eine Wiederaufnahme der altnordischen Form.

[2] L. F. Leffler, *Om konsonantljuden i svenska allmogemålen*, Upsala 1872, S. 38.

[3] Lundell, *Det svenska landsmålsalfabetet*, Stockholm 1879, S. 48. S. unten.

[4] Sowohl in norw. als in schwed. Dialekten geht altnord. *rð*, schwed. *rd* in diesen cerebralen Mischlaut über; so *ifjω̄ḷ* (voriges Jahr) aus altn. *ī fjǫrð* (mhd. vert, gr. *πέρυσι*); dän. ifjor. Die gebildeten Schweden sprechen meist *ifjω̄l* mit gewöhnlichem *l*, die gebildeten Norweger *ịfjω̄r*.

[5] Lundell, *Landsmålsalfabet* S. 48: „*ḷ*, sogenanntes ‘dickes *l*’, ist nicht ganz einfach kakuminales *l*, scheint aber wesentlich ein solches zu sein. Die Zungenspitze ist kaum während der ganzen Zeit gegen den Gaumen gestützt, und sie ändert ihre Lage; es hat somit etwas von *r* (*ṛ*)“. Vgl. Sweet, Handb. 214; Swed. Sounds 14; Verf. *Norvegia* I, 105 ff.

[6] Lundell, ib.: „In den Dialekten, die wie der dalekarlische, esthnisch-schwedische u. a. kurzen Vokal vor kurzer Konsonanz bewahrt haben, kommt *ḷ* in gewissen Fällen auch nach kurzem Vokal vor“. S. 50: „*ḷ* kommt nur als kurzer l-Laut vor“. [So auch norw. dial. nach kurzem Vok. vor einfacher Konsonanz: *gaḷa* krähen, s. *Norvegia* I 109. Zur Frage Trautmanns (Sprachl. 106) nach dem Eigenton von *ḷ* bemerke ich, dass *ḷ* gewöhnlich etwas tiefer, wie *ḷ* etwas höher als gewöhnliches *l* liegt.]

bral werden, bleibt vom „dicken *l*“ nur das *r*-Element: so wird das Neutrum von *fūļ* (norw. listig, schlau, schwed. hässlich, urspr. faul, verfault, got. fūls) „fult“ geschrieben, lautet aber in der That *fūŗţ* (oder mit Verschleifung *fūţ*) ganz wie „lurt“ *lūŗţ* aus „lure“, lauern, anführen. Das indische *ḍ* (vgl. oben S. 4) klingt mir zunächst wie schwed. *rd* in *ord* (zwischen supradental und kakuminal, s. unten); es gehört aber Übung dazu, ind. *ḍ* in *nīḍa* (lat. nīdus) von *ļ* im vedischen *īļē* (aus *īḍē*, Bopp, Krit. Gramm. d. Sanskr. 2) zu unterscheiden; letzteres lautete mir in der Aussprache des Brahmanen Dhruva (aus Gugerati) ganz wie ein norw. schwed. dickes *l*. Dhruva sprach wie alle Indier auch engl. *Goḍ, buţ* etc. mit indischen Cerebralen, die aber von der gewöhnlichen englischen alveolaren Aussprache ($\beta 0^f$, Jesp. Art. 43) erheblich verschieden klingen. Ellis EEP IV 1096. 1137, vgl. V 42, folgt den Indiern, welche die ind. Cerebrale den engl. *d, t* gleich setzen; seine Autorität, der Bengale Gupta, „distinctly repudiated inversion“. Das ist ganz richtig, aber daraus folgt noch nicht, dass die Laute dieselben wie die englischen sind[1]. Sweet Handb. 48 bestimmt die dravidischen Cerebrale als ‘inverted’, die nordindischen als der zurückgezogenen Varietät der engl. *t d* gleich. Ich wenigstens habe die gewöhnlichen engl. *t d* nie so weit zurückgezogen gehört; im dialektischen (Kent., Amerik.) *hard, heart* (point-inverted, Jesp. Art. 43, Sweet Handb. 38), ist es bekanntlich anders. Jespersen Art. 43 folgt Ellis, indem er die ind. Laute als $\beta 0^f$ [Zungenspitze gegen Alveolen] bestimmt; richtiger wohl $\beta 0^{gf}$ oder $\beta 0^g$ [Zungenspitze gegen Vordergaumen]. Das sicilianische *ḍ* in *cavaḍḍu* scheint mir wesentlich mit dem indischen *ḍ* identisch. Wenn die Italiener sagen, dass das sic. *d* wie im Englischen lautet, meinen sie natürlich wie das englische supradentale (alveolare) *d* in *day*; gerade diese Vergleichung habe ich in Italien öfter auch von Nicht-Philologen gehört. Deutsche Sprachforscher haben dieses missverstanden und geglaubt, das engl. *th* sei gemeint[2]; so Diez, *Gramm. d. roman. Spr.* I, 83.

[Auch in einem schweiz. Dialekt habe ich ein dem norw. „dicken *l*“ ganz ähnliches oder gleiches *l* gehört. So sprach eine aus der Umgegend von Zürich gebürtige Dame, die Malerin Fräulein Fries, mit der ich in Italien 1869—70 bekannt war; auch im Italienischen sagte sie z. B. *maļe* mit dickem *ļ*. Sie versicherte mich, das *l* werde in ihrer Heimat immer so ausgesprochen. Ich konnte in ihrer Aussprache keinen Unterschied von der unsrigen entdecken. Dagegen kannte der aus Zürich gebürtige

---

[1] Ich stimme mit Caldwell bei Schuchardt, Engl. Stud. XV 302 überein: „The Engl. *t, d,* and *n* approach more nearly to the sound of the Indian linguals [cerebrals] than to that of the dentals ... Englishmen have less difficulty in acquiring the lingual sounds than in learning the peculiarly soft, distinctively dental sounds of the Indian *t, d,* and *n*. Beyond this, however, I am unable to go. There is still a great gulf, I conceive, between the slightly lingualised English dentals and the true Indian linguals, — a gulf which many European students are never able to pass as long as they live“.

[2] Dies habe ich schon in meinem Buche *De romanske Sprog og Folk* (Christiania 1873) S. 33 ausgesprochen.

Sprachforscher Prof. Dr. A. Tobler, den ich 1889 über diesen Laut befragte, nichts derartiges im Dialekt der Stadt Zürich.]

Weil aber Brücke die Natur des engl. *l* verkannt hat, hat er auch das mit dem englischen, noch mehr mit dem schottischen und holländischen *l* verwandte slawische gutturale *ł* in russ. poln. *stoł* (Tisch) nicht richtig auffassen können, und bestreitet die schon von Purkinje gegebene richtige Beschreibung, mit welcher Schleicher Litauische Gramm. 13 übereinstimmt. Von der Quantität der Konsonanten bemerkt er S. 72, das *mm* in *Sommer* sei so lang wie das *m* in *Rum* mit dem *m* in *Meer* zusammengenommen; auch dies ist ein allgemein verbreiteter Irrtum. Gewöhnlich werden geminierte Konsonanten im Deutschen wie im Dänischen, Englischen[1], Französischen und Spanischen kurz ausgesprochen, während sie im Norwegischen, Schwedischen, Italienischen [Ungarischen und Finnischen] wirklich doppelt oder lang lauten. Das *mm* in norw. *Sommer*, schwed. *sommar* hat eine ungleich kennbarere Länge als das deutsche in demselben Worte. Das norw. *tt* in *otte* (acht), *Natten*, dialektisch *nåtti, notti, natta* (die Nacht) ist ebenso doppelt wie das italienische in *otto, notte*; eigentlich entsteht eine kleine Pause zwischen dem Verschliessungsmoment und dem Öffnungsmoment; aber die Trägheit der Sinne bewirkt, dass man nur ein einziges langes *t* hört, wie auch in *Anna* wirklich ein einziger langer Konsonant lautet. [Nur der neue Accentimpuls teilt wieder den einfachen Laut in zwei, indem er eine neue Silbe bildet; es bedarf aber eines Aktes der Reflexion, um dies aufzufassen; der unmittelbare Eindruck ist der eines einfachen Lauts, daher auch die ältesten Alphabete keine Konsonantenverdoppelung kennen.] Den Laut *sch* sieht Brücke noch als einen aus *s* und *ch* (in *ach*) zusammengesetzten Laut an, was mit Recht von Sievers Grundz. 72 be-

[1] Charakteristisch für die engl. Kürze ist „*fler*" d. h. *f'lə* f. fellow, das bei Dickens u. A. als burleske Wiedergabe einer nachlässigen oder flüchtigen Aussprache vorkommt: The debilitated cousin supposes he is „'normously rich *fler*", Bleak House III, 162. In der Stutzeraussprache auch „*f'la*", z. B. in Judy's Sugar Plums S. 19: First Golden Youth. Most *f'las* I know like Op Bouffe better than anything, 'cause, you know, between the Acts, a *f'la* ... Sec. Gold. Youth. Ya-as, 'zactly. [Sweet bemerkt, dass *f'la* ihm unverständlich sei. Ich selbst glaube eine solche Aussprache gehört zu haben, wo *e* so flüchtig gesprochen wird, dass es im Stimmlaut des *l* absorbiert scheint. — Über einen kleinen Unterschied der germanischen Kürzung von der romanischen s. unten.]

stritten wird. Auch bei den mouillierten Lauten hält B. (S. 94) an der fehlerhaften Auffassung fest, dass sie Verbindungen von *l, n* mit unmittelbar nachfolgendem *j* seien, während sie in der That Verschmelzungen mit *j* sind, wie schon Chladni 32 Jahre vor der 1. Ausgabe der Brückeschen Grundzüge gesehen hatte. [Das Richtige haben u. a. Hoffory, Kuhns Zeitschr. XXIII, 526. Vilh. Thomsen, Mémoires de la Soc. de Linguistique III, 109. L. Havet ib. II, 220, Note 3 vgl. Thurot, cit. Vietor Phon.[2] 185. Vgl. Techmer, unten.]

Der Verf. hat auch ein neues phonetisches Alphabet erfunden, wobei die Mundstellung durch die Gestalt des Zeichens symbolisch bezeichnet wird; er handelt davon in seinem Buche *Über eine neue Methode der phonetischen Transscription,* Wien 1863 (Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften). Diese Methode ist indessen weniger praktisch als das englische, nach einem ähnlichen Prinzip von Bell erfundene *Visible Speech,* das zugleich auf einer ungleich genaueren Kenntnis der Bildung der Laute beruht.

Rumpelt, *Das natürliche System der Sprachlaute,* Halle 1869. 228 S., 1 gedruckte u. 4 lith. Tafeln. Enthält mehrere gute Bemerkungen, darunter auch eine Mitteilung von Prof. Brücke über holländisches *v* als zwischen *f* und (norddeutschem) geflüstertem *w* schwebend; „es ist dies deshalb möglich, weil zwischen der tonlos verengten und der weit offenen Stimmritze eine kontinuierliche Reihe von Abstufungen vorhanden sein muss. Nach dem Briefe von de Vries gilt die dem geflüsterten *w* genäherte Aussprache für die richtige, während die Aussprache als *f* die der Friesen und nach meinen Nachrichten auch die des Amsterdamer Pöbels ist". Dies stimmt ganz mit meinen eigenen Beobachtungen überein. In Flandern, wo ich mich ein paar Monate aufgehalten habe, lautete mir das *v* in *veel, vijf, vrij, vriend* etc. immer wie ein Zwischenlaut von frz. *v* und *f* oder wie ein halb stimmhaftes *f*. Auch Sweet, *Handbook of Phonetics* S. 142 sagt vom holl. *v*, dass es anlautend „half-voiced" sei, aber oft in *f* übergehe. [Der holländische Sprachforscher Stoffel bemerkt hierzu brieflich: „Bei den Friesen ist *f* für *v* Regel, bei dem Amsterdamer Pöbel nicht so verbreitet. Sweet hat Unrecht, wenn er sagt, dass holl. *v* anlautend oft in *f* übergeht; in der gebildeten Sprache ist das

nicht der Fall". Nach demselben sind die Holländer geneigt, ihr *v* auch im engl. *v* (*vine, vat, vetch*) zu hören, nicht aber im frz. *vie,* d. *wie,* das sie mit holl. *w* identifizieren. Später hat aber Stoffel mir gegenüber anerkannt, dass holl. *v* nicht mit engl. *v* identisch, sondern ein Mittellaut von engl. *v* und *f* ist. Ich habe im Sommer 1889 Gelegenheit gehabt, neue Beobachtungen über diesen Punkt zu machen. Das holl. *v* lautet mir fortwährend halb stimmhaft, besonders anlautend, aber auch zwischen Vokalen nicht voll stimmhaft wie frz. *v* in *la vie.* Dasselbe ist mit *z, g* der Fall. Die Holländer übertragen ihre Aussprache von *v* auf das Englische und sprechen z. B. *Liverpool* wie ein holl. *Leverpool.* Vom holl. *v* unterscheidet sich *f* durch volle Stimmlosigkeit und kräftigeren Hauch. Auch Prof. Kern hat mir auf dem Orientalistenkongress 1889 hierüber wertvolle Mitteilungen gemacht; nach ihm ist holl. *v* dentilabialer halbstimmiger Spirant, *w* dagegen voll stimmhaft und bilabial wie süddeutsches *w*, aber etwas enger gebildet und daher dem norddeutschen *w* ähnlich, vgl. Sweet, Handb. 142; HES² 139 [1]. Hobbing, Mundart von Greetsiel 7. 20. Prof. Kern hat später die Güte gehabt, mir hierüber interessante briefliche Mitteilungen zu machen, die ich mir erlaube, hier abzudrucken: „Wat de *v* en *z* betreft, die klinken in 't begin van een woord inderdaad iets scherper dan in 't Fransch of Engelsch. Ik spreek niet van de Friezen, die in 't geheel geen *v* en *z* kunnen uitspreken, maar daarvoor *f* en *s* laten hooren [Annäherung an das Dänische]. Ook de Amsterdamsche zoogenaamde Duitsche Joden onderscheiden sich door de hebbelijkheid dat zij *f* en *s* voor *v* en *z* zeggen . . . In 't midden van een woord, tusschen twee klinkers, wordt de *v* en *z* zachter [d. h. stimmhafter] dan aan 't begin uitgesproken, en ik moet verklaren, dat ik weinig of geen onderscheid hoor tusschen mijne eigene uitspraak (die eenigzins Geldersch gekleurd is) van de *z* in *vreezen* en bijv. in 't Fransch *lèse, fraise* of 't Engelsch *easy.* In allen gevalle is voor ons het onderscheid tusschen *f* en *v, s* en *z* zóó groot, dat wij ons daarin nooit vergissen. Voor ons klinkt de begin-*s* in het Hoogduitsch der

---

[1] Eine ganz abweichende Beschreibung giebt Altena Phon. Stud. III 223: „nur auslautend bilabial, sonst dentilabialer Verschlusslaut!" Vgl. Valette, Ndl. Gramm. 9: *w* nur durch leichtere Reibung von *v* verschieden.

Noordduitschers als *z*, hun *w* als onze *v*; dus *Löwe* is in Hollandsche spelling *leuve*. Bij de Zuitduitschers is het geheel anders". Besonders interessant ist die Divergenz zwischen Stoffel und Kern in Betreff des norddeutschen *w*; Kern hat wohl das Richtigere, wenn auch nordd. *w* in *Löwe* nicht mit holl. *v* in *Leuven* absolut identisch ist; das nordd. *w* hat wohl einen reineren Stimmlaut.] — Rumpelt hat nicht wie Brücke dem frz. *ê* einen anderen Laut als *è* gegeben. Andererseits findet sich bei ihm viel Unrichtiges, was Mangel an Kenntnis der betreffenden Sprachen verrät. Engl. *a* in *all* wird S. 35 mit dänischem *aa* (*å*) identifiziert; in der That ist das dän. *å* kaum merklich offener als das abnorme schwedisch-norwegische *å* in *stål* Stahl, *år* Jahr[1] (dän. gew. *Staal, Aar* geschrieben). „Die nordischen Sprachen haben gar keine Diphthonge", heisst es S. 51; zu dieser unrichtigen Darstellung ist der Verf. vielleicht durch die Schreibweise *ej, öj* etc. verleitet worden, die im Dän. und Schwed. mehr berechtigt sein mag, weil das Schlusselement hier geschlossener und mit stärkerer Verengung gebildet wird[2], dazu aus Konsonanten entwickelt ist, z. B. dän. *vej* (Weg) aus altn. *veg*; schwed. *slöjd* Industrie aus altn. *slœgð* = e. sleight. Im Norw. aber, wo die Diphthonge von Alters her zu Hause sind, lautet z. B. in *lei* (leidig, dän. led, altn. leiðr) das *i* als wahrer Vokal wie im deutschen *Leid*. Nur dän. wird z. B. *tavs* (schweigend, altn. þagsi, lat. tacitus) geschrieben, nach. dän. Auffassung mit engl. *w* gesprochen (eher *thaus* od. *thaos*, s.

---

[1] Sweet. *On Danish Pronunciation* (Transactions of the Philol. Soc. 1873—4 p. 94 ff.) setzt den dän. Laut dem schwed.-norwegischen gleich. Auch ich habe früher diese Laute identifiziert, ausser im Auslaut, wo die Dänen den Vokal kürzen, wie in *saa* so, *naa* nun, 'na', *paa* auf. Dänische Phonetiker nehmen aber einen deutlichen Unterschied zwischen dem dän. und dem schwed. *å* wahr z. B. in *Aalegaard* Aalbehälter, und von ihnen darauf aufmerksam gemacht, finde auch ich jetzt den dänischen Laut etwas offener, aber nicht so offen wie das engl. *a* in *all*. Eigentlich ist das schwed. *å* ein klein wenig geschlossener als im Norw., daher die Differenz den Dänen bemerkbarer ist als den Norwegern. S. unten.

[2] Sweet, Sounds of Spoken Swed. 11: „As regards the second elements [of the Swed. diphthongs *ej* etc.], the (i) is very close, being often buzzed, sometimes even ending in (H), so as to be really a consonant." [Sweet, Sound. Not. 56: „The Swedish *ej* is pure *æi*". Noch Lyttkens-Wulff, *Sv. Ljudlära* 161, betrachten hier *j* als reinen Konsonanten. Dagegen erkennen mehrere Dänen in ihrer Sprache wahre Diphthonge an, so Rovsing, *Konservative Sprogbemærkninger* S. 50 ff.; [C. St. A. Bille], Dansk Sprog, Stiil og Retskrivning S. 34; vgl. Dr. E. Jessen, *Cultusministeriel Orthographi* S. 5.]

Sweet Handb. 191); im Norw. schreibt man *taus* und spricht *töüs*, also mit Diphthong. — Das engl. *th* werde ausser auf die gewöhnliche Weise auch mit Einmischung von *d* (S. 64—65) ausgesprochen; hierauf hat der Verf. gleich eine Theorie aufgebaut: der zusammengesetzte Laut soll der ältere sein. Man sieht, es haben ihm die neueren Theorien von den altgriechischen Aspiraten vorgeschwebt. Das engl. *th*, sowohl das harte wie das weiche, ist immer ein einfacher Laut gewesen. Der Verf. legt viel Gewicht darauf, dass engl. *th*, isländ. *þ* und *ð* interdental sind; nach Sweet aber ist *th* gar nicht interdental; s. weiter unten. Das engl. *s* in *loves* kommt nicht, wie der Verf. S. 66 mit vielen andern glaubt, von *th* in *loveth*, sondern rührt vom northumbrischen Dialekt her, s. unten; *s* und *th* werden im Englischen zu gut unterschieden um verwechselt zu werden. Nach Velasco (von Diez citiert) nimmt der Verf. S. 65 an, dass spanisches *c* und *z* verschieden lauten; es ist aber gar kein Unterschied zu beobachten zwischen *z* in *voz* (Stimme) und *c* in *voces*, oder zwischen *hice* (l. fēci) und *hizo* (fēcit), und wird auch kaum früher bestanden haben, was daraus erhellt, dass in älteren Texten oft *ç* gebraucht wird, wo jetzt *z* üblich ist: *Caragoça* und *Zaragoza*, s. Diez Gramm. I³ 364; umgekehrt *z* aus *c* in *diezmo,* altspan. *dezimo* = *décimo.* Velasco ist wahrscheinlich durch die Verschiedenheit der Zeichen verleitet worden, auch eine Verschiedenheit der Aussprache anzunehmen. Vom ital. *s* wird berichtet, dass es zwischen Vokalen nur in *così* hart sei[1]; dies würde nicht einmal eine wirkliche Ausnahme bilden, da *così* zusammengesetzt ist (*ecco-si*), und *s* in Zusammensetzungen immer seinen ursprünglichen Laut behält, so in *risentire* wie im fr. *ressentir,* wo das dop-

---

[1] Das weiche oder tönende *s* lautet überhaupt im Toskanischen nicht so entschieden stimmhaft wie im Französischen. Es steht auf dem Übergang zum harten Laut, der im Römischen und Südital. herrscht; wahrscheinlich wird es nur mit halbem oder ³/₄ Stimmlaut gesprochen. In Toscana findet auch zum Teil ein gewisses Schwanken statt, so dass z. B. *causa* bald mit hartem, bald mit weichem *s*, bald mit einem zweifelhaften Zwischenlaut gesprochen wird. Die Norditaliener sprechen oft auch Wörter wie *doloroso* weich aus. So habe ich auch die Ristori mit ihrer Gesellschaft sprechen hören. Gewöhnlich erkennt man die Norditaliener an der entschieden stimmhaften Aussprache von *s* zwischen Vokalen. So habe ich in Rom einst einen Barbier als Norditaliener daran erkannt, dass er *rasojo* in dieser Weise aussprach. Aus dem Norden scheint das weiche *s* in Toscana eingedrungen zu sein.

pelte *s* bekanntlich die harte Aussprache bezeichnet. Dagegen wird das *s* von *virtuoso* von Rumpelt als weich bezeichnet. In Wahrheit aber wird es im Centralitalienischen immer hart gesprochen in *cosa* (altlat. caussa, venez. cossa), *casa*, den Adjektiven auf *oso* wie *doloroso, virtuoso* (weil aus altlat. -onsus, -ossus, wie Ascoli gezeigt hat). In Rom und Süditalien wird übrigens *s* immer hart gesprochen[1], ausgenommen vor weichen Konsonanten: *sdegno, svelto, slavo* (slawisch), *bisbiglio, sdrucciolo*; doch mag auch hier das *s* nur halb, in seinem letzten Teile stimmhafts ein, ungefähr wie das norddeutsche anlautende *s*, holländische *z* nach Sweet oft lautet. Im Spanischen habe ich genau dieselbe Regel gefunden wie im Süditalienischen: *cosa*, und dieselbe Ausnahme: *eslavo, esbelto,* wo *s* entschieden nur halb stimmhaft ist. [Schuchardt, Gröbers Zs. V 307, bezweifelt dies: „ich glaube nicht, dass er dies von Andalusiern gehört hat, natürlich von echten; und hat er es in Madrid gehört, so war dabei vielleicht französischer Einfluss im Spiel". Wenn ich „Spanisch" ohne nähere Bestimmung sage, so meine ich natürlich zunächst Kastilianisch. Ich glaube wirklich die besagte Aussprache in Madrid von geborenen Madrileños gehört zu haben, auch in Fällen wie *rasgo, riesgo*; noch mehr vielleicht bei Aragoniern, was in der That eine Annäherung ans Französische sein mag.] Dagegen geht *s* vor *d* gewöhnlich in einen sonderbaren Laut über, der bald wie ein Zwischenlaut von *s* und *r*, bald wie reines dentales *r* lautet, wie in *desde* (frz. dès), *desden* (frz. dédain, it. disdegno, sdegno), *dos dias*; vor *r* wird er assimiliert und verschlungen: *do' reales* spr. *dorreáles* (schon das anlautende *r* lautet wie *rr*), statt *dos reales.* Dieser *r*-Laut ist somit ein Ersatz des reinen tönenden *s*, welches die Sprache verloren hat; denn es scheint aus arabischen Transscriptionen hervorzugehen, dass das Spanische noch im 16. Jahrhundert das tönende *s* zwischen Vokalen besass[2], wie auch *j* damals

[1] Darum glaube ich, dass das *s* im Lateinischen auch zwischen Vokalen stimmlos gewesen ist. Das tönende *s* ist eine neuere Entwickelung und gehört wesentlich dem mittleren und westlichen Europa, dem früher keltischen Gebiet, an. Wenn im Engl. lat. od. griech. Lehnwörter wie *crisis, dosis, thesis, phthisis, morose, jocose* mit hartem *s* ausgesprochen werden, so beruht dies auf alter Tradition, indem die alte Aussprache treu bewahrt worden ist. [Meiner Ansicht stimmt Seelmann,Ausspr. des Latein 303, vollständig bei. Vgl. *Rom. Lang.*, Enc. Brit. XX 662[b].]

[2] Wenn dem so ist, so beruht dies auf Vordringen nordspanischer (katalanischer) Aussprache; im Süden mag sich der alte Laut bewahrt und später den neuen wieder zurückgedrängt haben. Vgl. das oben über das toskanische *s* Gesagte. Es ist überhaupt ein bisher in der Sprachgeschichte

wie frz. *j* lautete; beide Laute sind noch im Catalanischen und Portugiesischen bewahrt. [Vgl. Diez, Rom. Gramm. I³ 371. F. A. Wolf, Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. V, 107; W. H. Engelmann, Glossaire de mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe, Leyde 1861 p. XXI--II. Monlau, Diccionario etimológico p. 58. 168. 169; Del orígen y la formacion del Romance Castellano, Madr. 1859. A. Morel-Fatio, Art. *Spain* in Encyclopædia Britannica Vol. XXII 350. Andererseits ist aber zu bemerken, dass das Altspanische oft *ss* für *s* hat, was auf stimmlosen Laut deutet, s. Diez, Rom. Gramm. I, 363; Baist bei Gröber Grundriss I 703. Die Frage bedarf noch einer genaueren Untersuchung.] — Der Verf. glaubt S. 76 mit Sjöborg, dass das Schwedische nicht nur ein scharfes *s*, sondern auch ein „gelindes“ *s* besitze; wir können ihm versichern, dass ein stimmhaftes *s* in den skandinavischen Sprachen gar nicht existiert, dass überhaupt nur wenige Skandinavier diesen Laut aussprechen können, wahrscheinlich auch Sjöborg nicht. Nach langen Vokalen wie in *Rose, Ris* (Reis) ist der einzige Unterschied, dass das *s* kurz ist. Das harte *s* ist der alte Laut, der sich in den nordischen Sprachen erhalten hat, wie der lateinische Laut im Süditalienischen. [Seitdem ist der Laut in einigen südlichen Grenzdialekten aufgefunden worden; nämlich: 1. in Vemmenhög im südl. Schonen; 2. im Bornholmischen *awzəl* = dän. axel, *mūz* dän. mus, *guoz* dän. gås, vgl. A. Kock, Rec. von Norvegia, Svenska Landsm. 1885, D p. lvij; D. Andersen u. Chr. Blinkenberg, Dansk Lydskrift 11; 3. im Estnisch-Schwed. z. B. *ruoza* Rose, Lundell, Landsmålsalfabet S. 29. In diesen Grenzdialekten ist *z* als Übergangsform oder Annäherung an die Nachbarsprachen zu betrachten; ähnlich in südengl. Dialekten nicht nur *zing, zo*, sondern sogar *gūz* = goose, Sweet HES² 191. Nach Jespersen, Tidskr. f. Filol. N. R. VII, 233 findet sich bisweilen auch im Kopenhagener Dänisch individuell die Neigung, intervokalisches *s* stimmig oder halbstimmig zu machen[1].] S. 69 werden die zwei englischen *s*-Laute als *„hizzing“* (!) und *“buzzing“* erklärt; auf engl. heisst es bekanntlich *hissing*, so dass der Unterschied eben durch den Laut dieser Benennungen bezeichnet wird. Der Laut des frz. *j*, sagt der Verf. S. 81, findet sich im Englischen nur in romanischen Wörtern wie *mansion, pretension.* Nun werden aber

---

nicht genug beachteter Umstand, dass sich die Gränzen der sprachlichen Gebiete oft verrücken.

[1] Jespersen bemerkt brieflich: „Es findet sich dies besonders bei Schulknaben, wo ich es sehr häufig beobachte, aber gar nicht konstant bei demselben Individuum; es tritt besonders hervor, wenn man nicht ganz laut ('in an undertone') spricht, und die Unterscheidung von stimmhaft und stimmlos nicht so scharf wie sonst ist“.

diese gar nicht mit dem besagten Laut gesprochen, sondern mit *š*; der Verf. hat eine deutsche Eigenheit (*unser, Consul, also, Elsass*[1] mit stimmigem *s*) auf das Englische übertragen und den Schluss gezogen, aus tönendem *s* mit *j* müsse frz. *j* entstehen. Zweitens ist das engl. tönende *s* nicht ganz dasselbe wie das deutsche und französische, sondern mehr supradental. [**Sievers bemerkt: Das deutsche Bühnen-*s* ist allerdings weniger supradental als das englische *s*, aber es giebt doch in Norddeutschland Species, welche dem engl. *s* äusserst nahe stehen. Der Unterschied scheint mir dabei weniger in der Artikulationsstelle zu liegen, als in der Art wie der Zungensaum sich zu den Alveolen stellt. Im Deutschen ist die Artikulation mehr palatal; der Zungensaum bildet einen spitzeren Winkel mit den Alveolen, er muss mehr mit seiner äussersten Kante die Enge bilden um den rechten Klang des englischen Lautes zu treffen; bei uns liegt die Enge vielleicht 1—2 Linien hinter dem Rande der Zunge.**] Auch Rumpelt glaubt (S. 108) an die lange oder doppelte Aussprache der verdoppelten deutschen Konsonanten z. B. in *kommen, Kammer, Bettes, Blätter*. Ich bestreite nicht, dass sich eine solche Aussprache in einigen Gegenden von Deutschland findet, aber die gewöhnliche ist sie nicht. [**Sievers bemerkt: „Geminierte Aussprache ist in gewissen Teilen der Schweiz üblich, ausserdem in den baltischen Ostseeprovinzen." Diese Aussprache kann als Annäherung an die Nachbarsprachen betrachtet werden, indem die alte Länge durch den Einfluss dieser bewahrt worden ist. Auch nach Trautmann Sprachl. 123 „halten Schweizer Mundarten die *f* in *hafa* (Hafen) und *gaffa* (gaffen) und die *s* in *jesa* (gähren) und *essa* (essen) genau als kurze und lange aus einander (s. Winteler Kerenzer Mundart 20); und ebenso werden in der durch Bonn, Köln, Düren und Aachen bezeichneten Gegend zahlreiche lange Konsonanten gesprochen, die in der gebildeten Aussprache kurz sind." Auch in der gewöhnlichen deutschen Musspr. von Wörtern wie *alle, Mutter* bleibt aber eine Spur der alten Gemination, s. unten zu Sievers.**] Das *ss* in *Proféssor* habe ich von Dänen, Deutschen und Engländern immer gleich kurz aussprechen hören. In Norwegen ist es ein gewöhnlicher Fehler, im Engl. *verry* f. *very* etc. zu sprechen; dieser Fehler ist in Dänemark und Deutschland unbekannt. Der Verf. bemerkt S. 115, dass nicht alle Geminationen doppelte Aussprache bezeichnen: „so wird das französische *immense* nur mit einem *m* gesprochen"; aber gerade dieses Beispiel ist unrichtig! es gehört wie *intelligent, illustre, Gambetta, Cinna, Emma* etc. zu den gelehrten („mots savants") oder fremden Wörtern, wo die Doppelkonsonanten noch mehr doppelt lauten als im Italienischen,

[1] **Nur in Endungen wird engl. *s* nach *l, n* weich: *pens, bells*.**

weil sie wegen des franz. Accents deutlich zu verschiedenen Silben gezogen werden, als ob *imemense, èmema* geschrieben wäre, oder wie in *deuxièmement*[1]. Da der Hauptaccent im Französischen auf die letzte Silbe fällt, wird das letztere *m* energischer als in anderen Sprachen. — Auch Rumpelt hat ein phonetisches Alphabet nach einem ähnlichen symholischen Prinzip wie Brücke erfunden (siehe die lith. Tafeln); auch dieses leidet an ähnlichen Mängeln. Im Ganzen ist diese Arbeit unbedeutender als die Brückesche, obschon der Verf. in einzelnen Punkten zu richtigeren Anschauungen gelangt ist.

C. R. Lepsius, *Standard Alphabet*, 2nd English Edition, 1863, erstreckt sich über ein zu grosses Gebiet und ist im Einzeln zu unzuverlässig, um ein brauchbares Material liefern zu können. Auch ist die Bezeichnung wegen der vielen diakritischen Zeichen sehr schwerfällig und verwickelt.

Helmholtz, *Lehre von den Tonempfindungen*, 3. Aufl., Braunschweig 1870, 4. Aufl. 1877, kann eigentlich nur von musikalischen Theoretikern völlig verstanden werden. Indessen ist dieses Buch so epochemachend für die Kenntnis der Laute und Töne im Allgemeinen, dass es hier der Vollständigkeit wegen miterwähnt werden muss. Namentlich muss der Abschnitt hervorgehoben werden, wo der Verf. entwickelt, dass jeder Vokal seinen Eigenton hat, *u* den tiefsten, *i* den höchsten, was am leichtesten beim Flüstern wahrgenommen wird. Einzelne von den Ansichten Helmholtz's sind später von andern Physikern korrigiert worden, namentlich von dem Schweden v. Quanten in Poggendorfs Annalen 1875 und von Grassmann ebendaselbst 1877[2]. [Die Ergebnisse der Helmholtzschen

[1] Ausnahmsweise hört man in der Pariser Vulgärsprache *je ll'ai* f. je l'ai: dies ist aber eher ein grammatischer Fehler (Doppelung des Pronomens) als ein Aussprachefehler. Ich finde im Almanach des Chansons Comiques, Paris [1876] S. 32: Certainement, j'aime ma fille. *Je ll ll'adore*, mon Agathe! [L. Havet bemerkt, Mém. de la Soc. de Ling. VI, 324: „Le français populaire prononce bel et bien *tu lles*, *qui lla*“. Vgl. Passy, Phon. Stud. I 118: *je l'l'ai vu*; Rev. des Patois 1891, p. 15.]

[2] O. E. Schiötz, Prof. der Physik an der Universität Christiania, dem ich diese Nachweise verdanke, giebt davon folgendes Referat: „Beide Verfasser bestreiten die Helmholtzsche Annahme von einem oder zwei Nebentönen (Obertönen) einer für die Vokale charakteristischen, fest bestimmten Tonhöhe, also von Obertönen, die von der Tonhöhe unabhängig sind, auf welcher der Vokal gesprochen oder gesungen wird. v. Quanten sucht ganz im Allgemeinen aus akustischen und physiologischen Gründen zu beweisen, dass die Obertöne für den Vokallaut wie

Lehre fasst G. Michaelis IZ II 273 so zusammen: „Fassen wir die Gesamtgestaltung der Mundhöhle ins Auge, so ergiebt sich, wie dies namentlich v. Helmholtz ausgeführt hat, dass die Vokale in drei Klassen zerfallen:

a) mit trichterförmig erweiterter Mundhöhle: a.

b) solche, bei denen die Mundhöhle durch Annäherung der Lippen und Hebung des hintern Teiles der Zunge die Form einer bauchigen Flasche ohne Hals annimmt: å-o-u;[1]

c) solche, bei denen die Mundhöhle durch Hebung der Zunge [d. i. der Vorderzunge] die Form einer Flasche mit engem Halse annimmt: ä, e, i; oè [*œ*], ö, ü.

Akustisch zerfallen die Vokale danach, wie v. Helmholtz gelehrt hat, in zwei Klassen:

a) solche mit einheitlichem Resonanzraum und einem Eigenton: a, å, o, u;

b) solche mit zwei Eigentönen: einem höhern (dem des Halses der Flasche) und einem tiefern (dem der hintern Abteilung des Mundes): ä, e, i; oè, ö, ü.

Ich entnehme aus Techmer IZ I 79 Folgendes: „Das Ergebnis der Grassmannschen Arbeit fasst Auerbach, Ann. d. Phys. u. Chem. N. F. IV 509 in folgenden Worten zusammen:

1. Die Vokalklänge der Reihe u-ü-i sind charakterisiert durch Mitklingen eines und nur eines durch seine absolute Höhe bestimmten Obertons [sc. mit dem Grundton der Stimme].

2. Der Vokalklang a ist charakterisiert durch das Zusammenklingen der ersten acht Partialtöne in gleicher Stärke.

---

für alle anderen Töne sich nach der Tonhöhe richten müssen, indem sie aus einem oder mehreren der harmonischen Obertöne gebildet werden müssen. Grassmann gelangt zu mehr positiven Resultaten; er hat durch Experimente die Obertöne zu bestimmen versucht, von welchen auch er annimmt, dass sie harmonisch zu der Tonhöhe sein müssen, auf welcher der Vokal gesprochen oder gesungen wird. Der Vokal *a* werde dadurch bedingt, dass die gesamten harmonischen Obertöne gleich stark hervortreten; die Laute *u*, *ü* und *i* dagegen dadurch, dass wegen der Form der Mundhöhle nur einer oder zwei der Obertöne verstärkt werden. Der Vokal *u* werde dadurch bedingt, dass der verstärkte Oberton niedriger als ein bestimmter Ton (c_3) ist; wenn der Mund anders gestellt wird, so dass der erste Ton, welchen die Mundhöhle an sich geben wird, höher als c_3 oder niedriger als e_4 ist, werde der Eindruck eines *ü*-Lautes hervorgebracht; wenn der verstärkte Oberton noch höher ist, entstehe *i* etc. In wie fern die Resultate Grassmanns im Einzelnen stichhaltig sind, darüber wage ich mich nicht auszusprechen, da ich sie noch keiner Prüfung habe unterwerfen sehen. Es scheint mir jedoch ausgemacht, dass die Helmholtzsche Annahme fester Obertöne nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmend sein kann." — Soweit Schiötz. Das Helmholtzsche Werk ist von Ellis ins Englische (mit zahlreichen Erweiterungen) übersetzt worden.

[1] Gegen diese Bestimmung spricht sich Lloyd aus, Phon. Stud. III 252: „If Helmholtz had read „*Visible Speech*", he would never have described the wasp-waisted configuration of the *u*-vowel as being 'like a bottle without a neck'." Vgl. unten zu Lloyd.

3. Jeder Vokalklang der Reihe o-ö-e ist charakterisiert als arithmetisches Mittel aus dem a-Klange und einem Klange der Reihe u-ü-i.

Hiernach scheint sich die Grassmannsche Theorie durch eine grosse Einfachheit auszuzeichnen. Diese Einfachheit ist jedoch ... eine Folge des Umstandes, dass sie nicht für unsere wirklichen Vokale, sondern für gewisse typische, ideale Klänge gilt."

Vgl. übrigens über die Theorie der Eigentöne Vietor, Phon.[2] 18; Techmer IZ I 75 ff., meine Besprechungen von Trautmann und von Lloyd weiter unten.

Björling, *Klangfärger och Språkljud* [Klangfarben und Sprachlaute], Stockholm 1880, giebt eine recht gute Übersicht der Forschungen auf diesem Gebiete. Der Verf. ist aber nicht Phonetiker und giebt die Resultate der Forschungen über die deutschen Vokale als auch für die schwedischen gültig, während ja schwedische Vokale zum grossen Teil von den deutschen weit verschieden sind und daher auch ganz andere Eigentöne haben.

Eduard Sievers, *Grundzüge der Lautphysiologie,* zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1876. 150 S., Preis 3 M.[1] Dieses Werk bildet den ersten Band einer „Bibliothek indogermanischer Grammatiken", welche im genannten Verlage erscheint. Diese Arbeit bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt der deutschen Lautforschung. Der Verfasser ist ein bekannter Sprachforscher hohen Ranges und zeigt eine viel grössere und genauere Kenntnis der Lautnuancen der lebenden Sprachen als Brücke, dessen „starren Schematismus" er tadelt (Einl. S. VI). Während Brücke mehrere englische Vokale „unvollkommene" nennt, ohne ihre Bildungsweise völlig erkannt zu haben, weiss Sievers nicht nur, dass ihre Eigenheit auf den offenen Lippen beruht (dies erkennt auch Brücke, hält es aber für ein unwesentliches Moment), sondern auch, dass überhaupt jede Sprache eine ihr eigentümliche Mundlage hat; bei der englischen „muss die Zunge etwas zurückgezogen und verbreitert werden"; hiezu kommt „Neigung der Zunge zu cerebraler [supradentaler] Artikulation bei passiver Lippenlage" (S. 50). „So beruht der eigentümliche Klangcharakter des englischen Vokalismus wesentlich auf der geringen Teilnahme der Lippen an der Sprachlautbildung (wie es denn in England eine ausgesprochene Anstandsregel ist,

[1] Obschon vieles in den folgenden Auflagen verändert und umgearbeitet ist, lasse ich die Rezension der 1. Aufl. doch hier stehen, als einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Phonetik.

die Lippen beim Sprechen möglichst wenig zu bewegen)" (S. 12). „Was hier [im Engl.] an der Lippenthätigkeit erspart wird, wird durch gesteigerte Zungenthätigkeit ersetzt" (S. 45). Diese Bemerkung zeigt, dass der Verf. für die Ökonomie der Sprachen einen scharfen Blick hat. [Vgl. Beyer, Frz. Phon. 55. Interessante Ausnahmen, wie engl. *þ*, port. *l*, bespricht Sweet HES² 57. 58]. — Der Verf. sucht S. 25 ff. zu zeigen, dass der Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten nicht prinzipiell oder wesentlich ist; *m, n, l, r* werden wesentlich in derselben Weise wie Vokale gebildet, und ihre Funktion könne bald konsonantisch, bald vokalisch sein, letzteres in „handeln" spr. *han-dln*; hier hätten auch engl. Wörter wie *handle* erwähnt werden können, wo der vokalische Charakter noch mehr hervortritt[1]. Es war somit nicht ohne guten Grund, dass die Alten diese Laute Halbvokale nannten. Es muss jedoch hier bemerkt werden, dass Vokale und Konsonanten am Ende doch verschiedene Funktionen sind, und dass Nasale und Liquide im Allgemeinen Konsonanten, nicht Vokale sind. Sievers hat aber darin Recht, dass man den Einfluss, den gerade diese Laute auf ihre Nachbarlaute üben (wie z. B. *ll* auf *a* im engl. *all*), nicht verstehen kann ohne ihre halbvokalische Natur erkannt zu haben. Auch zwischen *i* und *j*, *u* und *w* giebt es

[1] A. Hoppe, *Lehrbuch der engl. Sprache* S. 40 sagt: In Wörtern wie *noble* etc. bildet der letzte Vokal ein noch flüchtigeres Element als ... das *e* in „Säbel" etc.: die Wörter mit *l* etc. gelten also als einsilbig." Dies ist ein Irrtum. Wenn es bei Chaucer heisst: Unto | his ordre | he was | a *no|ble* post (Cant. Tales 214), so ist das auslautende *e* wie noch im Frz. (noble cœur) auszusprechen [ten Brink Chauc. 143]. Wenn dagegen Shakespeare sagt: Seek for | thy *no|ble* fa|ther in | the dust (Haml. I, 2), war das *e* längst verstummt und das *l* wie jetzt der einzige Träger der Stimme. *No-ble*, *han-dle* haben wirklich zwei Silben, was nicht nur von Dichtern, sondern auch von Orthoepisten anerkannt wird. Schon Walker sagt in der Vorrede seines *Pronouncing Dictionary* (*Principles* § 405): „*L*, preceded by a mute, and followed by *e*, in a final syllable, has an imperfect sound, which does not do much honour to our language. The *l*, in this situation, is neither sounded like *el* nor *le*, but the *e* final is suppressed, and the preceding mute articulates the *l* [?], without either a preceding or a succeeding vowel · so that this sound may be called a monster in Grammar — a syllable without a vowel." — Im Čechischen können bekanntlich sowohl *l* als *r* als Vokale fungieren, z. B. *wlk* Wolf (russ. wolk, poln. wilk, sanskr vrka): *smrt* Tod (russ. *şmerţ*, poln. śmierć, altslaw. sŭmrĭtĭ, lat. morti-). So wird auch das *r* im sanskr. *mrta* (l. mortuus) ursprünglich gelautet haben. Jetzt heisst es gewöhnlich, dass die Indier *mrita* sprechen. Nach Mr. West sagen die Indier vielmehr *mrutu*, was in Dialekten (schon im Pāli) zu *muta* wird. (Dagegen, bemerkt derselbe, wird das zend. *mĕrĕta* von den Parsen wirklich so ausgesprochen.)

keine absolute Grenze; es giebt Zwischenstufen. Das frz. *i* in *rien*, das die französischen Phonetiker wie L. Havet für einen reinen Konsonanten ansehen, ist etwas mehr vokalisch als das reine norwegische *j* in *Rjukand* [„Der Rauchende", dialektischer Name eines Wasserfalls in Telemarken], welches sogar gebildeten Norwegern sehr schwer auszusprechen ist, während *rien*, wo das *i* fast nur ein kurzer unsilbiger Vokal ist, gar keine Schwierigkeit macht. [Vgl. unten, Rezension von Passy]. Ebenso ist das *i* im norw. *Reise*, norw. dial. *Stein, Bein* wie in den entsprechenden deutschen Formen eher Vokal als Konsonant, s. S. 47. Das frz. *ou* in *oui* ist mehr vokalisch als das engl. *w* in *we*, was besonders in der frz. Aussprache von Wörtern wie „tramway" (*tra-mouè*) wahrzunehmen ist[1]. [Auch in „square" *skouare* wie in *escouade* höre ich einen deutlichen steigenden Diphthongen, während im engl. square *skwę̄ə* ebenso deutlich Konsonant + Vokal wahrzunehmen sind.] — Was man bei Sievers wie bei den Deutschen überhaupt vermisst, ist eine bestimmte und scharfe Analyse der Vokale. Auch er ist nicht über die bekannten Reihen (hier in der Ordnung *u-a-i*) von Lauten, die in einander übergehen, hinausgekommen. Man erfährt daher nicht viel Neues über die Bildung der Vokale, auch nicht über die in den bekanntesten Sprachen wirklich vorkommenden Vokale. Über das neutrale, reine *a* als einen kaum je vorkommenden, nur theoretischen Laut finden sich S. 40 einige mir zweifelhafte Bemerkungen. Der Verf. meint mit Winteler, dass *a* entweder nach *u* oder nach *i* sich hinneigt. Es hat sich hier ein subjektives Moment eingeschlichen; der Verf. überlässt sich zu sehr allgemeinen oder theoretischen Betrachtungen, und geht zu wenig auf die in den bekanntesten Sprachen wirklich vorkommenden Nuancen ein. Wir möchten ihn fragen: wie wird das französische *a*, wie das italienische etc. ausgesprochen? Denjenigen, die wie die meisten Deutschen das *a* (besonders das lange) tief aussprechen[2], scheint das

[1] Wenn die Engländer frz. *oui* wie ihr *we* aussprechen, klingt es falsch, obschon das frz. *ou* fast ebenso schnell wie das engl. *w* lautet, z. B. wenn das Wort mehrmals wiederholt wird: *oui oui*. Thackeray spottet über „*O we*" Misc. VII, 18. „*Wee, wee*, comme vous *vouly*" ib. VII, 271. Töpffer giebt in seinen Nouvelles génevoises diese Aussprache auf Französisch durch „*ui*" wieder, was zwar falsch ist, aber doch den fremdartigen Eindruck zeigt, den die engl. Aussprache auf französische Ohren macht.

[2] Schon Dante nennt (Vulg. Eloq. Cap. VIII) die deutsche bejahende

neutrale *a* sich dem *ä* zu nähern; denjenigen, die wie die Dänen oder Engländer zum hellen Laut geneigt sind, macht das neutrale *a* leicht einen *å*-artigen Eindruck. Bis zu einem gewissen Grade bleibt es Sache des Gutachtens, welches *a* man als das „neutrale" ansehen will; das „neutrale" Gebiet hat eine gewisse „Breite der Richtigkeit". Als ein neutrales, normales *a*, vom labialen und palatalen Laut gleich weit entfernt, muss ich das frz. *â* in *lâche, pâte* [1] („low-back" bei engl. Phonetikern) ansehen; das schottische *a* von *father*, das die engl. Phonetiker dem frz. *â* gleichstellen, ist noch ein wenig tiefer [und oft mehr oder weniger gerundet, wie ich es von dem Schotten Dr. J. A. H. Murray gehört habe. Das vom frz. *â* Gesagte gilt namentlich von der nordfranzösischen und Pariser Aussprache; die Südfranzosen sagen vielfach *pât[ə]* statt *pāt*. Vgl. Dufriche-Desgenettes im Bulletin de la Soc. de Ling. III CLXIX: "L'*a* grave du mot *phase* . . . est celui des Parisiens et non pas celui des méridionaux, lequel est plutôt celui du mot *fat*. . . . L'*a* aigu du mot *fat* diffère de l'*a* grave du m. *phase* en ce que l'arcade dentaire inférieure est moins abaissée, et que la langue n'est pas du tout retirée en arrière." In einigen frz. Dialekten (Marne, Loiret) kommt für *â* auch ein *å* vor, Beyer, Lautsystem 50. Vgl. Passy, Phon. Stud. I, 171: "un léger arrondissement transforme ce son (a) en å (*aw* anglais), ce qui a lieu souvent dans nos campagnes, et même dans les faubourgs de Paris." Ich selbst habe bei frz. Bauern là-bas *lá-bå* gehört. Ein ähnlicher Laut scheint sich im frz. Canada zu finden, Bulletin de la Soc. de Ling. VI, CXL.] Bei der engl. Aussprache von *father* liegt die hintere Zunge höher („*mid-back*" bei den englischen Phonetikern), und der Laut bekommt eine ganz schwache Annäherung an die palatalen Vokale (wie *ä*), welche jedoch den Meisten unmerkbar sein wird. Dem gewöhnlichen Engländer klingt das lange frz. a in *pâte, pas* wie sein *aw*; daher *Nongtongpaw* [n'entends pas] bei Thackeray Miscell. I, 58 [2]. Auch

Partikel *jò* statt *ja*, was deutlich den Eindruck zeigt, den das deutsche *a* auf italienische Ohren macht. Ähnlich hören die Franzosen immer „wer *do*" statt „wer da". Vgl. das altfranzösische *musgode* aus ahd. *muosigadam* und meine Bemerkungen darüber Romania II, 85. Besonders gilt dies von dem thüringischen und süddeutschen *a*. [Vgl. Vietor Phon.[1] 41, [2] 56. Trautmann Sprachl. 257.]

[1] Das kurze, helle *a* ist im Franz. Regel; das lange, im Gegensatz dazu tiefe, aber wirklich neutrale *a* ist die Ausnahme und ist in der Regel durch Ersatzdehnung entstanden; in Wörtern wie *nātion, nominātion* durch die Analogie von Wörtern wie *passion* mit derselben Aussprache des *s*-Lautes. S. meinen Vortrag über *romanische Quantität*, Vietor's Phon. Stud. II, 139—177.

[2] Mr. Brough read prayers to all the members of the household, except the French cook, Monsieur *Nongtongpaw*, whom I could see walking about in the shrubberies in his white night-cap, smoking a cigar.

die engl. Phonetiker scheinen etwas vom *å* darin zu finden und sehen daher *a* in *father* als das normale an. [Dazu bemerkt Sweet: „No Engl. phonetician now finds any (ɔ) quality in French *â*. The Sound is Cockney, so I don't understand why Thackeray writes *paw* = *pas*. (a) [in *father*] seems to me intermediate between (*a*) and (a), and hence to be normal, if we use the term at all. I prefer not to, and to name each vowel by its position." Dazu bemerke ich erstens, dass ein engl. Phonetiker wie Ellis wirklich das frz. a in *pas* mit å-artigem Laut sprach; zweitens, dass diese Aussprache unter gebildeten Engländern noch immer vorkommt. Dann scheinen mir die engl. Phonetiker nicht mit Recht das frz. a mit dem vulg. Londoner oder dem schott. a zu identificieren (s. S. 57), welche beide tiefer und mehr å-artig klingen. Thackeray wie alle anderen Humoristen bezeichnet die Cockney-Usspr. durch *aw* : *Chawles* f. Charles etc. (s. unten) und eben darum auch frz. *pas*, was er wohl davon nicht unterschied, durch *paw*. Vgl. The Comic English Grammar p. 18: After this manner Cockneys express themselves: — „I *caun't*. You *shaun't*. How's your *Maw* and *Paw*? Do you like *taut* (tart)?"] Das frz. kurze *a* in *patte* nähert sich entschieden *ä*, weshalb die Engländer es gewöhnlich mit ihrem *ä* in *pat, cat* verwechseln. Einige französische Phonetiker wie L. Havet und Dufriche-Desgenettes nennen sogar das frz. *â* im Gegensatz zum palatalen *a* das labiale, worin ich ihnen nicht beistimmen kann, da die Lippen hier ganz offen sind [das Richtige bei Passy Sons 29; Phon. Stud. I, 171]. — Das slawische (russische) *y* hat der Verf. (S. 44 und 46) nach Lepsius annäherungsweise richtig bestimmt als eine *u*-Artikulation der Zunge verbunden mit einer *i*-Artikulation der Lippen; das Richtige[1] hat erst Melville Bell, der den Laut „*high mixed*" (Mittelzungenlaut) nennt; nur schreibt Bell mit Unrecht dem Laut ein nasales Element zu. [Sweet bemerkt: „Bell may have got this idea from the word мы, where the vowel is nasal".] Man muss überhaupt bedauern, dass die epochemachenden englischen Forschungen auf diesem Gebiete vom Verf. fast ganz unbe-

[1] Wiederholte Beobachtung hat mir dieses bestätigt. Genaueres über *mixed* s. unten. Sweet, der auch das Russische in den Kreis seiner Forschungen gezogen, hat keinen Zweifel mehr darüber. In seiner Abhandlung *Russian Pronunciation* sagt er S. 2, Note: „Bell's successful identification of this sound is the more remarkable as being based entirely on Dr. J. A. H. Murray's pronunciation, acquired by a casual hearing of a Russian whom he chanced to meet" Am schwierigsten ist der Laut nach Labialen aufzufassen, wo ein entsprechender *u*-Laut (ähnlich gebildet, aber labialisiert) vorgeschobenwird: сынъ *sɨn* (Sohn), aber мыло *mᵘɨla* (Seife). Sweet schreibt mir: „As I pronounce мы now, I begin with a lip-rounded (ih)-glide, passing on to an unrounded (ih) as in сынъ." S. seine *Russian Pron.* S. 8.

rücksichtigt geblieben sind. Die deutschen Gelehrten pflegen noch zu sehr die Leistungen der Engländer zu übersehen, woran zum Teil die unzugängliche Form der englischen Forschungen auf dem Gebiete der Phonetik Schuld ist. — Auch Sievers ist von Fehlern im Einzelnen nicht frei. So hat er die Natur der französischen Nasalvokale ganz verkannt, wenn er S. 47 äussert, „dass sie nicht während ihres ganzen Verlaufes sich gleich bleiben"; „die Nasalierung nimmt vielmehr nach dem Ende hin stetig zu, ja vielfach schliesst sich an den nasalierten Vokal wirklich noch ein gutturaler Nasal an (namentlich vor gutturalen Verschlusslauten)". Hier hat dagegen Brücke das Richtige, wie wir oben gesehen haben. Etwas genauer bei Bell, *Visible Speech* S. 47: „Guttural contraction with nasality, as heard in the French sounds *in, on* etc. In these elements there is a gliding semi-consonant effect in the throat as well as nasal modification." Unter „nasal modification" oder „nasality" muss nach dem unmittelbar Vorhergehenden verstanden werden, „that the soft palate is depressed, so that the breath passes into the nostrils as well as into the mouth." Was dagegen die „guttural contraction" d. h. „contraction of the super-glottal passage" (p. 46) oder „a gliding semi-consonant effect in the throat" anlangt, so ist etwas derartiges nicht wahrzunehmen (wenn unter *semi-cons. effect* nicht etwa Annäherung an *ŋ* verstanden wird) und auch nicht notwendig um die Eigentümlichkeit der frz. Laute zu erklären.[1] Die französischen Nasalvokale sollten eigentlich Velarnasalvokale heissen. Dies erklärt, warum sie stets mit dem velarnasalen Konsonanten *ng* (*ŋ*) verwechselt werden. Ich muss hier darauf aufmerksam machen, dass es auch andere Arten von Nasalvokalen und mehrere Grade der Nasalierung giebt. Die polnischen Nasalvokale *ę, ą* nehmen vor *d, t* einen mehr dentalen, vor *b, p* einen mehr

[1] Techmer IZ I, 157: Aus [der phon Literatur] hätte Bell betreffs der nasalen Artikulation lernen können, dass dabei nicht, wie wunderlicher Weise V. S. 47 vorgetragen und in der Fig. S. 13 dargestellt wird, der weiche Gaumen mit seiner obern Fläche dicht an die innern Nasenlöcher zur Verschliessung derselben gepresst wird, sondern mit der hintern Schlundwand artikuliert derart, dass wie Passavant, *Verschliessung des Schlundes*, 1863 nachwies, aus der letzteren ein Wulst ihm entgegenkommt." Diesen Wulst sieht man auch in den Abbildungen bei Techmer, IZ I Tab. III; Kingsley, Illustrations of the Articulations of the Tongue, IZ III 225 ff.

labialen Charakter an, so dass ein unvollkommenes *n* oder *m* mit dem Vokal verschmilzt, indem bei Zähnen und Lippen eine ähnliche lose Annäherung stattfindet, wie sonst beim weichen Gaumen: *pęta*[1] (Fesseln), *Dąbrowski*, welches letztere von Ausländern *Dombrowski* geschrieben wird. [Vgl. Badke, *Die Anfangsgründe im Französischen auf phonetischer Grundlage* S. 32: „Die polnischen Nasalvokale haben auf mich stets den Eindruck eines Vokals mit folgendem, mangelhaft gebildetem, labialem, alveolarem oder velarem Verschluss (so dass folgendes *b, d, s, g* jedesmal einen nasalen Vorton haben) gemacht.“] In Bezug auf die frz. Nasalvokale bemerkt Sievers ferner: „Für uns Deutsche, die wir meist nur Nasalvokale mit gleichbleibender Stufe der Nasalierung aus unsern eigenen Mundarten kennen, machen diese [frz.] Nasalvokale mit steigender Nasalierung leicht überhaupt den Eindruck eines von einem gutturalen Nasal gefolgten Vokales.“ Die süddeutschen Nasalvokale scheinen mir, soweit ich sie gehört habe, wirklich rein nasal d. h. ohne velaren Charakter; wahrscheinlich sind sie mit nur geringer Entfernung des Gaumensegels von der hinteren Rachenwand gebildet. [Vgl. Vietor Phon.[2] 102. Sievers Phon.[3] 101.] Daraus erklärt sich, dass die Deutschen in den frz. Nasalvokalen ein *ŋ* hören können. In den übrigen germanischen Ländern fassen nur Nicht-Phonetiker die frz. „Nasenlaute“ wie *ŋ* auf. Dass frz. *an, in* etc. ganz homogene Laute sind, darüber sind alle einig, die mit ihnen vertraut sind. Man braucht sie nur singen zu hören:

„*Allons enfants* de la patrie“ etc., und
„*Marchons, marchons, qu'un sang impur*“ etc.

um sich davon zu überzeugen. Das germanische *ng* im deutschen *lang*, engl. *long* ist den Franzosen ein ganz fremder und unbegreiflicher Laut. [Vgl. unten zu Passy.] Gewöhnlich wird es mit dem „*n* mouillé“ verwechselt. Keiner findet zwischen frz. *long* und engl. *long* die geringste Ähnlichkeit, die Franzosen sprechen entweder 'logne' oder 'lone' d. h. entweder palatales oder dentales *n*. In *longue, seringue* klingt ganz derselbe Nasalvokal wie in *long, serin*, ganz verschieden vom italienischen *lunga*, it. sp. prov. *venga* etc., wo *n* der gutturalnasale Konsonant ist. Wenn die Franzosen diese Wörter auszusprechen versuchen, sprechen sie immer *ven-ga* ('venne-ga') mit dentalem *n*, und glauben ganz richtig zu sprechen, weil sie das velare *n* nicht auffassen können. Im Altfranzösischen findet sich zwar die Schreibung *ng* vereinzelt sehr früh, so im St. Léger (10. Jh.) 13[b] in der Handschrift: Qui l'encusat ab *Chielpering*, f. Chilperin (assoniert mit *inimix*). (Im Oxforder Psalter (11. Jh.) 44, 2: Chalemeals d'*escrivang* ignelement [= isnelement, schnell] *escrivant* ist wohl *-ang* dasselbe wie *ain*.) Später ist *ung bong ving* etc. häufig genug. [Vgl. Diez Gramm. I[3] 445, Note 1.] Bekanntlich hatten im ältesten Französisch, wie aus den Assonanzen hervorgeht, die Vokale vor Nasalen noch ihre ur-

[1] z. B. im Vers:

O matko nasza, o ojczyzno święta,
My dzieci twoje skruszem twoje pęta.

„O unsre Mutter, o heiliges Vaterland! wir, deine Kinder, werden deine Fesseln zerschmettern“.

sprüngliche Geltung[1], wie noch heute im lombardischen '*fin*', portug. '*fim*' d. h. *fĩ*. Der Velarnasal *ŋ* könnte im Afrz. die erste Modifikation des *n* gewesen sein, wie z. B. das venez. *viŋ* den Übergang zum lombardischen *vĩ*, frz. *vẽ* bildet. Wenn aber *ŋ* wirklich festen Fuss gewonnen hätte, würde der Übergang zum Nasalvokal schwerlich stattgefunden haben. Die afrz. Bezeichnung braucht nichts anderes zu bedeuten als eine gewisse Ähnlichkeit mit dem velaren Laut. Der Gang der Entwickelung ist eher der umgekehrte. Die leiseste Veränderung der nasalen Konsonanten ist nämlich die schwache Artikulation derselben, ungefähr wie sie im polnischen *pęta* stattfindet, wo man nicht recht weiss, ob man *pẽta* oder *penta* hört. Obschon dies im Polnischen wahrscheinlich ein Rückgang zu konsonantischer von vokalischer Aussprache ist, kann diese Modifikation sehr wohl die erste Stufe der Nasalierung gewesen sein. [Gewöhnlich nimmt man jetzt an, dass der Vokal erst vor dem nasalen Kons. nasaliert, dann der Kons. dem nas. Vok. assimiliert worden ist, also zuerst *chãnt*, *fĩn*, dann *chã(t)*, *fĩ* etc. Vgl. G. Paris, Extraits de la Chans. de Rol. etc., Paris 1889, S. 3 ff. 18. Von dieser afrz.Ausspr. sollen sich noch in lothr. Mundarten Spuren finden, Techmer, IZ V 158; vgl. lothr. *ẽm'* aime, *grẽn'* graine, *bjẽŋ* bien, Horning, Frz. Stud. V, 4, 9. 16. 21. Dies erinnert mich auch an das portug. canta, das mir fast ganz wie *cẽntɐ* lautet, mit schwach nasaliertem Vokal + dentalem *n*. Eine solche „abhängige" Nasalierung kommt sowohl im Nassauischen als in anderen deutschen Dialekten vor: *ĩn* ihn, *kãm* kam, Vietor Phon.² 99; G. Weitzenböck, MF IV, 10]. Die nächste Stufe entsteht, wenn die leise Öffnung des Mundkanals mit schwacher Öffnung zwischen Gaumensegel und Rachenwand vertauscht wird, wodurch die „reinen" Nasalvokale, wie sie im Süddeutschen lauten, entstehen. Eine ähnliche Aussprache haben die lombardischen (mailändischen) Nasale in '*pan*', '*vin*', das zwar dem venez. 'pan', 'vin' d. h. *paŋ*, *viŋ* ähnlich lautet, aber doch teils durch grössere Länge, teils durch mehr näselnde Aussprache davon merkbar verschieden ist[2]. Diese Stufe kann in gänzliche Verstummung übergehen wie im ostlombardischen *vĩ, pã*; so auch im Slawischen: während das Polnische die Nasalvokale bewahrt hat, sind in den meisten übrigen slawischen Sprachen und im Litauischen einfache Vokale daraus geworden, z. B. poln. *gęś* Gans (altslaw. gąsĭ[3], sanskr.

---

[1] Ob aber die Vokale wirklich schon im Altfranzösischen im jetzigen Sinne nasaliert waren, oder wann die Nasalierung anfing, ist schwer zu entscheiden. Vgl Suchier, Gröbers Grundr. I 576.

[2] Ich bin über die lombardischen Nasale nach wiederholter Beobachtung noch nicht ganz ins Reine gekommen Einige Lombarden finden, dass das mailändische *pan, vin* sich vom venezianischen und piemontesischen nur durch die Länge unterscheidet. (Übrigens sagt mir ein Mailänder, Dr. F. D. Ambrosoli, dass der wahre Laut sich in der Stadt Mailand zu verlieren anfängt und in seiner Reinheit bald nur noch auf dem Lande zu finden sein wird.) Ich beobachte indessen in der Nasalität des Lombardischen einen deutlichen Unterschied sowohl vom Venetianischen als vom Französischen, was besonders hervortritt, wenn die Lombarden französisch sprechen.

[3] Nach Anderen ein Lehnwort vom urgerm. *gansi, Sweet HES² 39.

hăsa, lat. [h]anser), dagegen russ. *gus̜*, böhm. *hus*, serb. *guska*, bulg. *gъska*, lit. *žasis* etc. Ebenso im Nordischen ī aus *in; gās*, *gås* ags. *gōs*, e. *goose* aus *Gans*[1]. Das nasale Element kann aber auch durch grössere Öffnung des Nasenkanals verstärkt werden, indem das Gaumensegel von der hinteren Rachenwand entfernt und der Zunge genähert wird; so entstehen die frz. Velarnasalvokale. Ziemlich derselben Art wie die französischen Nasalvokale scheinen mir die portugiesischen Nasale z. B. *em fin não são boms*; ebenso die gälischen Nasale: ich habe aber beide nur flüchtig gehört. [Der hervorragende portugiesische Phonetiker Gonçalves Vianna bemerkt Romania XII 35: „La nasalité en portugais est bien différente de la nasalisation des voyelles françaises: d'abord parce qu'elle n'est point accompagnée de gutturalisation, et puis parce que le timbre de la voyelle ne change pas". Wesentlich damit übereinstimmend sagt Badke a. O. 31, dass die port. Nasalvokale sich wesentlich dadurch von den frz. unterscheiden, dass bei ihrer Hervorbringung das Gaumensegel nicht so tief gesenkt ist. (Ebenso Sweet Spoken Portug. 4. HES[2] 38). Von den mailändischen bemerkt Badke S. 32: „Meinen eigenen Beobachtungen zufolge sind die portugiesischen Nasalvokale ziemlich nahe verwandt, wenn nicht gar identisch, mit den mailändischen".[2] Endlich gehen die Nasalvokale an der Grenze der Sprachgebiete in den gutturalnasalen Konsonant über, welcher nur als unvollkommener Widerhall anzusehen ist; so in Südfrankreich und an der Ostgrenze des französischen Sprachgebiets; so auch im Südspanischen (in Andalusien und Estremadura), wo *enfiŋ* der Widerhall des portugiesischen '*em fim*' ist; so endlich im Norditalienischen, wo es *viŋ*, *paŋ*, *bęŋ* gegen französisches *vẽ*, *pẽ*, *biẽ* heisst; nur das Lombardische scheint auf einer Mittelstufe zwischen beiden Lauten zu stehen. [Schuchardt, Gröbers Zs. V, 315 bestätigt das andal. *-ŋ*, findet es aber nicht bloss im Andalusischen, und oft „weniger guttural" als deutsches *ng*. Der Schwede Munthe bemerkt in seinen Abhandl. über das Westasturische[3] S. 17,

Dagegen bemerkt Miklosich, Etym. Wörterb. der slaw. Spr. v. gonsĭ: „An Entlehnug des slaw. Wortes aus dem Deutschen möchte ich nicht denken".

[1] Die älteste orthographische Abhandlung in der Snorra Edda spricht ausdrücklich von Nasalvokalen: „En nú elr hverr þessa stafa níu annan staf undir sér, ef hann verðr í nef kveðinn", s. Lyngby in *Tidskrift for Philologi og Pædagogik* II, 317. Merkwürdig ist, dass Nasalvokale sich noch in schwedischen Dialekten finden, doch scheinen sie meist neuerer Entstehung: *frą̊* f. från [von], *fą̊* f. få [fangen, bekommen], s. Lundell *Landsmålsalfabetet* 123. [Auch im norw. Dialekt von Selbu (im Drontheimischen) finden sich Nasalvokale aus altn. *n* nach Vokal: Jõ John, altn. Jōn etc., was zuerst von dem tüchtigen norwegischen Dialektforscher Amund B. Larsen nachgewiesen worden ist. Dagegen scheinen sich im altertümlichen schwed. Dialekt von Dalarne (Dalecarlia) auch alte Nasalvokale bewahrt zu haben, wie in *gą̊s* = gås, Gans, s. unten.]

[2] Salvioni, *Fonetica del dialetto moderno della città di Milano*, Torino 1884, S. 35. 202 sagt nichts von der Eigentümlichkeit der lombardischen oder mailändischen Nasalvokale; er bemerkt nur, dass die Nasalierung inlautend (*cüntà*, *sent*, *vint*) schwächer ist als im Auslaut (*padron*, *vesin*).

[3] Åke W:son Munthe, *Anteckningar om folkmålet i en trakt af*

dass dieses -*ŋ*, jedoch „etwas mehr präpalatal als schwed. *ng*“ [etwa wie im nordfrz. *signe*?], sich auch im Asturischen, und „eine mehr oder weniger gutturalnasale Ausspr. von ausl. *n*“ ausser in Südspanien auch in Leon und Galizien findet, also sich überall auf die portugiesische Nachbarschaft stützt. Wulff, Un chapitre de phonétique andalouse 41, hört wie ich einfaches *ŋ*[1].]

Exkurs über Denasalierung der frz. Nasalvokale.

Es ist ein merkwürdiger, bisher nicht genug beachteter Umstand, dass die frz. Nasalvokale, vor zwei zusammenstossenden homorganen Verschlusslauten, namentlich Dentalen, oft im Nordfranzösischen nasale Konsonanten werden; so besonders in den Zahlwörtern *vingt-deux, vingt-trois, trente-deux, trente-trois*, die sehr häufig wie *vænd-dø, vænt-trwá, trand-dø, trant-trwá* mit reinem dentalem *n* lauten; doch auch *væ̃n-dø* mit unvollständiger Assimilation. Nachdem ich diese Aussprache mehrfach beobachtet hatte, befragte ich französische Sprachforscher darüber, unter denen A. Darmesteter sie ganz wie ich aufgefasst hatte, dagegen L. Havet sie nicht kannte und anders erklären wollte, wie er später *Romania* VIII, 95, Note 1 bemerkte: „Après une voyelle nasale les muettes fermantes se changent purement et simplement en [consonnes] nasales. Dans *vingt-deux, vingt-trois, trente dames, quarante tours, grande dame, la trombe passe*, les *t, d, b* fermants sont remplacés par des *n* et *m* fermantes. Je dois cette observation à M. Storm.“ Dies giebt indessen nicht meine Auffassung wieder. Nach Havet also sagt man *væ̃n-dø*, und diese Form kommt auch vor, aber ebenso die von mir beschriebene. Sievers bemerkt EPh[1] 428, dass ein ihm bekannter Schweizer nur wie Havet *vẽn-dø* etc. spreche. Ich meinerseits bemerkte 1880 in Paris so wie später mehrfach die Aussprache *vænd-dø*. So sprachen z. B. die Sprachforscher A. Darmesteter und Ch. Graux. Die Mutter des Letzteren, eine Pikardin, bemerkte, dass man bei ihr zu Hause nur diese Aussprache kenne. — Ch. Joret, Rev. Crit. XVI. 2, p. 285, hat meine Äusserungen mehrfach missverstanden, vgl. meine Gegenbemerkung S. 450 und Joret's Antwort S. 452, wo meine Auffassung von der Redaktion bestätigt wird. Joret's Bemerkungen sind überhaupt wenig klar. Dazu kommen noch die vielen Druckfehler in der phonetischen Transskription, welche die ganze Polemik verunstaltet und verdunkelt. — Passy Sons[2] 66 scheint nur *væ̃n-dø* zu kennen, dagegen erkennt er später, Maître Fonétique 1890 p. 44 die Denasalierung an: „*ẽ* in *vin* is at least half-wide [> engl. *a* in *man*], as is most noticeable when it is un-nasalized; *vingt-deux* is often pronounced pretty nearly *vændø*. I have repreatedly heard *simplement* pronounced *sæmmã*, or something very much like it.“[2] — Auch Jespersen Art. kennt nur *væn-dø*. Ich meinerseits habe noch in 1889 *vænd-dø* widerholt gehört, daneben auch *væ̃n-dø* mit verschiedenen Graden der Nasalierung. An die letztere Form

---

vestra Asturien, Upsala 1887, ein schätzbarer Beitrag zur spanischen Dialektologie.

[1] *Recueil de Mémoires philologiques présentés à M. Gaston Paris* par ses élèves suédois à l'occasion de son 50[e] anniversaire, Stockholm 1889, eine Sammlung von romanischen Arbeiten, die dem Lehrer wie den Schülern gleich viel Ehre macht. — Vgl. Passy Changem. 183; s. unten.

erinnert auch portugiesisches canta = *cɐ̃ntɐ*, obschon Vianna dies als reinen Nasalvokal auffasst. Ich höre aber in der Aussprache Vianna's erst einen schwachen Nasalvokal, dann im letzten Moment (im Übergang zu *t*) ein reines dentales *n*. Vgl. Passy Changem. 180.

Sievers macht S. 53 geltend, dass das gewöhnliche „dentale“ *r* eigentlich alveolar (supradental) sei. [Dazu bemerke ich: Gewöhnlich ist *r* zwar alveolar; doch giebt es mehr oder weniger dentale Abarten. Ein rein dentales *r* findet sich nur ausnahmsweise; so hat Cornu Rom. VI 370 im Dial. von Bagnard ein interdentales *r* beobachtet; ein lispelndes dentales *r*, fast wie *ð* lautend, findet sich nach Joret im Normannischen, und nach Clédat im Dial. des Jura, Rom. XV 550. Etwas Ähnliches soll sich auch im Dial. von Montpellier finden, Rev. d. l. rom. I 123; Schuchardt Gröbers Zs. V 316. Auch wenn die Zunge sich nur wenig von den Zähnen entfernt, bewahrt das *r* noch einen mehr dentalen als alveolaren Klang und ist dann zu den postdentalen Lauten zu rechnen. Besonders tritt der dentale Charakter nach dentalen Verschlusslauten hervor, in Fällen wie norw. *trē*, wo es ungefähr an derselben Stelle wie *t* (dicht hinter den Zähnen) gebildet wird; ebenso im ital. *tre*, span. *tres*. Vgl. meine Bemerkungen Norv. I 94. Entsprechend Ellis EEP 1138 vom indischen *r*: after a dental [*trajas, trīn*] *r* is dental, the tongue not being drawn back, as (‚t ‚r).“ Sievers bemerkt EPh[1] 428 u. a.: Das einzige mir bekannte *r*, das ich noch als Dental ansehen könnte, ist das irische *r* in der Verbindung mit *t*, *d*, welche vor *r* bekanntlich dentalisiert werden: *t*[*þ*]*rāifl*, *d*[*ð*]*redful* für trifle, dreadful (ebenso mit Verschluss *t*[*þ*]*rē* = three etc.; die irländ. Aussprache des Engl. kennt anlautendes *th* nur als rein dentalen Verschlusslaut, inlautend aber ist *þ* noch häufig, ja häufiger als im Engl., da *d*, *t*, vor *r* zu *þ*, *ð* werden)“. — Vgl. auch südamerik. *caballedo* st. caballero (Lima), Rom. VIII 622; neap. *rurece*, sic. *rurici* f. dodici; ital. *rado*, *chiedere* aus raro, cherere. Im Süddänischen und Friesischen (Sylt) geht *đ* leicht in dentales *r* über etc.] Erst wenn die Zunge um eine gewisse Strecke von den Zähnen entfernt ist, tritt der alveolare (supradentale) Charakter ein. Sievers sieht das engl. *r* als cerebral an „einerlei ob dasselbe als Konsonant, wie etwa im engl. *row, morrow*, oder als Sonant, wie in *sir, bird, heard* gebraucht wird.“ Die rein kakuminale Aussprache gilt aber für provinziell; in *morrow, very correct* klingt das *r* in der guten Aussprache alveolar. Vgl. Sweet, Handb. of Phon. 37: „The medium position for (r) ist just outside the [palatal] arch. . . The outer (‚r) is formed on the teethrim, the inner (‚r) within the palatal arch. Engl. *r* in 'red', 'rearing' is generally medium (r), sometimes (‚r)“. Nach Vokalen ist *r* den engl. Phonetikern zufolge zu blossem „vocal murmur“ herabgesunken, wobei die Zungenspitze oder der Zungensaum nicht mehr wirksam ist. Das

spirantische cerebrale [besser supradentale] *r* findet Sievers mit Recht in *try, street, dry* etc., und macht dabei die Bemerkung, dass „Wörter wie *tried* für ein ungeübtes Ohr fast nicht von solchen wie *chide* zu unterscheiden sind". [Freilich gilt dies nur von dem „ungeübten" Ohre.] — Der Verf. meint S. 55, das slawische *ł* werde gebildet, „indem man nur die Zungenspitze zum Abschluss verwendet, d. h. den Zungenkörper im Übrigen möglichst senkt und vom Gaumen entfernt hält." Die hintere Zunge wird aber nicht gesenkt, sondern vielmehr gehoben und der ganze hintere Mundkanal verengt, wodurch ein entschieden velarer Klangcharakter entsteht[1], ganz wie es „durch die Nase sprechen" heisst, wenn der Nasenkanal verengt oder verstopft ist. [Statt Verengung ist nach Badke, Anfangsgründe im Frz. 34, eher hintere Rundung zu setzen, „so dass der hintere Zungenrücken und der weiche Gaumen eine Rundung bilden, ähnlich derjenigen der Lippen bei *o* und *u*." Auch Vianna bestätigt für das portugiesische gutturale l = *ł* die Hebung der Hinterzunge, Rom. XII 48. Ebenso Paul Voelkel in seiner Abhandlang „Sur le changement de l'*l* en *u*", Berlin 1888. Auch der „Abschluss" oder Berührung der Zähne oder des Zahnfleisches mit der Zungenspitze ist keine wesentliche Bedingung der Hervorbringung des *ł*. Vianna 48 bemerkt, dass polnisches *ł* sich vom port. *ł* eben durch diese Berührung unterscheidet. Aber Voelkel, der sich mit der polnischen Sprache sehr vertraut zeigt, sagt S. 40, wie mir scheint mit Recht, dass das poln. *ł* meist ohne Berührung mit der Zungenspitze gebildet wird; diese sei unwesentlich, die Hebung der Hinterzunge die Hauptsache.] Hierauf weist auch der allgemeine Übergang von *ł* zu *u* oder geschlossenem *o* in slawischen Dialekten, da *u* ein velar-labialer Vokal ist; so wird das russ. und poln. *dał* (er gab) im poln. Gouvernement Plock zu *dau*, im Serbischen zu *dao*. [s. Voelkel a. O.; nach Morfill, The Russian Language and its Dialects (Transact. Phil. Soc. Lond. 1875 S. 509), kleinrussisch *ustau* f. ustał etc. Ich selbst habe Sommer 1889 im Serbischen Wörter wie *slawu* mit deutlich halbvelarem *l* sprechen hören, was als ein Überrest der alten Aussprache betrachtet werden kann.] In *dau, dao* wird die frühere Existenz des *ł* durch *u, o* erwiesen. Auch in anderen Sprachen finden sich ähnliche Übergänge; so im Französischen *au* (jetzt zu *ō* zusammengezogen) aus *al*, z. B. *chevaux* aus *chevals, beau* aus

[1] Ganz zu demselben Resultat ist auch Sweet gekommen; er schreibt mir: „The hard Russian *l* is unquestionably (ɼ)" d. h. ein velares *l*. S. auch seine später erschienene Abhandlung '*Russian Pronunciation*'. Purkinje und Schleicher hatten also Recht.

bel, beal, heaume (Helm) aus *helme, healme*[1]: im Neuprovenzalischen noch *au* ausgesprochen. z. B. „chivaou" d. h. *tšiváu, tsiváu* cheval; im Süditalienischen *autru*[2] f. altro. frz. autre, sp. otro. Dies deutet auf eine frühere gutturale Aussprache des *l*, wovon ich noch einen Überrest verspüre im ital. *l* in *bello*, das dem frz. *belle* gegenüber schwach velar klingt. Ebenso holl. *koud* kalt, *goud* Gold. schott. *cowd, gowd*; sowohl im Holländischen als im Schottischen ist das *l* sonst velar: holl. *wel*, schott. *well*. Auch im Litauischen findet sich ein halb velares *l*, das dem englischen in *well* sehr ähnlich ist; s. Schleicher, Lit. Gramm. 19. Ebenso im Lausitzer Wendisch, wo *l* in der Aussprache mit *u, w* schwankt. [Schon Rapp hat dieses vorgeschwebt; ebenso erklärt Ebel (1864) *u* aus *l*, s. Voelkel 28. 32. Dieselbe Erklärung auch bei Schuchardt Vok. II 492 ff., doch nimmt er mit Unrecht den Übergang *chald-chauld-chaud* an. Voelkel 32: richtig hätte er dies vom engl. call *kål* aus älterem *kaul* sagen können, SwHES[2] 216. Die Erklärung des *u* aus velarem *l* wird von Seelmann,Ausspr. d. Lat. 327 mit Unrecht bezweifelt, vgl. Voelkel 28 ff. Dieser weist 36 aus der *Orthographia Gallica* (13. Jahrh.) ein direktes Zeugnis nach, wonach in Fällen wie *altre* „ipsa *l* debet quasi *u* pronunciari". Eine sehr schöne Bestätigung gewinnen wir aus dem Portugiesischen, wo sich diese Aussprache unverändert erhalten hat; nach Vianna, Rom. XII, 34 ist port. *alto* von *auto* kaum zu unterscheiden. Vgl. pg. *outro* aus autro, altro. Sowohl in *alto* als in *possivel* höre ich ein deutlich velares *l*. Sievers bemerkt [1881] zur 1. Ausg.: „Das gutturale *l* werde ich aufnehmen. Ein weiterer Beweis für den gutturalen Charakter mancher *l* liegt darin, dass das Armenische alle fremden *l* (die griech. kommen besonders in Betracht) in *ɣ* [spirant. *g*] wandelt: *pavɣos* oder *poɣos* = Παῦλος, obwohl daneben ein gewöhnliches *l* existiert. — Der Übergang von *l* zu *u* ist auch im Berner Dialekt üblich, namentlich in der Emmenthaler Mundart: *waud, houz, weue* für *wald, holz, welle* [*miuχ* Milch, *Wiuhęum Tęu* Willhelm Tell, nach Mitteilung von Prof. A. Tobler.] Im Bairischen findet sich dagegen sehr häufig *i* für *l*: *soiχ' hāim* für *solch, halm* etc." [was auf palatales *l* zurückgeht]. Trautmann Sprachl. 289: „Voralbergisches *spaut* = spalt, *houz* = holz usf. (Firmenich II 666) deuten auf früher vorhanden gewesene, vielleicht noch vorhandene, tiefe *l*". Vgl. Voelkel a. O. 13—15.] — Der Verf. erklärt S. 58 richtig, dass das mitteldeutsche *w* rein labial ist. Nach S. 70 findet sich dieser Laut auch in Süd-

---

[1] Altfranzösisch *beals* Psautier d'Oxford 44, 3; *bealtet* (beauté) ibid. 44, 5; *healmes*, Oxforder Roland 683. 712 etc. S. Ulbrich GZ II 538.

[2] Abruzzesisch *l'autru jere* l'altro jeri, Zuccagni dial. ital. S. 360; neapolitanisch *l'autro jere* ibid. 349; sicilianisch *autru* ib. 404. Das römische *antro*, das toskanische *artro* sind andere Entwickelungen von *altro*, mit dentalem *l* gesprochen: im älteren Tosk. auch pal. *ailtro, aittro.*

deutschland. — Den cerebralen Lauten S. 59 kann auch das schon erwähnte sicilianische *ḍ* in *cavaḍḍu* beigefügt werden; vgl. Ascoli, Archivio glottologico I, S. XLVI.

S. 63 ff. kommt das Verhältnis zwischen *tenues* und *mediae* zur Sprache. Der Verf. giebt zu, dass die Mediae gewöhnlich mit Stimmton gesprochen werden; da aber dieser Unterschied im Süddeutschen nicht stattfindet, welches *t* und *d* etc. nur durch verschiedene Stärke unterscheidet, meint er, dass sich das Prinzip der Intensitätsunterscheidung als das zunächst massgebende ergiebt. Genauer bestimmt Sweet die süddeutschen Mediae als 'half-voiced stops' = 'voiceless stop + voice glide' d. h. stimmlosen Verschluss mit stimmhaftem Absatz, wie im engl. anlautenden *g* in *go*, s. Handb. of Phon. 74 vgl. 76, wo diese Laute den dänischen verdoppelten *k*, *t*, *p* (z. B. in *ikke* nicht)[1] gleichgestellt werden; diese machen den Eindruck von Zwischenlauten von Media und Tenuis. Denselben Eindruck machen auf mich die süddeutschen Mediae, die ich freilich nur flüchtig gehört habe. Es will mir nach der angeführten Analyse scheinen, dass dieselben nicht mit Recht 'ganz tonlos' genannt werden, sondern nach Sievers' Terminologie eher als 'ein reduziertes *g, d, b*' zu bezeichnen sind. Zwar läugne ich nicht, dass stimmlose Laute bisweilen den Eindruck von Mediae machen können. In vielen Sprachen spricht man *t* nach *s* so, dass es ohne stimmhaft zu sein, den Eindruck eher von *d* als von *t* hervorbringt, z. B. das nordische *Sted* Stätte, Ort, und wohl auch das engl. *stead*. Dies rührt von der nach *s* stattfindenden geringeren Luftausströmung her. Ähnlich wird das *f* im (lat. sphaera) it. *sfèra*, frz. *sphère*, engl. *sphere* im Nordischen zu *v*, so dass 'sphære' wie *svære* lautet. Die französischen reinen Tenues lauten einem ungeübten germanischen Ohre leicht wie Mediae z. B. *car* beinahe wie *gar*;

[1] Gewöhnlich werden auch *gg*, *bb* so ausgesprochen, z. B. *ligge* liegen. Dr. Jessen bemerkt, *Tidskrift f. Philol.* II, 122, dass er *ligge* mit dem Schliessungsmoment eines *k* und dem Öffnungsmoment eines *g* spricht, was mit Sweet's Beschreibung stimmt, also ungefähr *likge* (wo *kg* so schnell wie ein einzelner Konsonant zu sprechen ist). Dies mahnt merkwürdig an das ags. *licgan*; schon der Norweger P. A. Munch hat auf diese Übereintimmung hingewiesen. [Nach Sweet HES[2] 147 zeigt *c* in *lęcgan* = got. *lagjan* [*licgan* = altn. *liggja*] vielleicht ein palatales *gg* an, verschieden von *gg* in *frogga* = eng. frog. Doch giebt er die Möglichkeit einer halbstimmigen Aussprache zu, vgl. ags. *stypbum* f. stybbum.]

ebenso die römischen, z. B. *la camera.* Also können Tenues „mit leisem Absatz“ (Sievers S. 83) den Eindruck von Mediae hervorbringen und sie darum unter Umständen auch wohl vertreten. Aber das allgemeine Prinzip, das Sievers aus der süddeutschen Aussprache abstrahiert, muss ich für unrichtig ansehen. Es ist offenbar, dass in Sprachen, die wie die nordischen oder die romanischen einen bestimmten Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten machen, *p, t, k* sehr schwach und *b, d, g* sehr stark ausgesprochen werden können, ohne dass sie etwas von ihrer Natur verlieren und in einander übergehen. Hier kann also das vom Verf. aufgestellte höchste Prinzip, die Unterscheidung von „fortes“ und „lenes“ nicht aufrecht erhalten werden.

[Hoffory, *Tenuis und Media,* KZ XXV 419 ff., Berlin 1879, polemisiert gegen die Sievers'sche Ansicht, ohne jedoch volle Klarheit in die Frage zu bringen. Nach H. giebt es im Dänischen und sonst reduzierte Mediae; im dän. *l̥ m̥ r̥* sei der Stimmaufwand auf ein ganz unbedeutendes Minimum reduziert; dagegen falle bei dem ebenfalls reduzierten *b̥ d̥ g̊* der Stimmton ganz weg, was H. jedoch nicht hindert, beide Klassen als ganz parallel zu betrachten: „nicht die Tonlosigkeit, sondern die Reduktion des Stimmtons ist das für die *b̥-d̥-g̊*-Laute ebenso wie für die *l̥-r̥-m̥*-Laute gemeinsam Charakteristische“. Hoffory, der gegen die Sievers'schen „tonlosen Mediae“ polemisiert, nimmt also doch im Grunde auch tonlose Mediae an, die nur unter dem Namen „reduzierte Mediae“ verkleidet sind. Ich möchte fast mit Techmer IZ II 322 sagen: „ich wünschte, diese Ausdrücke [Tenues und Mediae], welche so vieldeutig verwendet worden und so sehr zur Verwirrung Veranlassung geben, würden in der Sprachphysiologie lieber nicht gebraucht“. In Wirklichkeit scheint mir aber auch bei dän. *b d g* in *eb̥b̥ə, lig̊g̊ə* ein schwacher Stimmton stattzufinden; ich meine also, der Parallelismus könne aufrecht gehalten werden. Andrerseits hält Hoffory, Streitschrift[1] 19 „es nicht für ausgemacht, dass der Stimmton im reduzierten *b, g, d* vollständig fehlt, wenn er auch dem unbewaffneten Ohre nicht vernehmbar ist; es lässt sich sehr wohl denken, dass er nur auf ein noch geringeres Minimum als bei *l, m, n, r* reduziert ist“. Das ist m. E. das Richtige, wenigstens was das Dänische betrifft; das Süddeutsche habe ich zu wenig gehört, um urteilen zu können. Sievers in EPh[1] 429 hält Sweet's Bestimmung der schweiz. *b d g* für sehr zweifelhaft; die schweiz. hauchlosen *pa, ta, ka* unterscheiden sich nach ihm nur durch die Stärke des Expirationsdruckes von *ba, da, ga.* Vgl. Sievers Phon.[3] 154. 175. Vietor nennt die süddeutschen Laute „schwache Tenues“. Ähnlich Beyer, Frz. Lautsystem 15: „südd. *b d g* schwächer als *p t k,* aber ebenso stimmlos“.

[1] Hoffory, Professor Sievers und die Prinzipien der Sprachphysiologie. Eine Streitschrift. Berlin 1884.

Auch **Trautmann** 98—99 erklärt sich gegen die Scheidung in 'fortes' und 'lenes': der Systematiker habe **Art**unterschiede, nicht **Grad**unterschiede aufzustellen. Ebenso **Techmer** IZ IV 229: Stärke und Schwäche bedingen keine systematischen Lautunterschiede; sie kommen nur für die 'Betonung' in Frage. — Von den verschiedenen deutschen Aussprachen der „Mediae“ giebt **Behaghel**, *Die deutsche Sprache*, Leipzig 1886 folgende Erläuterungen: „Auf nd. Gebiet war der Unterschied zwischen *b* und *p* der gleiche [wenigstens ähnlich] wie im Romanischen; d. h. beim *p* sind die Stimmbänder in Ruhe, beim *b* schwingen sie mit ... In Mitteldeutschland verliert sich das Mitklingen der Stimmbänder; daher wird in einem grossen Teil dieses Gebiets überhaupt zwischen *b* und *p* nicht unterschieden. Weiter südlich tritt der Unterschied wieder hervor: das Alemannische und Bayrische bringt *b* mit geringer, *p* mit grösserer Energie hervor“. Vgl. die Rezension von **Techmer**, IZ IV 180 ff.]

Nach S. 70 ist das harte engl. *th* interdental; nach Sweet ist diese Aussprache ungebräuchlich und die rein dentale die gewöhnliche. Mir scheint es, dass eine beinahe interdentale Aussprache, mit der Zungenspitze dicht an den Zwischenraum der Zähne gelegt, ganz gewöhnlich ist[1]. Auch die interdentale ist nicht selten, ich habe sie öfter beobachtet und deutlich die Zunge zwischen den Zähnen hervortreten sehen, was bei der den Engländern geläufigen offenen Lippenstellung leicht wahrzunehmen ist[2]. Übrigens meint der Verfasser, die interdentalen Verschlusslaute seien selten; er habe sie nur im Serbischen und Armenischen beobachtet. Wichtiger ist es, dass die **indischen** (sanskritischen) Dentalen noch heut zu Tage rein interdental gesprochen werden[3], daher die Inder die europäischen *d*, *t* als nicht vollkommen dental ansehen; die supradentalen engl. *d*, *t* finden sie sogar cerebral (kakuminal). Ebenso Sievers S. 60: „Auch engl. *t, d, r, l, n* sind in der Regel noch cerebral, doch ist die Zurückbiegung der Zungenspitze dabei nicht sehr energisch“. Der Ausdruck „cerebral“ ist ungenau. Sweet bemerkt in einem Briefe: „Eng-

[1] Vgl. Sweet, *Handbook of Phonetics* 38: „The most distinct [variety of *th*] is formed by pressing the tip of the tongue against the back of the eteth, and allowing the breath to hiss through the interstices of the teeth“.

[2] **Bell**, Popular Manual, spricht von 'the ungainliness of the *protruded th*', s. Phon. Stud. IV 114. Dagegen **Lloyd**: the English *th* is never protruded *by Englishmen*, ib. IV 249; kaum ganz richtig.

[3] Ich habe mich davon überzeugt durch Besprechung mit englischen Sprachforschern, die sich lange Zeit in Indien aufgehalten hatten. — Später habe ich die indischen Dentalen sowohl von Eingebornen (**Dhruva**) als von dem bekannten Missionar **Skrefsrud** rein interdental sprechen hören. Vgl. S. 43 Note 1.

lish *d, l, s* are formed on the gums just behind the teeth; *sh* and *r* a little further back, but not more so than in German". — Über die Zischlaute bringt der Verf. S. 71 mehrere sehr gute Bemerkungen. Es ist ganz richtig, dass *š* (*sch*) nicht ohne weiteres als ein cerebrales *s* angesehen werden darf, sondern dass es vollständige Parallelreihen sowohl von *s* wie *š* giebt, also dentale, cerebrale, palatale etc. Laute von beiderlei Art. Ein wirklich kakuminales *s* haben wir im Ostnorwegischen nach kakuminalem *r*, z. B. *Bör̦șe* (Büchse[1]); dasselbe kommt auch im Schwedischen vor, s. Lundell, Landsmålsalfabet 41. Einen ähnlichen Laut habe ich im baskischen *șoșa* ('un sou', Dial. v. Bayonne) gehört. [Vgl. Vianna, Rom. XII 46; nach diesem Forscher, sowie nach Bonaparte, Simple Slav. Sounds 29, ist das kastilianische *s* in *casa*, *cosa* derselbe Laut, was ich anfangs nicht bemerkt hatte, aber nach mehrmaliger Beobachtung bestätigt gefunden habe. Schuchardt, Gröbers Zs. V 306 sagt sehr gut: „Das spanische *s* ist von dem italienischen und französischen verschieden; ich halte seine Artikulation für mehr coronal [= kakuminal], die Rinnebildung dabei für weniger tief. So lautet mir *s* in *saber*, *masa* anders als *sapere*, *massa*, *savoir*, *masse*. Noch stärker aber ist die Differenz vor Konsonanten (und im Auslaut), z. B. zwischen sp. *s* in *esto* und it. *s* in *questo*. Es nähert sich hier das spanische *s* etwas dem *š*, das portugiesische *s* fällt fast, nicht völlig, mit diesem, das durch CH wiedergegeben wird, zusammen". Es ist hier nur zu bemerken, dass dies eigtl. nur von dem kastilianischen *s* gilt; im Andalusischen fällt *s* meist mit urspr. *z*, *c* zusammen (*grasia*) und ist dental, wenn es nicht in *z* oder *h* übergeht. Über einen solchen Übergang machte Sievers schon EPh[1] 426 eine interessante Mitteilung: „Über span. *s* habe ich einige Beobachtungen an einem jungen Peruaner gemacht, der längere Zeit auch in Chile gelebt hat und hauptsächlich mit chilenischer Aussprache spricht, wie er mir angab. In dieser (nicht in der peruanischen) verschwindet jedes *s* vor einem Konsonanten als solches; d. h. es wird jedem folgenden Dauerlaut assimiliert, was die Artikulationsstellung anlangt; dafür wird aber der folgende Konsonant mindestens in seinem Eingang tonlos; man spricht also z. B. *la letra* aber *la l̥etras*, *la madre* aber *la m̥adres*; *la d̥o d̥ientes* fast wie engl. *la thoth-*; *lo g̊uantes* fast wie russ. x, nur noch schwächer. Von tonlosen Spiranten verschwindet das *s* ganz: *lo fuegos*. Vor Verschlusslauten aber erscheint das *s* als ein schwacher Hauch durch die *s*-Stellung, ohne Reibungsgeräusch, fast wie eine Pause zwischen Vokal und Konsonant: *e'to*". — Dazu bemerkte ich daselbst: „Das chilenische *s* hängt mit dem andalusischen zusammen, wie überhaupt die amerikanisch-spanischen Dialekte mit dem andalusischen nahe verwandt

[1] Aus den spätaltn. *byssa* (Dipl. Norv. III 344), dän. *Bösse* (urspr. niederdeutsch). *Rs* und *ss* wechseln, vgl. norw. *foss* = altn. schwed. *fors* Wasserfall; dän. *tirsdag* = altn. *tȳsdagr* Dienstag.

sind [vgl. Schuchardt GZ V 304]. Wesentlich die hier beschriebene Aussprache findet in Südspanien statt; eigentlich wird *s* lose gebildet, wie eine Art von *h*, und dieser schwache Hauch klingt meist noch einen Augenblick, bevor er sich mit dem folg. Konsonanten verbindet: *lah madreh*. Auch auslautend wird *s(z)* meist zu *h* oder schwindet: *cádi[h]* f. Cádix". — Wesentlich mit mir übereinstimmend sprach sich zpäter Schuchardt Gröbers Zs. V 319 ff. aus; nach ihm steht dieser Übergang mit dem oben beschriebenen kastilianischen *s* in *esto* in Verbindung. „Es ist dieses *s* welches im Andalusischen zu *h* wird: *ehtá*, *bohco*, *mihmo*". Er bemerkt sehr richtig denselben Übergang bei *z*: *conohco*. — Neuerdings hat Wulff, *Phonétique andalouse* 39 ff. eine andere Auffassung geltend gemacht, nämlich dass die andal. Hauptform von *s* + Kons. stimmloser homorganer Nasal ist: nicht nur mismo *mimmo* (was auch ich kenne), sondern auch este *ente*, obispo *obimpo*, fresco *frenko* etc. Ich habe nur *e'te obi'po, fre'ko* gehört und zwar sehr häufig von Andalusiern und Estremeños; noch 1889 beobachtete ich diese Aussprache bei einem Andalusier in London. Es bildet sich vor jedem Verschluss ein höchst merkwürdiger, ganz loser Spirant, welcher mehr oder weniger schnell zu Verschluss übergeht, also eine Art labiales, bezw. dentales, velares *h*, das von dem stimmlosen Hauch im nord. und isl. *gǫ'tt* (s. unten) kaum zu unterscheiden ist; bei nachlässiger Musspr. fast *ette*, *obippo*. *frekko*. Doch bleibt im Andal. mehr von der konsonantischen Engebildung, so dass z. B. andal. *e'te* etwas mehr dental, mehr lispelnd klingt als der reine stimmlose Hauch durch die Vokalstellung im nord. *gǫ'tt*. — Die von Wulff beschriebene Form muss wohl als Nebenform angesehen werden.

Kr. Nyrop bemerkt brieflich, er habe sogar in Toledo Formen wie *dende* (desde), *dempues* (despues) gehört; neuere Schriftsteller bezeichnen volkstümliche Aussprache durch Schreibungen wie *dende* (Pereda, Puchera 102. 276), *dempues* (ib. 177). — Der portugiesische Phonetiker Vianna, der spanisch wie ein Spanier spricht und auch mit dem Andalusischen vertraut ist, stimmt mit mir überein, indem er in seiner Rezension von Wulffs *Phon. and.*, MF 1890 p. 106 bemerkt: „la valeur attribuée à *s*, d'une nasale soufflée, homorganique avec la consonne suivante, doit être individuelle, et on peut la regarder comme *h*, modifiée par cette consonne". — Schon 1870 fiel mir in Spanien die Übereinstimmung zwischen andal. *o'pital* und frz. *hôpital* auf. Später hat der norw. Romanist K. Brekke Rom. XVII 91 eine ähnliche Beobachtung gemacht, indem er auf G. Paris ib. XV 619. 622 über altostfranzözisch *maihnie*, *blahmer* hinweist; vgl. mhd. Reime wie *foreht* : *sleht* und die Aussprache von *est* wie *eght* der *Orthographia Gallica*; siehe F. Neumann, Jen. Litteraturzeitung 1878 S. 163; Ulbrich GZ II 522; Behrens Beitr. 183.] Wie aber der Laut *š* eigentlich gebildet wird, ist auch nach den neuesten Untersuchungen eine noch zu lösende Frage. Sicher ist, dass die Zungenartikulation für *š* weiter rückwärts liegt als für *s*. Nach Sievers sind auch „die Lippen stets an der Modifikation des Geräusches beteiligt"; dies ist zwar im Deutschen und

zum Teil im Schwedischen, nicht aber im Englischen und [weniger im] Französischen der Fall; vgl. Sweet, Handb. 40. Wenn ich aber nur die Zungenspitze hebe, so entsteht nur supradentales oder kakuminales *s*; erst wenn ich zugleich einen Teil des Zungensaums ins Niveau bringe, entsteht *š*, indem sich unter dem Gaumendach ein gewölbter Raum bildet, der einen tieferen Eigenton und ein mehr zusammengesetztes Geräusch hervorbringt. Hier giebt es nun viele Modifikationen. Erhebt man zugleich den mittleren Zugenrücken, so entsteht palatales *š* im norw. *skilling, sjæl,* poln. *śnieg*[1]. Erhebt man den hinteren Zungenrücken, so entsteht das schwedische *š* in *skilling, själ,* das besonders im Südschwedischen durch labiale Modifikation und Senkung der Vorderzunge verstärkt werden kann, vgl. Lundell, *Landsmålsalfabet* 65; nach Sweet, *Swed. Sounds* 14, durch „inner- or cheek-rounding"; es klingt wie ein Zwischenlaut von deutschem *sch* und *ch* (in *ach*). Hier würde Brücke's Definition besser als für das deutsche *sch* passen. Cerebrales *sh* wird von Sievers S. 72 dem Englischen vindiziert mit dem Zusatz; „wohl ziemlich identisch mit dem sanskr. *sh*". Auch mir scheint engl. *sh* mehr zurückgezogen als deutsches *sch*, frz. *ch*; besonders tritt der supradentale Charakter beim stimmhaften Laut *zh* in *pleasure* hervor, welcher sich deutlich vom frz. *j* scheidet, wie auch engl. *z* vom frz. *z* deutlicher als engl. *s* vom frz. *s* geschieden ist[2]. Jetzt wird in Indien auch *ç* wie engl. *sh* gesprochen, z. B. *daça* wie wenn es mit engl. Orthographie *dusher* geschrieben wäre.

[Unabhängig von mir giebt Sievers schon in der zweiten Ausgabe 103 eine ähnliche Bestimmung: „Das Wesentliche ist vielleicht bei allen *š*-Artikulationen die Bildung eines grösseren kesselförmigen Raumes im

---

[1] Wie Sievers bemerkt, kennt das Russische sowohl ein palatales *sch* (шь) als auch ein palatales *s*. Das russ. palatale *s* in *şņjęk* (снѣгъ, Schnee) ist ein mit *j* verschmolzenes *s* und hat einen viel milderen, zarteren Laut als das polnische *ś* in demselben Wort. [Ich identifizierte früher russ. шь mit poln. *ś*, was aber von Sweet und Sievers bezweifelt wurde. Sweet, Russian Pronunciation 7, sagt mit Recht: „*ž* and *š* are not palatalized, even when written so, as мышь 'mouse'". Vgl. HES[2] 36. In der That werden beide Laute in der russischen Grammatik immer zu den harten, dagegen ч *č* und ц *ts* zu den weichen gerechnet.]

[2] Mir klingt frz. *z* in *baiser* deutlich anders und zwar feiner als das mehr zusammengesetzte und gröbere Geräusch des engl. *z* in *busy*, und ich bilde den ersteren Laut, indem ich Zungenspitze und -blatt dicht an die Zähne drücke, den letzteren, indem ich dieselben etwas von den Zähnen zurückziehe.

Vordermunde, in den der exspirierte Luftstrom hineingetrieben wird wenigstens scheinen alle mir bekannten Varietäten des *š* sich von den entsprechenden Spezies des *s* durch eine dumpfere Kesselresonanz zu unterscheiden. Durch die selbständige Lippenartikulation aber wird die Kesselbildung (namentlich die Gestaltung der Ausflussöffnung) nur vervollständigt und modifiziert". Nach Sievers also scheint sich die Kesselresonanz vor der Artikulationsstelle zu bilden; mir scheint die Vorderzunge eine ausgehöhlte, löffelförmige Gestalt anzunehmen; vgl. Ellis EEP 1104: *s* in which the tongue is more forward and the back of the tongue not hollowed, and *sh* in which the tongue is more retracted and the back is hollowed. Vgl. auch Sweet Handb. 39. 40: „*sh* is formed by retracting the tongue somewhat from the *s* position and pointing it more upward, which brings the tip more into play". Diese Beschreibungen stimmen jedoch nur zum Teil überein. Dagegen findet Vietor Phon.[2] 125 den wesentlichen Unterschied darin, dass der Atemstrom bei *š* ein breiter, bei *s* ein feiner (auf einen Strahl konzentrierter) ist. Ähnlich ist nach Techmer IZ I 180 und Tab. IV, IZ II 377 „die Enge bei *š* frontal breiter und gleichzeitig sagittal länger, bei *s* und seinen Abarten schmäler und gleichzeitig kürzer". Vgl. Jespersen Art. 61, s. unten. Nach Vietor Phon.[2] 127 ist Bildung eines Kesselraumes nicht notwendig; „bei dem mir geläufigen deutschen *š* ist die Vorderzunge nur sehr wenig gehoben und die Spitze nur sehr wenig zurückgezogen"; nach S. 129 scheinen die deutschen *š* alle dorsal (d. h. nach S. 125 prädorsale Engen), die norddeutschen alveolar, die mittel- und süddeutschen postdental mit geringer Hebung.]

Vom poln. *ch*, russ. x wird S. 73 richtig bemerkt, dass es sich vom deutschen *ch* „durch eine auffallende Schwäche des Reibungsgeräusches unterscheidet, so dass anlautendes russisches x oft geradezu wie ein recht energisches *h* klingt". Mir scheint es immer zwischen deutschem *ch* und *h* zu liegen; es ist ein mit loser Annäherung der Organe gebildeter *ach*-Laut. Hier mag auch das toskanische *ch* f. *c* zwischen Vokalen erwähnt werden, z. B. in *dicho* für dico (ich sage), *la chasa* f. la casa (das Haus); dieser Laut steht dem germanischen *h* noch näher und ist mir oft ganz wie ein deutsches *h* erschienen[1]. — III. Abschnitt: Die Silben- und Wortbildung, enthält viel Verdienstliches, so von den verschiedenen Weisen die Vokale anzusetzen, darunter vom griechischen *spiritus lenis* S. 78; von den norddeutschen und dänischen aspirierten *k, t, p* als mit den sanskritischen *tenues aspiratae*

---

[1] Durch diese Aussprache nähert sich bisweilen das Italienische auffallend dem Germanischen; z. B. *le chorna*, fast wie *horna* ausgesprochen, mahnt merkwürdig an das germanische *horn*, wo *h* aus vorgermanischem *k* (lat. cornu) verschoben ist.

identisch, so wie von den slawischen und romanischen reinen Tenues S. 83 und 92 ff. Das dänische *Tunge* (Zunge), *tale* (sprechen), *betale* (bezahlen) lautet nicht nur als *thunge, thåle, bethåle,* sondern oft beinahe wie *tsunge* etc., und bildet so den Übergang zum deutschen *Zunge, zahlen*; übrigens gehört diese Aussprache hauptsächlich dem Ostdänischen und besonders Kopenhagen, nicht Jütland an. [Vgl. Sweet Handb. 77; Sievers Phon.[3] 138. 153. Eine etwas ähnliche Affektion des *t* findet sich zum Teil im Französischen, wo *t* vor *i, e* wie in *utile, pratique, mathématiques, partie* nicht nur schwach palatal, sondern auch bisweilen (individuell) schwach assibiliert wird, indem die Palatalisierung weiter vorne als sonst gebildet wird. *Ti* lautet dann fast wie dän. *thi.* Vgl. unten zu Jespersen. Bisweilen habe ich auch bei frz. *di* eine Spur davon bemerkt, wie in *indique, dire.* Vgl. Passy, Sons 17, und Phon. Stud. I, 31: „Die Palatalisierung ist bei *t* viel häufiger und stärker als bei *d*".] Auch die Norweger und Schweden sprechen *t, p, k* mit stärkerer Exspiration als die Franzosen. — Die schwierige Frage, was eine Silbe sei, beantwortet der Verf. S. 111: „eine Lautmasse, welche mit einem selbstständigen, einheitlichen, ununterbrochenen Exspirationshub hervorgebracht wird". Übereinstimmend wird S. 86 ein Diphthong richtig definiert wie „die Verbindung zweier mit ein und demselben Exspirationsstoss hervorgebrachter, d. h. nur eine Silbe bildender Vokale" etc. Diphthonge wie *ái, éi* nennt der Verf. echt, solche wie süddeutsches *íe, úe* unecht. Sonst versteht man wohl unter unechten Diphthongen auch zum Teil solche, die aus einem langen und einem sehr kurzen Vokal gebildet sind, wie die griechischen ᾳ, ῃ nach ihrer ursprünglichen Aussprache $\bar{a}^{i}$, $\bar{e}^{i}$, das engl. $\bar{e}^{i}$ in *name*, $\bar{o}^{u}$ in *home.* Die Franzosen wie Gaston Paris (Vie de St. Alexis S. 73) nennen Diphthonge wie *ái, éi* stark, solche wie *ié* schwach, was man sonst fallend und steigend nennt. — Unter Reduktion versteht der Verf. (S. 90) eine solche Aussprache eines Vokals oder tönenden Konsonanten, „dass der Stimmton erst in dem Momente einsetzt, wo der Übergang zum folgenden Laut bereits beginnt". S. 91 erhalten wir eine Erklärung des rätselhaften *dð*, das Brücke und Andere im engl. *the* hören: „die so oft besprochene englische Vulgäraussprache des 'weichen *th*', bei

der das Gehör leicht zwischen Spirans und Verschlusslaut schwankt", sei ein reduziertes *ð*. Weder *dð*, noch die Sievers'sche Modifikation davon habe ich je gehört. Auch bei der nachlässigsten Aussprache habe ich immer ein reines *ð* vernommen. Höchstens habe ich bei dem harten *th* in *I think* etwas ähnliches als individuellen Fehler oder Nachlässigkeit[1] einzelne Male bemerkt. Sweet sagt in einem Brief ausdrücklich: „*tþ, dð* never heard by any Englishman". Vgl. Ellis EEP 1098. 1122. In der Aussprache der sanskritischen Mediae aspiratae stimmt Sievers S. 93—94 im Wesentlichen mit Ellis EEP 1134 ff. überein, welcher findet, dass kein [stimmloses] *h* gehört wird, sondern nur „a momentary energising of the following vowel", was Sievers näher dahin bestimmt, dass „der geschwächte Stimmton (den wir bei der einfachen Media nur während der Dauer des Verschlusses als Blählaut auftreten sahen) noch über die Explosion hinaus festgehalten wird, ehe für den folgenden sonoren Laut die Stimme mit voller Exspirationsstärke einsetzt"[2]. — S. 98 finde

---

[1] Eine andere nachlässige Aussprache des *th*, wobei „*I think*" fast wie „*I hink*" lautet, bespricht Sweet S. 39. Im Florentinischen kommt eine ähnliche Aussprache des *t* zwischen Vokalen vor: *dithe* f. dite, *sapethe* f. sapete, *Napolethano* f. Napoletano. Gewöhnlich wird dieser Laut mit dem spirantischen *ch* f. *c* verwechselt und „*diche*" etc. geschrieben, was nach Caix in seinen *Osservazioni sul vocalismo italiano* nur nach nicht palatalen Vokalen richtig ist: *dacho* f. *dato*. Schuchardt bemerkt dazu, Lit. Centralblatt 9. Okt. 1875: Wir verstehen dies nicht ganz; im Florentinischen heisst es doch *sapeche* etc. neben *dache* etc." Die Laute sind zwar ähnlich, aber doch nicht identisch. Auch Francesco d'Ovidio weist in seinen trefflichen *Saggi Critici* (Napoli 1879) S. 459 in der Note auf das florentinische *Napoleϑano* hin; er identifiziert den Laut geradezu mit neugriech. *ϑ*, engl. *th*, was kaum ganz richtig ist. [Prof. D'Ovidio bemerkt: „Il *th* florentino in voci come *Napoletano* e simili è una spirante dentale propria della classe colta. Il *h* di *finihu* ecc. è l'esito del *-t-* quale lo ha il dialetto plebeo."]

[2] Hierüber sagt Sweet, *Handb.* S. 213: „As *ta* developes into *tha* by throwing an independent stress on to the glide, so *da* becomes *dha* by emphasising the voice-glide. I have lately convinced myself by personal audition of the correctness of this (Mr. Ellis's) analysis of the Indian *dh* etc. in *dhanu* [der Bogen]." Übereinstimmend mit dieser Beschreibung habe ich Sweet diese Laute aussprechen hören. Dass indessen diese Aussprache nicht die ursprüngliche ist, scheint aus zigeunerischen Formen mit *px* aus sanskr. *bh* hervorzugehen, z. B. *pchu* Erde aus sanskr. *bhū* Pott Zig. II, 376; *h* muss hier selbständiger Hauch gewesen sein, wie es auch im noch lebenden hind. بهو (b-h-u) deutlich als solcher bezeichnet ist. Auch Sweet bemerkt jetzt zu seiner Note: „Very doubtful. I believe there is an escape of breath, the *d* being slightly voiced. The (H) is distinctly heard when *dh* etc. are final, as they often are in the Neo-Sanskrit languages". [Ich habe 1881 sowohl skt. *ta* mit reiner Tenuis als *tha*

ich zum ersten Mal bei den Deutschen richtig **ausgesprochen, dass „geminierte Konsonanten im Deutschen, Englischen und** Französischen in der Regel als einfache lauten" [1]. — **„Unter** Mouillierung", sagt der Verf. S. 105, **„versteht man gemeinhin** die Veränderung, welche ein **beliebiger Konsonant durch** die Vorausnahme der Mundartikulation eines *i* **erfährt". Wenn** Brücke indessen als Beispiele mouillierter Konsonanten die bekannten romanischen Verbindungen ital. *gl* in *battaglia*, sp. *ll* in *batalla*, it. *gn* in *campagna* etc. anführt, so findet Sievers dies „durchaus nicht zutreffend, da, wie Brücke selbst bemerkt, jene Zeichengruppen Verbindungen eines (in unserem Sinne übrigens sehr schwach mouillierten) *l*, *n* mit nachfolgendem, deutlich wahrnehmbarem Halbvokal[2] *i̯* sind". Dies kann ich nicht für richtig halten. Ich finde das ital. palatale *n* in *campagna*, das span. in *año*, mit dem poln. in *konia* (des Pferdes) wesentlich identisch; zwar breitet sich im Romanischen

---

mit Tenuis + *h* sehr deutlich von Skrefsrud sprechen hören; dagegen war der Unterschied zwischen *da* und *dha* viel schwieriger zu erfassen. Skrefsrud glaubte, der Unterschied sei derselbe wie bei der Tenuis. Ich glaubte bald eine Verstärkung des *voice-glide*, bald ein schwaches stimmloses *h* zu hören. Nach Brücke bei Sievers[3] 152 lautet im Mahrathí *bh* in *bhau* (Bruder) wie stimmhafte Media + stimmloses *h*; über armenische Aspiraten s. Sievers daselbst. Auf dem Orientalistenkongress Christiania Sept. 1889 hörte ich sanskr. *dh* in *dadhāmi* sowohl von dem Brahmanen Dhruva (aus Guǵerati) als von den Herren Prof. G. Bühler und H. Kern, die sich beide lang in Indien aufgehalten haben; die Aussprache schien mir ganz deutlich wie *d* + stimmloses *h* zu lauten. Bühler versicherte, die Aussprache sei über ganz Indien dieselbe; sowohl er als der ebenfalls anwesende Vianna meinten aber, dass sanskr. *h* in *dh* wie auch einzelnes *h* stimmhaft sei, was mit der alten indischen Bestimmung (Bopp, Vergl. Gramm. I 42) und mit Ellis EEP 1136 übereinstimmt, mir aber, wie Prof. Kern und Techmer zweifelhaft scheint; der letztere bemerkt IZ IV 236: „... da der [stimmlose] Hauchlaut zwischen dem anlautenden stimmhaften Mundschliesser (Kons.) und dem folgenden stimmhaften Mundöffner (Vok.) in einer und derselben Silbe unnatürlich und mit Sicherheit in lebender Aussprache meines Wissens nie festgestellt worden ist".]

[1] Wenn der Verf. sagt, dass das Französische und Slawische keine Gemination kennen, so müssen für das Frz. gelehrte Lehnwörter wie *intelligent, immense, grammaire* ausgenommen werden, wogegen im englischen *grammar* etc. *mm* vollständigt assimiliert ist d. h. kurz (*grăm'ə*[*r*]) ausgesprochen wird. Was das Slavische betrifft, so erleidet die Regel mehrere Ausnahmen, z. B. poln. *Radziwill, imienny* namentlich, *immionik* Stammbuch, *panna* Jungfer, Fräulein: russ. Анна Anna, Sweet Russ. Pron. 5. Hier lauten die Geminaten wirklich doppelt wie im Italienischen. — Ausser dem Schwedischen mag auch das Norwegische als wahre Geminaten besitzend erwähnt werden.

[2] „Unter Halbvokalen verstehen wir die unter dem Einfluss der Accentlosigkeit zur Funktion als Konsonanten herabgesunkenen Vokale". S. 88.

das *i* oder *j* zum Teil über das *n* hinaus, so dass man ein schwaches *i* vor und ein schwaches *j* nach dem *n* zu hören glaubt; dasselbe findet aber oft auch im Poln. statt. [Auch Thomsen, Mém. Soc. Ling. III 109 bemerkt, dass poln. koń fast wie *koinj* lautet; nach Sweet Russ. Pron. 6 lautet russ. *nami* fast wie *naimi*. Nach Ellis EEP. 1138 lautet skt. *pratiçākja* in der modernen Ausspr. zunächst (praat*i*shaaꞁikiá), „the *j* occasioned an anticipation of *i* in the preceding syllable". Vgl. im Zend Formen wie *aiti, aipi, pairi, airja* gegen skt. *ati, api, pari, arja*; gr. *φαίνω* f. *φαν-ιω*, afrz. *gloire* etc. Vergl. Schuchardt, Gröbers Zs. IV 119; Beyer, Frz. Phon. 45-46.] Das Wesentliche ist, dass der Zungenrücken während der Dauer des *n* dicht an den Gaumen angelegt wird[1]. Nur daraus erklärt sich, dass der *l*-Laut, bisweilen auch das *n*, vom *j* verdrängt wird. Frz. *fille* wird bekanntlich als *fij* ausgesprochen, nur noch provinziell *fil̦*, und Littré streitet vergebens für die alte Aussprache. Nur als individuelle, wesentlich künstliche Aussprache habe ich bisweilen das *l* und das *j* beinahe geschieden gehört. Wenn Ausländer *campan-ja, champanj(e)* sprechen, wirkt dies befremdend und verletzend auf das romanische Ohr[2]. Das frz. (bes. nordfrz.) *gn* ist aber gewöhnlich vom südromanischen Laut etwas verschieden, da seine Artikulationsstelle weiter hinten liegt, an der Grenze des harten und des weichen Gaumens, wodurch es sich dem germanischen *ng* (*ŋ*) nähert; kurz, es ist wesentlich ein mouilliertes *ŋ*, nicht ein mouilliertes *n*[3]. Gewöhnlich wird hier kein nachfolgendes

---

[1] Sweet schreibt: „Prince Bonaparte [der bekannte Sprachkenner] says that Italian *gl*, *gn* are pure (L), (N) [palatales *l*, *n*], with no after sound of (j), beyond what is necessarily generated by the loosening of the contact". Bisweilen habe ich doch die von Sievers beschriebene Aussprache beobachtet, besonders auf der Bühne, z. B. bei den von der Ristori hier gegebenen Vorstellungen; es ist aber nur eine künstliche, feierliche Form. Dasselbe habe ich im Französischen als gelehrte oder künstliche Aussprache wahrgenommen; besonders sprach M[lle] Ernest bei ihren deklamatorischen Conférences im Jahre 1876 „fille" beinahe wie *filjə*, „vigne" fast wie *viŋjə* aus. Im Spanischen habe ich nur die echte Verschmelzung bemerkt, aber *ll* wird im Munde des Volks vielfach zu *j*: *caya* f. calla (schweige). Besonders ist dies im Andalusischen der Fall, seltener im Kastilianischen. Vgl. *Romania* VIII, 621-2. — S. unten zu Passy.

[2] Die Katalonier schreiben zwar *senyor*, sprechen aber ganz wie die Kastilianer *señor*. D. Joan Montserrat y Archs, im Jahre 1870 Präsident des Sprachvereins '*La Jove Catalunya*', von mir darüber befragt, antwortete mir, dass auch die Katalonier nicht *ny* d. h. *nj* auszusprechen glauben, sondern dass ihre Aussprache dieser Lautgruppe nur ähnlich sei.

[3] Prof. Lundell scheint in seiner trefflichen Beschreibung des Lautsystems der schwedischen Volkssprache (*Det svenska landsmålsalfabetet*, Stockholm 1879) zwischen beiden Lauten nicht zu unterscheiden, indem er

j gehört z. B. in *Magne, champagne*; dagegen wird das auslautende *e* oft hörbar, aber sehr flüchtig ausgesprochen [eig. nur *voice glide*]. In *seigneur* klingt das *gn* also nicht ganz wie im it. *signore*, sp. *señor*, worauf mich erst Franzosen aufmerksam gemacht. [Sievers bemerkt nachträglich, dass er nach Konferenz mit einem französischen Schweizer keinen wesentlichen Unterschied mehr findet zwischen frz. *gn*, sp. *ñ* und poln. *ń*. „Aber von der Richtigkeit ihrer Angabe, dass *gn* ein mouilliertes *ŋ* sei, habe ich mich bei meinem Gewährsmann wenigstens nicht überzeugen können. Vielleicht mag dessen *gn* eine schweizerische Eigentümlichkeit sein". Ich habe mich meinerseits durch Besprechung mit dem frz. Schweizer Dr. Gilliéron in Paris davon überzeugt, dass das *gn* der Suisse romande dasselbe wie das italienische ist, Meine Bemerkungen über das *ŋ* gelten besonders der Pariser Aussprache. Dr. Gilliéron bemerkte, dass die Pariser überhaupt weder mouilliertes *l* noch *n* richtig sprechen. Vgl. unten zu Passy.] — Dagegen lautet das polnische mouillirte *l* z. B. in *pole* (Ebene, woher *Polen*) sicher vom romanischen Palatallaut verschieden; das polnische lautet fast ganz wie das gewöhnliche frz. *l* in *elle, belle*; dies gründet sich auf den Gegensatz zum harten velaren *ł*,

---

S. 10—11 bemerkt, dass gewisse verwandte Artikulationen für das Ohr zusammenfallen, z. B. „dentipalatales" und „präpalatales" *ḻ* und *ŋ*. In norwegischen Dialekten scheinen mir beide deutlich unterschieden; *ŋ* in *maŋŋ* Mann, *Aŋŋə* Anna etc., moulliertes *ŋ* (hier *ŋ* bezeichnet) in *oŋ-je* Junge, *beŋ-ʃən* die Bank. — Der schwedische Phonetiker Prof. Wulff meint, das frz. *gn* werde vielfach ganz wie ein germanisches *ng* gesprochen, *régner* wie *reŋé*. Auch mir klingt es bisweilen dem *ŋ* sehr ähnlich, doch immer mehr palatal. Bei den Franzosen gilt es freilich als ausgemacht, dass germ. *ng* wie frz. *gn* lautet, also engl. *sing* wie frz. *signe*; aber so ausgesprochen klingt es immer falsch. Ich hatte einst mit einem französischen Freunde viel Mühe, ihn die Aussprache des engl. *sing*, *long* zu lehren; endlich eines Tages, als wir zusammen spazierten, blieb er mitten auf der Strasse stehen und rief triumphierend aus: *long!* Er hatte es endlich gelernt. Gewöhnlich werden engl. Wörter wie *meeting, Wellington* entweder ganz französisch (*mîtingue, vè-lingue-ton*; das Wortspiel „vilain ton" ist bekannt), oder „à l'anglaise" wie *mîtigne*, *ouè-ligne-tonne* ausgesprochen. S. Lesaint, Traité complet de la prononciation française S. XVIII u. 152. — Die Engländer können ebenso wenig das frz. *gn* aussprechen; gewöhnlich sprechen sie bloss *n*; so hört man fast immer Boulogne *bulōᵘn'*, Cologne *kəlōᵘn'*, Cognac *konăk*; Thackeray lässt einen Engländer sagen: „oter petty vare do dyvee de *Conac*" (autre petit verre d'eau-de-vie de Cognac), Misc. II, 33. So sprechen die des Französischen Unkundigen; andere, besonders diejenigen, welche ein wenig Französisch gelernt haben, sagen *ng: Bullong*, *Boolong* Boulogne. *O de Colong* (Eau de Cologne) Thack. Misc. IV, 82 = *Odiclone* IV, 227; *Shampang* IV, 27 = *Shampane* IV, 220 etc. Vgl. campaign *kəmpēⁱn'* = frz. campagne etc. — Gewiss ist, dass frz. *signe* wie engl. od. deutsches „*sing*" ausgesprochen einem Franzosen verständlicher ist als „*sinj*". Hiervon kenne ich mehrere Beispiele. Einige Norweger fragten z. B. in Paris wiederholt nach der *rue Magne* ohne sich verständlich machen zu können, weil sie „*manj*" sprachen.

welches es nicht nötig macht bis zum rein palatalen *l* zu gehen: im Vergleich mit *ł* klingt das gewöhnliche *l* palatal, wie auch englische Phonetiker, die in ihrer Muttersprache ein halb gutturales *l* sprechen, das französische und skandinavische *l* halb palatal finden. [Vollständig übereinstimmend äussert sich über polnisches *l* Voelkel S. 10; dagegen ist nach ihm sowohl dass russ. *ль* als das čechische *l* wirklich palatal. Dies wird auch durch die Bemerkungen von J. Kirste, Bulletin de la Soc. de Ling. Vol. VI S. CLII, bestärkt: „Le russe ne connaît pas l' *l* intermédiaire, pour m'exprimer ainsi, du français; un Russe prononcera inévitablement un *l* mouillé dans *ville,* parce que l' *l* français se rapproche plutôt de ce dernier". Sweets Identifikation des russ. pal. *l* mit dem frz. in *li,* „dental *l* formed with a simultaneous approach to the palatal position" (Russ. Pron. 6), entfernt sich nicht unbedeutend von diesen Bestimmungen.] — Auch über Accent und Quantität sind die Bemerkungen des Verfassers sehr lehrreich. Der kurze Vokal vor einzelner Konsonanz im schweizerischen *gĕbe, lĕse* wird S. 116 erwähnt; eine solche kurze Aussprache ist namentlich im Polnischen Regel (s. oben S. 14), z. B. in *pole* Ebene, *Polak* Pole, *żona* Weib, *góra* Berg, *woda* Wasser; im Spanischen fast ebenso durchgeführt: *máno* Hand, *señóra* Frau[1], etwas weniger im Italienischen und Französischen; in norwegischen Dialekten besonders in Formen wie *vita, veta* wissen, *vera* sein, und in deren Assimilationsprodukten wie *vata, våtå, vara* etc. [Genaueres s. unten.] — Wenn der Verf. S. 119 bemerkt, dass Nebenaccente selten sind „in dem das Wortende betonenden Französischen", so ist dieses ungefähr das Gegenteil der Wirklichkeit. Im Französischen, besonders in der gebildeten Sprache, ist der Nachdruck bekanntlich sehr geschwächt, namentlich in der zusammenhängenden Rede, wo er nur *„in pausa"*, beim Einhalten der Rede oder am Schlusse des Satzes selbständiger hervortritt; man kann sagen, dass beinahe alle übrigen Silben (ausser denen mit stummem *e*) einen Nebenaccent haben, namentlich alle mit langen Vokalen wie *maison, râser*, aber auch solche mit kurzen, wie *répéter*. [Mit

[1] Doch nicht so entschieden wie im Polnischen. Einem Polen ist es fast unmöglich die germanische lange Aussprache *Pōlen* etc. zu lernen; ein Spanier lernt sie mit ziemlicher Leichtigkeit.

Bezug auf frz. Accent hat sich Sievers später meiner Ansicht angeschlossen.] — Der IV[te] und letzte Abschnitt handelt „vom Lautwandel" und ist für das Verständnis der Sprachgeschichte von Interesse. Sievers macht S. 125 mit Recht geltend, dass Lautänderungen nicht nur auf Schwächung (wie z. B. Curtius annimmt), sondern auch auf Verstärkung beruhen, so z. B. die germanische Lautverschiebung. Früher war man geneigt, diese Änderungen aus Scheu vor dem Harten und Streben nach Wohllaut zu erklären. In neuerer Zeit hat man meistens ein Streben nach Erleichterung der Aussprache darin erblickt, was im allgemeinen mit Schwächung gleichbedeutend ist. Der Verf. macht dagegen geltend, „dass an und für sich die Unterschiede in der Schwierigkeit der Hervorbringung von Sprachlauten ausserordentlich gering sind"; dass nur fremde Laute schwer sind und Alles auf Gewohnheit von Kindheit an ankommt; dass der Lautwandel in der Regel ganz allmählich und unmerklich vor sich geht, als merkbare Differenz erst im Übergang von der einen Generation zur andern. — Was der Verf. S. 130 sagt, „dass man dem Eigenton der Vokale eine viel zu grosse Bedeutsamkeit beigelegt hat", ist auch mir wahrscheinlich[1]. — Wie man sieht, habe ich an diesem Werke einige Ausstellungen gemacht und Zweifel erhoben; Niemand aber kann bereitwilliger als ich anerkennen, dass es eine hervorragende Leistung ist, voll feiner Bemerkungen und scharfer Beobachtungen, welche ihre Vorgänger weit hinter sich lässt. Namentlich ist das Individuelle der Sprachen, soweit der Verf. sie gekannt hat, viel eingehender als von den früheren deutschen Phonetikern berücksichtigt worden. Es ist zu bedauern, dass der gedrungene Stil des Verfassers die Aneignung des an sich nicht leichten Stoffes Ausländern wenigstens erschwert. Nichtsdestoweniger wird dieses Werk in der nächsten Zukunft eine

---

[1] Mit Recht bemerkt Sweet, *Address to the Phil. Soc.* 1878 S. 13: „As instances of what I should consider very questionable hypotheses set forth and accepted on very questionable grounds, I may mention Scherer's attempts to explain sound-changes as due to a general tendency to raise or lower the tone, as the case may be: he is thus forced to assume directly opposite tonic tendencies for Old and Middle English, for instance, all of which is unproved and unprovable.... Even Sievers, who is by far the soundest of German phoneticians, is too free with assumptions of certain consonants in dead languages having 'timbres' of various kinds — 'dark', 'clear', '*u*'-timbres, etc."

der wichtigsten Quellen sein, woraus Philologen und Sprachforscher ihre Kenntnis der Hauptlehrsätze der Phonetik schöpfen werden.

Überhaupt findet man bei den Deutschen ein zu starkes Theoretisieren, eine allzu abstrakte Behandlung ohne hinreichende faktische Grundlage[1]. Zwar leidet Sievers weit weniger als seine Vorgänger an diesem Fehler, man vermisst aber doch auch bei ihm genügende Erläuterungen über die Vokale und überhaupt genaue Bestimmungen der Laute so bekannter Kultursprachen wie Französisch und Italienisch; nur Englisch und Deutsch sind gebührend berücksichtigt worden[2].

Eduard Sievers, *Grundzüge der Phonetik.* Zweite wesentlich umgearbeitete Auflage der „Grundzüge der Lautphysiologie". Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881. Dritte verbesserte Aufl. ebenda 1885. Schon die erste Auflage hatte allgemein sehr fördernd und anregend gewirkt. In derselben hatte Sievers seine eigenen Wege eingeschlagen und die einschlägige Literatur nur wenig berücksichtigt. Auch in der 2. verdankt er der deutschen Forschung und seinen deutschen

---

[1] Sweet, *Seventh Address to the Philol. Soc.* 1878 S. 12: „The present school of German philologists acknowledges as fully as their English brethren the absolute necessity of basing all scientific study of language on phonology, and it has quite taken away the reproach still occasionally directed against the German conception of letter-comparison and sound-comparison as convertible terms. The defect of German phonetics is that it is hardly practical enough, and until German philologists see clearly that it is impossible to acquire an adequate knowledge of sounds by mere reading without long practice in their actual formation and discrimination, many of them will continue to retard rather than to advance their science by hurried generalizations based on erroneous conceptions of the real nature of the sounds they treat of, and the physiological possibility or impossibility of the various changes". Als Beispiel führt S. die deutsche Lehre von den *„timbres"* an (oben citiert).

[2] Aus Sweet's Besprechung von Sievers' Buche, *Academy* 28 April 1877, folgen hier einige Bruchstücke: „The most important feature of German phonetics is that it is based on a sound and minute physiology of the vocal organs. The laryngoscopic study of the glottal sounds begun by Garcia, and carried out more fully by Czermak and Merkel, has yielded most valuable results. Although these and the other original features of German phonetics are now made accessible to the English public by Mr. Ellis in his *English Pronunciation*, they were quite unknown to Bell, whose *Visible Speech* requires, therefore, certain modifications ... The German treatment of the vowels is utterly inadequate — their phonetics breaks down precisely at the most important point. Even Sievers's book shows no material advance on the antiquated division of the vowels ... Apart from the imperfect treatment of the vowels, the work deserves high praise".

Rezensenten nur wenig; um so mehr berücksichtigt er aber die neue „englisch-skandinavische“ Schule der Phonetik; zwischen dieser und Sievers hat ein fruchtbarer Austausch von Ideen stattgefunden. Sievers ist in vielen Punkten teils unabhängig von mir zu ähnlichen Resultaten gekommen, teils ist er meinen Ansichten beigetreten[1]. Überhaupt erkennt Sievers bereitwillig die wesentliche Förderung und mehr praktische Fortbildung, welche die in Deutschland gegründete Wissenschaft in England erfahren hat. „Dies ohne allen Vorbehalt anzuerkennen ist eine Ehrenpflicht auch der deutschen Phonetik, die, wenn sie auch die Mutter der neueren, englischen Phonetik ist, doch gar zu lange ihre eigenen ausgetretenen Pfade weiterwandelnd die Leistungen ignoriert hat, welche die weniger hochtheoretische, aber darum um so lebenskräftigere Tochter aufzuweisen hat.“ (Vorrede VII.)

Obschon der Verf. im Ganzen seinen Plan, eine Einführung in die Phonetik der indogermanischen Sprachen wesentlich für deutsche Leser zu schreiben, festgehalten und sich darum so viel als möglich an die deutschen und germanischen Dialekte gehalten hat, so hat er doch jetzt in ziemlich grossem Umfange Phänomene ausserdeutscher Sprachen berücksichtigt, was ich nicht nur für Phonetiker von Fach, sondern auch für Andere für nützlich halte. „Ohne Vergleichung keine Bestimmung“. Nur durch den Gegensatz des Fremden lernt man das Eigene recht kennen. Wer nur die Laute seiner Muttersprache kennt, kennt sie im Grunde nicht. Er wird zwar von einer wissenschaftlichen Beschreibung derselben Vieles verstehen, aber vielleicht das eigentlich Charakteristische nicht; viele Deutsche z. B. nicht die eigentliche Natur ihrer (aspirierten) Tenues *p̔, t̔, k̔*, ehe sie den Gegensatz im Französischen durch die grosse Schwierigkeit, das hauchlose *p, t, c* richtig zu sprechen, selbst erfahren. Es gilt aber unter den Beispielen eine verständige Wahl zu treffen, und nicht zu viele abschreckende Spezialangaben aus unbekannten Dialekten und entlegenen Sprachen zu geben. Besonders ist in einem solchen Buche eine passende Rücksicht auf die bekanntesten europä-

[1] Von der 2. Aufl. lieferte ich eine Rezension in den Gött. Gel. Anz. 1881 S. 885 ff., aus welcher obige Besprechung zum Teil ein Auszug ist.

ischen Sprachen nützlich. Dadurch werden die uns zunächst liegenden Hauptdifferenzen am besten beleuchtet. Das Interesse wird lebhafter und die Vorstellung deutlicher, wenn der Leser erfährt, dass ein beschriebener Laut sich in einer bekannten Sprache findet, als wenn ihm nur eine theoretische oder durch unbekannte Dialekte erklärte Beschreibung geboten wird. Wenn man die Wahl hat, wird ein Beispiel aus dem Französischen oder Englischen oft praktischer sein als ein solches aus einem unbekannten, sei es auch deutschen, Dialekt; am besten würde man vielleicht beides vereinigen. In der Praxis scheint Sievers mit mir einverstanden; er hebt überall das am meisten Charakteristische und Bekannte hervor. Nur in der Theorie scheint er mir etwas zu weit zu gehen, wenn er keine Einheit der gebildeten Umgangssprache anerkennen will und alles in Dialekte auflöst. Es ist wahr, dass es eine absolute Einheit nirgends giebt, aber in den meisten Kulturstaaten doch eine relative. In Deutschland sind die Differenzen freilich sehr gross [doch wird das Bühnendeutsch, eig. ein veredeltes Norddeutsch, gewöhnlich als die Norm der gebildeten Sprache betrachtet]; aber z. B. in Frankreich, wo die Centralisation ungleich grösser ist, ist die Sprache und Aussprache der Hauptstadt überall das Ideal, dem zugestrebt wird, wenn auch nicht überall mit gleichem Glück. Hierzu kommt noch, dass hinter den dialektischen Differenzen eine nationale Einheit liegt. Die Dialekte einer Sprache sind Variationen desselben Themas, das zu anderen Themen einen Gegensatz bildet. So spricht auch Sievers z. B. von slawischer oder romanischer reiner Tenuis gegenüber der norddeutschen gehauchten Tenuis, ohne der slawischen oder romanischen Dialekte zu erwähnen, weil hier alle Dialekte übereinstimmen.

Ich werde jetzt einige der spezielleren Züge hervorheben, welche die zweite Ausgabe von der ersten unterscheiden. Das Buch ist von 150 Seiten auf 224 gewachsen, was schon einen Begriff davon giebt, wie viel genauer und eingehender der Verf. alles ausgeführt hat. S. 5 macht der Verf. geltend, dass die streng wissenschaftliche Phonetik von der Untersuchung des Satzes ausgehen muss; die Definition des Einzellauts sei eigentlich eine zum guten Teil willkürliche Abstraktion. Aus praktischen Gründen hält aber der Verf. an der herkömmlichen Methode, von den einzelnen Lauten auszugehen, fest. Es würde in der That auf Schwierigkeiten

stossen, wenn man den Satz als ein Ganzes untersuchen wollte, ehe man seine Elemente, die einzelnen Laute, kennt. Die verschiedenen charakteristischen Mundlagen der Sprachen, die gleichsam die Operationsbasis der Aussprache bilden, werden genauer bestimmt[1]. S. 13 wird die Bedeutung der Rundung der Lippen hervorgehoben, S. 14 die der Vorstülpung derselben. S. 32 ff. folgt eine ausführliche Erörterung der schwierigen Frage, was ein Einzellaut sei. Der Verf. untersucht, welches Prinzip der Einteilung zu Grunde gelegt werden muss. Die Definition dürfe in der Praxis nicht zu stringent sein, sondern sich an das Wesentliche halten. Der Verf. unterscheidet die Typen oder Kategorien von den unendlich vielen Varietäten, von denen jede Sprache je eine herausgreift. Die Sprachgeschichte müsse auch auf die subjektive Auffassung der Laute Rücksicht nehmen. Es sei unmöglich, *a priori* ein allgemeines Lautsystem aufzustellen, da man die überhaupt möglichen Kombinationen nicht alle voraussehen könne. Der Verf. stellt sich hier in Gegensatz zu Bell's Anspruch auf Universalität. Nur die genaue Erforschung und Charakterisierung der Einzelmundarten sei der Weg zu einem allgemeinen Lautsystem.

Die Einteilung der Sprachlaute wird jetzt viel ausführlicher dargestellt. S. 41 werden die verschiedenen Gruppen der Sprachlaute beschrieben nach ihrem akustischen Werte, nach ihrer Artikulationsart und -stelle, endlich nach ihrer Intensität und Dauer. Statt des undeutlichen „orale Artikulation“ (Zungensaumartikulation) gebraucht der Verf. jetzt (wie Ellis EEP 1096) „coronale“. Er nimmt überall Rücksicht auf die neuesten Forschungen, so auf Lundell's genaue Bestimmungen der Konsonanten. Unter den Artikulationen ist S. 54 jetzt auch die velare hinzugekommen. S. 59 ff. werden „die einzelnen Sprachlaute“ den oben ge-

[1] Einige Verweise auf Äusserungen über Mundlagen verschiedener Sprachen: Allgemeines Sweet Handb. 97. Phon. Primer 97.

Englische Mundl. Sweet ib. Sievers [1]50. [2]83. [3]103. Vietor Phon. [2]192. Trautmann Sprl. 143.

Französische Mundl. Vietor [1]182. [2]193. Franke, Ergänzungsheft 47. Techmer Lautbild. 18. IZ V 255. 290. Passy Phon. Stud. I 25.

Frz. und engl. Teweles IZ II 370. („Dem Frz. bleiben so zu sagen alle Wörter am Gaumen kleben, der Engl. spreizt den Unterkiefer, woher insbes. die seltsame Masspr. seiner *s*, *sh* etc.“) Beyer Phon. 129.

Norddeutsche Beyer Phon. 56 („zwischen engl. und frz.“).

Niederhessische, sächsische Sievers Phon. [3]103. 104.

Holländische Altena Phon. Stud. III 220. („Wir stehen in dieser Hinsicht dem Engl. näher als dem Deutschen, unsere Artikulation ist träger, weniger energisch als die deutsche, was sich sehr bemerkbar macht in der Ausspr. unserer hellen Vokale und der stimmlosen Verschlusslaute, die alle weniger eng gebildet werden“.)

Norwegische Western Phon. Stud. II 272 („wes. dieselbe wie die deutsche; Artikulation nicht so scharf wie im Frz., aber auch nicht so schlaff wie im Engl.“).

Russische, polnische Kruszewski IZ II 263: „Das poln. Vokalsystem bekundet sich durch Trägheit der Lippenbewegungen, das russische durch verhältnismässig lebhafte Lippenbewegungen“. Alexandrow IZ IV 176: „Poln. vorderlinguale Konsonanten werden mehr nach vorne ausgesprochen als die entsprechenden russischen“.

gebenen Bestimmungen gemäss behandelt. Der Abschnitt von den Vokalen S. 62 ff. ist ganz umgearbeitet worden, indem eine gute Übersicht der verschiedenen Systeme gegeben wird: 1. Die akustische Analyse. 2. Das System der deutschen Phonetiker. Vom Winteler'schen System, dem vollständigsten der deutschen, heisst es jetzt: „es leistet ziemlich viel, wenigstens für die Sprachen, welche einen dem Deutschen ähnlichen Vokalismus haben. Es leidet aber, wie alle deutschen Vokalsysteme, an dem Fehler, dass es einmal den Klangwert der Laute zu sehr an die Spitze stellt, sodann dass es die von einander völlig unabhängigen Artikulationen der Zunge und der Lippen nicht genügend aus einander hält, und dass es in Folge dessen eine ganze Reihe von Vokalen überhaupt nicht enthält, nämlich diejenigen, welche durch Artikulation des mittleren Zungenrückens gegen den Gaumen gebildet werden [die „gemischten Vokale" Sweet's, die „Mittelzungenöffner" Techmer's]". Das englische System erkennt Sievers jetzt „als das vollkommenste aller bisher aufgestellten Vokalsysteme" an. Diese Erkenntnis legt von Sievers' Vorurteilsfreiheit ein glänzendes Zeugnis ab. Die Einführung des englischen Systems bildet die grösste und bedeutsamste Änderung der Darstellung im Sievers'schen Werke.

Rücksichtlich der frz. Nasalvokale hat sich der Verf. meiner Analyse angeschlossen. Die Existenz der von mir im Polnischen beobachteten dentalen und labialen Varietäten hat mir seitdem Vilh. Thomsen in Kopenhagen bestätigt. Auch wegen des slawischen gutturalen *l* neigt sich Sievers jetzt meiner Auffassung zu (S. 91)[1].

S. 107 fängt der dritte Abschnitt, die Kombinationslehre an. Die früher nur angedeutete Lehre von den *„glides"* (Gleitlauten, Übergang von einem Laut zum anderen) hat Sievers jetzt nach dem Vorgang der Engländer ausführlich und systematisch behandelt. Während die Engländer (Ellis[2]) ihre Tenues für unaspiriert halten, findet der Verf. mit Recht S. 116, dass sie im Vergleich mit den völlig unaspirierten Tenues der Slawen, Romanen und Schweizer deutlich, wenn auch schwach aspiriert sind. Hieraus ergiebt sich, dass alle germanischen Tenues, mit Ausnahme der süddeutschen, mehr oder weniger aspiriert sind, die dänischen am stärksten, dann die norddeutschen und nordskandinavischen, die englischen [sich den französischen nähernd] am schwächsten, während die süddeutschen [und holländischen[3]] mit den benachbarten romanischen Sprachen übereinstimmen. Bei der Besprechung der Diphthonge S. 120 ff. wird den schwebenden, wo der Nachdruck auf beide Teile gleichmässig oder ungefähr

---

[1] Das von mir in den Gött. Gel. Anz. besprochene lappische *ŋ* in *maŋŋje* Schwiegertochter (= frz. *gn* in *signe*, kann ich nach wiederholter Untersuchung nicht aufrecht halten; es scheint mir wie Herrn Seminardirektor Quigstad vielmehr ein gewöhnliches palatales *n* mit folgendem *j*, also *ŋj*.

[2] Dagegen erkennt Sweet auch im Engl. eine schwache Aspiration, Handb. 77, HES[2] 34. Elb.[2] 18. Auch ich bemerke einen deutlichen Unterschied zwischen engl. *cat* und frz. *quatre*. Vgl. unten zu Jespersen.

[3] Über die holl. Tenues s. unten zu Jespersen.

gleichmässig verteilt ist, nicht Rechnung getragen. Thomsen hat mich auf das so gesprochene *ẹa* im färöischen *mẹ͡avùr* Mann (= isl. *maður*) aufmerksam gomacht, das ich durch seine Vermittlung von Eingebornen gehört habe. Der erste Vokal gleitet so leicht in den zweiten über, dass beide als eine Silbe bildend aufgefasst werden müssen. [Der Nachdruck scheint bald auf dem ersten, bald auf dem zweiten Vokal zu liegen, schwebt aber in Wirklichkeit gleichmässig über beiden. Vgl. unten über Färöisch, und s. Sievers über die leichte Verschiebung des Accentes [2]125, [3]147. Sweet HES[2] 30. Ich habe seitdem ähnliche Diphthonge in norwegischen Dialekten beobachtet, besonders im Dial. von Sætersdal: *be͡ẹre* (Kirchspiel von Valle), *bi͡ęre* (Bygland) = altn. und neunorw. Dial. *bera; so͡ǫne* = altn. sonr, gew. neunorw. *sōn[e], sån.* Der Unterschied ist so fein, dass man anfangs ein einfaches *bere*, *sone* zu hören glaubt; bei aufmerksamer Beobachtung aber stellt sich die Spaltung der Vokale in je zwei Vokale schwebenden Nachdrucks, deren der erste geschlossener, der zweite offener ist, heraus. Wir haben hier den ersten Keim einer Diphthongbildung ähnlicher Art wie im Romanischen. So mag früher das romanische *bien*, *buono* gelautet haben[1]. Wenn L. Havet, Rom. VI 321 im Altfranzösischen die Aussprache *bíen* statuieren will, möchte es besser sein, die schwebendeAusspr. anzunehmen[2]. Auch Sweet HES[2] 30 sagt: „Italian *ie*, *uo* were no doubt originally falling diphthongs". Dies ist aber deswegen unwahrscheinlich, weil sie aus betontem vulg.-lat. *ę*, *ǫ* entstanden sind. Der Anfang muss also ursprünglich offen und betont gewesen sein; dann muss er durch Brechung[3] einen geschlosseneren Laut angenommen und zugleich von seinem Nachdruck verloren haben, indem alle romanischen Sprachen einstimmig (mit Ausnahme einiger ladinischen Dialekte) das letzte Element betonen. Es ist darum wahrscheinlich, dass der Nachdruck eine Zeit lang schwebend gewesen ist.

Auch die finnischen Diphthonge in *pieni* klein, *Suomi* Finland, scheinen mir eine ähnliche schwebende Aussprache zu haben, gewöhnlich wohl mit einem kleinen Übergewicht auf der ersten Silbe; ich habe sie nur flüchtig gehört. — Auch Gartner Phon. Stud. IV 118 spricht von solchen Diphthongen, die (wie z. B. rumän. *ea*, *oa*) aus zwei Vokalen von fast gleicher Tonstärke bestehen. — Auch im engl. *hear* wird statt *hìə* oft *hı͡ə* (*hⁱəə*, Jespersen Art. 70) oder *hı͡d*, fast *hja* gehört. Eine Übertreibung der letzteren Form wird humoristisch als *yaw* dargestellt. Ich finde Daily News 21. Dec. 1875: „He that has ears to hear, let him hear", became in the mouth of a languid curate: „He that hath *yaws* to *yaw*, let him *yaw*". Genauer sagt Bell, *Essays and Postscripts* p. 24, dass der-

---

[1] Über diesen Gegenstand hielt ich in der nord. Philologenversammlung zu Stockholm 11. August 1886 einen Vortrag, der nicht gedruckt worden ist.

[2] Gegen Havets Ansicht spricht sich Horning, Gröbers Zs. XI, 411 ff. *Über steigende und fallende Diphthonge im Ostfranzösischen*, mit triftigen Gründen aus; vgl. Rom. XVII 319.

[3] Über die sehr verbreitete Neigung „to introduce an opener vowel by a closer", s. Ellis EEP. 1309 und vgl. Sweet HES[2] 21. Nach Schuchardt, Canello u. a. urspr. *éè*, *óò* d. h. *eę*, *oǫ*.

selbe Satz „may be heard any day from London curates as „Ee that 'ath yɪhs to yhah, let him yhah"; ich möchte lieber *hyah* schreiben.

Eine ähnliche Betonung findet sich auch in englischen Dialekten, vgl. Ellis EEP 1311-12: „When the original element [of vowel fractures] is sounded distinctly, the position of the stress is very uncertain. Hence (ia, ua) are as apt to become (iá, uá) as (ía, úa). They are, as it were, in a state of unstable equilibrium. This I state from my own personal feelings in listening to Cumberland sounds". Vgl. zahlreiche Beispiele in dem eben erschienenen Part V. — Auch in deutschen, bes. süddeutschen Dialekten glaube ich schwebende Diphthonge mehrfach gehört zu haben, z. B *hia͡* hier. Die Existenz solcher Diphthonge kann also nicht mehr bezweifelt werden, und somit bleibt die einzige sichere Definition eines Diphthongs: zwei Vokale in einer Silbe. Sowohl Sweets Definition: Vokal + Gleitlaut, als die anderer: Vokal + Halbvokal (oder als Konsonant fungierender Vokal, vgl. Sievers Phon. ²122. 127 = ³144. 145) sind als zu beschränkt zu verwerfen. — Die schwebenden Diphthonge vertragen sich nicht ganz mit dem Sievers'schen System. Er erklärt Phon. ²202 = ³230 Diphthonge wie *ie*, *uo* aus zweigipfliger Silbenbildung; darunter versteht er aber nach S. 163, 166 immer das Übergewicht des einen Gipfels. Dieses Übergewicht kann aber nach dem Gesagten oft schwach oder zweifelhaft sein oder ganz fehlen, ohne dass die Vokalgruppe darum den Charakter der Einsilbigkeit oder der Nachdruck den der Zweigipfligkeit verliert. Kurz, es giebt hier mehrere feine Abstufungen im Bereich der Diphthonge, welche durch die zwei gewöhnlichen Kategorien „fallend" und „steigend" nicht erschöpft werden.]

Die romanischen *gn*(*ñ*), *gl* (*ll*) fasst der Verf. S. 142 jetzt mit mir als wahre mouillierte (einheitlich palatale) Laute.

S. 154 ff. folgt der Abschnitt über Bau der Silben, Worte und Sätze, welche, ebenso wie die vorhergehenden viele wertvolle Zusätze erhalten hat. Sievers hat schon in der ersten Ausgabe sehr dazu beigetragen, eine systematische Lehre von Ton und Accent zu schaffen. Gerade hier bleibt jedoch vieles zu thun und zu beobachten, um dass man der manichfaltig sich gestaltenden Wirklichkeit gerecht, und alle *a priori* aufgebauten Theorien los werden könne. Die dänische Distinction der zwei „Tonlagen" ist nach meinem Dafürhalten nicht musikalischer Art, wofür sie Verner [in seiner Besprechung von Koch's Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent, Anzeiger f. d. Altertum VII, 6-7] (zitiert bei Sievers S. 171) erklärt; sie beruht bloss auf der Art des Nachdruckes [stossend oder nicht stossend]; die musikalische Modulation ist wesentlich frei, d. h. richtet sich ungefähr wie im Deutschen nach dem Ausdruck. Thomsen stimmt mir hier nach mündlicher Mitteilung bei. S. 173 erklärt Sievers sehr gut, dass in deutschen Wörtern wie *alle*, englischen wie *hilly*, der mittlere Konsonant zwar so schnell wie ein einfacher lautet, aber gleichmässig auf beide Silben verteilt wird, während dagegen der Schweizer *lĕ-se*, der Spanier *că-sa* etc. spricht[1].

[1] Dazu bemerke ich: Dies zeigt sich auch darin, dass der Vokal

Auch der letzte Abschnitt, der „vom Lautwandel" handelt, enthält viel Neues und Lehrreiches. Sievers hatte sich schon in der ersten Ausgabe gegen die Übertreibung der Bedeutung des Eigentones ausgesprochen und hat jetzt seine Ansicht noch schärfer ausgesprochen, indem er S. 201 bemerkt: „Es ist gar nicht abzusehen, in welchem akustischen Zusammenhange ein musikalisch höherer Stimmton mit dem höheren Eigenton der Mundhöhle bei einer bestimmten Vokalstellung stehen soll".

Die dritte Ausgabe von Sievers' Phonetik hat im Einzelnen viele kleinere Verbesserungen und genauere Ausführungen erhalten, aber Anordnung und System sind im ganzen unverändert geblieben. Stärkere Umarbeitungen haben fast nur die einleitenden Paragraphen und der Abschnitt über die Vokale erfahren. In der Einleitung legt Sievers mit Recht ein grosses Gewicht auf die Erforschung der lebenden Sprachen und Dialekte als der immer fliessenden Quelle der Aufschlüsse über die Natur sprachlicher Erscheinungen. Nur diese vermag uns ein lebendes Bild der vielen Phasen der historischen Entwickelung vorzuführen. S. 32 erörtert S. ausführlich die Frage: Sprachlaute oder Sprachelemente? — namentlich durch Flodström's[1] Untersuchungen veranlasst, welcher geltend gemacht hatte, dass die Sprache als gehörte nicht nur aus Lauten, sondern auch aus lautlosen [also unhörbaren] Momenten, Pausen besteht, z. B. in Gruppen wie *appa*, wo zwischen Öffnung und Verschluss ein lautloses Moment eintritt. Noch weiter geht Hoffory in seiner Streitschrift gegen Sievers[2], wenn er sagt:

---

im Dänischen, Deutschen, Englischen noch kürzer lautet, vgl. d. *kässə, ällə* mit span. *casa, ala*. Im deutschen *allə*, engl. *alley* lautet aber m. E. *l* nicht ganz so kurz wie im d. *Ahle*, was Hoffory, KZ XXV 421. 426 sehr richtig bemerkt hat; vgl. oben zu Rumpelt; Kewitsch Phon. Stud. II 206. Lloyd Phon. Stud. II 344 findet in *happy, winner, rapid* sogar „a long consonant, perfectly even in force", worin ich ihm nicht folgen kann. Im deutschen, dänischen *alle*, engl. *alley* lautet wohl auch *a* bezw. *ä* ein wenig kürzer als im norw.-schwed. *allə*, *alla*, welches die ältere Aussprache vertritt. Im D. Dän. Engl. sind sowohl *a* als *ll* ungefähr gleichmässig gekürzt worden, und das gegenseitige Verhältnis zwischen Vokal und Konsonanz ist wesentlich unverändert geblieben.

[1] Zur Lehre von den Konsonanten, Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indog. Sprachen VIII, 1 ff.

[2] J. Hoffory, Prof. Sievers und die Prinzipien der Sprachphysiologie, eine Streitschrift. Berlin 1884. Vgl. die Besprechung von O. Jespersen in *Nord. Tidskrift for Filologi*, N. R. VI, 322—327. L[unde]ll in *Nordisk Revy* II 145 spricht sich gegen den Systemkultus H.s scharf aus; „H. scheint die Systematisierung als den Endzweck der Phonetik anzusehen; mit dem blossen System reicht man nicht weit. Es ist unbegreiflich, dass H. Dialektstudien für wenig fruchtbar ansieht. Das Sievers'sche Buch bleibt nach wie vor der beste Führer der Studierenden".

„Nicht nach den „Lauten“, sondern nach den Elementen der Sprache haben wir zu fragen; ob diese aber „lautend“ sind oder nicht, ist eine rein akustische Frage, die mit der Sprachphysiologie als solcher gar nichts zu thun hat“ (S. 13). „Die implosiven und explosiven Geräusche, die bei der Bildung und Lösung des Verschlusses entstehen, und die Sievers [in der 2. Ausg.] fälschlich für das eigentlich Charakteristische bei den Verschlusslauten hält, sind gar keine selbständigen Sprachelemente, sondern lediglich Übergangslaute (glides)“ (S. 34). In Hoffory's Rezension der 3. Aufl. von Sievers' Phonetik (Bezzenbergers Beiträge XII 164) heisst es sogar, „dass das Wesen der klusilen Konsonanten nicht die Bildung oder Lösung des Verschlusses, sondern dieser selbst ausmache, woraus wieder folgt, dass diese Sprachelemente an sich gänzlich unhörbar sind“. Dies kommt mir vor, als wenn man behaupten wollte, das Wesentliche in der Musik seien nicht die Töne, sondern die Pausen. Wenn in der Sprache das Lautlose mehr als die Laute gelten soll, so muss ich gestehen, dass mir hier die Luft zu dünn wird. Auch Sievers scheint mir Flodström zu viel einzuräumen. Das Charakteristische der Gruppe *appa* (mit doppeltem *p* gesprochen wie im ital. *appo*) ist meines Erachtens, dass *pp* den Eindruck eines doppelten oder langen *p*-Lautes hervorbringt; dass dieser Eindruck auf der Trägheit des menschlichen Gehöres beruht, welches den *p*-Laut durch die Pause hindurch hört, vermag daran nichts zu ändern, Vgl. meine Bemerkungen Engl. Phil.[1] 26, Norvegia I 31; Jespersen, Nord. Tidskr. f. Philol. N. R. VI 324. „Nur was aufgefasst wird, hat in der Sprache Bedeutung“[1]. Bell's Vokalsystem hält Sievers noch immer für das relativ vollkommenste aller bisher aufgestellten Vokalsysteme, und er glaubt, dass Bells Prinzip der Klassifikation der Vokale nach den Zungenstellungen ohne Rücksicht auf die Klangverwandtschaft die einzige solide Basis für den Weiterbau der Vokallehre abgiebt (Vorrede VIII vgl. S. 90). S. 90 ff. wird eine eingehende Beschreibung dieses Systems gegeben, mit nicht wenigen neuen und feinen Bemerkungen. Sievers findet S. 94, dass Bell und Sweet der „inneren“ oder „Wangenrundung“ zu viel Bedeutung zuschreiben. „Es ist richtig, dass bei der Rundung durch Anpressung der Lippen an die Zähne auch die Wangen z. T. eine straffere Spannung annehmen, aber ich vermag nicht dieser eine derartig besondere Bedeutung beizulegen wie Bell und Sweet es thun, da doch die Wangen auch in schlaffem Zustande an den Zahnreihen anzuliegen pflegen, und also die Gestalt des Resonanzraumes auf diese Weise nicht wesentlich verändert werden kann“. Sehr mit Recht bezeichnet Lloyd Phon. Stud. IV *cheek rounding* als „a mysterious because impossible process

---

[1] K. Brugmann, Grundriss der vgl. Gramm. I, 261: „Wenn man die Sprache als *genetisches* Produkt betrachtet, so ist der lautlose Augenblick das Wesentliche an den Verschlusslauten. Er kann aber natürlich nur so zu Gehör kommen, dass man auf die implosiven und explosiven Übergangslaute achtet, und so stehen diese für die Auffassung der Sprache als akustisches Phänomen im Vordergrunde“. Vgl. Techmer, IZ II 323, III 378, IV 111. G. Karsten, Phon. Stud. III 8. S. auch meine Besprechung von Techmer, weiter unten.

wherein the action of the cheek is supposed to be substituted for that of the lips in producing the so-called 'round' vowels". Ich stimme mit Lloyd überein; dagegen erkenne ich in dem, was Sweet Sound Not. 24 'back narrowing' nennt, eine hintere Rundung, indem der hintere Zungenrücken und der weiche Gaumen sich einander nähern und eine runde, enge Öffnung bilden, welche der vorderen entspricht und sie vielleicht teilweise ersetzen kann, vgl. Badke über gutturales *ł*, oben S. 65, und meine Bemerkungen über mögliches polymorphes *o, u* unten. Den ersten Schritt zur Rundung bildet das tiefe a nicht nur durch unvollkommene Mundöffnung (Sweet HES[2] 20), sondern oft auch durch Zurückziehung und schwache Hebung der Zungenwurzel, vgl. unten. Auch Techmer erkennt bei den Hinterzungenartikulationen, besonders bei den an der Grenze des harten und weichen Gaumens gebildeten Vokalen eine Art hintere Rundung, indem sich nach ihm die Mitte der Zunge (in querer Richtung) senkt, IZ I 150 und besonders IV 114; leider giebt er keine Beispiele von wirklich vorkommenden Lauten. Dagegen verwirft auch er die sog. „innere Rundung": „diese von der neueren engl. Schule erfundene Wangenstellung wird in der Geschichte der Phonetik wohl keine Anerkennung finden; sie ist eine unwillkürliche Mitbewegung zu den Lippenartikulationen im Lippenvorhof", IZ V 249. Sievers macht darauf aufmerksam, dass das Bell'sche System in seiner jetzigen Gestalt nicht für alle existierenden Vokale anwendbar, also nicht wirklich universal ist. So sei d. *ü* in *über* nicht wie frz. *u* die Rundung von *i*, sondern von *e*, und das *ö* in *Söhne* nicht die Rundung von *e*, sondern von einem breiten *ä* (etwa in engl. *man*). Anders Jespersen Art. 77; vgl. zu Hagelin unten.

Auch in der neuen Auflage hält Sievers seine Einteilung in Sonore und Geräuschlaute sowie seine Aufstellung von Fortes und Lenes immer noch fest. Es scheint mir unberechtigt mit Sievers u. a. „den alten Begriff des Wortes 'Media' zu dem eines Gesamtnamens für alle schwachen Verschlusslaute zu erweitern", woraus erfolgen würde, dass aus einem recht schwach gesprochenen *t* ein *d* werde.

Wenn überhaupt der Name *media* aufrecht gehalten werden soll, muss er auch die gebräuchliche Bedeutung eines stimmhaften Lautes behalten; wenn nicht, so nennen wir lieber das Ding beim rechten Namen und vermeiden wir alle bildlichen Ausdrücke, wie Sievers selbst S. 229 empfiehlt.

Der Begriff der Silbe scheint mir S. 180 durch die Aufnahme der sogenannten Schallsilben neben den Exspirationssilben (wohl nach Vietor, Trautmann und Techmer) eher verdunkelt als aufgeklärt zu sein. Es heisst z. B., dass „auch bei gleichbleibendem Exspirationsdruck der Durchgang durch Laute geringerer Schallfülle den Eindruck der Mehrsilbigkeit eines Lautkomplexes hervorruft". Als Beispiel giebt Sievers die Lautgruppe *aia*, die sich wegen des weniger klangvollen *i* unmöglich einsilbig aus-

[1] Wenn ich ein gewöhnliches deutsches *u* erst vorne entrunde und dann wieder ein *u* ohne Lippenrundung bilde, ungefähr wie ein Bauchredner, thue ich dies durch „hintere Rundung" der Mundhöhle, nicht der Wangen. Vgl. Brücke, Grundz.[1] 17.

sprechen lässt. Das ist wahr, aber meines Erachtens fängt in *ai-a* mit dem zweiten *a* eine neue Abstufung des Expirationsdrucks an; ebenso in *Eier*. Sievers selbst erkennt eine ähnliche Abstufung in andern Fällen, wenn er S. 183 sagt: „Wenn wir *ptá*, *ktá*, *ápt*, *ákt* ... ja selbst *átst*, *átšt*, *štšá*, *áštšt* als einfache Silben betrachten, so ignorieren wir einfach die Existenz der hier von den anlautenden oder auslautenden Konsonantverbindungen gebildeten kleinen Nebensilben, wegen der geringen Schallfülle der hier auftretenden tonlosen Geräuschlaute, denen gegenüber die Hauptsilbe mit ihrem klangvollen Sonanten durchaus dominiert". Eine ähnlich wenig hervortretende Silbe bildet m. E. das auslautende *a* in *aia*, *ər* in Eier (*áiər*), nicht wegen der Klangfülle, sondern wegen eines neuen Impulses der Exspiration; in *ái-ər* ist *ər*, obwohl schwach, doch stärker (nachdrücklicher) als *i*. Die Silbenbildung ist zwar von der Schallfülle abhängig, indem die Gruppierung der Laute sich danach richtet; nicht aber die Schallfülle, sondern die Einheit des Nachdrucks konstituiert die Silbe. Wenn Sievers S. 189 sagt, dass Wörter wie d. *alle* expiratorisch einsilbig sind, aber zwei Schallsilben enthalten, kann ich ihm nicht folgen. Sievers erkennt selbst, dass *l* auf beide Silben verteilt ist, s. oben. Nach meiner Auffassung lautet *l* nicht ganz so kurz wie ein einfaches und wird durch eine kleine Abstufung des Nachdrucks in zwei Teile geteilt, wodurch es wie ein sehr schnell gesprochenes doppeltes *l* wirkt; daher liegt die Silbengrenze in der Mitte des *l*. Es ist dies die Ursache, dass Deutsche wie Rumpelt u. a. im Deutschen wirkliche lange oder geminierte Konsonanten zu hören glauben. Vgl. oben S. 51[1].

Unter den neueren deutschen Arbeiten über Phonetik ist die Sievers'sche immer noch die bedeutendste, wenn auch eine einfachere, mehr praktische und übersichtliche Darstellung und reichlichere Beispiele aus der reichen Erfahrung des Verfassers zu wünschen wären.

Moritz Trautmann, Besprechung einiger Schulbücher, nebst *Bemerkungen über eine bessere Methode für den lautlichen Teil des neusprachlichen Unterrichts* (mit einer autographischen Tafel), in der Zeitschrift *Anglia* I, 592—298. Ein klarer und bündiger Umriss der Hauptergebnisse der Lautwissenschaft. Der Verf. bemerkt, dass in der Behandlung der Lautlehre, namentlich in der Beschreibung und Definition der Laute „alle unsere fremdsprachlichen Grammatiken gänzlich ungenügend sind". „In der bisher üblichen Weise darf die Sache nicht weiter gehen; wer in Zukunft eine englische oder französische Grammatik schreiben will, muss mit

[1] Techmer IZ III 381 billigt die Sievers'sche Unterscheidung von Druck- und Schallsilben als den Anfang zu einer strengeren Unterscheidung zwischen der akustischen und der artikulatorischen Seite und vergleicht damit seine eigene Distinktion von Sprech- und Schallsilben, worüber weiter unten (Rez. von Techmer).

den hauptsächlichen Ergebnissen der neueren Lautwissenschaft vertraut sein und darf nicht ausgehn von den ihm zufällig bekannten Lauten dieser oder jener Sprache, bez. Mundart, sondern muss seine Bestimmungen und Erklärungen auf Grund allgemeiner Lautwerte geben". Es folgt die Auseinandersetzung der lautphysiologischen Hauptlehrsätze, welche den Schülern eingeprägt werden müssen. Der Verf. hat augenscheinlich selbständige Forschungen auf diesem Gebiete angestellt und macht auf den wenigen Seiten viele scharfe und feine Bemerkungen. Eine grosse Bedeutung legt er dem Eigenton der Vokale bei; seine Darstellung der Hauptresultate der neueren Forschungen darüber ist sehr interessant. Es heisst u. a.: „Die Resonanzen der Mundhöhle nimmt man bekanntlich wahr, wenn man leise spricht, flüstert. Flüstert man nun die Vokale *i é è a ò ó u*, so findet man, dass bei *i* die Mundhöhle auf f'''' abgestimmt ist, bei *é* auf c'''', bei *è* auf a''', bei *a* auf f''', bei *ò* auf c''', bei *ó* auf a'', bei *u* auf f''. Hiernach sind die Resonanzen von *i* und *u*, dem hellsten und dem dunkelsten Vokal, gerade zwei Oktaven von einander entfernt, liegt die Resonanz von *a* genau eine Oktave höher als die von *i* und bilden alle Resonanzen zusammen einen f-dur-Accord. (Anm.: Für den geborenen Leipziger bedeutet z. B. das Zeichen *a* einen ganz anderen Laut als für den Berliner; das hier gemeinte *a* kann nur mit der oben beschriebenen Mundstellung und der Resonanz f''', allenfalls mit einer Resonanz, die nicht mehr als etwa einen halben Ton nach oben oder unten abweicht, hervorgebracht werden. Meine Vokale sind eben feste Werte, wie sie für unsere Zwecke gebraucht werden".)[1] Interessant sind auch die vom Verf. gegebenen Bestimmungen der wichtigsten langen Vokale; einige Bemerkungen habe in Klammern zugefügt:

i : berlin. *liebe*, it. *nido*, frz. *île*.
é : berlin. *schnee*, it. *meno*, frz. *idée*.
è : frz. *père*, it. *era* [das ital. ist offener = æ].
a : berlin. *vater*, frz. *mâle*, it. *chiaro* [das ital. heller als das frz. *â*].
o : türing. *vater*, engl. *all*, frz. *encore*, it. *cosa* [ungenau: die zwei letzteren nicht so offen wie die ersteren].
ó : berlin. *ohne*, frz. *cause*, it. *padrone*.
u : berlin. *hut*, it. *lupo*, frz. *moue*.
ü : berlin. *hüte*, frz. *flûte* [nicht ganz identisch].
ö́ : berlin. *schön*, frz. *peu*.
ö̀ : frz. *leur* [d. kurz in *Völker*].

Statt Verschlusslaute schlägt Trautmann „Klapper", statt Reibelaute [Reibungsgeräusche] „Schleifer" vor, Benennungen,

---

[1] Später hat der Verf. Anglia III 207 dieses berichtigt: „Wie mich spätere Messungen mit genauen Gabeln gelehrt haben, ist nicht ein *f*-dur-, sondern beinahe ein *g*-dur-Accord anzusetzen".

die zwar bequem, aber zu abstechend und speziell scheinen. Statt „tönende Konsonanten“ sagt Trautmann sehr gut „stimmhaft“, statt tonlos „stimmlos“, was viel deutlicher ist. Über central- oder mitteldeutsche Labialen erhalten wir willkommene Auskunft: „Wenn die Lippen nicht vollkommen schliessen, sondern nur eine Enge bilden, so erhalten wir als stimmhaften Schleifer den Laut, mit welchem in Mitteldeutschland das *b* in Wörtern wie *liebe rabe* gesprochen wird: *liewe rawe*; als stimmloser Schleifer ergiebt sich der Laut, den die meisten Deutschen in *quelle quaste* nach dem *q* hören lassen“. Über die Artikulation der Stimmritze sagt der Verf.: „Wird der Verschluss, den die Stimmbänder bilden können, durchbrochen, so entsteht der Laut, mit dem deutsche Wörter wie *alt oben*, englische wie *old aunt* und französische wie *hâte hêtre* beginnen, der Spiritus lenis der Griechen“. Im Deutschen scheint allerdings vokalischer Anlaut gewöhnlich mit Verschluss und plötzlicher Öffnung der Stimmritze (mit 'festem Einsatz', Sievers 78) gesprochen zu werden. Im Englischen aber ist Vokaleinsatz mit offener Stimmritze (mit 'leise gehauchtem Einsatz' Siev.) häufig genug, wodurch ein leises *h* entsteht. Eigentlich ist dies ein Reflex der Schwächung des *h*-Lautes, durch welche das Gefühl verwirrt worden: der leise Hauch wird als reiner Einsatz (wie bei fehlerhafter Intonation im Gesang) empfunden. Belehrt, dass dies falsch ist, bemüht sich das Volk nun *h* zu sprechen, bringt es aber nur bis zum festen Einsatz (Spiritus lenis), weil es den zum *h* erforderlichen Öffnungsgrad[1] nicht mehr beherrscht. So wird der leise Hauch als Ruhe, als etwas Negatives, und der Durchbruch der Stimme, der feste Einsatz, als Energie, als etwas Positives gefühlt. Also kehrt das Verhältnis sich um, und das Volk spricht Vokal wo *h* steht, und *h* wo Vokal steht[2]. Die ursprüngliche Schwächung verdankt die Sprache der

---

[1] „Hauchenge“, Techmer IZ I 127. 161; Tab. II, 5.

[2] In einem Boarding House in London hörte ich die sonst sehr feine *housemaid* immer sagen: „Will you take some *hale*?“ „Will you take some *'am* and *heggs*?“ Übrigens ist diese Verwechslung aus Dickens und anderen Humoristen allbekannt. „When is the lady a going to give her *'and* where she has already given her *'art*?“ Dick. Mut. Fr. IV, 233. Thackeray sagt: The woman you love must speak her language properly, and at least when you offer her your heart, must return hers with its *h* in the right place, as she whispers that it is yours, or you will have none of it. If she says, „O *Hedward*, I *ham* so *unappy* to think I shall never *beold* you agin“, though her emotion might be perfectly tender and genuine, you would be obliged to laugh. If she said, „*Hedward*, my *art* is yours for *hever* and *hever*“ (and anybody heard her), she might as well stab you, — you couldn't accept the most faithful affection offered in such terms — you are a town-bred man. Misc. V, 176. Ein englischer Correspondent schreibt mir: „Some persons who misplace their *h*s are painfully conscious of it, while others cannot, even by the plainest of plain speaking, be made to perceive their error. I have heard a man repeat two or three times, „Well, I said *harticle*“. S. den sehr unterhaltenden Artikel hierüber in *Enquire Within* § 202 und unten bei Alford. — Auch in Norwegen und Schweden findet sich das Versetzen des *h*, teils in einzelnen Dialekten,

französischen Nachbarschaft, wie auch auf der anderen Seite Frankreichs, in der flämischen Volkssprache das *h* gänzlich verstummt ist: *ȳs* f. *huis*. Was das Französische selbst betrifft, so ist hier nicht nur das lateinische, sondern in der Volkssprache auch das germanische, 'aspirierte' *h* ausgestorben: man hört beim Volk sogar *les haricots* wie *lè-zariko* sprechen[1]. In der Normandie aber lebt *h* noch als kräftiger Hauch, der mir ganz wie ein germanisches *h* lautet. Auch in der gebildeten französischen Aussprache ist *h* gewöhnlich stumm, aber Viele sprechen es (meist ohne sich dessen klar bewusst zu sein) wie einen leisen Hauch d. h. mit leise gehauchtem Einsatz, wenn es zugleich vor betonten und nach tonlosen Vokalen steht, eine Stellung, wo die Sprache Hiatus scheut: *la honte*, *les halles*, *Rouher*, vgl. *trahir* aus lat. tradere, it. tradire, *envahir* aus invadere. Auch wo kein *h* geschrieben wird, hört man in ähnlichen Stellungen oft den leise gehauchten Einsatz: *Baal* wie *ba-hal*, *Bauer* wie *bo-hèr*[2]. Dagegen ist das 'aspirierte' *h* zwischen zwei tonlosen Vokalen immer stumm: *les haricots*. Wenn man es aber gar nicht ausspricht, findet kein „Durchbruch des Verschlusses der Stimmbänder statt, sondern die Stimme geht ganz ununterbrochen vom einen Vokal zum anderen über. Vor dem 'aspirierten' *h*, sei es gesprochen oder nicht, wird ein 'stummes' *e* fast immer gesprochen: *une haie*, *faire halte*, *quelle honte*, *Madame Hay* (engl. Name). *La constante hauteur de sa présomption* (Mol., Femmes savantes I, 3). [Ich habe später mehrere gebildete Nordfranzosen une haine wie *yn hę̄n* ohne ə, auch *yn ę̄n* sprechen hören.] Wenn Franzosen eine germanische Sprache sprechen, hört man bei ihnen oft dieselbe Verwechslung wie bei den ungebildeten Engländern: *alt* f. halt, *halt* f. alt[3]. Am deutlichsten

---

teils als individueller Fehler, obgleich das *h* gewöhnlich hier sonst nicht geschwächt wird.

[1] In *La Duchesse de Gerolstein* heisst es: „Des pommes de terre et *des z' haricots*“, was seine Wirkung auf das Publikum nie verfehlt. Ebenso sagt bei Labiche, Théâtre IV, 338 ein Bauer: „Y [il] me fait manger du veau, du gigot et *des z' haricots*“. Die wahre volkstümliche Form ist *déarico* wie *ch'sui allé* f. je suis allé. Vgl. Labiche, *La Grammaire* Sc. 5 (Theât. II, 141): „Quand je parle, ça va très-bien, ça ne se voit pas ... j'évite les liaisons ... A la campagne, c'est prétentieux ... et dangereux ... je dis: *je sui allé*“. Erst wenn das Volk fein zu sprechen versucht, schiebt es ein falsches *s* oder *t* ein (des *velours* = *z*, des *cuirs* = *t*, des *pas-t-à-qu'est-ce*). — Über den Ursprung des Ausdrucks „pas-t-à-qu'est-ce“ wird folgende Geschichte erzählt. Ein Korporal tritt im Theater in eine Loge, wo zwei Damen sitzen, und findet auf dem Boden einen Handschuh. Er nimmt ihn auf und fragte die eine Dame: „Est-ce à vous, madame?“ Sie antwortet: „*Ce n'est pas-t-à moi*“. Er fragt dann die andere: „Est-ce à vous, madame?“ Diese antwortet: „*Ce n'est point-z-à moi*“. Der Korporal ruft aus: „*Ce n'est pas-t-à vous?* (an die andere:) *ce n'est point-z-à vous? Ma foi, je ne sais pas-t-à qu'est-ce!*“ (f. à qui c'est).

[2] Sweet schreibt mir: „Your remarks on *h* in French agree entirely with my own observations, which, however, have been obstinately denied by all Frenchmen. I have heard it in *fléau* (fle-ho), *oh!* (ho) etc.“ [*Ho* habe ich nicht gehört]. S. Sweet, Handb. of Phon. 124. [Übereinstimmend Passy, Sons[1] 32.]

[3] Es wird von einem Franzosen erzählt, er habe „*Hallgemein* Manteuffel“ statt General M. geschrieben. Er hatte das Subst. mit dem Adj.

aber hört man *h* auf der Bühne im feierlich pathetischen Vortrag. Ich habe sehr oft: *la honte! je le hais!* mit stark ausgesprochenem *h*, das mir ganz wie ein germanisches *h* lautete, sprechen hören[1]. Einige Franzosen haben mir sogar gesagt: „Ne savez-vous pas que le théâtre est le dernier refuge de l'*h* aspirée?" Dies scheint mir doch in Bezug auf die gebildete Aussprache übertrieben. Mir scheint es, dass die Franzosen den leise gehauchten Einsatz vom reinen Vokal nicht immer zu unterscheiden vermögen. [Vgl. A. Paul, Über vokalische Aspiration und reinen Vokaleinsatz, Hamburg 1888, wo alle diese Fragen gründlich erörtert werden. Schon Voltaire sagte: „je n'aime pas les *h* aspirées, cela fait mal à la poitrine, je suis pour l'euphonie: on disait autrefois *je hésite*[2] et à présent on dit *j'hésite* [in lat. Wörtern war aber *h* schon afrz. stumm; übrigens ist *hésiter* ein gelehrtes Wort]; on est fou *d'Henri* IV, et non plus *de Henri* IV." S. Trautmann, Sprachl. 236.]

Zum Schluss bemerkt Dr. Trautmann: „Das neue, was die obigen Bemerkungen über die Sprachlaute enthalten, werde ich an anderer Stelle ausführlich begründen; dort werde ich auch meine Stellung zu den Lehren derjenigen darlegen, auf deren Leistungen die neuere Lautwissenschaft vornehmlich beruht". Dieses Vorhaben hat Trautmann im folgenden Werke ausgeführt.

Moritz Trautmann, *Die Sprachlaute im Allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im Besonderen.* Leipzig, Gustav Fock 1884-86. 330 S.

Prof. Trautmann hat eine nationale deutsche phonetische Schule gründen wollen. Er ist bemüht, für alle Termini deutsche Ausdrücke zu erfinden, welche oft sinnreich erdacht sind, aber auch vielen Ohren sonderbar klingen; zum Teil sind es altdeutsche, längst verschollene Ausdrücke. Sehr wunderlich klingen hybride Bildungen wie wie „Lautik", „Lautiker" für Phonetik, Phonetiker; was ist eigentlich dadurch gewonnen? Ein nationales Sprachgebilde wenigstens nicht. Was würde Trautmann von Ausdrücken wie „Sprachik", „Sprachiker" für Linguistik, Linguistiker halten? Sonderbar klingen auch deutsche Neubildungen wie diese: „Ein oberer zahning mit

---

verwechselt und ein *h* vorgesetzt. Auch der Ialiener Silvio Pellico schreibt: *„Harme erren!* (poveri signori)!)" f. *arme Herren*, Le Mie Prigioni Cap. 56.

[1] So habe ich sieben oder acht Mal M[lle] Agar in *Le Passant* von François Coppée sprechen hören: „Ah! c'est que je les *hais* comme je les méprise".

[2] Afrz. *jo aveie* Alexis 81b, aber schon Roland: *j[o] irai* 246 etc., s. Vie de St. Alexis p. p. G. Paris, p. 33. Die Nichtelision hat mit der Ausspr. von *h* nichts zu thun.

leichter neigung zum vordergauming“ 195; „ein mittelgauming .. ein hintergauming“ 232; treffige, untreffige vokale für betonte, unbetonte u. s. w. Während diese neuen Benennungen wenig oder keine Zustimmung gefunden haben, sind die schon früher von T. gebrauchten „stimmhaft“ und „stimmlos“ sehr gut erfunden und sind von den meisten neueren Phonetikern aufgenommen worden; auch „stimmig“ wird jetzt gebraucht. Auch „Hall“ für Eigenton scheint gut gewählt.

Prof. Trautmann war schon in seiner Rezension von Sievers *Phonetik*[1], Anglia IV Anz. 56 (1881) und von meiner EPh[1], Anglia IV Anz. 128 gegen die Bell'sche Vokaltheorie sehr scharf und abweisend aufgetreten; er erklärt sie für ganz wertlos, weil sie sich bloss auf die Mundstellungen gründe. Es erhellt aber aus Trautmanns Kritik, dass er das englische System nicht genügend kennt oder versteht, um es richtig beurteilen zu können[1]. Schon in den genannten Rezensionen stellt er sein eigenes System als das allein vollkommene auf, was er im vorliegenden Buche weiter ausführt. Muss man zwar zugeben, dass das Bell'sche System an gewissen, wohl unvermeidlichen, Mängeln leidet, so scheint es mir andererseits, dass Trautmanns System dafür keinen wesentlichen Ersatz bietet, dagegen der Vorteile des englischen Systems entbehrt. T. legt das Hauptgewicht auf zwei Punkte, den Kieferwinkel und die Eigentöne der Vokale, welche man bei Flüstern oder durch Stimmgabeln wahrnimmt. Die Grösse des Kieferwinkels ist zwar nicht zu unterschätzen (vgl. Sweet, Handb. § 34, Beyer, Lautsystem d. Nfrz. 44), hat aber im Verhältnis zu der von Trautmann nur wenig berücksichtigten Zungenstellung nur eine geringere Bedeutung, wie schon Vietor gezeigt hat: „indem man das Ende eines Bleistiftes zwischen die Zähne nimmt, lassen sich alle Vokale in ganz ungezwungener Weise auch bei gleichem Kieferwinkel bilden“, Phon.[2] 26. Ebenso sagt Sievers Phon.[3] 16, dass dem Kieferwinkel als solchem eine besondere Wichtigkeit nicht zukommt; „die erforderliche Mundstellung wird in der Regel durch einen Kompromiss zwischen den beiden Faktoren [Bewegung der Weichteile und des Kiefers]

---

[1] In derselben Rezension S. 62 giebt Trautmann eine höchst auffallende Lautbestimmung, die nicht von scharfer Analyse zeugt, indem er das schwierige russische ы (jerý, ɿ in сынъ, *sɿn*) ohne Bedenken mit dem engl. *i* in *bit* identifiziert. Das scheint ja sehr einfach, aber so klingt es weder russischen noch englischen Ohren. Auch hat Trautmann vielleicht später diese Auffassung aufgegeben; ich habe sie in seinen „Sprachl.“ nicht wiedergefunden.

hergestellt, so zwar, dass bei geringeren Umstellungen meist nur die Weichteile thätig sind und nur bei grösseren Veränderungen der Stellung auch der Unterkiefer je nach Bequemlichkeit mehr oder weniger mit bewegt wird". Auch Western Engl. Lautl. 84 schreibt dem Kieferwinkel eine grosse Bedeutung zu; gegen Vietor bemerkt er: „die Frage ist nicht, was wir thun können, sondern was wir wirklich thun". Ich meine aber, dass Sievers das wahre Verhältnis beschrieben hat. Aber wenn auch Trautmann und Western Recht hätten, so würde man doch gestehen müssen, dass eine so schwankende Bestimmung kein festes, absolutes, wissenschaftliches Merkmal bilden kann. Neuerdings hat sich auch Jespersen Art. 11 gegen die Trautmann'sche Ansicht ausgesprochen: „If we look at the manner in which the sound is moulded by the passage of the air through the organs, we see that the jaw itself does not play any part; the shape of the mouth channel is here all-essential, and that depends primarily on the distance of the tongue from the palate and on the lip positions". Sehr richtig bemerkt auch Techmer IZ I 157, dass die Öffnung das Wesentliche ist, und dass diese von der Zungenhöhe, der Höhe des weichen Gaumens und dem Kieferwinkel abhängt; derselbe bemerkt IZ III 389 gegen Western: „In Wirklichkeit halten die Hebungsgrade der Zunge mit den Verkleinerungen des Kieferwinkels im Grossen und Ganzen gleichen Schritt oder es findet eine Ausgleichung statt, die dem Prinzip vom kleinsten Kraftaufwand entspricht. — Zur Frage der Eigentöne bemerke ich: so interessant sie auch sein mögen, so weichen die Resultate der verschiedenen Forscher zu sehr von einander ab, um als „feste Werte", geschweige denn als Hauptmerkmale zur Bestimmung der Vokallaute gelten zu können. Auch Trautmann muss zugeben, dass verschiedene Vokale oft denselben Eigenton haben, und daher durch die Mundstellung geschieden werden müssen [1]. Ich selbst habe vielfach die Eigentöne der norwegischen Dialekte und der norwegischen gebildeten Sprache untersucht, habe auch oft ziemlich „feste Werte" zu erhalten geglaubt; dann sind aber mitunter auffallende Unregelmässigkeiten aufgetaucht, indem z. B. ganz gleichlautende Vokale bei verschiedenen Individuen verschiedene Töne angaben. Ich habe nur die scheinbare Tonhöhe mit Hülfe einer A-Stimmgabel bestimmt; ich höre die Eigentöne entschieden in der kleinen und eingestrichenen Oktave, nicht zwei Oktaven höher, wie sie Trautmann u. a. mit Hülfe „ansprechender" Stimmgabeln bestimmt haben; die Obertöne habe ich nicht berücksichtigt. Als ich 1883 mit Sweet das Vokalsystem noch einmal durchnahm, suchte ich auch die Eigentöne seiner Vokale genau zu bebestimmen, fand es aber sehr schwierig, wenigstens bei den selteneren, mir weniger geläufigeren Lauten zu bestimmten Resultaten zu gelangen, indem die Halle mehrfach um 2 bis 3 ganze Töne differierten. Gewöhnlich

[1] Die beste und gründlichste Kritik des Trautmann'schen Systems finde ich bei Sievers Phonetik[3] 84 ff. Meine Beurteilung war schon geschrieben, ehe ich Sievers' Kritik, womit ich im Wesentlichen übereinstimme, gelesen hatte. — Vgl. Vietor, Haben die Vokale feste Resonanzhöhen? Phon. Stud. II 62. O. Jespersen, Articulations 11.

genügt eine leise Verstärkung der Stimme, um den Hall um 1/2 Ton oder mehr zu ändern. Auch verschiedene Quantität bei gleicher Qualität ändert meist den Ton. Am meisten im Klaren bin ich natürlich über meine eigenen Töne und über norwegische Eigentöne im Allgemeinen. Ich werde versuchen, die wichtigsten meiner Wahrnehmungen hier kurz mitzuteilen. Ich habe gefunden, dass von den gewöhnlichen Vokalen das geschlossene *ø* in *schön*, frz. *peu*, norw. *sø̄* See, *sø̄t* süss, den festesten Wert bietet, es lautet fast immer auf **a'**, den Ton der A-Stimmgabel. Je nachdem ich den Laut noch geschlossener (*ȯ*, hohes ö) oder offener (*ŏ*, offenes ö) flüstere, steigt oder fällt der Hall um einen halben Ton oder mehr[1]. Auch Kinder und Frauen bringen das *ø* in der Regel auf demselben Ton hervor, bisweilen aber um einen oder zwei Töne höher, was auf kürzerer Stimmritze beruhen mag. Das neutrale *a* im frz. *lâche* flüstere ich auf **d'**, genau eine Quinte unter *ŏ*. Es giebt aber keinen Laut, der einen grösseren Spielraum den Eigentönen bietet als gerade *a* (oder was als *a* gilt); es ergiebt sich hier deutlich als eine ganze, zusammenhängende Reihe von *a*-Lauten, vom dunkelsten zum hellsten. Die kleinsten Differenzen geben hier einen Ausschlag, z. B. das kurze a im ostnorw. *hatt* (Hut), obgleich in Lautqualität vom langen a in *hāt* (Hass) nicht bemerkbar verschieden, lautet um einen halben bis ganzen Ton höher. Das hohe *á* im frz. *madame* lautet mir auf **fis'**, um eine grosse Terze höher als *â* in *lâche*; das engl. *ä* in *man* auf **a'**, also um eine Quinte höher als frz. *â*. Diese drei *a*-Laute bilden also einen *d*-dur Akkord. Das geschlossene *i* im frz. *midi* bekomme ich gew. auf **d''**, eine Oktave über *â*. Offenes *i* liegt gew. um einen halben Ton niedriger. Geschlossenes *e* liegt auf **c''**, offenes auf **h'**, *æ* im schwed. (Stockholmischen) und ostnorw. *bæra* auf **b'**. Wie geschlossenes *ø* zwei Töne unter geschl. *e*, so liegt geschl. *y* (frz. *tu*) zwei Töne unter geschl. *i*; offenes *y* (d. Mütter, dän. Lyst) um 1/2 Ton niedriger.

Das breite a im ostnorw. schwed. *jā*, schott. *father*, flüstere ich auf **c'**, einen Ton unter frz. *â*. Nur wenig tiefer liegt å im engl. *law*, nämlich auf **h**; das gewöhnliche skandinavische *å* aber auf **a** oder **g**. Was die *o*- und *u*-Laute betrifft, bin ich hier zu dem Resultat gekommen, dass sie auf verschiedenen Tönen gebildet werden können (Polymorphismus)[2]. Das europäische geschlossene *o* z. B. im deutschen *so* liegt mir gewöhnlich auf **g**, um eine Sexte unter frz. *â*, kann aber auch um einen Ton höher oder niedriger liegen. Das europ. geschl. *u* im d. *du* erhalte ich aber nicht niedriger, sondern höher als *o*, nämlich gew. auf **a**, eine Quarte unter frz. *â*; ich kann es aber ohne wesentliche Änderung der Qualität sowohl 1—2

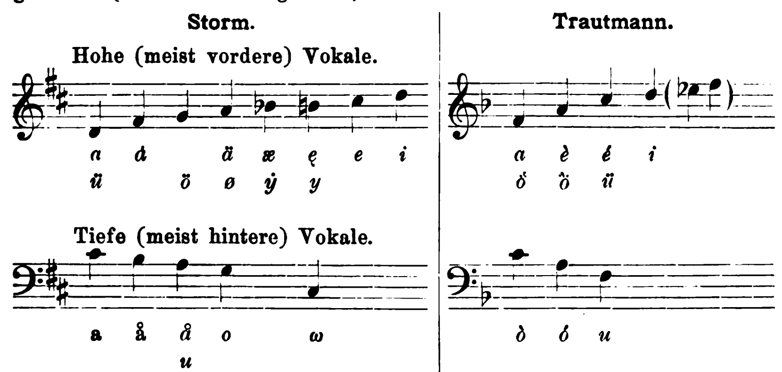
---

[1] Trautmann Sprachl. 128 fragt: „Fallen norw. *bō̃n'nər* [einfache Tonlage, altn. *bōndr*, Bauern] und *bō̃ǹnər* [zusammengesetzte Tonlage, altn. *baunur* Bohnen], die in der lauten Sprache verschieden klingen, in der Flüstersprache zusammen?“ Darauf antworte ich: ja, sie fallen bei gleichmässigem Nachdruck zusammen; *ə* liegt gew. um einen halben Ton oder bei stärkerem Nebendruck auf der Endsilbe um einen Ton höher als *ŏ*.

[2] Schon Helmholtz bildet *u* auf verschiedenen Tönen, vgl. Lloyd Phon. Stud. III 261. Björling, Klangfärger 72. 74.

Töne höher als 1—2 Töne niedriger hervorbringen. Mein norwegisches ‚gemischtes' *ü* in *Hus* bilde ich dagegen viel höher, gew. auf d', ebenso hoch wie frz. *á*. Dagegen bilde ich mein nordisches geschlossenes *o* in *gōd* (gut) (in Lautschrift *ω*) viel tiefer; ich kann eine ganze Reihe von ungefähr gleichlautenden nord. *ω* bilden auf den Tönen von g bis a (eine Oktave unter frz. *á*), welche wie im Ton immer tiefer, so in der Klangfarbe der Stimme immer dunkler werden; die eig. Vokalqualität bleibt aber wesentlich dieselbe. Die tiefste Aussprache scheint mir die gewöhnliche zu sein. Alle diese Resultate sind jedoch nicht ganz absolut oder konstant; am festesten steht die durch sie bezeichnete relative Tonhöhe.

Ungefähr zu denselben Resultaten wie ich ist nach brieflicher Mitteilung der dänische Sprachforscher Prof. Vilh. Thomsen gelangt, namentlich in der Reihe *a-i*; sein dänisches *å* ist ein wenig höher als mein norwegisches, das nicht ganz so offen ist; sein nord. *ω* wie das meinige polymorph, doch gew. höher als bei mir; sein eur. *u* ungefähr wie bei mir. Auch Sweet bekam bei den mir geläufigen Vokalen ungefähr dieselben Eigentöne wie ich [1]. Der Übersichtlichkeit wegen gebe ich die Hauptresultate von meinen und Trautmann's Untersuchungen in Notenschrift. Trautmann's Eigentöne habe ich auf dieselbe Höhe wie die meinigen gebracht (um 2 Oktaven gesenkt).



Die hohen Vokale könnte man auch Tenor- oder Diskantvokale, die tiefen Bassvokale nennen. Meine Bezeichnung der Vokale ist grösstenteils die von mir in meiner „Norwegischen Lautschrift" (Norvegia I) gebrauchte; *ü* ist gemischtes *u* in norw. *hūs*, *ẏ* offenes *ü* in *lyst*, a norw. *jā*, schott. *father*, å engl. *awe*, *law*, *å* norw. *år*, *o* eur. *o* im d. *so*, *ω* nord. *o* in *gōd*, *u* eur. *u* im d. *gut*.

Wenn man die Eigentöne der deutschen Forscher mit den meinigen vergleicht, bemerkt man, dass bei mir die Ordnung der Laute *o* und *u* umgekehrt ist. Man könnte glauben, dies sei die Folge einer fehlerhaften Aussprache meinerseits. Ich habe mich aber durch wiederholte Versuche

[1] Vgl. Sweet HES.[2] 43. 44. Mehr weicht dagegen Wulff ab, der zugleich jedem Vokal einen ziemlich weiten Spielraum giebt, *Svenska språkets ljudlära* 348.

und Besprechungen mit Ausländern versichert, dass ich die besagten Laute richtig spreche. Meines Erachtens ist diese Umkehrung ein Resultat eines Polymorphismus[1]. Ich spreche wesentlich dieselben Laute wie die Deutschen in *so, du*, aber ich bilde sie wahrscheinlich ein wenig anders. Mein deutsches *u* ist vielleicht in Wirklichkeit ein Kompromiss zwischen meinem nordischen gemischten, hohen *ü* und meinem tiefen nordischen *ω*, zwischen welchen das deutsche *u* uns eben in der Mitte zu liegen scheint. (Ich spreche deutsches *u* nahezu wie frz. *ou* aus, worüber s. unten.) Auch Dr. Vilh. Thomsen, der als Däne das *u* ganz wie im Deutschen spricht, bekommt es auf demselben Ton wie ich, oder noch etwas höher. Auch der schwedische Phonetiker Dr. Wulff bekommt sein deutsches *u* ungefähr auf derselben Höhe, nämlich auf **ais**. Sweet flüsterte sein high-back-narrow *u* auf **g**, also fast ebenso hoch. Sogar der Deutsche Merkel entfernt sich in dem Eigenton von *o* nicht bedeutend von mir: er hat *o* auf **f** oder **g** (ich kann das nordische *ω* auch so hoch aussprechen) *u* dagegen auf **d** oder **dis**.

Also scheinen die Differenzen zwischen mehreren Forschern doch nicht so bedeutend, dass man nicht hoffen könnte, dereinst zu einer besseren Übereinstimmung zu gelangen. Zur Zeit scheint eine solche freilich kaum erreichbar. Man muss abwarten, bis neue Methoden gefunden werden, wodurch sich die etwaigen alten Observationsfehler beseitigen lassen.

Ich habe gefunden, dass die offenen Vokale von den entsprechenden geschlossenen gewöhnlich um einen halben Ton differieren; die hohen Vokale werden durch Öffnung tiefer, die tiefen Vokale höher; doch sind die Differenzen bei den letzteren gewöhnlich grösser. Den offenen (*wide*) Vokalen entsprechen meist Trautmann's Zwischenvokale, wie schon Western gezeigt hat, Engl. Lautlehre 7, vgl. seine Besprechung von Vietor's Phonetik, Engl. Stud. XI, 331.

Ich meine also, dass auch die Eigentöne der Vokale Beachtung verdienen, wenn sie auch als hauptsächliches Merkmal nicht ausreichen. Den grössten Wert scheinen mir die Eigentöne zu haben zur Bestimmung der Identität zweier Vokale. Wenn zwei Vokale gleich zu lauten scheinen, und noch dazu denselben Eigenton haben, kann man sie sicher als identisch ansehen. Überhaupt muss jeder Beitrag zur genaueren Bestimmung der Vokale beachtet und dankbar angenommen werden; aber eben darum müssen auch die Mundstellungen viel mehr berücksichtigt werden, als bei

---

[1] Wenn Polymorphismus ausgeschlossen wäre, wie könnte der lippenlose Papagei *u* hervorbringen? Vgl. Ellis EEP 1114: „It is easy to pronounce (*u*) [in *put*, *puss*] without rounding the lips, and this must be the way that a cuckoo gets out his cry, or a parrot says (p*u*s), as I distinctly heard the other day". Das Vorkommen von Polymorphismus bei der Vokalbildung hat schon Lundell erkannt, so Sv. L. I 83: „Da bemerkbar verschiedene Stellungen Vokale geben können, welche für das Ohr vollständig oder nahezu zusammenfallen, indem eine Änderung an einer Stelle durch eine entsprechende Änderung an einer anderen Stelle aufgewogen (kompensiert) zu werden scheint, also polymorphe Vokale vorkommen, so gelten meine Bestimmungen eben nur meinen Vokalen" etc. Vgl. Evans, Phon. Stud. II, 1 ff. Vgl. unten zu Vietor, Techmer, Lloyd.

Trautmann geschieht. (Vgl. Sievers Phon.[3] 100. Gartner Rec. von Trautmann GZ X 580 ff.)

Ich setze wie Trautmann das akustische Prinzip, den Laut, als das höchste; die Frage ist nur, wie dieser am besten bestimmt wird. Bei T. ist es nun oft schwer seine Erklärungen zu verstehen, zu sehen, welche Vokale gemeint sind; man vermisst oft Beispiele; es wird oft gar nicht erwähnt, wo die Laute vorkommen. An der Schwerverständlichkeit hat auch die verwickelte Lautschrift Schuld, so sinnreich sie auch sein mag. Wo man aber aus den Beispielen die Laute erkennen kann, sind sie nicht immer genau bestimmt. Ich habe schon EPh[1] 52 erwähnt, dass Trautmann unter ò die Vokale im engl. *all*, frz. *encore*, ital. *cosa* zusammenwirft. Derselbe Fehler wird Sprachl. 40 und 148 wiederholt. Der gewöhnliche Laut von *encore* ist aber die Länge von *ó* in *bonne dot*; nur bisweilen, und zwar namentlich bei solchen, die das *r* dental sprechen, habe ich das lange *o* vor *r* ungefähr wie im deutschen *Stock* sprechen hören[1]. Auch it. *scena* hat in der allein gültigen Aussprache Mittelitaliens (Florenz, Rom) ein offeneres *ę* als frz. *scène*, fast wie *æ*, worauf ich schon EPh[1] 53. 54 hingewiesen habe.

Trautmann ist zu sehr bemüht, ein harmonisches, symmetrisches System *a priori* zu konstruieren. Bisweilen scheint er seine Vokale dem System zu Liebe zu ändern, um harmonische Vokale zu erhalten, und die so gewonnenen Vokale sieht er dann als die normalen an (vgl. Sievers[3] 87). Das einzige Verfahren, das zu sicheren Ergebnissen führen kann, ist dasjenige *a posteriori*, von möglichst vielen existierenden Lauten auszugehen, um darauf wo möglich ein System aufzubauen. Erweisen sich dann die Vokale als harmonisch, ist's gut; sind sie nicht harmonisch, muss es auch gut sein. Man kann sagen, dass diese harmonischen Vokale nur Typen sind, nur bestimmte Abstände bezeichnen. Auch Bell's System hat solche theoretischen Vokale, sie sind aber ganz anders fest bestimmt.

Bei diesen Ausstellungen verkenne ich keineswegs, dass Trautmanns Buch viele interessante Bemerkungen und nicht wenige selbständige Beobachtungen enthält. Ich will hier nur noch einige der Punkte hervorheben, welche Bedenken erregen. Es ist keineswegs zuzugeben, dass eng. *o* in *work* „mit stark gehobener Zungenspitze hervorgebracht wird" (S. 55). Aus dieser Beschreibung scheint mir zunächst zu folgern, dass Trautmann einen dial. *point-rise vowel* spricht. Dass die *l*-Laute „aus einem einzigen Schlaggeräusch" bestehen (S. 91), ist ein Irrtum. Trautmann urteilt vielleicht nach der deutschen Aussprache von Wörtern wie *Halle*; aber jeder Italiener, Norweger oder Schwede kann das geminierte *l* beliebig lange aushalten, und der Laut bleibt durch seinen ganzen Verlauf sich selbst gleich. Auch die *r*-Laute rechnet T. zu den „Klappern" d. h. Explosiven, was sie ihrer Funktion nach nicht sind; im ital. *terra* wirkt *rr* wie eine Durativa. Ebenso rechnet T. die Nasale *m*, *n*, *ŋ*[2] zu den Klappern, was

[1] So habe ich z. B. den berühmten frz. Schauspieler Mounet-Sully 1889 das Wort *mort* sprechen hören. Derselbe sprach auch *â* in *lâche* sehr tief, fast wie im Norwegischen.

[2] Vor Trautmann hatte dies Havet ausgesprochen, Mém. de la

etwas mehr Schein der Wirklichkeit hat, indem *m* ein nasales *b* ist u. s. w. Da aber bei den Nasalen während ihres ganzen Verlaufs die Luft durch die Nase ausströmt, und da sie beliebig verlängert werden können, wie im ital. *mamma*, *anno*, norw. lange = *laŋŋə*, müssen sie durchaus den kontinuierlichen, nicht den abgebrochenen Konsonanten zugezählt werden. (Vgl. Sievers Phon.[3] 54. Verf. Norvegia I 32.) S. 129 wird der Begriff der Silbe so definiert: „eine Gruppe von Lauten, welche vom Ohre, benachbarten Lautgruppen gegenüber, als eine Einheit empfunden wird". Das klingt gut (auch ich hatte EPh[1] 76 eine ähnliche Definition gegeben), sagt aber im Grunde sehr wenig. Der Ausdruck „Einheit" bedarf selbst einer Definition. Ich ziehe die oben in der Besprechung von Sievers gegebene Definition vor. Eine ganze Reihe von Silben kann nicht, wie Trautmann behauptet, mit demselben Stoss hervorgebracht werden; es müssen jedenfalls kleine Abstufungen des Accentes, kleine Ansätze der Stimme für jede Silbe stattfinden; jede Silbe hat ihren Grad des Nachdrucks. Was Tonlosigkeit genannt wird, ist bekanntlich nur der schwächste Grad des Nachdrucks.

Der zweite Teil S. 135—325 behandelt im Besonderen die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen und enthält viele interessante Bemerkungen. Am meisten interessieren die Erläuterungen über deutsche Laute, die für Ausländer viel Neues bieten, z. B. den Nachweis, dass Grimm's ë z. B. in *geben, leben* (got. *i*: giban, liban, ahd. gëban, lëbēn, mhd. gëben, lëben) im grössten Teil Deutschlands, namentlich in Mittel- und Süddeutschland offen, nicht, wie man erwarten sollte, geschlossen lautet. — Die Sprache der Bühne ist wesentlich (veredeltes) Berlinisch, S. 141.

Die Einzelbeschreibung der Laute der drei Sprachen ist nach den Buchstaben geordnet, also eine Aussprachelehre; dadurch verliert aber die Darstellung der Laute an Übersichtlichkeit.

Die englischen Vokale 143 ff. Nach T. ist engl. langes *a* in *fate* ein echter Diphthong, in der Regel mit kurzem *e* anfangend. Genauer sagt Vietor: lang vor stimmhaften, verkürzt [halblang] vor stimmlosen. T. meint 146, dass engl. *a* in *father* tiefer ist als ital. *a*, und dass bei diesem die Zungenspitze die unteren Schneidezähne berührt, während sie im Engl. nach Ellis [u. Bell, Sweet] zurückgezogen ist. Doch giebt T. selbst zu, dass auch ein hohes engl. *a* vorkommt. (Übrigens ist der Unterschied des hohen vom tiefen *a* bei T. nur ein Ton; ich kenne, wie oben gezeigt, weit grössere Intervalle der *a*-Laute). Mir ist der Unterschied zwischen engl. und ital. *a* im Laut ziemlich unwesentlich und besteht, wie schon EPh.[1] 69 bemerkt, meist darin, dass die Italiener den Mund, die Lippen, offener halten, wodurch das ital. *a* eine hellere Färbung gewinnt, während das engl. etwas mehr „muffled" lautet; doch scheint mir der Eigenton beider *a* ungefähr derselbe, bei mir auf d oder e; Sweet spricht *a* in *father* auf d. S. 148 setzt T. engl. *aw* oder *a* in *all* ungefähr gleich seinem offenen *o*, doch so, dass engl. *aw* um eine Terze bis eine Quinte

---

Soc. de Ling. II, 74 ff., welche Lehre mit Recht von Beyer, Lautsystem 64, bestritten wird. Vgl. Techmer IZ V 222.

tiefer klingt, „also so tief wie das *u* des Systems“. Wie kann es aber dann für Trautmann wesentlich derselbe Laut sein? Wenn der Eigenton das Massgebende ist, wie kann er dann hier ausser Betracht gesetzt werden? Solche Differenzen fasst und bestimmt das engl. System sehr genau, sie entgehen aber einem System wie dem Trautmann'schen. Mit Unrecht glaubt T. S. 155 engl. bit fit oft wie *bet, fet* statt wie *bĭt fĭt* zu hören; das ist nur dialektische, z. B. schottische Aussprache. Wohl aber ist das kurze engl. *i* offener als das deutsche. Dasselbe gilt auch vom Endlaut des Diphth. *i* in fine, welchen T. 156 als *ae* fasst; doch ist es bei diesem flüchtigeren Laut nicht so leicht, die Aussprache scharf zu bestimmen. Sowohl Sweet als ich hören hier das offene, weite *i*. — Engl. *o* in *not* und *aw* in *saw* betrachtet T. als wesentlich denselben Laut, nur ersteres um eine Kleinigkeit höher. Nach meiner Aussprache beträgt die Differenz eine kleine Terze, ist also nicht ganz unbedeutend; bei meiner Untersuchung von Sweet's Eigentönen erhielt ich ungefähr dasselbe Resultat. Trautmanns System reicht also nicht aus, um kleinere Differenzen genau zu bestimmen. S. 214. Es liegt nicht so viel daran zu wissen, ob sich frz. *ou* beinahe oder ganz mit dem *u* des Trautmann'schen Systems deckt, als ob es dem deutschen *u* gleich ist; dass dies T.s Ansicht ist, kann man erst durch Nachschlagen und Vergleich mit S. 40, 272 herausfinden.

Es wäre noch manche Bemerkung zu machen, auch manche Zustimmung auszudrücken; aber der Mangel an Raum verbietet, auf mehr Einzelheiten einzugehen.

Wilhelm Vietor, *Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen,* mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis. Heilbronn, Gebr. Henninger 1884. Zweite verbesserte Auflage 1887. Der Verfasser, schon durch seine *Englische Schulgrammatik* und seine Streitschrift *„der Sprachunterricht muss umkehren!“* als Vorkämpfer eines verbesserten, mehr praktischen Sprachunterrichts bekannt, ist hier dem allgemeinen Wunsch nach einer recht elementaren und recht praktischen Phonetik, zunächst für Studierende und Lehrer bestimmt, entgegen gekommen. Dies ist dem Verfasser auch sehr gut gelungen, so dass das vorliegende Buch als das praktischste der vorhandenen deutschen Lehrbücher der Phonetik der betreffenden drei Kultursprachen bezeichnet werden muss. Der Erfolg des Buches ist durch die zwei rasch auf einander gefolgten Auflagen hinreichend bezeichnet. Ich berücksichtige hier vorzugsweise die zweite Auflage.

Vietor sucht nicht durch neue, epochemachende Entdeckungen zu glänzen, sondern eine kritische Sichtung der Resultate der bisherigen Forschung zu bieten, welche er nicht selten in Einzelheiten berichtigt und präzisiert. Seine Dar-

stellung ist klar, ruhig und angenehm. Prof. Vietor hat sich in England lange aufgehalten und von der englischen Sprache genaue Kenntnis gewonnen; auch die französische scheint er gut zu kennen. Er geht auf die Vokaltheorie der englischen Schule ein, ohne, wie die meisten deutschen Forscher, sie schroff abzuweisen. In der That nähert er sich dem engl. System ohne es ganz anzunehmen. Er sagt ausdrücklich im Nachtrag zur ersten Auflage S. 223: „Mir scheint nach wie vor das BELL'sche Prinzip die Grundlage für eine wirklich „naturgemässe Anordnung". Mein eigenes System ist lediglich eine Modifikation des BELL'schen". In der zweiten Auflage hat er freilich etwas mehr Abstand davon genommen. Von Plan und Ausführung dieser zweiten Auflage sagt der Verf. übrigens selbst, dass die Umarbeitung, welche mehrere Partien erfahren haben, mehr die Form als den Inhalt betreffen. Gegen das inzwischen erschienene Trautmann'sche Buch hält Vietor sein eigenes System aufrecht. Er hat zugleich eine kurze, aber übersichtliche Darstellung der Geschichte der Aussprache des Englischen und Französischen nach den zugänglichen Quellen wie Ellis, Sweet, Thurot gegeben, dazu noch für die ältere engl. Aussprache die von Deutschen verfassten englischen Grammatiken des 17. und 18. Jahrhunderts benutzt. Auf die Satzphonetik ist V. nicht ausführlich eingegangen; die Zeit dazu scheint ihm, besonders in einem Elementarbuche, noch nicht gekommen. Die Anordnung des Buches ist klar und praktisch. Das Buch hat unter den Fachgenossen schon allgemeine Zustimmung gefunden, neuerdings von Western in den Engl. Stud. XI, 326 ff. Wie er finde ich im Einzeln nur wenig, dem ich nicht beistimme.

Nach einer kurzen und bündigen Einleitung über die Sprachorgane fängt S. 10 Erster Teil: Die Sprachlaute, an. In der „Vorbemerkung" spricht sich der Verf. über die Notwendigkeit eines phonetischen Alphabets für die Wissenschaft aus; dagegen meint er, „dass es besser wäre, von der Anwendung einer Lautschrift in der Schule ganz abzusehen; in den Lehrbüchern ist eine solche einstweilen ein notwendiges Übel"[1]. Die von Vietor selbst gebildete Lautschrift ist meines Erachtens die praktischste aller deutschen Lautschriften. — Kap. I behandelt Kehlkopfartiku-

[1] Derselben Ansicht ist Techmer IZ IV 213; er zieht mündlichen Unterricht vor.

lation, darunter Stimmton, Hauchlaut (ʻ, *h*), Kehlkopfverschlusslaut (ʼ), welcher namentlich im Deutschen eine grosse Bedeutung hat, da er vor anlautendem Vokal auch in Zusammensetzungen, die als solche gefühlt werden, stattfindet, z. B. Verein = *fer'ái̯n* od. *fər'ái̯n*, aber *herein* = *herái̯n* (S. 13). — Kap. II. Mundartikulation. I. Laute mit Mundöffnung. 1. Stimmhafte Vokale. Die Mundresonanz wird nach Vietor vor allem durch die Stellungen der Zunge bestimmt, deren die zwei Hauptarten sind: 1. gutturale (o, u); 2. palatale (ä, e, i). Zwischen beiden steht *a*: „Mittlere, mediopalatale Zungenhebungen ergibt Resonanzen für *a*-Laute". Vietor entfernt sich also hier von Bell-Sweet, welche für *a* nur die hintere Zungenhebung zulassen, und stimmt mit Techmer überein. Auch Western scheidet sich hier von Sweet, indem er für *a* die ganz flache oder abgeplattete Stellung der Zunge (*flat*) behauptet, möge dabei die Zunge zurückgezogen (*mid-back* and *low-back*) wie beim engl. *a*, oder ganz flach mit leichter Berührung der unteren Zähne sein, wie in anderen Sprachen, Engl. Lautl. 4. 83. Auch ich fühle mich versucht, Western hier zu folgen, indem ich finde, dass ich *a* leicht mit der Zungenspitze dicht an die Zähne gedrückt sprechen kann[1]. Die Frage ist aber, wie Western 84 bei einer anderen Gelegenheit bemerkt, nicht was wir thun können, sondern was wir in jedem einzelnen Falle wirklich thun; ich finde nun, dass ich bei natürlicher Aussprache von *a* in *father* die Zunge von den Zähnen etwas zurückziehe und von der Ruhelage aus etwas vertiefe, indem nur die Hinterzunge ('postdorsum' Lenz) sich ein wenig über das Niveau der Zähne erhebt[2]; bei a im tiefen ostnorw. *fàr*, schott. *father* wird die Zunge noch mehr zurückgezogen und vertieft, nur die Zungenwurzel ('radix' Lenz) hebt sich schwach, wodurch eine schwache „hintere Rundung" entsteht, die eine leichte Annäherung an *å* bildet. Diese hintere Hebung kann aber auch unterbleiben, besonders beim frz. a in *lâche*. In diesen Schattierungen des *a*-Lauts nähert sich die Zunge in der That mehr oder weniger an die flache Stellung. Die Hauptsache bei *a* ist, dass der Mundraum eine grosse trichterförmige Öffnung bildet (Helmholtz). Nach Jespersen Art. 19 wäre beim mittleren *a* die Mittelzunge am höchsten, die Hinterzunge aber dem Gaumen am nächsten, und, da J. nach dem kürzesten Abstand rechnet, der Laut als *back* anzusehen. S. 26 bestimmt Jespersen weniger richtig *a* als *low*, welche Klasse in Wirklichkeit dem tiefen a zukommt. S. 80 giebt er entsprechend *a* als γ7j (low-back-narrow) und βgf, d. h. mit Zungenspitze näher Vordergaumen als Alveolen, also in Wirklichkeit volle *back* Stellung. Jespersen

---

[1] Da ich dies einst gegen Sweet bemerkte, antwortete er: „I too can pronounce *father* with tonguetip on the teeth. You forget that a back vowel may be advanced. The term 'back' is necessarily a rough approximation to a full definition. Pressing down the middle and fore part of the tongue brings the root of the tongue into prominence without any retraction".

[2] Ich finde nachträglich, dass Kingsley auf stomatoskopischem Wege wesentlich zu demselben Resultat gelangt ist, IZ III 230; vgl. unten zu Techmer.

stimmt also in wesentlichen Punkten mit Sweet überein. **Ich bemerke schliesslich: je mehr sich die Zunge vorne hebt, desto mehr nähert sich** der Laut *ü*; je weiter hinten sie sich hebt, desto näher *å*. **Wenn sie sich in der Mitte hebt, nähert der Laut sich den „gemischten" Vokalen, deren Bildung Vietor nicht richtig erkannt hat. S. unten zu Techmer.**

Die Darstellung des bekannten deutschen Dreiecks mit *a* unten, wie Vietor sie giebt, und die sich nach S. 21 schon bei Hellwag 1781 findet, ist viel anschaulicher und mit der wirklichen Lage der Artikulation übereinstimmender, als die früher gewöhnliche mit *a* als Gipfel. S. 18 ff. giebt V. eine gute Übersicht und Kritik der Forschungen über die Eigentöne sowie der verschiedenen phonetischen Systeme. Doch scheint er mir zu viel Rücksicht auf den Engländer Evans (*Spelling Experimenter* II 1882)[1] zu nehmen, dessen System wohl nur teilweise den Namen eines wissenschaftlichen verdient; so setzt dieser z. B. *u* in *cut* ganz nahe dem frz. *e* in *que*, und engl. *e* in *her* dem schwed. *ö* in *höra*; d. h. er verkennt das Charakteristische der Laute und hört mit englischen Ohren. Als echter Engländer versteht Evans nicht die Bedeutung der Rundung; er erklärt *ö*, *ü* ganz falsch als Verbindungen gutturaler und palataler Zungenhebung etc. — S. 28 ff. giebt V. eine Beschreibung und Kritik des Bell'schen Systems. Vgl. die interessanten Äusserungen Sweet's im Nachtrage S. 224 der ersten Auflage: „The difficulties of Bell's system lie in the vowels themselves. The discrimination of 36 vowel sounds is really equivalent to pronouncing perfectly at least 6 languages — and how many can pronounce a single language besides their own?" Diese Worte Sweets scheinen mir recht eigentlich den Nagel auf den Kopf zu treffen. — Mit Unrecht haben Vietor und Western Bell's ursprüngliche[2] unrichtige Definition der

---

[1] Über den Inhalt s. Vietor Phon.[2] 26-28. Vgl. auch Evans, *On the Bell Vowel System*, in Vietor's Phon. Stud. II, 1 ff. Was die Abhandlung zunächst beweist, ist, dass die Vokale auf mehrere abnorme Weisen gebildet werden können; man kann zur Not eine Art *œ* ohe Rundung hervorbringen, aber nicht ein vollkommenes. Die Zeichnungen Evans' sind vielfach fehlerhaft; *e* wird hier ein hinterer Vokal! *o* soll sogar subuvular sein! Diese Abhandlung muss mit viel Kritik gelesen werden.

[2] Bell V. S. 72 definiert *mixed* als „Back and Front", sagt aber zugleich p. 73: „From the Low Back to the High Front the Cavity of the mouth is progressively diminished, the mixed vowels being intermediate to the Back and Front vowels". Dies, die mittlere Stellung, ist nach Sweet (s. unten bei Techmer) die eigentliche Ansicht Bells; die Bestimmung 'back + front' sei nur eine praktische Anleitung dazu, die mittlere Stellung zu finden. Wenn dem so ist, ist es entschieden zu tadeln, dass Bell p. 38. 74 die doppelte Zungenhebung auch graphisch dargestellt hat. Es würde klarer gewesen sein, wenn Bell sich nur an die wissenschaftliche Bestimmung gehalten hätte. Auch später kehrt bei Bell dasselbe Schwanken zwischen den zwei Bestimmungen wieder, so ist in *Sounds and their Relations* (1882) in der Zeichnung die mittlere Zungenstellung dargestellt, aber im Text p. 8 noch 'back + front'; p. 41: the term mixed means that the Qualities of Back and Front are combined in the intermediate or 'Mixed' varieties. Thus: endeavouring to modify the mid-front [*e* in *men*] by simultaneously sounding the mid-back [*a* in *father*], the result will be the mid-mixed vowel — the sound of *e* in French *que* etc." In *Science* (1883) spricht er von *a middle position* etc. Vgl.

gemischten Vokale als durch doppelte, sowohl gutturale als palatale Zungenhebung gebildet angenommen, statt der richtigeren Sweets eine mittlere Stellung d. h. Hebung der Mittelzunge gegen den harten Gaumen. Dies scheint mir auch die unmittelbare Beobachtung zu lehren. Ich kann z. B. bei der Aussprache von *ə* im norw. dän. *Gave*, d. *Gabe* keine doppelte Hebung, wohl aber eine Hebung der Mittelzunge von der *a*-Stellung aus beobachten. Später, bei Beyer Frz. Phon. 163, scheint Vietor geneigt, die Kategorie „gemischt" ganz zu verwerfen: „Gemischt heisst von vornherein nichts Bestimmtes und ist bedenklich als Terminus. Zwei Reihen (vordere und hintere) scheint mir auch im System besser als drei". Die „gemischte" d. h. mittlere Reihe ist gerade eine der wichtigsten Entdeckungen der englischen Phonetik und durch ihren eigentümlichen dumpfen Klang leicht zu erkennen. S. 37 ff. folgt nun die Beschreibung der einzelnen Vokallaute, nach Gruppen (*u*-Laute, *o*-Laute, *a*-Laute etc.) geordnet, so dass in jeder erst die deutschen, dann die englischen, zuletzt die französischen behandelt werden. Es ist wohl eine Frage, ob der Verf. nicht besser gethan hätte, die drei Sprachen auseinander zu halten, vgl. Western Engl. Stud. XI 327. In der Beschreibung der englischen Laute schliesst sich Vietor in der zweiten Auflage besonders eng an Sweet (im *Elementarbuch*) an. Vietor findet die englische Aspiration der anlautenden Konsonanten fast ebenso stark wie die der deutschen und schreibt daher poor *pʰûa* etc. Ich wie Sievers[3] 138. 154 finde die engl. Aspiration bemerkbar schwächer und möchte einfach *pūə* vorziehen. — Vom kurzen *u* in *good book* heisst es S. 40, dass vor einem stimmhaften Konsonanten sowohl *u* als der Kons. halblang gesprochen wird, z. B. *pull p'ûl.* Richtiger würde es heissen: jeder kurze Vokal kann vor Stimmlauten besonders unter dem Satzton halblang gesprochen werden, indem sich die Länge oft auf Vokal und Consonant verteilt, z. B. good *gů[ů]dd*, *bă[ă]dd*, vgl. Sievers Phon.[3] 162. Sweet Elb[2] 11, HES[2] 274. Dies wird auch im Abschnitt über Quantität, wo es eigentlich hingehört, S. 197 erwähnt. — S. 52 bemerkt V., dass er ein langes frz. *ó* nicht kennt, auch kurzes *ó* nur vor *m* und *n* kennt. Vgl. dazu meine Bemerkungen zu Trautmann, oben S. 101, und Western a. O. 329. Das frz. kurze *o* hat in der gewöhnlichen gebildeten Aussprache überall denselben Laut: *bónne dót*, *móde*, *école.* — Nicht ganz klar ist mir Vietors Darstellung des kurzen engl. *ɒ* in but. Erst wird es für den Londoner Dialekt ohne weiteres als kurzer *a*-Laut gegeben; dann heisst es, dass es von vielen Gebildeten in anderen Teilen Englands durch einen „gemischten Laut" (*œ*) mit geringer Vorder- und ebensolcher Hinterzungenhebung ersetzt: nut *nœ̂t* st. *nát* etc., S. 57. 61. Ich würde sagen, dass engl. *ɒ* in *but* zwischen 'back' und 'mixed' schwankt, indem es sich bald mehr dem *a*, wie in London (Cockney), bald mehr entrundetem midmixed *ó* nähert, wie gewöhnlich im gebildeten Englisch. Nach Sweet HES[2]

Techmer IZ I 157. Sweet ist der erste, welcher die richtige Bestimmung klar und unzweideutig gegeben hat; er kann daher gewissermassen als der Entdecker dieser Kategorie angesehen werden. Vgl. unten zu Techmer.

275, Phon. Primer 72, kommt im Westenglischen ein noch *a*-ähnlicherer Laut, 'the full mid-back-narrow' vor; dieser Laut, den Sweet 1883 mit ostnorw. in *gott* identifizierte, klang mir kaum verschieden vom Cockney-Laut in *but, buss*, der aber nach Sweet l. c. zu low-mixed-wide neigt[1].

S. 86 behandelt V. diesen Laut unter den gerundeten Vokalen; er ist hier geneigt, Sievers' von ihm selbst zurückgezogene Angabe, dass dieser Laut „weiter nichts als ein *ö*² mit passiver Lippe sei" als berechtigt gelten zu lassen. Wie kann es aber dann zu den gerundeten Lauten gehören? — 63 ff. Unter frz. *a* und sonst finden sich einige Angaben der Quantität, bei welchen es hätte bemerkt werden sollen, dass die Aussprache schwankt. So habe ich *tasse* auch kurz (*tås*) gehört; nach dem Ursprung sollte eigentlich *tace* geschrieben werden, vgl. ital. tazza, sp. taza, pg. taça, vom arab. *ṭass ṭassa* (Devic, Dict. de Littré, Suppl.); das arab. س *sîn* wird regelrecht so vertreten, s. Gröbers Grundr. d. rom. Phil. I, 402. *Tăsse* verhält sich also wie *chăsse, făsse* aus afrz. chace, face. Die meisten Neueren lehren jedoch *tasse tās* auszusprechen, so z. B. Passy Sons² 40. Überhaupt scheint die Aussprache a vor urspr. *s* im Begriff, analogisch auch vor s = ç einzudringen, besonders in der Volkssprache. So ist nach Mitteilung von Passy maçon *măsõ* jetzt gewöhnlich[2]; sehr interessant ist die irrtümliche Schreibung *mâçon* Frç. parlé 102, *colimâçon* ib. 90, was ²98. 106 berichtigt ist. Auch espace *ęspas* Frç. parlé 113, entrelacés *ãtrəlăse* ib. 31. Cauvet, La vraie prononciation frç. 10, hat sogar chasse *šăs*, was ganz ungewöhnlich ist; gewöhnlich scheidet man chasse *šås* Jagd, châsse *šăs* Reliquienschrein. Besonders in gelehrten Wörtern ist die Quantität vielfach schwankend, z. B. *atŏne* und *atōne*, jedoch am wenigsten bei *a*, weil sich hier mit der Quantität auch die Qualität ändert. Auch sonst überwiegt gewöhnlich kurze oder halblange Aussprache[3], was auch Vietor im Prinzip anerkennt: „Sonst schwanken vielfach die französischen Vokale zwischen halber Länge und Kürze". S. 198. Western geht Engl. Stud. XI, 331 zu weit, wenn er glaubt, dass volle oder fast volle Länge im Frz. nur rhethorischer Natur ist; volle Länge ist in Fällen wie *răison, măison, păsser, âne* bei voller Betonung konstant; die Aussprache *mèson* ist nur provinziell; *âne* fällt nie mit *Anne, canne* zusammen. Bei Enklise dagegen findet natürlich Kürzung statt, so *fête de Dieu* oft kurz, aber *c'est sa fête* immer lang. Auch ist das lange *a* in Fällen wie *nătion*,

---

[1] Brieflich bemerkt Sweet: „The Cockney *but* certainly has a mixed, wide vowel, but this is not what I feel to the polite sound, which is mid-back-narrow-advanced.

[2] Als ich Passy fragte, ob er die Aussprache von *matin* wie *mâtin, maçon* wie *mâçon* kenne, welche Mehrere behaupten in Paris gehört zu haben, antwortete er: „*mătẽ* est du dernier vulgaire. Au contraire, nous disons toujours *măsõ* (*masõ*); je connais à peine la prononciation *måsõ*. La différence entre nous et les faubouriens de Paris est que ceux-ci font a encore plus grave et plus long: presque *m̊āsõ*. De même pour *passer, casser*, etc. Presque tous les Parisiens disent *băr, kăsról*. Moi, je dis *bår, kåsról*, et même *bårõ*".

[3] S. meine *Romanische Quantität*, Phon. Stud. II 150; vgl. unten zu Passy.

nominātion in der jetzigen gebildeten Aussprache stark hervortretend, bei V. unrichtig als kurz gegeben, s. oben S. 57. — Nicht ganz genau sind die zwei *a* in engl. *care* und in *man* durch dasselbe Zeichen *æ* gegeben; besser dürfte wohl *kǣə*, *män* sein. Sweet Handb. 110 bemerkt ausdrücklich, dass der erstere Laut nie in den zweiten übergeht. — Je te le dis wie *žö t l di* gesprochen (nach Plötz, S. 89) ist nicht französisch, weil die drei Konsonanten auf einander nicht geduldet werden. Entweder *žətlədi* oder *štöldi*. — Bei Erwähnung von *r*, *l* in *libre, pourpre*, *bible* etc. S. 89 wird nicht ausdrücklich gesagt, dass die Aussprache in pausa und in Verbindungen verschieden ist; man sagt: *á tábl̥!* aber *lá táblə-rǭd* (le table ronde), nur vulgär *lá-táb-rǭd*.

In frz. Versen soll nach S. 89 das stumme *e* häufiger [als in der Prosa] lautbar werden. In Wirklichkeit wird auch in der Tragödie das *e* gewöhnlich nicht anders als in der Prosa gesprochen; im Gesang ist es bekanntlich anders. Vgl. Passy, Phon. Stud. I, 120. Nicht damit zu verwechseln ist der auslautende Gleitlaut, der ebensowohl in der Prosa, in der gesprochenen Sprache, als im Vers vorkommt, und fast wie ein schwaches *ə* lautet, nach stimmhaftem Stimmgleitlaut: digne *diŋ'* od. *diŋᵊ*, vide *vid' vidᵊ*, sud *syd' sydᵊ*. Der Stimmlaut verlängert sich hier einen Augenblick über die Öffnungsexplosion hinaus. Nach stimmlosem stimmloser Gleitlaut: dot *dót*, s. Passy Sons[2] 64. Es ist aber ein merkwürdiger Umstand, dass sowohl der stimmhafte als der stimmlose Gleitlaut mitunter zu wirklichem *ə* wird, besonders unter dem Einfluss des Satzaccents in pausa, jedoch, wie mir scheint, häufiger vor einer kleineren, suspensiven, als vor einer abschliessenden Pause: Quand on veut que le vin de Bordeaux vieillisse vit*ə*, on l'expédie sur mer. Die Stimme findet in dem *ə* einen „point d'appui", bes. für die „cadence suspensive" der Satzmelodie. Es ist natürlich gleichgültig, ob das Wort in der traditionellen Rechtschreibung mit *e* oder mit Konsonanten schliesst. So kann man *dótə* neben *dót*, den Namen Max als *máksə* neben *máks* hören, worüber Jespersen, Phon. Stud. II, 91 bemerkt, dass das *ə* in diesen Fällen äusserst variabel ist, „und das Vorkommen scheint wesentlich durch das Quantum Atem, das dem Sprechenden noch zur Verfügung steht, geregelt zu werden . . . Das auslautende *ə* wird offenbar ebensowenig als ein der Sprache zugehöriger Laut aufgefasst, wie der ähnliche Laut, den der Deutsche oft einem *und* anhängt, wenn er nicht recht weiss, was er weiter sagen soll".

Ich meinerseits habe z. B. A. Darmesteter auf diese Weise in Vorträgen sprechen hören: sentiment *publique,* accent *tonique.* Ebenso auf der Bühne in den Précieuses Ridicules Sc. 5: Premièrement, il doit voir au temple, ou à la promenade, ou dans quelque cérémonie *publique*, la personne dont il devient amoureux.

Dies ist also eine allgemeine Erscheinung der lebenden, gesprochenen Sprache und keineswegs auf den Vortrag von Versen beschränkt. Wenn man das *ə* im Vers von einigen auch in anderen Fällen sprechen hört, so ist das nur Künstelei oder Überrest alter Tradition; zum natürlichen Vortrag gehört das nicht. Im grossen Ganzen gilt also: die Aussprache der Verse ist dieselbe wie die gute Aussprache der Prosa.

Auch über die Konsonanten S. 107 ff. hat Vietor viele wertvolle Bemerkungen. Die Reihenfolge ist hier: Laute mit Mundöffnung — mit Mundenge — mit Mundverschluss. Die süddeutschen „tonlosen Mediæ“ werden jetzt „schwache Tenues“ genannt, S. 109 vgl. 163. 164. Vietor zeigt sehr gut die Berechtigung und die Vorzüge der norddeutschen stimmhaften Aussprache, die sich in Deutschland jetzt mehr und mehr verbreitet. Wenn Vietor S. 111 mit Evans meint, dass das dentale *r* „gemischt“ mit doppelter Zungenhebung ist, so kann ich ihm nicht beistimmen. — Was mit dem in der deutschen Umgangssprache vorkommenden *fâtr* statt *.fâtər* S. 150 gemeint ist, ist mir nicht recht klar; *fātr̥* (mit stimmlosem *r*) kann wohl nicht gemeint sein; wenigstens kenne ich im Norddeutschen keine solche Form, dagegen wohl in norw. Dialekten (*åkr̥*, s. unten), im frz. titre *titr̥*, und im Slawischen, z. B. russ. poln. *teatr*, russ. вѣтръ, *vjetr̥* poln. wiatr *vjatr̥* etc. Ein norddeutsches einsilbiges *fātr* mit stimmhaftem *r* ist wohl unerhört; gesetzt, ein stimmhaftes *r* wäre möglich, so würde es gleich eine neue Silbe bilden; ich kenne im gew. Deutschen nur *.fātər* od. *fātəɹ*. Eine ähnliche Unklarheit findet sich 155: „Ob man silbiges *l* in able etc. gelten lässt, ist mehr eine Frage der Form“. Dies kann ich unmöglich zugeben. Der Stimmlaut in engl. Wörtern wie $\bar{e}^{i}b'l$ ist so kräftig, dass es unmöglich ist, das Wort als einsilbig gelten zu lassen. Wenn V. bridle als *braidəl* statt *braid'l* bezeichnet, so ist dies dadurch zu entschuldigen, dass auch Engländer bisweilen denselben Fehler begangen haben; vgl. Sweet Handb. 88: *lĭt'l* suggests *lĭtəl*. Es bleibt aber nichts desto weniger ein Fehler. Dass V. den Unterschied nicht scharf aufgefasst hat, hängt wohl mit seiner Behandlung der Silbenfrage zusammen, welche mir nicht ganz klar scheint. Dieselbe Unklarheit kehrt Germ. Pron.[1] 30 wieder, wo V. von den deutschen Endungen *-el, -em, -en, -er* sagt: „it is indeed not easy to distinguish *əl, əm* etc. from the simple consonants *l, m, n, r,* in syllabic function“.

S. 192 ff. Zweiter Teil, Das Sprachgefüge, giebt eine klare Übersicht der wichtigsten Verhältnisse der Lautverbindung, wie Artikulationsbasis, Dauer, Klang, Stärke, Höhe etc. Die französische Artikulationsweise wird im Gegensatz zur englischen sehr gut so charakterisiert: „Die Zunge neigt zu vorgeschobener, enger und bestimmter Artikulation, und die Labialisierung ist sehr energisch“. Das von V. auf der englischen Bühne gehörte emphatische det^{h}, sogar tet^{h} statt dead (S. 163. 203) scheint mir mit deutschen Ohren gehört und in Wirklichkeit falsch. Nach S. 204 ist der engl. Hauptton und dem entsprechend auch die Nebenaccente weniger stark als im Deutschen, was mir sehr fraglich scheint. Die Tonintervalle der Rede setzt Vietor 209. 210 m. E. viel zu klein an, wenn er in Sätzen wie „Scheint die Sonne?“ „Die Sonne scheint“, keine grösseren Intervalle als einen halben Ton hört. Ich stimme hier Merkel und anderen bei, die viel grössere Intervalle wahrnehmen. Übrigens gesteht Vietor auch selbst, dass er sich hier nicht sicher fühlt. Das Buch schliesst mit mehreren Proben in phonetischer Schreibung und mit einem ausführlichen Wort- und Sachregister.

W. Vietor, *German Pronunciation:* Practice and Theory.

Heilbronn, Henninger Bro.s 1885. 123 S. Hauptinhalt: The 'Best German'. — German Sounds, and how they are represented in Spelling. — The letters of the Alphabet, and their phonetic values. — German Accent. — Specimens. Dieses kleine Buch darf als die beste und verständlichste Darstellung der deutschen Aussprache für Ausländer angesehen werden, abgesehen von Einzelheiten, worüber man verschiedener Ansicht sein kann (vgl. die Besprechung von Techmer, IZ III 385). Das Buch ist besonders angehenden deutschen Phonetikern zu empfehlen, um die Eigenheiten des deutschen Lautsystems und sein Verhältnis zum englischen zu studieren, was die beste Vorbereitung zum Studium anderer fremden Laute und der allgemeinen Phonetik ist. Auch über die wichtigsten provinziellen Eigentümlichkeiten giebt Verf. gute Auskunft, z. B. über das Hannover Deutsch S. 6. Verf. hat der engl. Phonetik das Opfer gebracht, Bells Terminologie zu gebrauchen, obgleich er nur zum Teil seine Analyse billigen kann. Die Darstellung der Lautbildung ist natürlich dieselbe wie in der *Phonetik* desselben Verf.s.

Wenn wir jetzt von den Leistungen der Deutschen zu denen der Engländer übergehen, bemerken wir sogleich, dass diese die entgegengesetzte Neigung haben: sie halten sich an Thatsachen und lieben nicht Abstraktionen; sie verlieren daher über der Mannigfaltigkeit oft die Einheit aus dem Auge. Aber auch diese praktische Neigung hat ihren Nutzen. Es ist klar, dass man vom Faktischen ausgehen muss. Grade in England ist daher die Phonetik in neuerer Zeit am wesentlichsten gefördert worden. **A. J. Ellis'** *Essentials of Phonetics,* London 1848, gehört noch zu der älteren Schule und wird hier nur der Vollständigkeit wegen erwähnt. Der eigentliche Bahnbrecher ist

Alex. Melville Bell[1] in seinem Werke *Visible Speech,* the Science of Universal Alphabetics, or self-interpreting Physiological Letters, for the Writting of all Languages in One Alphabet, London 1867. Dieses Werk geht zunächst auf eine schäfere Analyse der Laute und ihrer Bildung aus, als bisher

[1] 'Professor of Vocal Physiology, Lecturer on Elocution' etc., auch Taubstummenlehrer, Verfasser eines trefflichen Werkchens: *Elocutionary Manual*; jetzt in Washington wohnhaft.

in England geschehen. Es kommt dem Verfasser dabei nicht so sehr auf die wirklich vorkommenden Laute als auf die gesamten möglichen Lautstellungen an, und hier zeigt er eine ausserordentliche Klarheit und Schärfe der Beobachtung. Im Anschluss daran hat der Verf. eine allgemeine Lautschrift konstruiert, die für jeden Laut die Stellung und Funktionen der Sprachorgane zeigt, so dass man aus den Zeichen sogar früher unbekannte Laute herausfinden kann. Es ist dieses das Alphabet, das der Verf. „*Visible Speech*", sichtbare Rede, nennt, und es lässt sich nicht läugnen, dass dieser etwas anspruchsvolle Titel durch das Resultat gerechtfertigt scheint. Das System ist öfters dadurch bewährt worden, dass Eingeborene und Ausländer Herrn Bell schwierige Wörter aus verschiedenen Mundarten und fremden Sprachen diktierten, und dass dann Andere, die das Alphabet gelernt, aber nichts vom Diktieren gehört hatten, hinzukamen und die Wörter, ohne sie zu kennen und zu verstehen, vollkommen richtig aussprachen[1]. Dieses Alphabet ist auch ungleich praktischer, genauer und vollständiger als die von Deutschen erfundenen symbolischen Lautschriften. Mein Haupteinwand gegen das Buch ist, dass die Darstellung allzu trocken und schematisch und zu wenig erklärend ist. Das ganze Buch ist eigentlich nur ein Verzeichnis von Zeichen mit kurzen, knappen Definitionen in der eigentümlichen Terminologie des Verfassers; welche Laute aber gemeint seien, wird in der Regel nicht erwähnt. Erst S. 93—94 wird ein systematisches Schema gegeben, wo die wichtigsten Zeichen mit Lauten verschiedener Sprachen ganz kurz zusammengestellt werden. Überhaupt werden nicht die Laute selbst, sondern nur die Lautstellungen beschrieben. Die treuesten Anhänger Bells meinen nun, dies sei eben der Vorteil der Darstellung, weil sie den Leser zwinge, sich die Laute selbst zu bilden. Praktisch ist es aber fast unmöglich dies nach den Anweisungen Bells zu erreichen. Unter Anleitung des Verfassers oder eines mit dem System vertrauten Lehrers würde das Buch vielleicht ein genügender Leitfaden sein, aber ohne solche Hülfe wird es den Meisten unverständlich bleiben. Die grossen Entdeckungen

---

[1] Ellis' Bericht hierüber s. *Visible Speech*.

Bells auf dem phonetischen Gebiete haben wegen der Unzugänglichkeit der Form nicht die ihnen gebührende Anerkennung gefunden, und haben besonders im Auslande nicht die Aufmerksamkeit erregt und den Einfluss geübt, den sie verdienen. Ausser einem kleinen Kreise von Fachmännern, die alle Bells Schüler gewesen, ist „Visible Speech“ so gut als unbekannt geblieben. Weil daher dieses Werk in der Regel kaum angeschafft oder studiert werden wird, will ich hier kurz seine wichtigsten Eigentümlichkeiten hervorheben. Das eigentlich Epochemachende bei Bell ist seine Systematisierung der Vokale. Während die Deutschen teils wie Merkel bei jedem Vokal ängstlich nach jeder kleinen Änderung der Mundstellung spähen ohne doch ein System bilden zu können, teils wie Sievers in den Grundzügen 1. Ausg. unendliche Reihen von Übergangslauten annehmen, von denen nur die Endpunkte sich bestimmen lassen, hat dagegen Bell mit sicherer Hand die drei oder vier charakteristischen Momente erfasst, welche die Lautqualität bestimmen, und hat danach seine Lautschrift gebildet. Er ist danach im Stande, auch unartikulierte Laute, wie Husten, Niesen etc. auszudrücken. Bell ordnet die Vokale nicht nach ihrer Lautähnlichkeit, sondern ausschliesslich nach der Mundstellung. Zwar scheint es eine natürliche Vokalskala zu geben; dem reinen *a* am nächsten liegt das hohe französische *a* in *patte*, dann das engl. *a* in *man*, dann das breite *æ*, dann das offene *e*, dann das geschlossene *e*, dann das offene *i* (zwischen *e* und *i*), dann das geschlossene *i* etc. Wenn man aber alle Vokale einer Mehrheit von Sprachen durchgeht, zeigen sich die bekannten Reihen ungenügend; bei vielen Lauten ist man uneinig oder ungewiss, wohin man sie stellen soll, und es wird subjektiver Willkür zu viel Raum gelassen, als dass sich auf dieser Grundlage ein erschöpfendes und strenges System aufbauen liesse. Obschon die Zahl der Vokale in der Gesamtheit der menschlichen Sprachen eine unendliche ist, lassen sie sich doch auf einige wenige Hauptformen oder Hauptstellungen reduzieren. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die meisten bekannten Vokallaute entweder mit diesen zusammenfallen oder Modifikationen, Zwischenstufen davon sind. Es giebt drei horizontale und drei vertikale Hauptstellungen. Die Vokale sind entweder hintere (*back*, velare), wenn die Zunge

zurückgezogen und gegen den weichen Gaumen gehoben wird, wie bei *a* in *father,* — oder vordere (*front,* præpalatale), wenn die Zunge vorgeschoben und gegen den vorderen Gaumen gehoben wird, wie bei *i* in *be, machine,* — oder gemischte (*mixed,* mediopalatale), wenn die Zunge eine mittlere Stellung einnimmt, indem die Mittelzunge gegen den mittleren Gaumen gehoben wird, wie bei engl. *err* oder norddeutschem *e* in *Gabe* [s. Exkurs unten]. Sodann sind die Vokale nach der grösseren oder kleineren Entfernung der Zunge vom Gaumen hohe (*high*), mittlere (*mid*) oder niedrige (*low*). Eine jede von diesen Stellungen kann gerundet (*rounded,* labialisiert) sein durch Rundung und Verengung der Mundöffnung. Endlich kann jeder der so gewonnenen Vokale entweder primär (*primary*) oder weit (*wide*) sein. Hierüber sagt Bell S. 71: „Primary vowels are those which are most allied to consonants, the voice-channel being expanded only so far as to remove all 'fricative' quality. [Dies gilt eigentlich nur von Vokalen hoher Zungenstellung.] The same organic adjustments form 'wide' vowels when the resonance-cavity is enlarged behind the configurative aperture; — the physical cause of 'wide' quality being retraction of the soft palate, and expansion of the pharynx". Hier haben wir den schwierigsten Punkt im Bell'schen System, die Kategorie „*wide*", bei deren Aufstellung mehr subjektive Empfindung als unmittelbare Wahrnehmung im Spiele ist. Bell meint, dass z. B. der offene *i*-Laut im engl. *fin, finny, pity* dem frz. in *fini, pitié* gegenüber nicht auf geringerer Hebung der Zunge, sondern auf grösserer Schlaffheit und Erweiterung des Kehlraumes beruhe. Hiervon ist es nun sehr schwer sich zu überzeugen; ich fühle zwar auch eine Art Erschlaffung, aber nicht im Pharynx, eher in der Zunge und der Mundhöhle. Sweet, der früher Bell's Meinung teilte, ist jetzt zu einer ähnlichen Ansicht gekommen. Die Schwierigkeit der Durchführung dieser Distinktion erhellt übrigens aus der Uneinigkeit und dem Schwanken der engl. Phonetiker über diesen Punkt[1]. — Bell's Werk enthält eine Menge neuer Ent-

[1] Vgl. Sweet, *Handb. of Phon.* 110: „The narrowness [narrow = primary] of all Engl. vowels is uncertain, especially the diphthongs (ij), (e*i*h), (uw), and (oo[1]), which may all be pronounced wide, although they seem generally to be intermediate between narrow and wide". Allerdings

deckungen und genauerer Bestimmungen von Lauten, die früher nicht richtig beschrieben oder bestimmt worden, so vom russ. *y* (ы), wie oben erwähnt. Aber auch Bell ist nicht immer unfehlbar. Wenn er auch als Lehrer für Ausländer Gelegenheit gehabt hat eine Menge fremder Sprachen zu beobachten, so scheint er doch mit keiner derselben eigentlich vertraut. Es ist überhaupt auch für einen Phonetiker nicht genug einen fremden Laut einige Male aussprechen zu hören; auch er muss sich an den Laut gewöhnen; am besten ist es, wenn er sich in mehrere fremde Sprachen wirklich hineingelebt hat. Es kommen darum auch bei Bell einige fehlerhafte Bestimmungen fremder Laute vor. Die Vokalqualität der französischen Nasenlaute richtig aufzufassen scheint für einen Engländer fast unmöglich zu sein. Bell stellt eine Menge Variationen auf, obschon jeder frz. Nasenlaut nur eine anerkannte Aussprache hat. Sowohl Bell[1] als Ellis[2] sind über die eigentliche Vokalqualität des frz. *an* unsicher. Bell hört in *an* bald *a* in *father*, bald tiefes a in schott. *father*, bald einen mit *å* verwandten Laut, „the low-mixed-narrow-round" (nach Ellis 192 das österreichische *a* in 'Euer Gn*a*den', Sweet Handb. 30). Dies kommt der populären englischen Auffassung von frz. *on* wie engl. *ong* ziemlich nahe. Man spricht in England bekanntlich *encore* wie *„ongcor"*, *dansant* wie *„dongsong"* und kann es nicht von *donc sont* unterscheiden; *n'entends pas* wird *„nongtongpaw"* etc. Bell hört in frz. *on* dieselbe vokalische Basis wie in *homme,* was entschieden falsch ist. Ich will hier

---

meint Sweet nicht, dass es ungewiss ist, ob die einzelnen Laute „eng" oder „weit" gebildet sind, sondern nur, dass die Aussprache schwankt.

[1] *Visible Speech* S. 78: „The precise oral qualities of the French nasals must be settled by native orthoepists. We write in accordance with, at least, a very general usage" etc. Sweet schreibt mir hierüber: „Bell never seemed to me to be in doubt about the French nasals. The fact is, he was careless about his authorities, and may have heard them pronounced by provincials or foreigners. Nor did I waver, my analysis being the same as yours, except that I wrote (æh*n*) instead of (œ*n*). I used to confuse these sounds to some extent, until I learnt the Swedish ŏ in *fŏr*".

[2] EEP 67: „The reference [by Wallis] to the French *entendement* is of very little assistance. We know how the present English stumble over the French nasals. We may hear now *ǫŋtǫndmǫn*, *ǫŋtǫŋdmǫŋ*, *ăŋtăŋdmăŋ*, and it is very difficult to determine what is the oral basis of the orinasal vowel, so strangely is it modified by the nasal vibration. Most French writers refer it to *a* ... but English people refer it to *ǫ* ... very few keeping it distinct from Fr. *on*". Ellis selbst giebt S. 3 frz. *an* den Laut des *a* in *father*.

meine eigene Auffassung der vokalischen Qualität der französischen Nasalvokale in der landesüblichen Aussprache notieren. *A* in *an* ist das „reine" a in *lâche*, *pâte*, nicht das schwach palatale *à* in *patte*[1]. Dieses „reine" a klingt aber gewöhnlichen englischen Ohren sehr tief, ungefähr wie ihr eigenes *aw*, das mit *o* in *not, song* nahe verwandt ist. Somit ist das Beispiel *nongtongpaw* in doppelter Beziehung erläuternd. Auch die meisten englischen Phonetiker vermögen sich von diesem Eindruck nicht ganz zu emanzipieren. Der Vokal in *vin* ist ein sehr breites *æ* wie das schwedische (und ostnorwegische) in *kär* (lieb), *bära* (tragen, gebären), oder noch breiter wie engl. *a* in *man*. „Garsong du *pang!* Garong du *vang!*" worüber Thackeray Misc. I, 221 (Book of Snobs) spottet, ist somit nicht so schlimm, was die Vokalqualität betrifft. Der Vokal in *on* ist das offene *o* im deutschen Volk[2] („the mid-back-wide-round"), nicht das schwach *ö*-haltige *ó* in *homme, bonne dot* („the mid-mixed-wide-round"). Der Vokal in *un* ist offener als *eu* in *peuple, beurre*, und ist mit schwed. und ostnorweg. *ö* in *för* (früher) identisch („the low-front-narrow-round"). — Nicht

[1] *An* mit palatalem *a* (*á*, *ä*) auszusprechen ist pikardisch, vgl. bei Molière *ainfaint* etc. im Monsieur de Pourceaugnac. Diese Aussprache besteht noch heutzutage. Meine französische Lehrerin in Paris, M[lle] Guemain, die ein sehr scharfes Ohr hat, hörte eine Spur dieser Aussprache bei einer fremden Dame und fragte sie, ob sie Pikardin sei. „Mon Dieu, comment savez-vous cela?" antwortete diese; „je suis à Paris depuis vingt ans, et tout le monde me prend pour Parisienne". — *An* mit labialem *a* ausgesprochen scheint dagegen poitevinisch. In 'La gente Poitevinrie' aus dem Jahre 1572 (1660) findet sich *chonsons* f. chansons, *grond* f. grand, *grons* f. grands etc. S. Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. No. 1. Joret, Rev. Crit. XVI 2. 285 bemerkt hierzu: „Dans certains patois, comme ceux du Bessin et du Cotentin, l'*a* de *an* paraît être plutôt *å* que *á*. Quant à la prononciation *än* de *an*, elle n'est point propre à la Picardie, c'est en particulier celle du Bocage normand". — Nach Darmesteter, Romania I 164, ist *on* f. *an* auch altburgundisch. — Nach Beyer, Lautsystem 58 findet sich diese Aussprache auch in der Champagne; nach ihm ist auch das Pariser *ã* tiefer als å. — Nach Rambeau, Die Phonetik 11, findet sich *ǫ̃* f. *ã* in Elsass und in der Schweiz. Jespersen Phon. Stud. II 92 hat auch in der Pariser Umgangssprache besonders bei Kindern eine gewisse Neigung zu *ǫ̃* f. *ã* bemerkt. Hagelin, Stomatoskopiska Undersökningar 6 sagt sehr gut: „Zungenartikulation bei *ã* wie bei *å*, unter den niedrigsten Volksklassen (z. B. *les camelots*) wird *ã* wie *ǫ̃* gesprochen, *scandale* wie *scondale*". — Ich habe diese Aussprache bisweilen auch bei Gebildeten als individuelle Eigentümlichkeit beobachtet. So hörte ich einst den Schauspieler Mounet-Sully in starkem Affekt *vengeance* fast wie *vonjonce* sprechen; derselbe spricht oft auch *â* ungewöhnlich tief. Einige, die sonst ã sagen, sprechen im Gesang fast õ. Vgl. Passy, Changem. 233-4.

[2] Oder wie frz. *o* in *fort; o* vor *r* wird aber gewöhnlich mit dem offenen Laut von *o* in *dot* ausgesprochen, nur länger. (Vgl. oben.)

einmal bei englischen Lauten ist Bell's Analyse immer unfehlbar. So sieht er *th* als „divided" an, d. h. mit Verschluss mitten im Munde und Öffnung an beiden Seiten gesprochen, was eine Art *l* hervorbringen würde. Auch *f* ist ihm „divided", was höchstens als individuelle Eigenheit vorkommt[1]. Aber diese vereinzelten Beobachtungsfehler beeinträchtigen nicht das System als Ganzes. Mit Bell's *Visible Speech* ist für die Lautphysiologie ein ganz neuer Grund gelegt, namentlich was die Vokale betrifft. [Exkurs über die „gemischten" Vokale. Die neuentdeckte Kategorie der „gemischten" Vokale oder Mittelzungenvokale ist besonders wichtig, obgleich nicht von allen Phonetikern gebührend gewürdigt. Zum besseren Verständnis füge ich folgende Erläuterungen hinzu. Eine teilweise Ahnung des Richtigen liegt schon in Lepsius' Definition des slawischen *y* als „*u*-Artikulation der Zunge mit *i*-Artikulation der Lippen"; nur muss statt [des deutschen] *u* eine weiter vorne liegende Zungenartikulation gesetzt werden. Genauer bestimmt sind die „gemischten" Vokale durch Hebung des mittleren Zungenrückens gegen den mittleren Gaumen[2] gebildet. Diese Artikulation liegt in der Mitte zwischen der *u*-Lage und der *i*-Lage. Wenn wir das deutsche *u* in *du* sprechen und dann bei bewahrter Lippenrundung die Zungenenge (kleinste Zungenöffnung) bis an Mittelzunge und Mittelgaumen vorschieben, enthalten wir das „gemischte", zwischen *u* und *y* klingende norwegische *u* in *hus*. Wenn wir nun das deutsche *u* entrunden, entsteht ein sehr dunkler, unbestimmter Laut, der etwas an *ə* erinnert, aber offener und noch „unartikulierter", mehr „guttural" klingt; es ist dies der Vokal im gälischen *laogh*. Wenn wir nur bei unveränderter entrundeter Lippenstellung ebenfalls die Zungenenge bis an die Mittelstelle vorschieben, erhalten wir erst einen dunklen Mittellaut zwischen *i*, *y* und *ə*, welcher gerade das russische und poln. *y* (hier *ɨ* bezeichnet) ist; dann durch weiteres Vorschieben ein wirkliches *i*. Durch Senkung der Mittelzunge erhält man aus dem slaw. *y* ein germanisches *ə*, durch tieferes Senken das tiefe englische *ə̄* in *Sir*, *bird*.

Alle „gemischten" Laute können als Annäherungen an die Indifferenzlage betrachtet werden. Die „absolute Indifferenzlage" oder Ruhelage (Techmer IZ I 109. 140. 146, Tab. I, 1. IV, 15), wobei der Zungenrücken

---

[1] Ich habe diese Eigenheit bei einem verstorbenen Landsmanne bemerkt.

[2] D. h. gegen die Mitte des ganzen (harten und weichen) Gaumens, Techmer IZ IV, 120; doch ist die von ihm angesetzte Grenze „zwischen dem Oberkieferbein und Gaumenbein" (s. IZ I Tab. III 7a) zu eng. In Wirklichkeit sind die „Mittelzungenvokale" bald postpalatal, bald mediopalatal und ändern danach ihren Charakter. Dagegen hören die an der Grenze des harten und des weichen Gaumens gebildeten Vokale (palatovelare Vok., „Gaumenbeinsegellaute" Techmer), wie das frz. *ou*, zunächst der hinteren Reihe als eine vordere Abart an; das frz. *ou* in *cou* bildet den Übergang zum norwegischen postpalatalen *ü* in *hus*. Also werden die Mittelzungenvokale immer an dem harten Gaumen gebildet.

dem Gaumen ganz nahe liegt, bringt nur einen ganz unartikulierten Vokal hervor, ein Brummen, eine Annäherung an den reinen Stimmlaut. Die „relative germanische Indifferenzlage“, die Techmer IZ I Tab. VI, 15 sehr gut darstellt, bildet zunächst den unbestimmten Vokal ə. Bei den andern vokalischen Hauptreihen hat die Mundhöhle, wie Helmholtz gezeigt hat, entweder eine offene, trichterförmige Gestalt (a), oder die Form einer Flasche mit engem Halse (ä, e, i; œ, ö, ü), oder endlich die Form einer bauchigen Flasche ohne Hals (å, o, u)[1]. Hier ist aber noch eine vierte Form hinzuzufügen, mit kleinster Öffnung in der Mitte, also (bes. bei ɨ) annähernd die Form einer doppelbauchigen, in der Mitte verengten Flasche. Durch Erweiterung dieser Verengung entsteht die sanft gewölbte Zungenstellung, die relative Indifferenz, welche das dunkle ə bildet. Durch noch grössere Erweiterung entsteht die schwach gewölbte Zungenstellung, welche das tiefe engl. ə̄ in *Sir*, *bird*, *burn* bildet. ɨ ist also ein zurückgezogenes *i*, ə ein zurückgezogenes *e*, ə̄ ein zurückgezogenes *ä*. Durch diese Zurückziehung und mittlere Hemmung wird der Vokalklang verdunkelt und vertieft. Es bilden sich vielleicht durch die Hebung der Mittelzunge zwei Resonanzräume, deren Töne sich gegenseitig verdunkeln. Diese Erklärung gebe ich mit aller Vorsicht, nur als einen Versuch, und überlasse den Physiologen, ein entscheidendes Urteil zu sprechen.]

A. M. Bell, *Sounds and their Relations*. A Complete Manual of Universal Alphabetics, illustrated by means of Visible Speech. London, Trübner & Co., 1882. Über diese 2. Ausgabe des *Visible Speech* bemerkt Sweet in dem obengenannten Report on Phonetics: „Few works have been so anxiously expected as the promised revision of *Visible Speech* by the author. The progress of phonetics has been so great during the fourteen years that have elapsed since the appearance of that epoch-making work — a progress due, in great measure, to the influence of Visible Speech itself — and M. Bell's views have been subjected to such criticism both by friend and foe, that great curiosity was felt as to how he would meet these changed conditions. The book has at last appeared, and, I regret to say, must be pronounced a disappointing one. Those who, like myself, after a long study of Visible Speech, have been forced to the conclusion that the system not only admits of, but urgently requires supplementing and revision, think they have a right to expect something more than a mere restatement of the matter contained in the inaugural edition. In fact, the idea of popularizing Visible Speech is an unfortunate one, and until the system has been completely tested, and has assumed a permanent form, generally approved of by scientific phoneticians, the attempt to popularize it seems more likely to do harm than good“. „It cannot be denied that Mr. Bell has improved his Visible Speech typography, and that he has so far profited by criticism as to make his exposition less dryly schematic,

[1] Ob diese letztere Bestimmung vollständig richtig ist (sie wird von Lloyd bestritten), lasse ich für den Augenblick ausser Betracht.

nor can it be denied that he has made it clearer by the more liberal use of key-words". Sweet weist schliesslich mehrere zweifelhafte Einzelheiten nach. Ich werde meinerseits nur ein paar Worte hinzufügen. Der Verf. scheint es nicht für notwendig gehalten zu haben, auf die neuere phonetische Forschung Rücksicht zu nehmen. So ist es denn gekommen, dass die Führerschaft der neueren englischen Schule von Bell auf Sweet übergegangen ist. Ich halte es darum nicht für nötig, näher auf das Buch einzugehen. Ich bemerke nur im Vorübergehen einige falsche Bestimmungen, wie *eu* in *peur* S. 51 mit ō in *schöne* gleichgesetzt, indem beide als *low-front-round* bestimmt werden; dies heisst sowohl *peur* (vgl. Sweet, Western, Passy, Jespersen) als noch mehr *schön* einen viel zu offenen Laut zu geben. — Als Darstellung der allgemeinen Phonetik ist dieses Buch schon von Sweet's *Handbook* überholt worden.

A. M. Bell, *Essays and Postscripts on Elocution.* New York, Werner 1886. Eine Sammlung populär geschriebener, recht unterhaltender Abhandlungen über Phonetik, englische Aussprache, musikalisches Element etc., s. die Besprechung von Vietor Phon. Stud. I 75 ff. Für die eigentliche Wissenschaft enthält das Buch wenig Neues.

A. M. Bell, *A Popular Manual of Vocal Physiology and Visible Speech.* London, Trübner 1889. 59 p. Dieses populäre Büchlein, 'intended for the general public and the advanced classes in schools and colleges', habe ich nicht zu Gesicht bekommen und verweise daher auf die sachkundige Besprechung von Lloyd Phon. Stud. IV 114 ff., wo neben aller Anerkennung mehrere wohlbegründete Ausstellungen gemacht werden. S. auch P. Passy, MF IV 93.

A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation* with Especial Reference to Shakspere and Chaucer. 4 Bde. (über den 5. Band s. unten), London 1869 ff., ist eigentlich ein Werk über englische Lautgeschichte. Es enthält indessen eine solche Fülle von Erläuterungen sowohl über allgemeine Lautphysiologie als besonders über neuere englische Aussprache, dass es hier der Vollständigkeit wegen erwähnt werden muss, obgleich es für Andere als Fachmänner zu weitläufig ist. Von dieser bahnbrechenden Arbeit sagt Sweet in der Vorrede seines *Handbook of Phonetics* sehr treffend und lehrreich: „Mr. Ellis's great work on *Early English Pronunciation*, of which four thick volumes have been published since 1869, and which is still in progress, has not only inaugurated the scientific historical study of English pronunciation, but also contains an immense mass of specifically phonetic details, together with the results of German investigation, which were not accessible to Bell, and also those of other phonetic observers, among whom Prince L. L. Bonaparte takes a prominent position. One of Mr. Ellis's most important contributions to practical phonetics is his adaptation of the ordinary Roman alphabet for the accurate representation of minute shades of sound, which is effected without having recourse either to new types or to those

diacritics which make such systems as the well-known 'General Alphabet' of Lepsius impracticable for ordinary use". In diesem Werke hat Ellis im Prinzip seinen früheren Standpunkt aufgegeben und sich an das System Bell's angeschlossen, doch ohne es in seinem Werke vollkommen durchzuführen. Hieraus entsteht öfters eine gewisse Unklarheit der Darstellung, welcher nicht genügend dadurch abgeholfen wird, dass am Anfang des Buches ein Verzeichnis der Lautbezeichnungen mit Beispielen aus vielen Sprachen neben einer kurzen Zusammenstellung mit Bell's *Visible Speech* gegeben wird; man vermisst namentlich eine genauere Erklärung und Beschreibung der Laute und ihres Verhältnisses zu einander. Als Probe drucken wir einige Zeilen davon ab:

A	a	= (ɜ())[1], I. m*a*tto, F. ch*a*tte, (mat·to, shat)
A	*a*	= (ᴔ()), G. m*a*nn, F. matel*a*s, (m*a*n, matl*a*)
: A	ᴀ	= (ᴔ *w*), E. w*a*nt, wh*a*t, *au*gust′, (wᴀnt, whᴀt, ᴀgest·), see (ɔ)
A˛	a˛	Gaelic m*a*th, good, (ma˛); nasal twang
Æ	æ	= (ᴇ()), E. m*a*n, c*a*t, s*a*d (mæn, kæt, sæd)
Ah	ah	= (ə()), occ.[2] E. *a*sk, st*a*ff, gr*a*nt (ahsk, stahf, grahnt)
E	e	= (*e*()), E. m*e*t, G. f*e*tt, F. j*e*tte, (met, fet, zhet), see (ᴇ)
E	*e*	= (e-())[3], E. *a*erial, F. *été* (*e*er·iɐl, *ete*), I. *e* chiuso
: E	ᴇ	= (æ-()), I. *e* aperto, occ. E. m*e*t, G, fett, (mᴇt, fᴇt)
Ǝ	ə	= (ah-()), turned e, written *ə*, E. b*u*t (bət), see (ɜ)
Ǝ	*ə*	= (*ew*)[4] = (œ-()), turned *e*, F. qu*e* j*e* m*e* répente (k*ə* zh*ə* m*ə* r*ə*paᴧt*ə*)
: Ǝ	ɜ	= (a-()), turned ɜ, occ. E. b*u*t (bɜt)
Ɐ	ɐ	= (*æ*()) = (*u*-*w*), turned a, written ɛ, E. menti*o*n, re*a*l, (men·shɐn, rii.ɐl)

Wie man sieht, sind die betreffenden Laute nur wenig oder gar nicht erklärt; erst später, im Verlauf des Buches, erfährt man über die Laute Genaueres. Wenn zwischen einem

---

[1] Formed from (ɜ) [*u* in *but*] by 'widening' or distending the pharynx and oral passages (S. 2), d. h. Bell's „mid-back-wide".
[2] Occasional. [Eig. Bell's „mid-mixed-wide".]
[3] Formed from (e) [*e* in *bet*] with narrowed pharynx (S. 2).
[4] Formed from (*e*) [fr. *é*] by 'rounding' or labial modification (ib).

a-Laut im ital. *matto,* frz. *chatte* und einem anderen im deutschen *Mann,* frz. *matelas* unterschieden wird, so ist dieses unklar. Eigentlich ist mit ersterem engl. *a* in *father* gemeint; hierbei ist aber zu bemerken, dass das kurze frz. *a* in *chatte, patte* etwas mehr palatal ist als der engl. Laut. Mit dem zweiten *a* ist eigentlich das breite schottische a in *father* gemeint, welches dem frz. *a* (*â*) in *pas, pâte* sehr nahe kommt, obschon es nicht damit vollkommen identisch ist[1]; das deutsche *a* in *Mann* ist aber gewöhnlich oder sehr oft vom italienischen in *matto* nicht verschieden; es müsste denn angegeben werden, welcher Dialekt gemeint sei. Das frz. 'que je me repente' (nicht répente) wird gew. nicht wie Ellis angiebt ausgesprochen, sondern *kə ž'mə r'pãt*; das auslautende *e* auszusprechen wäre südfranzösisch. Mit Unrecht setzt Ellis S. 4 dän. *d* in *Ved* (Holz) dem engl. *th* in *thee* gleich; Sweet hat den Unterschied in seiner trefflichen Abhandlung *On Danish Pronunciation* S. 15 richtig bestimmt [vgl. oben S. 5]. Dagegen hat das isländische *ð* in *við, faðir* genau denselben Laut wie das englische stimmhafte *th*. In der genauen Abschätzung der Laute bleibt noch viel nachzubessern. Wenn man aber auch mit der Lautbestimmung des Verfassers nicht immer einverstanden sein kann, so muss man doch überall seinen grossen Fleiss und Scharfsinn bewundern. Was seine Lautbezeichnung betrifft, ist sie zwar für den Druck bequem, aber nichts weniger als leicht zu lesen; zwar haben die gewöhnlichsten europäischen Laute die gewöhnlichen Bezeichnungen; aber wenn man für die verschiedenen Nuancen bald cursive, bald umgekehrte, bald mit diakritischen Zeichen versehene Zeichen verwendet findet, wird es einem beinahe unmöglich alle diese Zeichen im Gedächtnis festzuhalten. Hieran ist auch das Willkürliche und Inkonsequente der Anwendung vielfach Schuld; der Verf. scheint die Zeichen gewählt zu haben, je nachdem das Bedürfnis sich geltend machte.

[Im IV. Teil giebt Ellis eine sehr lehrreiche, vergleichende Darstellung der gebildeten neuenglischen Aussprache. Zu den Eigentümlich-

---

[1] Wie Ellis das frz. *matelas* aussprach, klang das letzte *a* mir bemerkbar tiefer als im Französischen, zunächst wie ein Zwischenlaut vom frz. *â* und engl. *aw*. Ellis bemerkt EEP 108 selbst, dass er zur Labialisierung des tiefen a geneigt ist.

keiten des Verf. gehört, dass er den diphthongischen Charakter der engl. langen Vokale i *name*, *no* nur schwer oder als Ausnahme anerkennt, EEP 1108 ff. 1152. Doch hörten sowohl Murray als Sweet und ich selbst ē^i, ō^u sogar in Ellis' eigener Aussprache. Ellis 1110 hat aber Recht darin, dass das erstere Element länger als das zweite ist, und spricht sich daher mit Recht gegen die Sweet'sche Bezeichnung *ei*, *ou* als irreführend aus. Auch darin hat Ellis Recht, dass das zweite Element besonders vor einer Pause oder unter dem Nachdruck, dagegen weniger in der flüchtigen oder schnellen Rede hervortritt. „I think that generally the vanish [das zweite, flüchtige Element] vanishes when the utterance is rapid, as in *ăorta*, *ăerial*. So far as I have yet observed, my usage is much the same as that of other educated speakers, from whom I rarely hear anything like a real (*éei*), and this I attempted to note by (*ee*'j) or (*ée*'j), where (*ee*) glides into „palatalised voice" of some sort" (IV 1111, vgl. V, 80*).

Eine Eigenheit, die Ellis mit vielen gebildeten Engländern teilt, ist, dass er *man* fast wie *men*, *bat* fast wie *bet* etc. spricht, wie ich selbst bemerkt habe. Vgl. EEP 106. 1147. V 79*. Ellis unterscheidet nicht oder kaum *ir* in *bird* von *u* in *but*, oder *burn* von *bun*, s. S. 128.]

Seit der 1. Ausg. der EPh ist inzwischen von dem grossen Ellis'schen Werk *Part V* erschienen, enthaltend „Existing Dialectal as compared with West Saxon Pronunciation". 88 + 835 S. mit 2 Dialektkarten. London 1889. Dieser stattliche Band, eine wahre Fundgrube für die Phonetik der englischen Dialekte, zeugt wieder von der unermüdlichen Arbeitskraft und der scharfen Beobachtung des Verfassers, dem es gelungen ist, jeden noch so abgelegenen Winkel mit seiner Forschung zu durchdringen. Ich mache hier besonders auf *The Table of the Dialectal Palaeotype* S. 70* ff. aufmerksam, welche nicht nur ein Verzeichnis der dialektischen Laute ist, sondern eine allgemeine, vergleichende phonetische Lauttafel, die als eine verbesserte und vervollständigte Ausgabe der im I. Band gegebenen betrachtet werden kann. Die Laute werden hier durch Vergleichung und sonstige Beschreibung, mit Verweisen auf die Bestimmungen anderer Phonetiker, so genau und deutlich als möglich beschrieben. Erst aus dieser Tafel kann man sich einen rechten Begriff von dem ungeheuren Umfang der bis in die feinsten Einzelnheiten gehenden Studien des Verf. bilden. Durch die Zusammenstellung mit der möglichst vollständigen Sammlung der dialektischen Lautformen wird natürlich auch die gebildete englische Aussprache um so genauer bestimmt.

Ein paar Einzelheiten bemerke ich noch. Mit Unrecht betrachtet

Ellis V 79* und sonst das frz. und kontinentale *d, t, n* als alveolar statt (post)dental. Das frz. *d* in *dent* ist einfach postdental, s. Passy, Sons² 20; so auch Jespersen Art. 43; nach ihm tritt der postdentale Charakter noch mehr im Isländischen und Färöischen hervor.

Das engl. *l* definiert Ellis V, 83* so: „the tip of the tongue resting on the hard palate some way from the gums, coronal (l)", was ich nicht erschöpfend finden kann, wie aus anderen Stellen meines Buches genugsam hervorgeht[1].]

Da man noch keine kurze und klare Darstellung der Resultate der englischen Forschung auf diesem Gebiete besass, bewog ich während eines Aufenthaltes in London [1876] den hervorragendsten Schüler Bell's, Mr. Henry Sweet, Präsidenten der *Philological Society*, dazu, eine solche zu liefern. Die Antwort auf mein Gesuch war folgende vorzügliche Arbeit.

Henry Sweet, *A Handbook of Phonetics*, including a Popular Exposition of the Principles of Spelling Reform. Oxford, Clarendon Press 1877. London Macmillan. 216 S. kl. 8⁰. Preis 4*s*. 6*d*. Der Verfasser hat seinen Vorgängern gegenüber den Vorzug, mit allen germanischen Hauptsprachen und deren Aussprache vertraut zu sein, wie er auch ihren Mechanismus zum Teil eingehender als die Eingebornen selbst analysiert hat. Über das Studium der Phonetik im Allgemeinen sagt der Verf. in der Vorrede S. XII: „The proper way of studying phonetics is, of course, to go through a regular course under a competent teacher, for phonetics can no more be acquired by mere reading than music can. Those who have no teacher must begin with carefully analysing their own natural pronunciation, until they have some idea of its relation to the general scale of sounds. They can then proceed to deduce the pronunciation of unfamiliar sounds from their relations to known sounds, checking the results by a practical study of the languages in which the new sounds occur". Das Buch selbst enthält erst einen allgemeinen Teil, der in einer eigentümlich klaren und scharfen Weise die feinsten Lautnuancen in das System einordnet, und eine universelle Lautbezeichnung mit lateinischen Buchstaben, welche die systematischste ist von allen bisher vorgeschlagenen der Art; aber auch sie ist schwer zu lesen und liesse sich mit Vorteil vereinfachen[2]. Der Verf.

---

[1] Nachdem Obiges geschrieben ist, erfahre ich mit Bedauern, dass der gewiegte Forscher Oktober 1890 gestorben ist.

[2] Statt diakritischer Zeichen zieht der Verf. es vor mehrere Zeichen zu verbinden, was die Bezeichnung sehr verwickelt und ungefüge macht; so bezeichnet (aı) langes *a*, was sich einfacher durch *ā* (a̤) [*a*., *a*·] oder

unterscheidet S. 8 die süddeutschen „pure nasal vowels“ von den französischen Nasalen „in which there is **guttural compression** as well as nasality“; im Anhang S. 211 zweifelt er jedoch daran und meint, es sei nur „a greater lowering of the uvula; vgl. meine Bemerkungen oben S. 59. Statt der *primary vowels* Bell's gebraucht Sweet das im Gegensatz zu *wide* bezeichnendere *narrow* und präzisiert in folgender Weise die Definition Bell's: „In forming narrow vowels there is a feeling of tenseness in that part of the tongue where the sound is formed, the surface of the tongue being made more convex than in its natural 'wide' shape in which it is relaxed and flattened. This convexity of the tongue naturally narrows the passage — whence the name. This narrowing is produced by raising, not the whole body of the tongue, but only that part of it which forms, or helps to form, the sound“ (S. 9). „A narrow vowel may be widened by trying to utter it as lazily and listlessly as possible, without altering the position of the tongue“ (S. 10)[1]. Dies ist für die richtige Aussprache von Wörtern wie *pity* sehr lehrreich. Der Verf. macht geltend, dass diese Distinktion sich auch auf Konsonanten erstreckt, so sei frz. *ou* in *oui* „narrow“, engl. *w* in *we* „wide“; mir ist zugleich der frz. Laut [trotz Vietor[1] 32; vgl. unten zu Passy] mehr vokalisch, s. oben S. 56. S. 16 giebt der Verf. das auf der folgenden Seite befindliche Schema der wichtigsten Vokallaute. Wie man sieht, sind nicht Beispiele für alle Vokalstellungen gegeben; dies sind Vokale, die entweder noch nicht aufgefunden oder zweifelhaft sind; hierüber genauere Erläuterungen S. 25 ff.: „Extended List of

---

aa ausdrücken lässt; den dänischen Stosston durch x zu bezeichnen, z. B. ehn slæx'm o'ɪx'n max'n) = *en slem ond Mand* (ein schlimmer böser Mann) sieht verwirrend aus; ebenso wirkt vorgesetztes v für den schwedischen zusammengesetzten Ton störend: (hən vtalar vsvenska) = *han talar svenska* (er spricht schwedisch); gewöhnlich braucht man `: *ta`lar*. Die sogenannten 'mixed vowels' werden durch ein nachgesetztes *h* bezeichnet: (Gaɪbeh) = d. *Gabe*; ein Punkt über dem Vokal würde einfacher sein. Was aber mehr als alles andere die Lautschrift Sweet's unverständlich macht, ist, dass er sie nicht nach Wörtern teilt, sondern nach betonten Silben, z. B.: (dh*i*se'zdhʌ thæhɪɪd) = this is the third. — Gewöhnlich bezeichnet Sweet (wie Ellis) die Lautschrift mit Parenthese.

[1] Sweet, Sound Notation 24: „The narrowing of *back* sounds appears, however, to be due to tension and consequent advancing of the uvula, often with a simultaneous sympathetic retraction of the tongue. the flexible soft palate has, therefore, the same function in the back of the mouth as the flexible front of the tongue has in the front of the mouth“. Auch Jespersen Art. 27 findet es wahrscheinlich, dass der weiche Gaumen hier eine Funktion hat. Ich sehe in der Annäherung der Zungenwurzel an das Gaumensegel „hintere Rundung“, s. oben S. 90.

General Table of Vowels.[1]

NARROW.			WIDE.		
ʌ high-back [Gael. *lao*gh]	**ih** high-mixed N.[2] Welsh tag*u* [Russ. s*y*n]	**i** high-front Fr. f*i*ni [d. *i*hn, s*ie*]	**A** high-back	*i*h high-mixed Occ.[3] Engl. pretty	*i* high-front Engl. b*i*t [p*ity*] [N. Germ. F*i*sch]
ɐ mid-back Engl. b*u*t	**eh** mid-mixed Germ. Gab*e* [Dan. Norw. Gav*e*, Swed. goss*e*]	**e** mid-front Fr. *été* [Germ. S*ee*]	**a** mid-back Engl. f*a*ther [It. p*a*dre, N. Germ. V*a*ter]	*e*h mid-mixed Engl. *e*ye (*e*h[*i*h])	*e* mid-front Dan. tr*æ* [Germ. M*ä*nner, *Ä*hre, Engl. m*e*n]
ɒ low-back Occ.[3] Sc. b*u*t	**æh** low-mixed Engl. b*i*rd	**æ** low-front Engl. *ai*r [Swed. l*ä*ra]	*a* low-back Sc. f*a*ther [S. Germ. V*a*ter]	*æ*h low-mixed Engl. how (*æ*h[*u*h])	*æ* low-front Engl. m*a*n
NARROW-ROUND.			**WIDE-ROUND.**		
u high-back Fr. s*ou* [Germ, d*u*, It. Sp. t*u*]	**uh** high-mixed Norw. h*u*s	**y** high-front Fr. l*u*ne [Germ. *ü*ber, Dan. L*y*s]	*u* high-back Engl. f*u*ll [Germ. M*u*tter]	*u*h high-mixed Norw. h*u*ska [E. J*u*ly]	*y* high-front Germ. sch*ü*tzen [Dan. L*y*st]
o mid-back Germ. s*o* [Fr. s*eau*, It. dol*o*re]	**oh** mid-mixed	**ə** mid-front Fr. p*eu* [Germ. sch*ö*n, T*ö*ne]	*o* mid-back N.[2] Germ. St*o*ck [v*o*ll]	*o*h mid-mixed Fr. h*o*mme [Norw. Sw. Dial. godt]	*ə* mid-front N.[2] Germ. sch*ö*n[5] [Germ. V*ö*lker, Fr. p*eu*ple]
ɔ[4] low-back Engl. s*aw*	**ɔh** low-mixed	**œ** low-front [Swed. f*ö*r]	*ɔ* low-back Engl. n*o*t [f*o*lly]	*ɔ*h low-mixed	*œ* low-front

[1] Ich habe hier einige vom Verf. gemachte Verbesserungen eingesetzt, wie Norw. h*u*s f. Swed., Norw. h*u*ska f. Swed. *u*pp. Ich habe einige Beispiele in Klammern hinzugefügt. [2] North. [3] Occasional(ly). [4] Für umgekehrtes *o* wird umgekehrtes *c* gebraucht. [5] Gew., z. B. in Berlin, wird *ö* in *schön* geschlossen, s. oben bei Trautmann.

Key-Words". Wenn man dieses System studieren will, kann man am leichtesten mit dem langen geschlossenen *i* in *ihn, sie* anfangen; wenn man aus dieser Stellung den Zungenrücken allmählich senkt, sonst aber dieselbe Spannung und Form der Zunge behält, erhält man erst das geschlossene *e* in *See*[1], dann das breite *æ* im schwedischen (Stockholmischen) *lära* (lehren, lernen), welches auch hie und da in Deutschland, besonders im Süden vorzukommen scheint. [Man glaubt zwar die Zunge vertikal zu senken, in Wirklichkeit aber liegt *e* hinter *i*, und *æ* hinter *e*, Sweet Handb. 211, vgl. Sievers³ 96, Jespersen Art. 20]. Auch das offene ital. *e* in *bello, spavento* scheint mir wesentlich derselbe Laut und ist entschieden breiter als das frz. *e* in *belle.* Dann spreche man das offene *i* in *Fisch*, wobei die Zunge loser und schlaffer wird als beim geschlossenen *i*; zugleich ist das „weite" norddeutsche *i* nicht so offen wie das englische[2]. Wenn man von dieser Stellung aus die Zunge senkt, erhält man zuerst das offene *e* in *Mensch,* welches mit *ä* in *Männer* identisch ist, engl. *e* in *men, pen,* dann durch noch tiefere Senkung das engl. *a* in *man*; dieser Laut ist sowohl vom deutschen *ä* als vom breiten skand. *æ* verschieden. Die übrigen Reihen sind schwieriger, aber durch Übung und Aufmerksamkeit doch zu lernen. Bei der Aussprache des engl. *u* in *but* gebe man Acht die Lippen offen zu halten, damit nicht ein *ö* daraus werde; der englische Laut hat mit *ö* gar nichts zu thun, obschon er ein deutsches, skandinavisches oder französisches Ohr daran mahnt; bekanntlich ist es den Engländern sehr schwer *ö* zu sprechen; die meisten sagen dafür (wie für *y*) *u*: „*Mossioo*", „*Mossoo*" f. Monsieur; *un pou* f. un peu etc. Wohl aber mahnt engl. *u* in *but* an *a*, dem es in der Bildung sehr nahe kommt. Daraus wird

[1] Auch hier giebt es mehrere Varietäten. Mir ist das frz. *é* der normale Laut, aber Sweet findet, dass er sich *i* nähert. Vom schwed. *e* in *skepp* (Schiff) sagt er, Sounds of Spoken Swed. 7: „This sound has the strict mid position, and is never raised towards (i), as in French, and still more in Danish". Der schwedische Phonetiker Dr. Wulff aber findet mit mir das [schwed. und] norw. *e* in *se* (sehen) mit frz. *é* identisch. [Schwed. *e* ist nicht ganz so geschlossen wie das norw., s. unten]. Dagegen scheint auch mir das dän. *e* in *se* an *i* etwas zu mahnen; besonders habe ich dies bemerkt, wenn ich mir unbekannte Wörter, z. B. Namen hörte; so nahm ich zu Kopenhagen den Namen *Seekamp* anfangs für *Siikamp*. [Ebenso Jespersen Art. 77. Derselbe Laut im westnorw. *sé*, *vèka*, s. unten.]

[2] Sweet Handb. 132: German (*i*) and (*u*) are not lowered, as in English, towards the mid-positions, and consequently have a closer sound.

es erklärlich, dass *a* im Neuindischen gewöhnlich zu diesem Laut übergeht, vgl. skr. *daça* wie engl. „dusher" ausgesprochen; *a* durch *u* wiedergegeben in indischen Wörtern wie *pundit* (neuerdings auch *pandit* geschrieben) gelehrter Brahmane, Pandit; scherzweise „a *pundit* learned in the law", etc.; in geogr. Namen wie *Sutledj* Ssatledsch, sanskr. Çatadrú etc. (*Punjaub* d. h. *pəndžāb* Fünfwasser eig. persisch; sanskr. Pančanāda). [Sweet, Elementary Sounds 12: „I remember hearing a German waiter calling butter *batə*, and being surprised at the nearness of the two sounds".] Die Deutschen sind noch vor der häufigen falschen Aussprache *bǫt* zu warnen, wozu sie zum Teil durch eine etwas ähnliche amerikanische Aussprache, worüber unten, verführt werden[1]. Wenn man das dunkle germanische *e* in *Gabe,* dän. norw. *Gave,* spricht, wird man gut thun sich darin zu üben, den Laut verlängert auszuhalten, wie es im Gesang häufig geschieht. Dieser Vokal wird mit Unrecht von einigen Phonetikern ausserhalb des Systems gestellt und „Urlaut", „Urvokal", „natürlicher Vokal", von dänischen Sprachforschern „Halblaut" genannt; er hat eine wirkliche, bestimmte Artikulation, die Stellung „mid-mixed"[2]. Das französische dunkle *e* in *vendredi, que* ist vom deutschen in *Gabe* merkbar verschieden, was unter anderem auch daraus erhellt, dass französischen Phonetikern (wie L. Havet) das deutsche auslautende *e* oft beinahe wie *é* klingt, wie Havet mir gegenüber bemerkt hat. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Lauten besteht darin, dass der frz. Laut labialisiert ist und dem offenen *ö* in *peuple*[3] ähnlich oder gleich ist. Darum sagen auch französische Grammatikern ohne weiteres, dass *e,* wenn nicht stumm, wie *eu* d. h. *ö* auszusprechen ist. Im Deutschen oder Nordischen aber würde man nicht sagen, dass das dunkle *e* wie *ö* laute, sondern ungefähr wie ein Zwischenlaut von *ö* und *e*[4]. Der Laut liegt nach Vielen zwischen

[1] So habe ich z. B. den berühmten Shakespeare-Vorleser Hermann Linde sprechen hören, der sonst das Englische sehr gut, doch mehr amerikanisch als englisch aussprach.

[2] Zwar kommt diese der Ruhestellung der Zunge sehr nahe, ist aber nicht mit ihr identisch. [Die ə-Stellung ist Techmer's 'relative germanische Indifferenzlage', von der 'absoluten Indifferenzlage' verschieden, s. ob. S. 118.]

[3] Kaum dem geschlossenen *ö* in *feu,* wie Sweet Handb. S. 123 meint. *Que* lautet doch von *queue* immer verschieden, nicht nur in Quantität, sondern auch in Qualität.

[4] Dickens Mut. Fr. I, 200: A youngish sallowish gentleman ... caused a profound sensation by saying, in a raised voice, „ESKER", and then stopping dead. „Mais oui", said the foreign gentleman. „*Est-ce que?* quoi donc?" Dieses 'esker' d. h. *eskə* ist in der dänischen Übersetzung sehr gut durch „*Æske*" (Schachtel) wiedergegeben, was ungefähr ebenso verschieden von dem frz. Ausdruck wie das 'esker' des Engländers lautet. (Beiläufig bemerkt ist „mais oui" hier falsch; es sollte nur „oui" heissen).

ø und *ö*, so Vietor, Trautmann, Beyer, welcher jedoch Lauts. 52 Annäherung an „gemischten“ Laut findet, was er ungenau durch vordere Zungenhebung geschehen lässt. Nach Passy Phon. Stud. I 28 ist frz. *ə* Rundung von halboffnem *e* in *maison*, *aimer*. Jespersen Phon. Stud. II 91 berichtigt dies: „die gewöhnliche Aussprache ist ein *ø* wie in *peu* mit derselben Rundung wie für das *ö* in *peur*“. Später, Art. 78, weniger entschieden: *γ*5gh od. 6gh, d. h. Zungenstellung wie für *ø* oder *ö*, Annäherung an gemischte Lage, vgl. *ə* in *Gabe* = *γ*5h oder hi. Doch setzt Jespersen auch gew. *ö* = *γ*6gh.] — Wenn man nun von dieser Stellung aus die Zunge noch um eine Stufe tiefer senkt, erhält man den englischen Vokal in *burn, bird, sir,* der mit *ö* wirklich etwas Ähnlichkeit hat, und von *u* in *but, bun* bemerkbar verschieden ist. Auch sprechen viele Engländer frz. Wörter wie *amateur* mit diesem Laut aus; so Smart. [Es ist daher ein auffallender Irrtum englischer Phonetiker wie Bell V. S. 94, Sounds 39, und Ellis EEP 1156, V 84*, dass sie die deutlich verschiedenen Vokale in *bun* und *burn* als einen Laut ansehen; Bell macht erst *Essays and Postscripts* 29. 31 die Unterscheidung, aber ohne näher darauf einzugehen. Vgl. Sweet, *Elementary Sounds of English* S. 6. Es fällt weniger auf, dass Ausländer denselben Fehler begehen; vgl. oben zu Körting; Vietor Phon.[2] 96.]

A in *father* ist [wesentlich] das italienische *a* in *padre,* das westnorwegische in *Fader*[1], das norddeutsche in *Vater.* Vom hellen *a* sagt Sweet S. 25: „It may also be advanced to the (*e*h) position, the point of the tongue being kept down, giving a sound which is very like (*æ*), into which it is easily converted by raising the ‘inner’ front of the tongue towards the palate. If the point of the tongue is raised, it passes into (*e*h). This (ˌa) is the regular Danish sound, as in *mand* [Mann; *d* ist stumm], *mane* [mahnen], the long sound being still more advanced than the short. It is also the sound of the long Dutch *a*, as in *vader, maan.* The French *a* tends also towards (ˌa)“. Das dänische kurze *a* in *Mand, Madame* ist in der guten Aussprache offener („reiner“, neutraler) als das frz. *a* in *madame*[2], und vom engl. *a* in *father* nicht wesentlich verschieden. Dagegen ist das lange dänische *a*,

[1] Das Westnorw. nähert sich dem Dänischen, das Ostnorw. dem Schwedischen.

[2] Ich habe mich hiervon überzeugt, indem ich Dänen und Franzosen gleichzeitig dieses Wort aussprechen hörte.

das Sweet bloss als „noch mehr vorgeschoben" bezeichnet, noch mehr palatal als das kurze frz. *a*, und ist oft, besonders im Kopenhagener Dialekt, dem schwed. und ostnorw. breiten *æ* ähnlich oder gleich[1]. — Wenn man von dem *a* in *father* aus die Zunge bis in die „niedrige" Lage senkt, erhält man das tiefe schottische a in *father*, *man,* welches gewöhnlichen englischen Ohren als „fawther", „mon" lautet. [Wie schon oben S. 57 bemerkt, wird das schott. *a* zum Teil, bes. im Süden, wirklich etwas gerundet gesprochen, wodurch der Laut dem engl. *aw* ziemlich nahe kommt.] Das schwed. lange *a* in *ja, matsal* (Speisesaal) ist diesem schottischen Laut sehr ähnlich, das ostnorwegische ist nicht ganz so tief, hat aber besonders in der Volkssprache schwache Neigung zu Labialisierung. [Nach Lyttkens-Wulff ist auch schwed. ā schwach gerundet. Der norwegische Laut ist vielleicht mehr vorne, der schwedische mehr hinten gerundet. Auch in dänischen Dialekten kommt ein ähnliches tiefes a > å vor.] Nicht ganz so tief wie das schottische und von Labialisierung frei, also ganz neutral ist das lange französische a in *pâte, lâche.* Die Franzosen finden, dass die Norweger dasselbe zu sehr wie *å*, mit zu geschlossenem Munde sprechen; es ist also von unserem a merklich verschieden. Das schwedische lange a, das schwedische Phonetiker mit frz. *â* gleich setzen, lautet mir etwas dunkler. Übrigens geht das Schwedische in der Unterscheidung des langen und des kurzen *a* denselben Weg wie das Französische und den umgekehrten wie das Dänische: das lange

[1] Selbst Dänen fassen diesen Laut als *ä* auf, obgleich ihr *æ* in *Træ* (engl. tree) nicht so offen ist wie das schwed.-norw. So in Kopenhagener Vulgärsprache bei Jürgensen, Pennetegninger, Kopenh. 1861: „Gud, Caveline, hörte du hvad han *sæh?*" (Gott, Caroline, hörtest du was er sagte? *sæh* f. *sa* = sagde). Bei Erik Bøgh, Jonas Tværmose II, 116: „De æ naane theologiske *Kendidæter* fra *Læ'egaaren*" (Es sind einige theologische Kandidaten vom Meierhof; f. *Kandidater, Ladegaarden*). — Sweet schreibt mir: „Note that 'the different kinds of *a*' are really perfectly distinct sounds (Dan. *a*, for instance, being really more removed from Swed. long *a* than *i* from *é* or *u* from *o* etc.): their inclusion under one name is simply the result of defective notation". Die Schweden nehmen häufig das dänische *a* für *ä*. So wurde einst ein Däne, der in einer schwedischen Gesellschaft seinen Namen als Baden (*bäđ'n*) angab, den Anwesenden als Herr Bärn (*bärn̥*) aus Kopenhagen vorgestellt. — Ein Grund aber, warum man von verschiedenen Arten von *a* spricht, ist die historische Kontinuität; alle diese Lautnuancen sind aus gemeinnordischem *a* entwickelt und von Alters her so bezeichnet und aufgefasst worden. Auch z. B. das dänische *a* wird, wenn auch an *ä* erinnernd, wird von den Einheimischen als *a* gefühlt.

a ist tief, das kurze hoch oder hell, nach Sweet und Wulff wie das engl. *a* in *father*; mir klingt es meist noch heller, ungefähr wie frz. *a* in *madame*. Ich bezeichne diesen Unterschied so: schwed. *mātsāl* — *falla* oder gew. *fàllà*; dän. *man* (Mann) — *mánə*, vulg. *mæ̅nə* (mahnen). Die dänische Unterscheidung nähert sich der englischen. Im Ostnorwegischen werden dagegen langes und kurzes *a* beide gleich tief gesprochen; nur einige Dialekte haben ein hohes und ein tiefes *a*. Mit *à* fällt der engl. Zwischenlaut, welcher oft in Wörtern wie *past, glass* gehört wird (Smart's 'Compromise', Ellis' Ah), wesentlich zusammen; so bezeichne ich auch das frz. helle *a*: *màdàm*[ə]. Von einem tiefen Zwischenlaut sagt Sweet: „(a) in *father* is liable to considerable fluctuations. It may be lowered nearly to (*a*), as in Italian and Spanish, where it is difficult to decide between (a) and (*a*)". Nach wiederholter Prüfung finde ich, dass das kastilianische *a* in *nada, verdad* zunächst mit dem hellen oder schwach palatalen französischen *a* in *patte, madame* identisch ist, und dass das italienische (florentinische und römische) *a* in *padre, pane, mamma, città* wesentlich das engl. *a* in *father* ist, welches also mit Recht von den Engländern 'Italian *a*' genannt wird; doch klingt das ital. *a* etwas offener und reiner und wird wohl mit grösserer Lippenöffnung gebildet. [Das span. *a* scheint mir immer wie *à* zu lauten, während das it. *a* oft oder gewöhnlich mehr vom reinen *a* hat. Doch ist der Unterschied oft kaum merklich und wird z. B. vom Prinzen L. L. Bonaparte, den ich 1884 zu sprechen die Ehre hatte, bestritten.] Französische Sprachforscher identifizieren das ital. *a* mit ihrem *a* in *madame*, welches ähnlich, aber nicht ganz gleich ist (ital. *madama* klingt vom frz. *madame* bemerkbar verschieden); dagegen finden sie es von *a* in *pâte, lâche* bestimmt geschieden. Die Engländer fassen gewöhnlich frz. *pas* als ihr „paw", *patte* als ihr „pat", dagegen ital. *a* in *padre* nur als ihr *a* in *father*. Auch das weist auf einen Unterschied. [Passy bemerkt richtig: „L'Italien n'a qu'un *a*, intermédiaire entre a et *à*", Sons² 37.] In italienischen Dialekten geht betontes *a* zu *æ*, *e* über, so osttoskanisch *pædre*, emilianisch (romagnolisch) *pèdar*. Das lat. *patrem* ist im Altfranzösischen erst **pàdre, *pädre, *pæđre,* dann *père, pére* geworden; im Neufranzösischen wieder *père* durch Einfluss des *r*. Fast in keinem romanischen Dialekte kommt aber

der entgegengesetzte Übergang von *a* zu *å*, *o* vor, und dieses, die stetige Hellheit des *a*-Lautes, bildet einen der Hauptunterschiede zwischen dem romanischen und dem germanischen Lautsystem. [Vereinzelte Ausnahmen in französischen Dialekten s. oben S. 57; im Südostfranzösischen, s. W. Meyer-Lübke, Rom. Gramm. I, 198; auch in ladinischen und italienischen Dialekten ist betontes *o* für *a* nach Ascoli äusserst selten. — Über die mögliche Einwirkung des Klimas auf die germ. Neigung, *a* zu labialisieren, s. Sweet HES² 55. 57.] Die Übergangsstufe bildet das Westgermanische, besonders das Englische mit seiner uralten Neigung das ursprüngliche *a* zu palatisieren; dann das Dänische; in beiden finden sich aber auch verschiedene Modifikationen von *å* aus ursprünglichem *ā*. [Es ist zu bemerken, dass diese romanische Palatalisierung des *a* wes. nur in einigen Grenzgebieten des urspr. keltischen Bodens stattfindet. Im Altfranzösischen bildet diese Neigung eine offenbare Annäherung an das Angelsächsische; dass sie sehr alt ist, zeigt das aus dem Galloromanischen übernommene ags. *cumpæder* (Pogatscher, Zur Lautlehre der lat. etc. Lehnworte im Ags. 40), wenn dieses nicht nach ags. Gewohnheiten geändert worden ist.]

Das gemein-europäische *u* im deutschen und dänischen *du*, frz. *sou* ist ein rein velar-labialer Vokal („high-back-round"); davon ist das „gemischte" (mittlere) *u* im norw. *hus* (Haus) ziemlich verschieden; Ausländern klingt es wie ein Zwischenlaut von *u* und *y*. Das schwedische *u* in *hus*, *sju* (sieben), liegt dem *y* noch etwas näher und unterscheidet sich etwas vom norwegischen Laut. Es scheint, was die Vokalqualität betrifft, mit dem frz. *u* in *lui* wesentlich identisch[1] zu sein; diesen Laut unterscheiden die gewöhnlichen (nicht phonetisch gebildeten) Franzosen nicht vom gewöhnlichen *u*, d. h. *y*; es ist aber leicht wahrzunehmen, dass er sich davon im Klang sehr wesentlich unterscheidet und wie ein halb konsonantischer Zwischenlaut von *u* und *y* klingt. Auch sehen ihn jetzt französische Phonetiker wie L. Havet, Romania III, 321 als den dem *y* in *lu* entsprechenden Konsonanten an. Vom gemein-

[1] Es sind Schweden, die mich erst hierauf aufmerksam gemacht haben. Wenn nicht identisch, ist der Laut jedenfalls sehr ähnlich [vgl. Jespersen, Phon. Stud. II, 91].

europäischen *u* im frz. *sou* aus erhält man durch Senkung der hinteren Zunge das gemeineuropäische geschlossene *o* im deutschen *so*, *Rose*, frz. *seau, beau, rose, chose*, ital. *Róma, amóre, dolóre*. Das nordische geschlossene *o* (ω) in *Sko* (Schuh, altn. skōr, got. skōhs), *god* (gut, altn. gōðr, got. gōds) unterscheidet sich davon durch die dem gemeineur. *u* entsprechende engere Lippenöffnung[1] sehr wesentlich; Ausländern klingt es wie ein Zwischenlaut von *o* und *u*, oder fast wie *u*. Vom deutschen *so*, frz. *seau* ausgehend erhält man durch Senkung der Zunge das tiefe engl. *aw* in *saw*. Von diesem unterscheidet sich das norw.-schwed. *å* in *så* (so) durch die dem gemeineur. *o* entsprechende, etwas kleinere Lippenöffnung. Das dänische *å* in *Aalegaard* (Aalhälter) ist ein klein wenig offener und so dem

[1] Dieses ist erst von Sweet, *On Danish Pronunciation*, nachgewiesen. „In Danish the two lower articulations, while preserving the same tongue position as [in] English and most other languages, have undergone what may be called a „Lippenverschiebung", *o* being pronounced with the labialization or rounding of *u*, and *å* with that of *o*, *u* itself remaining unchanged". Im Norw. und Schwed. ist auch das *u* verschoben worden. Somit erhalten die nordskandinavischen Vokale *u*, *o*, *å* den entsprechenden normalen Lauten (frz. *sou*, d. *so*, e. *saw*) gegenüber einen eigentümlichen getrübten Klang, welcher für Ausländer sehr schwer aufzufassen ist. Eigentlich besteht zwischen den meisten norw. und schwed. Vokalen der tieferen Reihe (*a*—*u*) eine kleine Differenz, indem die schwed. Vokale den norw. gegenüber verschoben erscheinen. Das ganze Klanggepräge des Schwedischen ist tiefer, darum ist auch das lange schwed. *u* tiefer als das norw. Dementsprechend ist auch schwed. *å* dem gemeineur. *o* ein wenig näher gerückt. Dagegen lautet das offene *o* in *kol* (Kohle) wie norw. *å* in *kaal* (Kohl). Jenen Laut nennen die Schweden „geschlossenes *å*", diesen „offenes *å*"; nur die Stockholmer sprechen beide geschlossen. Beim geschlossenen *o* in *sko* (Schuh), *god* (gut) bemerke ich kaum einen Unterschied, doch scheint mir das norw. immer „high-back", was nach Sweet im Schwed. selten oder zweifelhaft ist. Dr. Wulff findet, dass das norw. *o* im Vergleich mit dem schwed. etwas mehr nach eur. *u* klingt, was hiermit stimmt. Wenn es also einen Unterschied giebt, steht das schwed. geschlossene *o* dem eur. geschlossenen *o* um ein kleines näher als im Norw., folglich *o* und *å* einander ein wenig zu nahe; das Gleichgewicht oder die Äquidistanz ist auf diesem Punkt ein wenig verrückt. Unbetont klingt *o* gewöhnlich fast ganz wie eur. *o*, z. B. in *varor* Waaren, s. Sweet, Spok. Swed. 9. Schwed. *ū* in *hus* liegt, wie schon bemerkt, dem *y* entschieden näher als dem norw. *u*. Darum rückt auch schwed. *y* dem *i* näher als das norw. *y*, welches auch nicht ganz so rein wie das dän. *y* ist. Im Dänischen, wo das lange *a* sehr hoch (palatal) ist, ist auch das offene *å* in *blaat*, *godt* dem gewöhnlichen *a* näher, ebenso das geschlossene *å* offener als im Norwegischen. Dagegen ist ω dasselbe wie im Schwed.-Norw. und *u* das gemeineuropäische; im Dänischen stehen diese zwei Laute einander etwas zu nahe, wie auch *u* vielfach in ω übergeht. Mehrere der oben erwähnten Unterschiede sind kaum merklich und mir erst neulich [1879], besonders nach Besprechung mit Prof. Wulff, völlig klar geworden. Die schwed. Vokale sind also am meisten verschoben, die dän. am wenigsten; das Norw. hält die Mitte. [Vgl. unten skandinavische Phonetik].

engl. *aw* etwas näher, aber doch von ihm merklich verschieden. Eigentlich ist das schwed. *å* ein wenig geschlossener als das norw., daher dem deutschen *o* etwas näher. Darum lehrt man in Schweden immer eur. *o* wie *å* zu sprechen, z. B. das deutsche *Ton* wie *tån* (die Zehe), das doch bemerkbar verschieden klingt. Uns klingt das engl. *aw* zwischen *å* und *a*; der Laut wird nicht genau getroffen durch blosse Verlängerung des offenen *o* im d. *Stock*, nicht einmal durch Verlängerung vom engl. *o* in *stock, dog*. Das engl. *u* in *full* ist darin vom gemeineur. *u* verschieden, dass es „weit" ist, und klingt mit einem Anflug vom skandinavischen ω. Das lange *u* in *fool* ist nach Sweet nicht homogen, sondern schliesst mit engl. *w*, also *fūwl*; mir klingt es mehr wie nach dem Ende zu geschlossener. Überhaupt sprechen die Engländer einen langen Vokal nie ganz homogen aus (ausgenommen wenn sie einen kurzen verlängern), sondern mit einem dunklen Nachhall, also *father* eigentlich wie *fāəðə[r]*. Nach Sweet wird der Nachhall nach *u* und *i* zum entsprechenden Konsonanten [1]; ich möchte in dem Nachhall lieber ein mehr geschlossenes *i*, resp. *u* erkennen, das einen unechten Diphthong bildet. [Auch Sievers bemerkt EPh[1] 432: „Mein Eindruck von engl. *ee, oo* ist der, dass dieselben gegen das Ende hin geschlossener werden; *he, who* verhalten sich also ganz so wie *say, day, low* etc.". Sweet, Elementary Sounds 8, bemerkt, dass „the unconventional stage [i. e. the most advanced English phonetic school], starting from the facts that Englishmen mispronounce the French *i* (both long and short), while Frenchmen mispronounce the English *ee*, comes to the conclusion that the sound of French *i* does not exist in English, and analyses *ee* into the *i* of *bit* [2], followed by the consonant *y*, thus making it a „consonantal diphthong". The English sound answering to Continental (uu) is also a consonantal diphthong — the vowel of *pull* followed by *w*, so that *too* is pronounced (tuw), quite different from the educated Scotch (tuu)". Hierzu Note: „the word *too* when *reversed* (as can easily be done) by Edison's phonograph, gives, not (uut), as it ought to on the conventional theory, but (wut)". Es scheint mir indessen, dass die Zuspitzung oder die

---

[1] Sweet schreibt mir: „It is important to observe that the vowel of *fool* must be either pure narrow (uu), or else diphthongic (*u*w) or (uw) — the usual sound being (*u*w). (f*uu*l) is simply a drawled (f*u*l) = *full* [eine schleppende Aussprache von *full*], and is very common. Englishmen imitate the pure (uu) and (ii) of foreign languages with (*u*w) and (*i*j), never with homogeneous (ii), (uu)".

[2] Lloyd hat Phon. Stud. IV 63 gezeigt, dass dies nicht ganz genau ist, sondern dass das lange engl. *i* in *he, beat* in Wirklichkeit ein Zwischenlaut von *i* und *ɪ*, „the blunt *i*", ist. Vgl. Ellis EEP 1098.

mehr geschlossene Aussprache des letzten Teils genügt, um bei der Umkehrung des Wortes den konsonantischen Eindruck hervorzubringen. — Im Elb[2] 16 vgl. Handb. 73 hat Sweet über diese Verbindungen die Beobachtung gemacht, dass bei *uw* in *too* die Lippen sich allmählich bis zur *w*-Stellung zusammenziehen, ohne Veränderung der Zungenstellung, und dementsprechend dass bei *ou* in *no* die Lippen sich allmählich bis zur *u*-Stellung zusammenziehen, ohne dass die Zunge sich hebt.] — Durch Senkung der Zunge von *u* in *full* erhält man das offene *o* im norddeutschen *voll, Stock, folgen* (das süddeutsche ist zum Teil mehr geschlossen), das mit dem nordischen in *Stok, godt* (gutes) wesentlich identisch ist; doch ist das dänische etwas offener; nach Sweet ist auch das schwedische offener als das deutsche, und zwar „low-back-wide with mid rounding". Auch das italienische in *notte* scheint mir wie das dänische zwischen „mid" und „low" zu liegen, wie auch das it. offene *e* tiefer ist als das gewöhnliche. Um eine volle Stufe tiefer als das deutsche offene *o* ist das englische in *not*, welches von Ausländern oft mit *a* verwechselt wird[1]. *Aw* in *saw* ist davon nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden: *o* in *not* ist „weit", *aw* in *naughty* „eng". Der akustische Unterschied ist aber für Ausländer nicht leicht aufzufassen, und beide Laute werden gewöhnlich auch von Engländern theoretisch verwechselt: die schleppende Aussprache von *God, dog* wird gewöhnlich durch *„Gawd", „dawg"* wiedergegeben; die Phonetiker warnen davor, so Ellis S. 7: „drawled Engl. *odd, God,* different from Engl. *awed, gawd"*. Von *u* in *full* ausgehend erhält man durch Hebung der mittleren Zunge das offene norw. *ù* in *fuld* (spr. *fùll*) voll, *huske*[2] (altn. hugsa, noch dial.) er-

[1] So im vulgär norw. *Sjap*, *Lapskaus* aus engl. *shop*, *lobscouse*. In alten Wörterbüchern wie Olsen's (Kopenhagen 1806) und Bay's (4. Aufl. ebend. 1820) wird die Aussprache von kurzem *o* immer als *a* angegeben. Im 17. Jahrhundert war es Mode *stork* wie *stark* etc. auszusprechen, s. Macaulay, Hist. of Engl. I, 362; Ellis, Earl. Engl. Pron. I, 99 ff. Rest dieser Mode ist *gad*, *egad* f. by God; „By *Gad*, Sir", said the major, Dickens, Dombey II, 8; ein Fluch, der besonders alten Stutzern in den Mund gelegt wird. Vulgär und provinziell: *Lard!* exclaimed Mr. Boffin (Dickens, Mutual Friend I, 73); *Jarge* f. George etc. (Eigentl. hat *o* vor *r* nicht denselben Laut, sondern den von *aw*, wird aber doch hier der Übereinstimmung wegen mit erwähnt.)

[2] Das schwed. *u* in *full*, ein Zwischenlaut vom gewöhnlichen *u* und dem engl. *v* in *but*, ist vielleicht die erste Übergangsstufe des ursprünglichen *u* im Englischen, s. die interessante Auseinandersetzung Sweets in *Sounds and Forms of Spoken Swedish* S. 8. (Vgl. unten, Rez. von Lyttkens-Wulff.) Ich glaube einen ähnlichen Laut im Nordenglischen gehört zu haben. Vgl. Ellis EEP 175. 604. 1094. V 86.

innern, dem bei nachlässiger Aussprache das engl. *ů* in *book, good, curious* sehr nahe kommt. Hieraus entsteht durch Senkung das frz., für uns schwach ö-haltige *ȯ* in *homme, personne, dot*, welches sowohl vom deutschen *o* in *Tonne, Dotter*, als vom engl. in *not* verschieden ist; daher auch ungebildete Engländer es mit *u* in *but* verwechseln. So lässt Thackeray den Yellowplush schreiben: „The nussary [nursery] maids — *buns* they call them in France“, Misc. IV, 120 [frz. *bonnes* Kindermädchen, eng. *buns* Kuchen], vgl. Sweet Handb. 23. Wesentlich denselben Laut hat das kurze offene *o* in der norwegischen Volkssprache z. B. in *godt* (gutes, altn. gott, goth. gōdata), was Ivar Aasen „das vorgeschobene *o*“ nennt; auch in schwed. Dialekten, s. Lundell 117. Das geschlossene *y* in *über, sühnen* wird in Deutschland vielfach dem *i* genähert oder gleich gemacht. Auch das schwed. *y* in *sky* Wolke, *lysa* leuchten nähert sich dem *i*, s. oben. Durch Senkung vom reinen *y* in *sühnen* entsteht das geschlossene *ø* in *Söhne*, welches in Deutschland vielfach in *e* übergeht, wie *y* in *i*; frz. *peu*, norw. *Sø* See, *søt* süss, schwed. *sjö, söt* (oft etwas offener, besonders in Uppland und Stockholm). Durch weitere Senkung hieraus das breite schwed. und ostnorw. *œ* in *för* (früher, für), welches im frz. Nasenlaut *un* die vokalische Unterlage bildet. Geht man von *y* in *sühnen* in die „weite“ Stellung über, so entsteht das offene *y* in *Sünde, schützen* wie es vielfach in Deutschland ausgesprochen wird; das offene *ẏ* des Dänischen und der norw. Volkssprache in *Lyst* (Lust) nähert sich schwach dem *ö*[1]. Durch Senkung vom offenen *ẏ* entsteht das offene *ö* in *Götter, Stöcke*, frz. *peuple*, verlängert in *peur, beurre*; norw. *sødt* spr. *sött* (süszes) = schwed. *sött*. Mir aber scheint, wenn ich vom geschlossenen *ö* in *sød* zum offenen in *sødt* übergehe, nicht nur Erschlaffung sondern auch Senkung der Zunge (wie von *e* zu *æ*) stattzufinden, und das offene *œ* in *för* daraus durch weitere Senkung zu entstehen.

Wenn also auch einzelne dunkle oder zweifelhafte Punkte

[1] In der gebildeten norwegischen Umgangssprache sind diese Zwischenlaute meistens verloren gegangen; man sagt entweder *Löst* mit offenem *ö*, oder um fein zu sprechen *Lyst* mit geschlossenem *y*; *spęllə* (spielen) mit offenem *e* oder feiner („nach dem Buche“) *spille* mit geschlossenem *i*. Man schreibt aber immer *Lyst*, *spille*, wie im Dänischen.

übrig bleiben, deren Aufklärung der künftigen Forschung vorbehalten ist, so merken wir doch hier gleich, dass wir vor einer Wissenschaft stehn; die Abschätzung der Vokale bloss nach dem Gehör und subjektivem Gutdünken ist ein verlassener Standpunkt. Um über dieses primitive Stadium hinauszukommen musste man vorläufig vom akustischen Standpunkt absehen und bloss auf den Mechanismus des Lauts Rücksicht nehmen. Aber Jedermann versteht, dass die Laute ohne ein scharfes und geübtes Ohr nicht genau unterschieden werden können. Je nachdem die Wissenschaft wächst, muss auch die lautliche Schattierung zu ihrem Recht kommen; es gilt nur eine wissenschaftliche Bestimmung derselben zu finden. Was die „enge" und „weite" Vokalbildung betrifft, so bildet die stufenweise Abwechslung derselben, d. h. die abwechselnd partielle und totale Senkung der Zunge meistens auch eine akustisch zusammenhängende Vokalskala. Wenn man z. B. das „enge", geschlossene *i* ausspricht, ist die Zunge am höchsten und konvex; die nächste akustische Stufe ist das „weit" d. h. durch Abplattung der Konvexität gebildete offene *i*; dann kommt das „enge" d. h. durch neue Konvexität, aber in der mittleren Lage gebildete geschlossene *e*, dann mit Abplattung daraus das „weite", offene *e*, dann das in der niedrigen Lage „eng" gebildete breite schwedische *ä*, endlich das daraus „weit" gebildete engl. *a* in *man*. Die „weite Bildung" bildet nämlich in Wirklichkeit eine Erweiterung, s. Exkurs. [**Exkurs über *narrow* and *wide*. Sievers, Phon.³ 33, bemerkt: „Der Unterschied in der Spannung der artikulierenden Organteile ist zweifellos vorhanden, aber ob er das einzige bedingende Moment für die Scheidung der beiden Gruppen ist, muss einstweilen noch dahingestellt bleiben". Ich meinerseits habe mich nach wiederholten Untersuchungen über dieses Problem aller Zweifel nicht überheben können. Es ist bei der Unbestimmtheit der englischen Kategorie nicht wohl möglich, zu einem sicheren, endgültigen Resultat zu kommen. So heisst es einerseits bei Sweet, dass die weiten Vokale aus den engen nur durch Erschlaffung, "without altering the position of the tongue" gebildet werden; andererseits aber, dass bei den engen die Zunge konvex, bei den weiten flach ist, was ja doch eine entschiedene Änderung der Zungenstellung ist. Wenn im Übergang von *i* zu *ɪ* wirklich nur Abflachung ohne jede Senknung stattfindet, so bildet das nur eine Verlängerung, aber keine Erweiterung der Ansatzröhre. Ich leugne gar nicht, dass Verschiedenheiten der Spannung stattfinden; dieselben sind aber nicht von der Wölbung bzw. Abplattung der Zunge abhängig. Das geschlossene *i* z. B. kann mehr oder weniger gespannt oder schlaff sein; vgl. Jespersen, Art. 25, Lloyd, Phon.**

Stud. IV, 58 ff. Ein jedes offenes *i* ist nicht notwendig schlaff, u. s. w. Schon Sweet giebt zu, dass es mehrere Grade der Spannung giebt, und dass z. B. norw. *i* in *fisk* halb weit ist, HES² 2. Sweet sagt auch: „The narrowness of all Engl. vowels is uncertain". Einige nichtenglische Forscher gehen weiter und sind geneigt, alle engl. Laute ohne weiteres als „weit" d. h. schlaff, namentlich in Gegensatz zu den französischen, anzusehen[1]. Wäre die Sache so einfach, würde man leicht darüber einig werden können. Die engl. Phonetiker unterscheiden aber auch im Engl. beide Lautarten. Für mich wie Passy sind die frz. Vokale gespannter als die entsprechenden germanischen, bes. die kurzen. Auch im Englischen sind Unterschiede vorhanden; *ee* in *bee*, wenn auch schlaffer als frz. *i* in *midi*, ist doch gespannter als *i* in *bit*; derselbe Unterschied findet statt zwischen *naught* und *not*. Im schottischen *fāðər*, schwed. *hāt* höre und fühle ich entschieden ein gespanntes a. Das Englische zeichnet sich bekanntlich durch die ausserordentliche Schlaffheit seiner unbetonten Vokale aus. Man sollte nun glauben, dass die betonten Vokale um so gespannter sein müssten; in Wirklichkeit aber scheint die Oberhand nehmende Erschlaffung teilweise auch die betonten Vokale ergriffen zu haben, wiewohl auch diese deutlich ihre Energiemomente haben. Somit ist diese übergrosse Erschlaffung ein speziell englischer Zug, welchen die engl. Phonetiker auch auf andere Sprachen übertragen haben. So sieht Sweet frz. *e* in *net* als schlaff an; er kann sich offenbar ein enges *ẹ* nicht denken, weil engl. *e* in *net*, *pet* schlaff ist. Passy aber unterscheidet frz. *e* in *net* als gespannt vom schlaffen deutschen *e* in *nett*, engl. in *net*. Wie ich *ẹ* spreche, scheint es wesentlich nur durch grössere Öffnung von *e* verschieden; natürlich sind *ẹ* und *e* in kurzer Aussprache immer etwas schlaffer als in langer, selbst in Norwegischen; wie gering aber der Unterschied ist, erhellt am besten daraus, dass selbst Western, ein entschiedener Anhänger des engl. Systems, keinen Unterschied der Spannung findet, Phon. Stud. II 263. Ebenso finde ich engl. *ă* in *man* wesentlich nur durch grössere Öffnung vom norw. schwed. *æ* in *lǣrə* unterschieden; im Spiegel kann ich nur Senkung der Zunge, keine Wölbung bzw. Abflachung oder Erschlaffung entdecken. Dagegen ist germ. *ə* in *Gabe*, norw. dän. *Gave* schlaff, wenn je ein Vokal es sein soll. Dass die engl. Phonetiker gerade diesen Laut *narrow* nennen, macht die ganze Unterscheidung anscheinend sehr problematisch. Es springt doch in die Augen, dass gerade dieses *ə* historisch durch Schwächung, Erschlaffung anderer Vokale gebildet ist, wie es auch durch weitere Erschlaffung ganz wegfallen kann: *hab'*, *nam'*, *Herr*, *Mensch*[2].

---

[1] Grandgent, *Vowel measurements* erkennt die Sweet'sche Unterscheidung nicht an; nach seinen Beschreibungen und Zeichnungen aber findet Sweet alle vorderen Vokale G.s „weit".

[2] Auf meine Einwendungen antwortet Sweet: „I make *e* in *Gabe* narrow, because I find that when Germans lengthen it, they give it distinctly this sound. An Englishman pronounces *Gabe* with a broader sound [*er* in *father*, mid-mixed-wide, Sweet Handb. 27]. I agree with you that *e* in *Gabe* ought to be wide, but somehow it isn't wide. The fault

Auch lässt das unmittelbare Gefühl keinen Zweifel darüber übrig, dass das gewöhnliche germanische ə schlaff ist.

Auch habe ich mich nicht überzeugen können, dass *v* in *but* „eng“, und *a* in *father* die entsprechende „weite“ Form davon ist, vgl. meine Bemerkungen zu Vietor und Jespersen. Im Ganzen scheinen mir also die „weiten“ Vokale einen zu weiten Spielraum bekommen zu haben.

Hierzu kommen noch die Schwankungen der engl. Phonetiker in der Bestimmung der zwei Kategorien. Von der neueren Ansicht Sweet's (1880) über *back narrowing* durch Spannung und Verengung der hinteren Mundhöhle ist oben S. 124 gesprochen. Es fällt aber auf, dass gerade der Vokal, wo diese hintere Spannung und Verengung am meisten offenbar ist, nämlich das tiefe a in schwed. *hat*, schott. *father*, von Sweet als wide betrachtet wird; „narrow“ würde ins System nicht passen; ein jeder wirkliche *a*-Laut ist für Sweet „wide“. Etwas ähnliches sagt Bell von allen weiten Vokalen: „retraction of the soft palate“, etc. V. S. 71 (oben S. 114): „wide vowels have an additional expansion of the soft palate, enlarging the back cavity of the mouth“, *Sounds and their Relations* 10. Diese neuen Bestimmungen tragen natürlich dazu bei, die Unsicherheit der Kategorie *wide* zu zeigen. Vgl. unten zu Passy und Jespersen.

Aus den knappen Beschreibungen der englischen Phonetiker ist es nicht ersichtlich, ob die behauptete Wölbung oder Konvexität der Zunge bei den „engen“ Vokalen in sagittaler oder in querer Richtung zu verstehen ist. In Wirklichkeit ist sagittale Wölbung gemeint, so dass der artikulierende Teil der Länge nach sich gegen den Gaumen empor wölbt. Dies wird auch durch die übereinstimmenden Beobachtungen zwei anderer, von einander unabhängiger Phonetiker, bestätigt. Der Engländer Lloyd, *Speech Sounds*, Phon. Stud. IV 37, sagt: „If the effort is made to produce successively a clear English *i*² [*i*] and an equally clear *i* (*kin*, *keen*), it will be noticed at once that there is a remarkable difference between them For while the tube of the former maintains as even a calibre as possible from end to end, that of the latter is narrower at the middle of its length than it is anywhere else, and widens continuously towards both ends“. Ebenso sagt der Ungar J. Balassa, IZ IV 135 von den ungarischen Vokalen: „„Die langen und kurzen Vokale werden im Ungarischen nicht mit derselben Zungenstellung gebildet; bei der Bildung der kurzen Vokale ist die Zunge flacher, dagegen bei den entsprechenden langen ist der Zungenrücken mehr nach oben gebogen, so dass die Öffnung der Mundhöhle bei den engen Lauten in der Regel etwas enger ist. Die stomatoskopische Fig. je der kurzen und langen Laute ist im Ganzen derselbe, denn die Zunge bleibt in derselben Stellung dort, wo sie sich mit dem Gaumen berührt, nur der obere

---

may be with the Germans: they may be unable to lengthen it without alteration“. Wenn aber Sweet selbst zwischen engem und weitem ə keinen wesentlichen, lautlichen Unterschied bemerkt hat, so zeigt das zunächst, dass jeder Laut sowohl gespannt als schlaff gebildet werden kann. Spannung und Erschlaffung sind nur Gradunterschiede, nicht Artunterschiede.

freie Teil wölbt sich in der Mitte mehr nach oben". Diese Übereinstimmung ist merkwürdig; nach Untersuchung der ungarischen Vokale bei dem Ungar Dr. Finácz y finde ich jedoch die Schlaffheit der kurzen Vokale keineswegs so ausgeprägt wie die der englischen. Doch kann es wohl nicht mehr bezweifelt werden, dass solche Bildungsunterschiede namentlich im Englischen stattfinden. Auch ich glaube etwas derartiges bei dem *i* in *kin* und *keen*, die Wölbung noch besser beim frz. *i* zu beobachten. Aber z. B. bei *ę* in *there* im Gegensatz zu *ä* in *man* kann ich keine solche Wölbung entdecken[1].]

S. 31 kommt eine lehrreiche Darstellung der Konsonanten, die sich durch dieselbe Schärfe und Klarheit der Auffassung wie der vorhergehende Abschnitt auszeichnet, die aber im Einzelnen durchzugehen uns zu weit führen würde. Nur einzelne Punkte können wir hier hervorheben. Nach Sweet können nicht nur Vokale, sondern auch Konsonanten sowohl eng (gespannt) als weit (schlaff) artikuliert werden. So ist z. B. das engl. *s* schlaff im Vergleich mit dem energischen frz. *s*. Spiranten nennt der Verf. „*open* consonants", unleugbar ein praktischer Name. Aus S. 38 erfahren wir, dass das kakuminale *r*, das Sweet „the inverted" nennt, regelmässig in den westlichen Grafschaften Englands und in Kent vorkommt; auch ich habe es häufig in provinzieller engl. Aussprache bemerkt. Vom engl. *l* sagt der Verf. S. 45, es sei gebildet „without palatal modification, but without gutturality" ; er findet dieses von Sievers bestätigt. Ich, wie die meisten Nicht-Engländer, finde, dass das engl. *l* namentlich nach Vokal in derselben Silbe z. B. in *well* einen entschiedenen gutturalen oder besser velaren Klang hat, obgleich es im Vergleich mit dem russischen und polnischen *l* in *stol* nur halb velar genannt werden kann. In Gegenwart eines Polen liess ich einst einen Engländer das Wort *bill* aussprechen; der Pole rief aus: „das ist ja polnisch!" Er glaubte das poln. *byl* (war) zu hören. [Sweet schrieb mir 1880: „The Russians make out that our *l* is like their лъ [*ł*], but we ourselves cannot perceive any resemblance. *Tall*, *hole*, pronounced with лъ are absolutely unrecognizable, as I know by experience. The reason is that they hear Engl. *l* distinct from the Continental *l*, which is

---

[1] Auch Lloyd findet die Bezeichnung *narrow* und *wide* nur bei den *i*- und *e*-Lauten zutreffend. „Their [the E. phoneticians'] use of these terms with respect to other vowels is extremely loose and objectionable; but with respect to *i* and *ĭ* it is perfectly just and clear". Phon. Stud. IV 57; über *e* IV 191.

identical with their лъ". Aber nicht nur Russen, sondern auch andere Europäer z. B. Skandinavier (wie Vilh. Thomsen, Jespersen) Deutsche (Vietor, Trautmann, Beyer), Franzosen (Passy), Portugiesen (Vianna) finden dieselbe Ähnlichkeit[1]. Mir klingt das slaw. *ł* wie ein sehr übertriebenes engl. *l* in *well*; der engl. Velarlaut ist am meisten im Auslaut nach kurzen Vokalen bemerkbar. Das englische *l* entfernt sich vom gewöhnlichen europäischen *l* in derselben Richtung wie das slawische, nur nicht so weit. Trautmann Sprachl. 188 geht jedoch zu weit, wenn er vom engl. *l* ohne weiteres sagt: „Wirklich liegt im Wesentlichen der slawische Laut vor". Ganz mit mir stimmt Jespersen 59 überein: Zungenspitze gehoben, Vorderzunge gesenkt (ausgehöhlt), zum Ersatz Hinterzunge gehoben. Auch Sweet aber kann nicht immer umhin, die Verwandtschaft des *l* mit den Velaren zu erkennen. So sagt er schon HES[1] 74, dass in ne. *chuldrən, myulk* „the *i* has been „gutturalised and labialized into *u* by the *l*". Wie wäre das möglich, wenn nicht *l* mehr oder weniger guttural wäre. In HES[2] 223 erkennt er, dass „*l* in Engl. has always had something of an *u*-timbre". Das ist aber nicht möglich ohne Hebung der Hinterzunge, vgl. Jespersen a. O. Ferner erkennt Sweet HES[2] 57 die engl. Neigung, bei *l* an, „to hollow the fore part of the tongue, which tends to draw away the tongue from the teeth. If this tendency is exaggerated, it results in a general back-modification, which would end in making our concave *l* into a Russian *ł*". HES[2] 275 wird die Lehre von *il* + Kons. so ausgedrückt: „*in children* (i) has been absorbed by an (u)-modified (l), the glide between them developing into a full (u) — (tšuldrən). In *milk* the same rounded *l* has become syllabic, and the preceding vowel has become a glide-vowel — (mjlk), sometimes (mjulk)". Ebenso *mjlk* Elb[2] 17 etc. Weder die Auffassung *mjulk* noch *mjlk* vermag ich mir anzueignen; ich höre entschieden nur *mi̯lk* mit vokalischem *i̯* und konsonantischem, *u*-haltigem *l*, und so hören es auch alle anderen ausser Sweet; vulgär fast *miuk*, Kilburn *kiubən*, ebenso höre ich gewöhnlich *tši̯ldrən*, selten das nachlässige *tšuldrən*. Deutsche Analoga sind oberschlesisches *mjūx* aus **milx*, Voelkel, Changement de l'*l* en *u* 25; im Berner Dialekt *miux* nach Mitteilung von Prof. A. Tobler.] Das normale *l* finde ich im frz. *elle, belle*; es ist auch das nordische in *vel* wohl, *alle* alle. Das frz. *l* ist vom mouillierten d. h. palatalen *l* in *fille*, wie es noch provinziell lautet, bestimmt verschieden, wie auch unser nordisches *l* vom dialektisch[2]

[1] Vgl. Vietor, Phon.[2] 155; Germ. Pron. 50. Trautmann, Sprachl. 188. Beyer, Frz. Phon. 59. Passy, Phon. Stud. I, 36. Vianna, Romania XII, 35. Jespersen Art. 59: „[Engl. *l* in *milk*] is not formed so far back as the Russian, which is perhaps often formed so far back as j or k [prävelar od. uvular], as sometimes the uvula vibrates when the contact is formed". Vgl. oben S. 65.

[2] In einigen norw. Dialekten findet sich eine eigentümliche unvollkommene Doppelung eines mouillierten Lautes, wie Palatal + Dental. Ich bezeichne diese Aussprache so: *ái̯le* alle, *ái̯ne* Anna, *ói̯de* (Ortsname).

vorkommenden palatalen Laut. Das deutsche *l* wird oft mit Annäherung an das slawische *ł* ausgesprochen, so habe ich z. B. den Namen *Schulze* sprechen hören. [Nach Beyer Frz. Phon. 59 wird in mehreren Gegenden Deutschlands, in Mecklenburg, Westfalen, Thüringen mundartlich, bisweilen auch von Gebildeten „ein dem engl. ähnliches *l* gebildet mit schaufelförmig zurückgebogener Zungenspitze und leicht gehobener Zungenwurzel".] Wie im Polnischen das palatale *l* vom frz. *l* in *elle* nicht erheblich verschieden ist, so finden alle, die selbst ein mehr oder weniger gutturales *l* haben, dass das normale *l* palatal klingt. Das halbgutturale *l* scheint aber in Deutschland nicht auf die ursprünglich slawischen Gegenden beschränkt; ein noch stärker gutturales *l* kommt im Holländischen und Schottischen vor. Das frz. stimmlose *l* in *table* wird von Sweet dem isl. *hl* in *hlaða* gleichgesetzt, es wird aber nicht wie dieses mit starkem Hauch, sondern nur stimmlos ausgesprochen und wird bekanntlich in der Vulgäraussprache stumm: *la tab'*. [Sweet bemerkt hierzu: „Not necessarily 'gleichgesetzt', although both belong to the category (lh)". Passy hat den Unterschied ganz richtig beschrieben, Sons du français 12. 19.] Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Franzosen englische Wörter wie *table, mutton* mit stimmlosem *l, n,* also in einer Silbe auszusprechen: *tébl̥, mötn̥* (statt *tēib'l, mvt'n* [1]), was einen sehr sonderbaren Eindruck macht. — S. 56 beginnt Part III: Synthesis, oder die Verbindung der einzelnen Laute zu Silben, Wörtern und Sätzen. Auch hier ist viel zu lernen. Diphthonge werden als Verbindungen von Vokalen mit „glide-vowels" [2] definiert; *ae* bilde einen ebenso guten Diphthong als *ai*, und *ao* als *au*, was dem oben über skandinavische Diphthonge Entwickelten zu Statten kommt. Von dem uneigentlichen Diphthong *ēi* im engl. *name, take* heisst es S. 70: „the first element is generally (e) or (*e*), but in the broad Cockney pronunciation it is (æ)". [Anfangs, in den fünfziger Jahren, kam mir wie Ellis dieser Laut immer geschlossen vor,

---

Aber auch vollkommene Doppelungen kommen vor: *dlle*, z. B. im nördlichen Stift Bergen.

[1] Mit *'l, 'n* bezeichne ich hier stimmhaftes silbenbildendes *l, n.* Vgl. Meine *Selection of Phrases*, Christiania 1881, p. 4. Lundell, *Landsmålsalfabetet* p. 148.

[2] Vgl. oben S. 87.

jetzt aber scheint mir offenes *e* das gewöhnliche. Vgl. Sweet, Elem. Sounds 8.] Das letzte Element ist nicht geschlossenes, sondern offenes *i* (S. 71). [Sweet Elb. 16: „Bei der Bildung des *ei* hebt sich die Zunge nur halbwegs zur *i*-Stellung".] Das erste Element des echten Diphthongs *I, eye* ist gewöhnlich „the mid-mixed-wide" (*e*h), etwas offener als das dunkle *e* in *Gabe*; in der gemeinen Londoner Aussprache wird es langes a, welches den folgenden offenen *i*-Laut zum Teil verdrängt, so dass *pie* beinahe wie *pa, buy* fast wie *baa* lautet[1]. Mir aber scheint es, dass *äi* (*a* in *man* + *i* in *pity*) eine sehr gewöhnliche Aussprache vom langen *i* ist, und Ellis 136 bemerkt, dass dieselbe in London häufig ist. [Sweet S. 9: „The ordinary pronunciation of *high* is (hɘi) with a vowel which is identical, or nearly so, with that [the *er*] in *father*, while *how* begins with a broader vowel, nearer the (æ) of (mæn), into which it often passes, while *high* is often really (hai) with the *a* of *father*". In der Vulgärsprache wird das *a* noch breiter: a, nach Sweet HES² 21 sogar *o* in *not*. Ich habe in London oft Kinder des Volkes sagen hören: „Please Sir, can you tell me the *rait taim*? Die Irländer sagen vielfach *rǫit tǫim*.] — Vgl. Ellis EEP 1100. Das erste Element des uneigentlichen Diphthongs *ōᵘ* in *no* ist (o) oder (*o*), wird aber in der gemeinen Cockney- oder Londoner Aussprache oft zu (ɔ) od. offenem *o*, so dass der Diphthong an (*au*) erinnert und das vulgäre *no* fast wie das gebildete *now* lautet, wo das erste Element gewöhnlich (*æ*h)[2] ist, in der Cockneyaussprache aber nach Sweet sich oft dem (*æ*) in *man* nähert. Mir scheint die Aussprache *äů* (*a* in *man* + *u* in *full*) auch unter Gebildeten häufig. [Nach Sweet Elem. Sounds 9, Elb.² 16, HES² 3, fängt sowohl *ou* in *no* als *oi* in *oil* nicht mit *o* in *not*, sondern mit dem deutschen *o* in *Stock* an. „Beim *oi* hebt sich die Zunge zu derselben Zwischenstellung wie beim *ei* (in *say*)"]. — Das Prinzip der Silbenteilung beruht nach

---

[1] Vgl. die interessanten Äusserungen des Verf. S. 195 von den in der Zukunft möglichen Änderungen, auf welche diese Tendenzen hinweisen: *been* könne zu *bane* werden, das alte *bane* zu *bine*, und *bine* zu „*barn*" [mit stummem *r*]. „I have heard *take time* pronounced in a way which made it sound not very unlike *tike tarm*, and this from speakers who, although not very refined, certainly belonged to the upper middle class". Eine Aussprache wie *tām* ist eine Wiederholung der ags. Kontraktion *stān bān* aus *stain*, *bain*, welche in deutschen Dialekten ebenfalls vorkommt.

[2] Dieser Laut entsteht durch Senkung der Zunge aus dem ersten Element in *eye*. Das engl. how klingt dem norw. Haug (Hügel spr. *hɘů*) sehr ähnlich.

Sweet ausschliesslich auf dem Nachdruck; jede Silbe habe einen stärkeren oder schwächeren, gegen das Ende abnehmenden Nachdruck; die Silbe fange mit dem stärksten Laut an; *a name* und *an aim* unterscheiden sich nur dadurch, dass im ersteren *n*, im letzteren *ai* am stärksten ist (S. 89). Doch gesteht der Verf. „that the conception of a syllable is necessarily a somewhat vague one, which may vary in different languages" (S. 88). Aber selbst für das Englische ist die gegebene Definition kaum erschöpfend. In *tram-way* ist das die erste Silbe schliessende *m* stärker als das die zweite anfangende *w*, das silbenschliessende *ay* aber wieder stärker. Die Hauptaccente liegen aber auf den Vokalen; den „Sonanten" ordnen sich die Konsonanten unter (Sievers S. 111). Im frz. *tra-mouè* (= tramway) fühlt man deutlich, dass das *m*, obschon ohne besonderen Nachdruck, die zweite Silbe anfängt; ebenso in *ré-pé-té*, wo jede Silbe eine Lautgruppe bildet, und keine andere Silbenteilung möglich wäre. Im norw. Lehnwort *add-jø* ist das silbenschliessende *dd* kräftiger als das silbenanfangende *j*, im Gegensatz zum frz. *a-dieu*. Wenn Sweet S. 126 sagt: „there is, in fact, no syllabification in French", weil der Nachdruck gleichmässiger verteilt ist, so kann ich ihm nicht beipflichten; die Franzosen fühlen sehr wohl, wo die Silben anfangen z. B. in *accompagner* (*à-kǫ̃-pà-ṇé*), desgleichen in *Em-ma*. Die Franzosen können zwar nicht wie die Engländer Wörter wie *a name* und *an aim* unterscheiden, indem z. B. *les zônes* und *les aunes* ihnen gleich lauten; aber daraus folgt noch nicht, dass sie keine Silben haben. [Vg. hierzu Passy Sons [1]36, [2]50; Phon. Stud. I 116. Beyer Frz. Phon. 71. — Es ist richtig, dass der Nachdruck die Silbe bildet, aber nicht, dass der stärkste Nachdruck notwendig den Anfang der Silbe bezeichnet. Jede Silbe fängt an mit einem neuen Impuls, der im Sonanten kulminiert, wieder nach dem Ende hin abnimmt und mit einem Moment schwächster Intensität endigt. So bemerkt schon Sievers EPh[1] 433: „Im engl. *tram˅way* liegt der Moment schwächster Exspiration zwischen *m* und *w*; im frz. *tra˅mouè* zwischen *a* und *m*, wie ich zu hören glaube. Es deckt sich das zum Teil mit meinen Unterscheidungen von 'stark' und 'schwach geschnittenen' Accent. Engl. *trám-way* hat den Akut, frz. *trà-mouè* den Gravis nach meiner Bezeichnung. Für deutsche Wörter wie *fasse*, *kammer* liegt das Eigentümliche darin, dass ein solcher Punkt schwächster Exspiration nicht[1] zu hören ist; der Kon-

[1] Ich würde sagen: fast nicht; ich meine nämlich, dass in Fällen wie d. *allə* ein Abnehmen der Stärke zu hören ist; dieses Abnehmen ist

sonant scheint gleichmässig auf beide Silben verteilt. Die Franzosen, Spanier, Slawen, Griechen etc., welche nur den schwach geschnittenen Accent haben, können diese deutschen Worte nur mit grosser Mühe richtig nachsprechen. Umgekehrt lernt der Deutsche nur mühsam die frz. Silbentrennung, weil er die Neigung hat, nach allen kurzen Vokalen den Konsonanten auf beide Silben zu verteilen. — Engl. *a name* und *an aim* werden doch wohl auch nur bei absichtlich deutlichem Sprechen unterschieden, nicht im Zusammenhang der Rede; ich meine, dass die Engländer ebenso ihre Konsonanten hinüberziehen wie die Franzosen, nur dass eben wieder der Kons. nicht so ausschliesslich zur Folgesilbe gezogen wird, wie im Frz." Vgl. meine Bemerkungen zu Sievers Phonetik weiter oben. — Vollkommen richtig sagt Sievers Phon. [2]159 ([3]184): „Ein jeder Exspirationshub beginnt entweder mit einem plötzlichen Stoss oder mit allmählich anschwellender Stärke". Ebenso sagt Techmer IZ I 169, „dass im allgemeinen Stärke und besonders Stimmstärke ... bis zum Phon [Sonanten] zu-, von da an abnehmen, wodurch die Einheit der Silbe in sich im Gegensatz zu den andern mit bedingt ist".] — „Part IV" handelt von „Sound-Notation". Der Verf. giebt S. 105 eine leichtere approximative Lautbezeichnung, „Broad Romic", wodurch mehrere feinere Nuancen gemeinsame Zeichen bekommen. S. 109 ff. werden Proben der verschiedenen Sprachen, welche der Verf. behandelt, gegeben. Es ist für die Vertrautheit des Verfassers mit den einzelnen Sprachen bezeichnend, dass er bei jeder besonders verweilt um ihre lautliche Individualität und Totalität darzustellen. Erst so können die Eigentümlichkeiten jeder Sprache zu ihrem Recht kommen. Der Abschnitt *„English"* möge zum fleissigen Studium empfohlen sein. Der französische Abschnitt ist besser, als man es von einem Nicht-Romanisten erwarten könnte. Hier sind jedoch einige Punkte, wo ich nicht einverstanden sein kann, so die oben besprochene Behauptung, dass es im Französischen keine Silben giebt. Auch muss ich bestimmt bestreiten, dass „the word-stress is generally on the first syllable". Dies ist der Eindruck, den der frz. Accent auf englische Ohren macht, und die Engländer sprechen gewöhnlich das Französische auf diese Weise aus: *Róchefort*, *Páris*, *militaire*, was auf französische Ohren einen sehr befremdenden Eindruck macht. Auch fühlen die Engländer, die von Kindheit an mit französischer Aussprache vertraut sind, sehr wohl das Falsche dieser Accentuation[2]. Ich lasse mich dadurch

---

aber ziemlich gleichmässig und macht dadurch den Eindruck der ununterbrochenen Stärke. Dass *ə* schwächer als *a* ist, kann keinem Zweifel unterliegen; diese grössere Schwäche wird aber schon im letzteren Teil von *l* vorbereitet, wodurch dieser sich deutlich dem *ə* anschliesst und mit ihm eine Gruppe bildet.

[2] Bei Humoristen wie Tackeray findet man Beispiele genug davon, wie *„petty comity"* petit comité Misc. IV, 94, vgl. engl. *petty*.

nicht beirren, dass ein seit Jahren in England wohnhafter Franzose, Prof. **Cassal**[1], den Engländern Recht gegeben hat; gewöhnlich wissen die Franzosen nicht, wohin sie den Nachdruck legen, welcher in der That besonders in der zusammenhängenden Rede wenig hervortritt. Alle Romanisten sind aber jetzt darüber einig, dass der regelmässige Wortaccent (*ictus*), wo er sich findet, auf der letzten sonoren Silbe liegt. Es genügt hier auf die erste französische Autorität auf diesem Gebiet, Gaston Paris zu verweisen, der in seiner Schrift von der Bewahrung des lateinischen Accentes im Französischen[2] dieses hinreichend nachgewiesen hat. Etwas anderes ist es, dass der mobile oratorische Accent im Französischen eine grosse Rolle spielt und gelegentlich auf der ersten Silbe liegen kann z. B. im emphatischen *jámais!* Auch hier bleibt indessen der gewöhnliche Nachdruck auf der Endsilbe, und der oratorische Accent auf der ersten Silbe ist eine besondere Zugabe. Sweet sagt, dass es im Französischen keinen logischen Nachdruck giebt wie im englischen 'to *give* and *for*give', 'not *you*, but *he*'; auch dies muss ich bestreiten; nichts hindert '*don*ner et *par*donner', 'pas *vous*, mais *lui*' hervorzuheben, und eben das englische '*for*give' im angeführten Beispiel giebt die beste Vorstellung vom französischen oratorischen Extraaccent. [Auch deutsch: *geben* und *ver*geben; *zér*gehen, nicht *vér*gehen, Vietor Germ. Pron. 99.] Wer Gambetta hätte sagen hören: „il faut se *sou*mettre ou se *dé*mettre", würde wohl merken, dass die Sprache auch einen logischen Accent besitzt. Aber oft findet es die Sprache nicht notwendig den Gegensatz, der durch die Worte selbst hinlänglich angedeutet ist, hervorzuheben: „*Tu* es riche, et *je* n'ai rien" (Scribe, Les premières Amours, Sc. 1), wo wir *toi, moi* erwarten würden. Dasselbe gilt von dem bei Sweet S. 129 angeführten Beispiel: 'Ces gens ne sont pas venus au spectacle pour *vous* entendre', was Sweet als einen Beweis für „the *meaninglessness* of the French accent[3] anführt. Es ist immer be-

---

[1] In einem Aufsatze in *Transactions of the Philological Society* 1873-4.

[2] *Etude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française* Paris 1862. Hier heisst es p. 17-18: „La langue française a développé des accents secondaires aux dépens de l'accent principal, et elle a donné à l'accent oratoire une puissance exceptionelle; elle a, en un mot, effacé l'accent tonique autant que le lui a permis la nécessité de conserver l'unité et le caractère de ses mots. Cet affaiblissement de l'accent doit avoir été en croissant depuis l'origine de la langue, car de nos jours il est beaucoup plus avancé dans les classes polies et lettrées que dans le peuple. Il a pour cause la monotonie produite par la place unique de notre accent. Il est bien évident que si on appuyait fortement sur toutes les syllabes accentuées, si on n'esquivait pas au contraire par un parler rapide, par des inflexions de voix variées, la rigueur de la règle, il en résulterait une insupportable uniformité de prononciation.

Les diverses modifications apportées à l'accentuation française soit par l'accent oratoire, soit par les prononciations provinciales, se bornent à donner à un mot deux accents et à restreindre la valeur de l'accent principal, mais elles ne le détruisent jamais".

Diese treffenden Worte dringen vollständig in den Geist der französischen Accentuation ein, und stehen im Ganzen noch heute fest.

[3] Vollständig mit frz. Accentuation übereinstimmend sind engl. Ausdrücke wie „We are both of *an* age", wo man sagt, dass *an* für *one* steht,

denklich ein Phänomen einer fremden Sprache sinnlos zu finden; Sweet's Worte zeigen nur, wie schwer es einem Engländer, sei er auch Phonetiker, ist den frz. Ausdruck aufzufassen. Das französische Gefühl fasst trotz der enklitischen Pronomina den Gegensatz vollkommen auf; er ist durch die Worte gegeben und hat auch seinen materiellen Ausdruck; eigentlich sollte *vous* einen rhetorischen Nebenaccent haben, aber dieser wird über den ganzen Wortkomplex *vous entendre* verbreitet, und ist mit einer eigentümlichen Modulation der Stimme, einem höheren Tone besonders auf den zwei ersten Silben von *entendre* verbunden, welcher der Rede ihren eigentlichen (einwendenden) Ausdruck verleiht. Wird der Ausdruck ruhiger, aber doch nachdrucksvoll und bestimmt abschliessend, so hebt sich die Stimme auf der vorletzten Silbe *en* um auf der letzten sonoren *ten* desto stärker zu sinken. Hier mischt sich also ein rhythmisches Prinzip ein. Ebenso spricht man abschliessende Sätze wie „c'est *fi*ni" (die hervorgehobene Silbe hat den höheren Ton und Nebenaccent, die Schlusssilbe den tieferen Ton und Hauptaccent). Sogar ein einziges Wort kann den abgeschlossenen Ton haben: so sprechen die Franzosen oft ein entscheidendes *Non!* mit schroff fallendem Ton. Es giebt keine notwendige, wohl aber oft eine rhetorische oder rhythmische Hervorhebung von „intensitive words" wie '*très*-bien', '*guère*', '*quel* supplice', oder von „modifying words" wie 'il n'est *pas* ici"; wenn es eine solche gäbe, so würde das ja eben ein logischer Accent sein. Wiederholt kann man 'très-*bien*, *très*-bien!' sagen, wo die hervorgehobenen Wörter hohen Ton haben, das letzte *bien* aber den gewöhnlichen Nachdruck und tiefen, abschliessenden Ton hat. Ebenso: „Je l'ai bien enten*du*, mais je ne l'ai *pas* vu". „Mes*dames* et *Mes*sieurs!" Dies ist der gewöhnliche Tonfall zweigliedriger Satzverbindungen oder Wortkomplexe; der steigende Ton bezeichnet hier das unabgeschlossene, der sinkende das abgeschlossene. Die Nebenaccente fallen im Französischen besonders auf lange und vorletzte Silben: *mai*son, *les* hommes (*lẹ-zôm*); Ausländer nehmen den Nebenaccent, besonders wenn er hohen Ton hat, oft für den einzigen oder Hauptaccent. Wenn ein Omnibusconducteur „*com*plet!" ruft, wird auf der ersten Silbe immer ein höherer Ton und Nebenaccent liegen, während der gewöhnliche Nachdruck auf der Endsilbe bleibt; ebenso gewiss wird ein Engländer hier den Accent auf der ersten Silbe hören[1], was um so mehr zu entschuldigen ist, als der

---

in Wirklichkeit aber nur die unbetonte (nachdruckslose) Form des ags. *ān* statt der betonten gebraucht ist. Dem frz. „tout d'*un* coup" entspricht genau das engl. „at *a* blow"; schon bei Shakesp. Henr. 6 c V, 1: „I had rather chop this hand off *at a blow*". Der Accent ist sogar im frz. Ausdruck stärker als im englischen. Man könnte hier von „the *meaninglessness* of the English Accent sprechen", wenn überhaupt, was Jedermann versteht, sinnlos wäre. Die Sprache verzichtet hier auf den Nachdruck, weil er überflüssig ist.

[1] Während eines Besuches in London las Gaston Paris einigen englischen Phonetikern etwas aus einem französischen Buche (Molière's *Tartuffe*) vor; diese glaubten jeden Augenblick den Accent auf der ersten Silbe zu hören, und lachten herzlich, als Paris sie „versicherte", dass er die letzte Silbe accentuiere. [Vgl. Ellis EEP IV, p. XI.] Dies zeigt, wie incommensurabel die französische mit der englischen Aussprache ist.

Extraaccent oft wirklich stärker ist als der normale Nachdruck auf der Endsilbe. Im Französischen spricht man in „*all*ons!“ (resigniert oder nachdrücklich) oft die erste Silbe um einige Töne höher als die zweite; hier würde es den Engländern nicht besser gehen. Dagegen sind die Italiener nie über französischen Accent unsicher, selbst das Volk nicht, das gewöhnlich vom Französischen nur das einzige „Mos*siù*“ f. Monsieur kennt, und wenn es hoch kommt „al*ò*“ f. allons (s. Fanfani, Vocab. dell' Uso toscano). Nicht besser, vielmehr noch schlimmer geht es den Franzosen bei der Beurteilung fremder Laute und namentlich fremder Accentuation. Das neueste Beispiel hiervon, das mir aufgefallen ist, ist der treffliche junge Sprachforscher Stanislaus Guyard [† 1884], der in seiner *Métrique arabe* S. 18 behauptet, dass im deutschen *komme* zwar der höchste musikalische Ton auf *kom* liege, aber der Nachdruck (ictus) auf *me!* Dies heisst deutschen Wörtern französische Betonung geben, was um so merkwürdiger ist, als Guyard ein Kenner mehrerer lebenden Sprachen, wie Deutsch, Russisch und Persisch war. Es ist aber auch ein guter Beweis dafür, dass der französische Accent wirklich auf der letzten Silbe liegt. Wenn der Accent fremder Sprachen irgendwie zweifelhaft ist, scheint den Franzosen immer die ultima accentuiert zu sein. Guyard führte gegen mich deutsche Dialektformen wie *komma*, *chumma* an, wo der auslautende volle Vokal einen kleinen Nebenaccent hat; dieser schien Guyard der einzige Accent, weil er das Wort ungefähr wie das frz. *comma* aussprach. Im Schwedischen aber ist der Nebenaccent in Wörtern wie *komma* wegen des zusammengesetzten Tonfalls noch viel deutlicher, ohne mit dem Hauptaccent verwechselt werden zu können. Im Spanischen werden oft Wörter wie *mano* mit langem Vokal und Nebenaccent in der ultima gesprochen: *mánō*. Ein französischer Sprachforscher sagte mir, dass die Spanier oft die letzte Silbe ganz wie die Franzosen accentuierten. Das war ganz natürlich; einem Franzosen musste es so vorkommen.

Der eigentliche Ton, das musikalische Element der Sprache, ist in der gebildeten französischen Sprache wegen der Schwächung des Accents sehr frei, freier als in den Dialekten und in den übrigen romanischen Sprachen, wo ein ursprünglicheres Verhältnis herrscht[1]. Am häufigsten ist der Accent mit Hochton verbunden; aber häufig findet bei gewissen Arten des Ausdrucks, wie wir gesehen haben, auch Tonsenkung statt. Überhaupt ist der Ton nach dem Ausdruck sehr wechselnd.

Auf meine Bemerkungen in der norwegischen Originalausgabe (welche hier [in EPh¹] etwas erweitert worden) antwortet nun Sweet: „You are hardly fair about French Stress. The mispronunciation of French by ordinary Englishmen proves nothing about the views of English phoneticians. Besides all English naturally pronounce such words as *occasion*, *degré* with the stress on the same syllable as in English, and therefore not on the first. We have no exclusive associations one way or the other. Curiously enough, too, the vulgar traditional accent is often on the last syllable, as in *mossoo* (mes·uw), *mademoiselle* (mædəmoiz·el). Until Cassal

[1] S. die oben citierte Stelle bei G. Paris, Accent lat. S. 17, 18.

came out with his views, we all, myself, Ellis, and Bell, assumed that the accent was on the last syllable, although we thought it was very even, and rather fluctuating [dies ist das Richtige]. It was Cassal who converted us, not vice versa. [Dazu bemerkt aber Ellis brieflich: „My paper on Accent was read before Cassal's and printed before his. Instead of my following Cassal, I allways considered that he confirmed me".] You also have to explain how it is that the German Rapp came to the same conclusion 40 years ago". Hierauf erwiedere ich folgendes. Der Hauptbeweis für die prinzipielle Stelle des Accents auf der letzten Silbe liegt im Reime[1]. In der provinziellen und dialektischen Aussprache ist der Nachdruck auf der letzten Silbe gewöhnlich noch sehr stark, ungefähr wie im Italienischen und Spanischen; um der hieraus entstehenden Eintönigkeit zu entgehen, ist in der verfeinerten Aussprache neuerer Zeit eine Schwächung und Verteilung der Kraft des Accents eingetreten. Zwar wenn man einen Pariser das Wort *Paris* isoliert aussprechen hört, sollte man es nicht für möglich halten daran zu zweifeln, dass der Nachdruck auf der Endsilbe *ri* ist. [Vgl. J. Passy, Phon. Stud. III 348.] Nichts desto weniger kann besonders in gewissen Verbindungen (rhythmische Abwechslung) oder Arten des Ausdrucks (Behauptung, Einwendung, Versicherung) z. B. in „Mais si, il est *à Paris*" ein so starker Neben- oder Extraaccent eintreten, dass ein Ausländer, der sich in die Sprache nicht eingelebt hat, zweifelhaft werden kann; da der aussergewöhnliche Accent zum Teil stärker als der gewöhnliche werden kann, so wird man den letzteren nicht bemerken, und namentlich wird ein Germane[2] den Accent auf der ersten Silbe, im Ein-

---

[1] Diez, Gramm. d. roman. Spr. I[3] 508: „Französischer Accent". Nirgends ist dessen Stelle leichter anzugeben als in dieser Sprache. Die Wörter mit männlicher Endung (wie *plaisant*) haben ihn auf der letzten, mit weiblicher (*plaisante*) auf der vorletzten Silbe. Das ist unleugbar, denn wir sehen die Dichter auf dieses Prinzip ihre Verse bauen: Reim und Cäsur, für welche ja auf dem gesamten romanischen Gebiete nur betonte Silben tauglich sind, geben keine andere Accentstellung zu erkennen; *versi sdruccioli* können nicht vorkommen, *versi piani* kommen vor. Da das weibliche *e* allmählich zur Verstummung herabgesunken ist, so lässt sich die Regel noch einfacher abfassen: im Französischen hat jedes zwei- oder mehrsilbige Wort den Accent auf der letzten Silbe". In Anschluss hieran spricht sich auch Gaston Paris aus, *Accent latin* S. 13 ff. [Doch beweist der Reim mehr den herkömmlichen als den jetzigen Nachdruck, s. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 152, und vgl. über frz. Metrik weiter unten.]

[2] Die meisten Deutschen hören und sprechen jedoch den frz. Accent auf der letzten Silbe, wenn man auch unter ihnen besonders in Lehnwörtern und Eigennamen Betonungen wie *Feuill'eton*, *Mont'pellier*, *Fon'tainebleau*, *A'vignon*, *Tro'cadero*, *Mont'blanc*, *A'bout*, Don Quichote = *dǭ'-kišǫt* etc. hört. Warum aber hören die Engländer mehr als die Deutschen den frz. Accent auf der ersten Silbe? Ich erkläre mir dies so. Im Englischen haben Wörter wie *country*, *pity*, *money*, *glasses*, *pleasure* etc. meist einen kleinen Nebenaccent auf der Endsilbe, während die deutschen Endsilben ganz nachdruckslos sind. Die flüchtige Aussprache „*f'ler*", „*f'la*" f. fellow ist hier besonders lehrreich. Wenn die Engländer nun in *pitié*, *monnaie*, *Paris* beide Silben mehr oder weniger betont (nachdrucksvoll)

klang mit seiner eigenen Sprache fühlen. Aber dies bleibt gleichwohl eine oratorische Zugabe, welche bei normaler oder isolierter Aussprache wegfällt. Auch mit diesem Extraaccent bleibt indessen ein merkbarer Unterschied zwischen der französischen und der germanischen Weise die Wörter auszusprechen. Der Pariser sagt *pàri'*, der ungelehrte Engländer *par'i*[1]. Auch die englischen Phonetiker können sich nicht immer von englischen Eindrücken freimachen, und glauben *par'i* zu hören. Wenn sie aber so sprechen, klingt es französischen Sprachforschern ganz falsch. Der Unterschied zwischen englischer und französischer Aussprache besteht darin, dass in der engl. die letzte Silbe im Vergleich mit der ersten tonlos zu nennen ist, in der frz. dagegen die letzte ihre normale und gewöhnliche Betonung behält. Trotz dem, was Sweet bemerkt, ist der Accent auf der ersten Silbe in der engl. Aussprache des Französischen das gewöhnliche[2]. Davon müssen aber die Fälle alter Tradition unterschieden werden, sei es in Lehnwörtern wie *degree*, oder in bekannten frz. Wörtern wie *Monsieur*; hier hat sich eben nur der echt frz. Accent bewahrt, was aber nur da der Fall ist, wo er dem engl. Organ leicht und natürlich ist. Dagegen wird z. B. *allée* zum engl. *alley*, und *entrée* wird gewöhnlich als *„ong'tray“* wiedergegeben; der 'Flunkey' (flotte Diener) Yellowplush schreibt: My first *ontray* into fashnable life, Thack. Misc. IV, 3.

Verwickelter wird das Verhältnis in Wörtern mit langer vorletzter Silbe, wie *raison*, *maison*, *baron*, *beaucoup*, *passer*, *raser*. Hier wird der Nebenaccent auf der ersten Silbe konstant, und k a n n bei gewissen Arten des Ausdrucks stärker als der Hauptaccent werden. In längeren Wörtern finden sich die Nebenaccente teils auf langen und schweren, teils auf sonst betonten Silben. In der That hat im Französischen im Vergleich mit anderen Sprachen jede Silbe ihren Nebenaccent; die Schwierigkeit ist bloss zu entscheiden, wo er am stärksten ist. In Wörtern wie *occāsion*, *contāgion*, *divīsion* erscheint wie in *raison* ein Nebenaccent auf dem langen Vokal. [Vgl. meine *Romanische Quantität*, Phon. Stud. II, 139 ff. P a s s y stimmt ganz mit mir überein, Sons[1] 39.]

Der französische Accent enthält ein subjektives Moment und bleibt zum Teil Sache des Gefühls, indem der rhetorische Accent oft den normalen verdunkelt[3], so dass die Franzosen selbst sich darin irren können.

---

hören, so veranlasst englische Gewohnheit sie anzunehmen, dass solche Wörter ganz wie im Englischen betont werden.

[1] Thackeray Misc. I, 4: „That miniature“, said Mrs. Hoggarty, solemnly, „was the great Mulcahy's *chef d'œuvre*“, (pronounced *shy dewver*, a favourite word of my aunt's, being with the words *bong-tong* and *ally mode de Parry*, the extent of her French vocabulary.

[2] Ich führe hier noch ein Beispiel an: *Punch* 17 May 1879 lässt eine feine (wenigstens *would-be fine*) englische Dame zu einer Französin sagen: „Ne le *men*tionnez pas! Je suis si *char*mée de vous être *u*tile, vous *savvy!*“ Dies ist genau so wie die Engländer gewöhnlich Französisch sprechen, aber von der französischen Betonung weit entfernt.

[3] Bisweilen wird die theoretisch betonte Silbe in der That nur geflüstert: 'à *mi*(di)', oder wie die Apfelsinenweiber oft rufen: 'La Valence! *Un* (sou)! *deux* (sous)!' Selbst dann aber bleibt die A b s i c h t der letzten

Aber die ersten französischen Autoritäten, wie **Littré** und **Gaston Paris** lassen sich nicht dadurch beirren, sondern erkennen dem Hauptaccent die ihm zukommende Stelle zu. [Zu diesen sind später die beiden Brüder **Passy** hinzugekommen, s. unten.]

Bei germanischen Ausländern giebt es gewöhnlich drei Stufen in der Erkennung des französischen Accents. Man fängt mit der üblichen Schulaussprache an, welche einen allzu starken und ausschliesslichen Nachdruck auf die Endsilben legt. Wenn man dann mit eingebornen Franzosen in Berührung kommt, findet man, dass diese alle Silben ungefähr gleich stark accentuieren, und namentlich oft die erste stärker als die folgenden. Erst wenn man sich in die französische Aussprache eingelebt hat, gelangt man zur Erkenntnis, dass der normale Hauptaccent, wenn auch geschwächt, doch beständig auf der Endsilbe bleibt.

Einer der besten Beweise für die Stelle des frz. Accents ist die Aussprache des Franzosen von fremden Wörtern, wie *Bismárck* f. Bísmarck; so heisst Bismarck in allen romanischen Ländern. Ein französischer Sprachforscher fragte mich, ob ich den Verfasser *edgar'po* kenne; ich musste nachdenken um aufzufinden, dass er *Edgar Poe* meinte. [Ebenso *Eldoradó, Pradó, Trocadéró, Solférinó, Magentá* etc. Eine für den Accent lehrreiche Strophe fand ich einst in einem Pariser Witzblatt:

Oh! charmante *Mariquita!*
Que ton premier *mari quitta* —
Oh! charmante *Mariquita!*
Heureux l'autre *mari qui t'a!*

Alle Reime sind hier mit *Mariquitá* gleichlautend. Spanisch heisst es bekanntlich *Mariquíta.*]

Schliesslich will ich noch auf die feinen, aber etwas spitzfindigen Bemerkungen von **Stanislas Guyard**, *Une particularité de l'accentuation française*, in Mém. de la Soc. de Ling. IV, 30 ff. verweisen, wo der Verf. auch vom rhythmischen Prinzip spricht. Es heisst, sagt er S. 35, zwar: „J'ai par*lé* à la reine", dagegen „J'ai *par*lé au roi", mit ictus auf den hervorgehobenen Silben. Freilich hat der Verf. seine Ansichten etwas einseitig dargestellt; man **kann** so aussprechen, notwendig ist es **nicht**; auch ohne den Zusatz *au roi* kann man „j'ai *par*lé" mit rhetorischem Accent wie auch „j'*ai* dit" im Sinne des lat. '*di*xi'[1] aussprechen. [**Guyard's** Theorie ist gut, aber seine Beispiele nicht gut gewählt; bessere Beispiele giebt **Paul Passy**, Sons[1] 41: L'accent dépend parfois du **rythme** de la phrase: c'est-à-dire qu'on évite de laisser un trop grand nombre des syllabes sans accent. Comparez l'accent dans: *le roi Jeán* et *le roi Théodorós*; il n'y a pas plus de raison pour accentuer *roi* dans la seconde

---

Silbe den normalen Nachdruck zu geben, wie im engl. „fler" f. fellow die Absicht der Sprache ist die erste Silbe zu betonen.

[1] Bei Aufführung von Molière's *Pourceaugnac* am Odéon 1869 sagte der Arzt „dixi" mit rhet. Accent, und Pourceaugnac brummte vor sich hin: „Lui *dit que si,* moi je dis que non!" (ein Wortspiel, das der Schauspieler hinzufügte, bei Molière steht es nicht).

phrase que dans la première, mais on le fait à cause du rythme. De même: *j'ai vu Pierre*, mais: *j'ai vu la maison*". Vgl. Jean Passy Phon. Stud. III 347: *j'ai vu la maison d' Pierre.*

Sweet hat Sound Not. 58 gegen meine Kritik einige Bemerkungen gerichtet, die meine Ansicht nicht ändern können. Seine Theorie fasst Sweet so zusammen: The true solution of the difficulty is probably that the French accentuation is in a period of transition: the tradition of the older end-stress still exists, but a general levelling has taken place, so that the normal pronunciation of such a word as *Paris* is probably (p·ar·i), which is heard as (p:ar·i). This is a natural tendency of the ear, nothing being more difficult to identify than perfectly level stress ... Out of this level monotony of French stress is slowly emerging the principle of fore-stress". Hier ist der Mobilität des rhetorischen Accents nicht Rechnung getragen. Weitere Bemerkungen über frz. Accent s. unten, Rezension von Passy].

Ungeachtet dass Sweet's Ansichten über das Französische nicht in jedem einzelnen Punkt gebilligt werden können, enthält seine Darstellung doch sehr wertvolle Beiträge zur phonetischen Beleuchtung dieser schwierigen Sprache. Es muss daran erinnert werden, dass dies die erste streng wissenschaftliche, systematische Darstellung des französischen Lautsystems ist; es ist hier ein guter Grund gelegt, worauf später weiter gebaut werden kann. — Sweet's Beschreibung des deutschen, holländischen, isländischen, schwedischen und dänischen Lautsystems ist unbedingt das beste und zum Teil das einzige was hierüber bis 1877 erschienen ist. Hier ist seine Arbeit epochemachend. In den romanischen Sprachen hat man nichts, was mit dieser Darstellung der germanischen Lautsysteme verglichen werden kann. — In einem Anhang werden „The Principles of Spelling Reform" behandelt, eine Frage, welche jetzt [1881] in England an der Tagesordnung ist. Von dieser Reform will ich hier bemerken: so wünschenswert sie auch für die Bildung des Volks erscheinen mag, so schwierig wird es sein sie durchzuführen und über eine bestimmte Form sich zu verständigen. Es ist vielleicht ein Schritt zu einer solchen Einigung, wenn Sweet gewisse Grundsätze als gemeinschaftliche Basis der Unterhandlung feststellt. Sehr interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über die Aussprache von *h* und *r*: „It is certain that if English had been left to itself, the sound *h* would have been as completely lost in the standard language as it has been in most of the Dialects. But the distinction between *house* and *'ouse*, although in itself a comparatively slight one, being easily marked in writing, such spellings as *'ouse* came to be used in novels, etc. as an easy

way of suggesting a vulgar speaker. The result was to produce a purely artificial reaction against the natural tendency to drop the *h*, its retention being now considered an almost infallible test of education and refinement. The weakening of *r* into a vowel, and its absorption into the vowel that precedes it, although really quite as injurious to the force and intelligibility of the language as the dropping of *h*, not being easily marked in writing, passes unheeded, and indeed, few people realise the fact that they make no difference whatever between such words as *father* and *farther*"[1]. Vgl. was Nicol in *the Academy* 5. Jan. 1878 sagt: „Those who pronounce *father* and *farther* alike constitute the great majority of educated Southern English speakers, and almost all the uneducated". — Alle Vorschläge zu einer verbesserten Rechtschreibung beruhen selbstverständlich auf dem orthophonischen oder phonetischen Prinzip. Sweet macht S. 199 ff. geltend, dass die gegenwärtige Rechtschreibung nur in beschränktem Umfange historisch, und oft geradezu unhistorisch ist, wie in den Wörtern *island, author, delight, sovereign*[2]. Aber selbst, wenn dem nicht so wäre, gebe es doch keinen Grund, eine von der Aussprache so verschiedene Schreibweise bloss der Geschichte oder der Etymologie zu

---

[1] Man könnte zwar glauben, dass der Unterschied in dem für *r* eingetretenen „vocal murmur" bestehen könnte, in der That tritt aber nach Sweet ein solcher auch nach langem *a* ohne folgendes *r* ein, da jeder lange Vokal gegen das Ende hin geändert oder abgeschwächt wird.

[2] *Island* mit falschem *s* durch Verwechselung mit afrz. *isle*, während es in Wirklichkeit von ags. *igland* = altn. *eyland* kommt; *author* ist eine falsche lateinische Form des Mittelalters; *delight*, bei Chaucer *delyt*, afrz. *deleit, delit*, it. *diletto* ist mit *light*, ags. *leóht, liht* verwechselt worden; *sovereign* an *reign* falsch angebildet. Aber das Princip bleibt doch historisch, wenn auch das Sprachgefühl in einzelnen Fällen geirrt hat. Das historische Prinzip hat doch seine Berechtigung. Wenn man das Englische streng phonetisch schreiben wollte, würde es wegen der grossen Menge gleichlautender Wörter, verdunkelter Vokale und anderer phonetischen Eigentümlichkeiten sehr schwer zu lesen sein. Der Bruch mit dem Bestehenden würde so gewaltsam sein, dass er mit einer vollständigen Umwälzung gleichbedeutend, und die überlieferte Litteratur dem Volk ein verschlossenes Buch sein würde. Es ist eine schwere Sache Orthographien wie die englische und die französische zu reformieren. Wenigstens wird es praktischer sein, die gewöhnliche Orthographie zu regeln, als eine ganz neue zu schaffen, vgl. die sehr guten Bemerkungen von B. Schmitz, Enc. 186. Wenn das phonetische Prinzip einmal anerkannt wäre, würde man selbst auf Grundlage der engl. Orthographie zu Schreibungen kommen wie *sksesfl* f. successful, *vejtblz* f. vegetables; Thackeray lässt den unwissenden Diener Yellowplush *sfishnt* f. sufficient, sogar *gnlmn* f. gentlemen schreiben, Misc. IV. Man würde am Ende wohl dahin gelangen, *cmftbl* f. comfortable zu schreiben, was fast das berühmte čechische *strč prst skrz krk* erreichen würde. Im Französischen würde man Rätseln wie *eske sebo? aksebo!* zu ergründen haben. Es geht aber nicht leicht von Statten, Sprachen und Litteraturen wie die engl. und frz. ein anderes Aussehen geben zu wollen. Einig zu werden wird die erste und grösste Schwierigkeit sein.

Liebe aufrecht zu halten. „Even if we carried out — that is, if it were possible — the principle of etymological spelling consistently, by writing each word in its primitive Indo-Germanic form, writing, for instance, *klaipawardha* for *lord*, we should only be giving a portion of the materials of etymology ... It is absurd to say that the spelling *knight*, for instance, throws light on any word in the present English. Of course, the word meant is *nait*. But where do we find the existence of such a word even hinted at? All that the spelling *knight* tells us is that a word existed in a certain form in sixteenth-century English: it tells us nothing about its present form. In short, historical spelling *destroys the materials on which alone history itself can be based* ... the idea, too, that because etymology is an amusing and instructive pursuit, it should therefore be dragged into practical orthography, is about as reasonable as it would be to insist on every one having Macaulay's History of England permanently chained round his neck, because history is an improving study". Ich drucke hier einige Proben der vom Verf. vorgeschlagenen neuen phonetischen Rechtschreibung ab, teils „uncontracted" (*tsh* = ch, *dzh* = j, *ng* behalten), teils „contracted" (*c* = ch, *j* behalten, *q* = ng):

A. Uncontracted.

„huusoue·və hiiərith dhiiz seiingz əv main, ənd duuith dhəm, ai wil laikn him ənt·uu ə waiz mæn, whitsh bilt hiz haus əp·on ə rok: ənd dhə rein dis·endid, ənd dhə flədz keim, ənd dhə windz bluu, ənd biit əp·on dhæt haus; ənd it fel not: fər it wəz faundid əp·on ə rok[1].

B. Contracted.

ə disp·yuut wəns ər·ouz bit·wiin dhə wind ənd dhə sən, whic wəz dhe stroqger əv dhe tuu, end dhei əg·riid tə put dhə point on ·dhis ishu, dhət whice·və [whic·evə] suunist meid a [ə] trævlə teik of iz klouk, shud bi ək·auntid dhə moə pauəfəl[2]."

Ich fürchte, dass diese Lautbezeichnung zu gelehrt oder genau ist und sich zu sehr von der gegenwärtigen entfernt

---

[1] Whosoever heareth these sayings of mine, and doeth them, I will liken him unto a wise man, which built his house upon a rock: and the rain descended, and the floods came, and beat upon that house; and it fell not; for it was founded upon a rock. [Math. 7, 24—25.]

[2] A dispute once arose between the wind and the sun, which was the stronger of the two, and they agreed to put the point on this issue, that whichever soonest made a traveller take off his cloak, should be accounted the more powerful.

um populär zu werden. Aber immerhin ist sowohl diese als auch die strenger phonetische Bezeichnung des Verfassers lehrreich. Man bemerkt einzelne Formen, die von mehr puristischen Engländern als vulgär angesehen werden, wie das unbetonte 'fər' (*fur* Dickens), 'wəz' (*wos* Dickens) f. was.

S. 211 folgen „Additional Notes", an denen ich selbst einigen Teil gehabt habe; hier will ich nur ein paar Punkte präzisieren. Das spanische *d* zwischen Vokalen wie in *nada* (nichts) ist gewöhnlich der dentale Verschlusslaut; es kann spirantisch mit loser Annäherung ausgesprochen werden: *nađa,* wodurch es dem dänischen *d* ähnlich wird; dies kommt als populäre kastilianische Form vor und bildet den Übergang zum vollständigen Verstummen des Lauts im Andalusischen: *na'a*; selbst im Kastilianischen und Aragonischen ist *d* in der Endung *ado* in der gewöhnlichen Umgangssprache häufig stumm: *cuidao* f. *cuidado* (Vorsicht, von lat. cogitatum). Im Auslaut wie in *verdad* (Wahrheit), *Madrid, usted* (Euer Gnaden), ist der Spirant so schwach, dass er gewöhnlich ganz wegfällt[1]. [Auch Nyrop, *T + R en provençal* p. 5 setzt dieses *d* dem dänischen *đ* in *gåđə* gleich. Vgl. Schuchardt GZ V 316, welcher *đ* von *ð* nicht unterscheidet.] Meine Aussprache des span. *b* fasst Sweet als 'lip-divided'; ich bin nicht gewiss, ob die 'division' wesentlich ist, und fasse den Laut eigentlich als bilabiales spirantisches *b* auf; es klingt wie ein Zwischenlaut von *b* und *v*[2]. Diese Aussprache ist die in Kastilien und Aragon gewöhnliche, wobei *v* zu demselben Laut übergeht; vgl. das bekannte urspr. auf die Südfranzosen sich beziehende Sprichwort: „Felices, quibus *vivere* est *bibere*"; auf

---

[1] In der Volkssprache, besonders in Alt-Kastilien, wird ausl. *d* beinahe als hartes engl. *th* ausgesprochen, eigentlich mit dem stimmlosen Spiranten, der *đ* in *nađa* entspricht, oder span. *z* in *paz*. Der Diener der *casa de huéspedes* wo ich zu Madrid wohnte, sagte mir immer *ustez*; er war, so weit ich mich erinnere, aus Alt-Kastilien. Es ist nicht ganz genau, wenn A. Morel-Fatio in der *Romania* VIII, 622 bemerkt: „On sait qu'aujourd'hui dans tout le domaine castillan le *d* final tombe". [Nach Schuchardt GZ V 316 *Madriz* schon bei Berceo. Der neuere span. Schriftsteller Perez Galdóz legt einem affektierten Stutzer *Madriz* in den Mund, Doña Perfecta (Madr. 1884) p. 91. Araujo lehrt geradezu *-d* wie *z*, bondad *bondaz*, ciudad *zjudaz* zu sprechen, Phon. Stud. III 318. 321, was wohl die Aussprache von Salamanca darstellt.]

[2] Nach Lundell, *Landsmålsalfabet* p. 22 kommt dieser Laut im schwed. Dialekt von Nerike vor: *jæƀn* eben. Dies wird auch der Laut des altsächsischen gestrichenen *b* gewesen sein: *eƀan* eben (ags. efen, e. even).

das Spanische passt es nicht ganz, da die lat. Vokale geändert sind: „Felices, para quienes *vivir* es *beber*“.

Erst durch Sweets Handbuch sind die neuesten Entdeckungen der phonetischen Wissenschaft einem grösseren Publikum zugänglich gemacht worden. Sweet hat in vielen Punkten die Anschauungen seiner Vorgänger berichtigt und neue Beobachtungen gemacht; bei mehreren Sprachen, wie dem Isländischen, ist er der erste gewesen, der eine wissenschaftliche, den Forderungen der Gegenwart entsprechende Beschreibung des Lautsystems gegeben hat. Hierzu kommt eine klare und scharfe Darstellung, die es verhältnismässig leicht macht sich den Stoff anzueignen. Ich kann darum getrost dieses Buch einem Jeden empfehlen, der gründliche Studien in der Aussprache oder in der Sprachwissenschaft überhaupt machen will: denn ohne Laut keine Sprache.

In seiner Abhandlung *Sound Notation,* Transact. of the Philol. Soc. 1880-81, II 177, hat Sweet dem *Visible Speech* eine praktischere Form gegeben, die er in seinen späteren Werken verwendet ('Revised Visible Speech'). In *Sound Not.* hat er auch eine Anzahl Berichtigungen zum *Handbook* geliefert.

Seine neuesten Ansichten über allgemeine und englische Phonetik hat Sweet in seiner *History of English Sounds,* Oxford 1888 (HES²), worüber unten, in seinen unter Engl.Ausspr. zu besprechenden *Elementarbüchern,* und in folgendem Werkchen [1].

H. Sweet, *A Primer of Phonetics.* XI u. 113 p. kl. 8⁰. Oxford, Clarendon Press, 1890. „This book“, sagt der Verf. in der Vorrede, „is intended to supply the double want of a new edition of my *Handbook of Phonetics* and of a concise introduction to Phonetics, with especial reference to English and the four foreign languages most studied in this country — French, German, Latin, and Greek. — Since the *Handbook* 1877 phonetics has made no progress in this country . . . An extensive phonetic literature has sprung up in the last few years, especially in

[1] Andere neuere phonetische Arbeiten Sweets sind:
1) *Spoken Portuguese*, Trans. Phil. Soc. 1883, womit zu vergleichen: R. Gonçalves Vianna, *Essai de Phonétique et de Phonologie de la langue portugaise* Romania XII 29 ff.; Prince L. L. Bonaparte, *Portuguese Vowels*, Trans. Phil. Soc. 1883.
2) *Spoken North Welsh*, Trans. Phil. Soc. 1884. Beide Abhandlungen sind eines genaueren Studiums wohl wert.

Germany — a literature which becomes more and more indigestible every year. Under these circumstances, aggravated by my own want of access to speakers of foreign languages, I find it impossible at present to comply with the demand for a new edition of the Handbook. Even the compromise I now offer has not been undertaken without hesitation. Knowing the unsatisfactory results of 'paper phonetics' — getting up phonetics by reading the statements of others and attempting to harmonise their conflicting views — I have been obliged to exercise great caution in dealing with the latest phonetic literature. — — I have tried to make the present Primer as concise, definite, and practical as possible, rigorously excluding all details that are not directly useful to the beginner". Mit vielem Rechte sagt Sweet: „The only sound basis of theoretical phonetics is a practical mastery of a limited number of sounds". „To make the book more generally useful, I have given some account of varieties of English and German pronunciation. — — Want of space has obliged me to state my views of Latin and Greek in a purely dogmatic form".

Wir haben also hier eine neue, sorgfältig durchgesehene, verkürzte und vereinfachte Ausgabe des *Handbook*, welche nicht nur angehenden Phonetikern, sondern auch allen, die sich mit Phonetik beschäftigen, willkommen sein wird. Sweet hat hier seine Ansichten über phonetische Fragen in seinem bekannten meisterhaften, kurzen und bündigen Stile zusammengefasst. Wir finden sein früheres System im Grossen und Ganzen unverändert, nur in Einzelheiten modifiziert und präziser gefasst. Ich habe beim Durchgehen des Büchleins nur wenig zu bemerken gefunden; ich kann den Grundsätzen der englischen Schule nicht überall folgen; seltener weiche ich im Faktischen ab, am meisten im französischen Teil.

Der Verf. scheidet zwar S. 1 zwischen der 'organischen' und der 'akustischen' Seite der Phonetik; wenn er aber sagt, dass 'Laut' (*sound*) zwei Bedeutungen hat, nämlich 1. die dazu erforderliche Mundstellung, 2. den dadurch gebildeten Laut, so kann ich ihm nicht beipflichten; 'Laut', *sound*, bedeutet eben nur Laut, nicht Lautstellung. Hier sind die organische und die akustische Seite nicht scharf genug unterschieden; ein eigentümlicher Zug der englischen Schule, welche vorzugsweise die organische Seite berücksichtigt. Dies war anfangs, zumal gegenüber der damals wenig praktischen deutschen Schule, eine Notwendigkeit; mit der wachsenden Wissenschaft wird sich aber auch die akustische Seite mehr und mehr geltend machen, was sich in mehreren neueren Arbeiten, namentlich denen von Lloyd, kundgiebt. Die englische Schule geht im Grunde von der Voraussetzung aus, dass jeder Laut nur auf eine Weise, durch eine einzige Stellung der Organe hervorgebracht werden kann. Indessen kann dies keineswegs als erwiesen betrachtet werden; vielmehr weisen die neuesten Forschungen immer deutlicher darauf hin, dass derselbe Laut oder was als solcher aufgefasst wird, auf verschiedene Weise gebildet werden kann; Sweet selbst gesteht S. 25 „that vowels whose formation is distinct are often very similar in sound". Der Laut selbst ist das Bleibende, das Wesentliche, der eigentliche Gegenstand der Ergründung; das akustische Prinzip ist das oberste. Die Kenntnis der Organstellungen, des Mechanis-

mus der Laute, ist für die Wissenschaft unerlässlich, jedoch nur als Mittel, nicht als letztes Ziel zu betrachten. Es ist daher jetzt mehr als je geboten, das organische und das akustische Prinzip scharf aus einander zu halten.

Von der Vokalbildung heisst es S. 13: „The horizontal movements [of the tongue] produce two well-marked classes, (1) 'back' (guttural) vowels, formed by the root, and (2) 'front' (palatal) vowels, formed by the fore part of the tongue. In the formation of back vowels, such as *a*[1] in *father*, *å*[1] in *fall*, the back or root of the tongue is brought into prominence partly by retraction of the whole body of the tongue, partly by pressing down the fore part of the tongue, the latter element of the articulation being apparently the most essential. In the formation of front vowels, such as *ĭ* in *it* and *ă* in *man*, the tongue is advanced so that its front comes into operation. There is a third class of 'mixed' (gutturo-palatal) vowels such as the *ə* in *err*, where the whole tongue is allowed to sink into its neutral flattened shape, in which neither back nor front articulation predominates". Sweet hält also die 'hintere' Bildung des *a* noch fest. Es muss wohl aber den Gegnern der englischen Schule eingeräumt werden, dass das Wesentliche der Bildung des *a* die platte oder annähernd platte Zungenstellung ist, wodurch die trichterförmige Öffnung des Mundkanals ermöglicht wird. Nur in dem von Jespersen näher bestimmten Sinne ist *a* 'back', worüber unten. — Auch die Definition der „gemischten" Vokale ist nicht ganz erschöpfend, indem sie mehr für die niedrigeren als für die höheren Stufen passt; auch wird nicht deutlich gesagt, dass die 'gemischten' zwischen den 'vorderen' und den 'hinteren' Vokalen in der Mitte liegen. — Über „cheek rounding" spricht sich Sweet jetzt weniger entschieden aus: „Back and mixed vowels are rounded by lateral compression of the corners of the mouth, and, apparently, of the cheeks as well". — Über *lip-spreading* gute Bemerkungen § 41. — S. 24 heisst es: „The student must learn to form the thirty-six vowels independently of the associations of their pronunciation in special languages". Dies ist eine ideale, aber unpraktische Forderung, wenn man nicht einen Bell oder einen Sweet zum Lehrer hat. Ich habe bemerkt, dass auch Anhänger der engl. Schule solche Laute des Systems, die einer ihnen unbekannten Sprache gehörten, nicht gut beherrschten, z. B. nicht den *high-mixed-narrow*, wenn sie das slavische *y* nicht kannten. Am besten geht der Studierende eben von den Vokalen der Muttersprache und der ihm bekannten fremden Sprachen, d. h. wenn er sie wirklich beherrscht, aus; dies verträgt sich auch mit dem, was Sweet sonst von „the only sound basis of theoretical phonetics" sagt; vgl. S. 22: „A practical mastery of the vowels can only be aquired very gradually, and by beginning with those that are already familiar. Foreign sounds are best learnt in connection with a general mastery of the language in which they occur"; S. 2: „in acquiring unfamiliar sounds, he [the phonetician] has to begin at the beginning. Before attempting to imitate the mechanism of a foreign sound, he must familiarize himself

[1] Ich ersetze die *Visible Speech*-Zeichen durch meine Lautschrift.

with its acoustic effect by careful and patient listening, so that the acoustic impression may correct and control his attempts to hit on the exact position for producing the sound". Wie Sweet bei einer anderen Gelegenheit gesagt hat, ist die volle Beherrschung der 36 Bell'schen Vokale „equal to pronuncing perfectly at least six foreign languages".

Inversion ist auffallend beschrieben als „the point of the tongue turned back towards the soft palate". Wenigstens ist dieser Ausdruck leicht missverständlich; natürlich ist nur die Richtung der Zungenspitze gemeint. Noch ärger sagt Ellis EEP V 23: „Turning the tip of the tongue so as to point down the throat", was wohl als eine anatomische Unmöglichkeit angesehen werden muss. Ich weiss nicht, ob es Sweets oder Ellis' Worte sind, welche Western zu der irrtümlichen Beschreibung des norw. kakuminalen *l* „mit der Zunge bis zum weichen Gaumen gebogen" (s. unten) verleitet haben.

Der kurze Abschnitt über Französisch enthält mehrere Behauptungen, denen ich nicht beistimmen kann, besonders was über Nachdruck und Tonfall gesagt wird; P. Passy verweist in seiner Rezension MF V 43 mit Recht auf die trefflichen Bemerkungen seines Bruders Jean Passy, Phon. Stud. III 345 ff. Ich will hier nur bemerken, dass *lá lune*, *le sóleil* konstant mit Hochton und Hauptdruck auf *la* und *so* gesprochen unerträglich deklamatorisch klingen und zunächst eine komische Wirkung hervorbringen würde.

Trotz der Ausstellungen, welche man hie und da machen kann, bleibt das Büchlein ein treffliches Kompendium der allgemeinen Phonetik und besonders eine vorzügliche Darstellung der Prinzipien der englischen phonetischen Schule.

Ich gehe jetzt zu einigen neueren Darstellungen der französischen Aussprache über. Da die französische Phonetik für neusprachliche Philologen sowohl an sich als wegen der schroffen Gegensätze zu den germanischen Lauten äusserst wichtig ist, so habe ich hier diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Es gilt hier in besonderem Grade, dass das Eigene erst durch das Fremde recht erläutert wird.

Paul Passy, *Les Sons du Français,* leur formation, leur combinaison, leur représentation. Paris 1887. (Abgekürzt „Sons[1]"). 2e édition, Paris 1889 (abgekürzt „Sons[2]") — *Kurze Darstellung des französischen Lautsystems,* in Vietor's Phonetischen Studien I. (Laute 18 ff. Sprachgefüge 115 ff. Proben 245 ff. Abgekürzt „KD")[1]

[1] Andere Abkürzungen: FT = Fonetik Tîtcer; MF = Maître Fonétique (mit dem 4. Jahrgange [1889] wurde der Titel des *Fonetik Tîtcer* in *Le Maître Fonétique* [lə mɛːtr fɔnetik] geändert); FP = Le Français Parlé.

Es ist äusserst interessant, hier zum ersten Mal eine wissenschaftliche, vergleichende Darstellung des französischen Lautsystems von einem geborenen Franzosen vorzufinden. Wir hatten schon mehrere phonetische Beschreibungen der französischen Laute, aber keine, die vom französischen Standpunkte aus geschrieben, die Differenzen französischer und germanischer Auffassung auszugleichen suchte.

Zur Lösung seiner Aufgabe brachte Passy von Hause aus ungewöhnliche Bedingungen mit. Während das Französische seine eigentliche Muttersprache ist, hat er von Kindheit an ausserdem Deutsch, Englisch und Italienisch gesprochen. In dieser Beherrschung mehrerer lebender Sprachen steht er wohl unter den französischen Sprachforschern allein da.

Passy's Darstellung hat die gewöhnlichen Vorzüge der französischen Prosa, ist klar, kurz und bündig, dazu anspruchslos und wahrheitsliebend. Auch ist er immer eifrig bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern und vertiefen, und zeigt dabei eine rasche Entwicklungsfähigkeit. Jede Schrift, jede Ausgabe zeigt einen Fortschritt gegenüber den vorhergehenden. Den germanischen Sprachen, der germanischen Welt gegenüber legt der Verf. eine grosse Sympathie an den Tag. Weit entfernt, sich in einen engen französischen Horizont einzuschliessen, sucht er vielmehr seinen Gesichtskreis überall zu erweitern, und sich auf den Standpunkt des Fremden zu stellen.

Eben weil wir es mit einem solchen Manne zu thun haben, verlohnt es sich der Mühe, seine Ansichten eingehender zu berücksichtigen.

Beide seine obengenannten Schriften bieten eine Fülle neuer und eingehender Beobachtungen über französische Aussprache, wie sie grösstenteils nur ein Eingeborner, der zugleich mehrere fremde Sprachen beherrscht, machen kann, und auf welche ich hier nicht näher eingehen kann. Nur beispielsweise hebe ich hervor: die scharfsinnigen Bemerkungen über individuelle und Familiendialekte KD 19. 20; die Bemerkung, dass frz. *k, g* den Palatalen nahe liegt (Sons 14, KD 30), was den häufigen dialektischen Übergang in wahre Palatale erklärt; die feinen Beobachtungen über die verschiedenen Arten des Zäpfchen-*r* Sons[1] 14, KD 35. Von einem häufig fast dentilabialen *m* in der fam. Ausspr. von *revenir* fast wie *rəm'nir*

handelt der Verf. Sons [1]21, [2]66, KD 39; ähnlich hat K. Brekke ein dentilabiales *m* im norw. *jomfru* Jungfrau, beobachtet (Bidrag til dansk-norskens lydlære 23). Von frz. *ó* und *ö* hat P. unbetonte Varietäten entdeckt, KD 27.

Dagegen beabsichtige ich im Folgenden auf einige Punkte näher einzugehen, worin ich mit Passy nicht übereinstimme[1].

Es scheint mir, dass Passy nicht überall die Gegensätze der verschiedenen Sprachen scharf genug auseinander hält. Bisweilen scheint er in die französische Aussprache etwas Germanisches hineinzulegen; bisweilen scheint er, trotz seiner kosmopolitischen Neigungen, das Germanische mit französischen Ohren zu hören. Für Phonetiker verschiedener Nationalität hält es schwer, bis in die äussersten Einzelheiten übereinzukommen. Bei aller Ausgleichung der widerstreitenden Ansichten bleibt meist ein inkommensurabler Überrest zurück, über den man nicht übereinkommen kann. Es bleibt hier nichts anderes übrig, als dies offen zu gestehen und die Streitpunkte so lange und eingehend diskutieren, bis das Richtige sich einmal herausstellt.

1) Bezüglich der Vokalbildung acceptiert Passy im ganzen das Bell-Sweet'sche System, modifiziert es aber in einigen Einzelheiten, so in den gebrochenen Linien des Schemas (KD 24), was u. a. den Vorteil hat, das Verhältnis zwischen tiefem und hohem *a* deutlicher graphisch zu veranschaulichen. Doch ist diese Bezeichnung Sons[2] 35. 38 wieder aufgegeben worden. Passy scheint es mit der englischen Vokaltheorie etwas zu leicht genommen zu haben; namentlich ist dies der Fall mit den Kategorien *narrow* und *wide*. Schon Sweet hat Handb. 122 auf „the fewness of wide vowels in French" hingewiesen; bei ihm sind jedoch die Vokale in *chat*, *dent*, *dette*, *or*, *son*, *dot*, *que* noch „wide"[2]. Passy hat aber ohne nähere Begründung dies dahin erweitert, dass alle betonten frz. Vokale „eng" sind. „Eng" fasst aber Passy einfach als „mit gespannten Muskeln ausgesprochen", „weit" als „mit schlaffen Muskeln ausgesprochen". Dies ist zwar sehr klar und einfach, deckt sich aber nicht mit den engl. Kategorien. Es genügt darauf hinzuweisen, dass das deutsche *e* in *Gabe*, der schlaffste

[1] Einige dieser Differenzen rühren daher, dass die Aussprache Passy's etwas von dem gewöhnlichen Pariser Französisch abweicht. Passy hat seine erste Jugend auf dem Lande nördlich von Paris, in der Nähe von St. Germain verbracht. Er spricht MF IV 91 von „le patois Mantois où j'ai été élevé". Auf meine Frage darüber teilt er mir brieflich mit: „C'est au Désert de Retz, à 7 km. à l'ouest de St. Germain, que j'ai été élevé, Mais c'est là le pays Mantois (ou Mantais), qui commence, je crois, vers Chaton". Der Mantesische Dialekt nähert sich teils dem Normannischen, teils dem Pikardischen.

[2] Im *Primer* macht er auch die Vok. in *père*, *peur*, *le* „wide".

aller germanischen Vokale und durch Schwächung anderer Vokale entstanden, nach Sweet „narrow" ist. So einfach ist es also nicht. (Vgl. oben S. 117. 137.) Entweder also musste Passy zeigen, dass Bestimmungen wie die von ə als „eng" irrig und inkonsequent sind, oder er musste ausdrücklich erklären, dass er unter „eng" und „weit" etwas anderes verstehe als die engl. Schule. Was die Sache betrifft bin ich aber geneigt, mich Passy's Ansicht anzuschliessen. Es wäre vielleicht besser, wenn die engl Schule zu dieser einfachen Definition übergehen wollte. Der wahre Sachverhalt ist vielleicht der, dass alle engl. Vokale mehr oder weniger „weit" sind, dagegen alle betonten frz. Vokale „eng" oder gespannt, die unbetonten nur etwas weniger gespannt, nur ə schlaff. Im Deutschen und Nordskandinavischen[1] findet eine mittlere Lage statt: die Artikulation ist nicht so schlaff wie im Englischen, und auch nicht so energisch wie im Französischen; die betonten Vokale sind mehr oder weniger gespannt, die unbetonten mehr oder weniger schlaff, ə am schlaffsten. Auch zwischen kurzen und langen Vokalen findet wohl ein Unterschied statt; nach Passy sind die betonten deutschen Vokale in *nett*, *kommen*, *können* weit, die frz. in *net*, *comme*, *peuple* eng. „Dass gelegentlich weites *e*, *ö*, *o* statt engem *ę*, *œ*, *ǫ* [im Frz.] vorkommt, ist unleugbar, aber diese Aussprache ist wenigstens für mich befremdend und zerstört die Einfachheit, ja Starrheit des französischen Lautsystems", Passy KD 25[2]. Kurz, im Spannungsgrade giebt es wohl nach Artikulation, Quantität und Accent nicht nur zwei Kategorien „eng" und „weit", sondern unendlich viele Abstufungen.

In der zweiten Ausg. der *Sons* 35 nimmt Passy nach Western und Trautmann vier Höhengrade an: fermées (*i*, *u*), mifermées (*e*, *o*), miouvertes (*ę*, *ǫ*), ouvertes (*á*, a). Weite Bildung ist auch hier ausgeschlossen.

2) Das frz. *á* in *madame* bestimmt Passy Sons² 24, KD 24 als *low-mixed*, was aber einen anderen Laut ausdrückt; am nächsten kommt wohl das unbetonte ɐ in *a*bout, Can*a*d*a*, das m. E. dem 'low-mixed-wide' des engl. Systems zunächst entspricht, vgl. Sweet Handb. 27[3]. Auch Sweet

[1] Das Dänische nähert sich in Schlaffheit der unbetonten Vokale der engl. Lage.

[2] Ähnlich sagt auch Techmer IZ IV 297: „Die deutschen ü-Laute entsprechen nicht ganz den frz., weil bei ersteren viel geringere Energie der Zungenartikulation stattfindet. Die betr. entspr. frz. langen und kurzen Öffner [Vokale] haben im allgemeinen je dieselbe Einstellung der Organe, sie sind nur länger und kürzer gehalten [d. h. sie differieren nur in Quantität]; die betr. einander entspr. langen und 'kurzen', genauer 'zu kurzen' deutschen Öffner, wenigstens der anerkannten nordd. Ausspr., haben nicht dieselbe Einstellung der Organe, diese ist bei den 'zu kurzen' unvollkommener, d. h. weniger von der mittleren Ruhelage entfernt".

[3] Dass P. Passy *a* in *madame* gemischt d. h. verdunkelt spricht, habe ich nicht bemerkt. Wenn das aber wirklich der Fall ist, so ist es vielleicht individuelle Abweichung. Der Bruder Jean Passy bemerkt in einem interessanten Artikel über seinen individuellen Dialekt, MF V 52, dass sein *a* in *quatre-vingt* etc. „ressemble beaucoup à ə". Vielleicht Familiendialekt? Sicher scheint mir, dass gewöhnliches *á* keine Verdunkelung oder Annäherung an ə erleidet. Ich habe von einem feinhörigen Franzosen (V. Molard, s. m. Frz. Sprechübungen, Vorrede) die Bemerkung

meint, dass *á*, wenn es eine Annäherung an *front* wäre, *mixed* sein müsse; „tertium non datur". Das frz. *á* hat aber entschieden gar nichts vom dunkeln Laut der „gemischten" Vokale, sondern nähert sich im Klang bemerkbar den hellen, palatalen Vokalen. Das frz *á* ist einfach ein Zwischenlaut von engl. *a* in *father* und *ä* in *man*. Es genügt von der *a*-Stellung aus die Zunge ein wenig hervorzuschieben und ihren mittleren und vorderen Teil (*mediodorsum*, Sweet's front) schwach zu heben, um diesen schwach palatalen Zwischenlaut zu erhalten. Von einer Hebung lediglich der Mittelzunge [also „mixed"] spricht Jespersen Art. 19, ebenso Passy Phon. Stud. I 172. Vgl. oben zu Vietor, unten zu Lyttkens-Wulff, Techmer, Hagelin. Wenn ich von frz. *datte* zu *dot* übergehe, finde ich, dass sich die Vorderzunge etwas senkt, während die Mittelzunge gehoben bleibt, was mich davon überzeugt, dass *ó* „mixed" ist, nicht aber *á*.

Sons² 41 sagt Passy, dass man von a in *pâte* zu *á* in *patte* komme „en avançant tant soit peu la langue; MF 1890 p. 44: „the chief if not the only difference between it [*á*] and the deeper a in *pas* („low-back-narrow") is that the tongue is held much more forward". Andererseits hält Passy noch Sons² 36. 39. 40 fest, dass *o* in *dot* „mid-back-lowered" ist, also *ọ*, ungefähr wie im d. oder schwed. *stock*; das schwach ö-haltige *ó* betrachtet er nur als Entartung; in seiner Rezension von Bell's Popular Manual, MF 1889 p. 94 sagt er: Nor can I recognize the 'mixed' quality of the French vowel in *homme*, except in a peculiar, mincing pronunciation", was genauer in seiner Rezension von Beyer's Phonetik (Litteraturblat 1889) erklärt wird: „Die Leute, die so (*ó*) sprechen, machen gewöhnlich auch den *á*-Laut in *madame* heller, als es bei anderen üblich ist; wir nennen diese besonders bei Pariser Damen häufige Aussprache prononciation affectée"[1]. Meines Erachtens ist das gemischte *ó* der gewöhnliche Laut der Pariser Aussprache; erst wenn es weiter vorne gebildet wird, mit Hebung der Vorderzunge, fängt die Übertreibung an, indem *óm, fám* (homme, femme) fast zu *öm, fäm* werden.

3) Dass die Vokalle in *père, cœur* „low-front-narrow" sind, hat schon Sweet Handb. 28. 30. 128 gemeint, indem er diese Laute zum Teil von den 'mid vowels' in *dette*, *peuple* scheidet. Dasselbe lehrt nun auch Passy, obschon er mit mir die Vokale in *père, coeur* denen in *dette, peuple* gleich setzt. Ihm folgen auch Western (Engl. Stud. XI, 331; Nord. Tidskr.

---

gehört, die zwei *a* in *madame* seien verschieden. Mir scheint der qualitative Unterschied sehr unwesentlich; doch finde ich bei Flüstern das erste *a* ungefähr um einen Ton höher. — Eine andere Distinktion macht Passy Sons² 45, wonach in *carreau, mardi* ein Mittellaut von *á* und a zu hören ist; auch Jespersen hat denselben Laut unabhängig von Passy beobachtet. Auch dieser Unterschied ist sehr unbedeutend, und kann, wie Passy bemerkt, füglich ausser Betracht gelassen werden. Übrigens wird gewöhnlich *kāro*, aber *márdi* gesprochen.

[1] Auch im Norwegischen findet man bei affektierter Ausspr. *á ó* statt a ọ, z. B. *sánnhēds ónn* st. *sannhēds ọnn* (geschrieben Sandheds Aand, Geist der Wahrheit), s. meine Bemerkungen über frz. Ausspr. in den norw. *Universitets- og skole-annaler* V 262. Dialektisch findet sich *ó* im Norw. häufig, s. unten.

f. Filol. N. R. VIII 235) und Jespersen, Art. 79. 80. Es ist zwar sehr möglich, sogar wahrscheinlich, dass diese Vokale „narrow“ sind. Aber *è* in *père* ist in der gewöhnlichen Aussprache bei weitem nicht so offen wie *æ* in schwed. *lära*, ostnorw. *lœra*, das sicher „low“ ist. Ebenso ist *ö* in *cœur* durchaus nicht so offen wie im schwed. *höra*, ostnorw. *høre*. Es ist in Schweden und Norwegen ein gewöhnlicher Fehler, diese frz. Vokale mit den einheimischen *low-front* Laut zu sprechen[1]. Zu meiner Darstellung bemerkt nun Passy: „Pour moi cet *œ* est „low“ — c'est-à-dire par rapport à *ø* (de *peu*). Je ne dis pas du tout que ce soit le même son que dans *höra*[2], mais seulement que pour passer de *ø* à *œ*, on ne „détend“ pas la langue, mais ouvre la bouche *i-e-ɛ*; *y-ø-œ*; *u-o-ɔ*: cela me paraît trois séries parallèles. Jespersen est du même avis, il dit même que que *ɛ*, *œ* sont les „low-front“ normales (ce sur quoi je n'ose me prononcer), et que les *ɛ*, *œ* suédois sont „extra-low“. Was Passy eigentlich meint, ist also dass frz. *è*, *œ* nur niedriger gebildet sind als *é*, *ø*, worin ich ihm natürlich beistimme. Aber daraus folgt noch nicht, dass frz. *è*, *œ* „low“ sind.

Nachdem Obiges geschrieben war, fand ich im Sommer 1889 durch persönliche Besprechung mit Passy, dass dieser wirklich eine (individuelle oder dialektische) sehr offene Aussprache von *è*, *œ* in *père, sœur* hat, welche sich der schwedischen in *lära*, *höra* nähert und sich somit in der That von der „niedrigen“ Stellung nicht weit entfernt. Was aber die gewöhnliche französische oder Pariser Aussprache betrifft, so habe ich meine früheren Bestimmungen in der Regel vollständig bestätigt gefunden. Nur ausnahmsweise bemerkte ich im emphatischen Vortrag eine breitere Aussprache, fast *æ*, *œ*, so auf der Bühne Sarah Bernhardt emphatisch *mais*, *j'aime*, und Got als Poirier: *qu'tu es bête*, vgl. oben zu Brücke (EPh[1] 20) S. 37. S. auch Ellis EEP 1108.

Was Jespersen betrifft, so hat er den Wert der Klasse „low“ verrückt, indem er sie nach den im Dänischen und Französischen vorkommenden niedrigsten Vokalen bestimmt, statt wie Sweet eine möglichst allgemeine Vokalskala ins Auge zu fassen. Vgl. unten.

Somit finde ich die Bestimmung der frz. *è*, *œ* als „low“ seitens mehrerer Phonetiker von mehr individueller als allgemeiner Gültigkeit.

4) Nach Passy KD 27 sind die unbetonten frz. Vokale „mit halbgespannter Zunge“ zu sprechen. Wegen der Ebenheit des frz. Nachdrucks ist aber der Unterschied zwischen unbetonten und betonten Vokalen noch

[1] Was Western betrifft, so hat er in seiner eigenen Aussprache von *höre, för* einen individuellen oder dialektischen, ziemlich geschlossenen Laut, den ich auch sonst beobachtet habe, und der wohl auf seine Auffassung einwirkt; man könnte glauben, dass etwas Ähnliches auch mit seinem *ä* der Fall sei, da diese zwei Vokale im Öffnungsgrad übereinzustimmen pflegen. Phon. Stud. II 265 spricht er *för* (mid front), aber *lærə* (low front); es bleibt dabei unerklärlich, wie er frz. *eu* in *heure*, *peur*, das wenigstens nicht offener als *ö* in *för* (auch nach Westerns Aussprache) ist, als 'low' betrachten kann.

[2] Phon. Stud. I 26 identifiziert aber Passy diese zwei Laute, indem er von *œ* in *seul, cœur* sagt: „Ausser im Französischen kenne ich diesen Laut nur im schwedischen *för*“.

kleiner; zwischen *e* in *net* und dem ersten *e* in *netteté*, *nettement* ist der Unterschied kaum bemerkbar. Dagegen muss wohl mit dem dunklen ə in *que* eine Ausnahme gemacht werden. Zwar hat das laute ə in *vendredi*, *directement* einen fast ebenso kräftigen Klang wie andere unbetonte Vokale; aber der häufige Schwund wie in *sam'di, c'est c'que j'me d'mand'* etc. lässt sich kaum ohne Annahme einer vorhergehenden vollständigen Abspannung erklären. Das schlaffe, leicht schwindende ə des Französischen ist eine Annäherung an den germanischen Lautstand[1]. Passy sagt KD 28, dass „die Neutralität des ə durch die Leichtigkeit bewiesen ist, mit welcher es wegfällt und wieder zum Vorschein kommt". Hierdurch wird aber in erster Linie die Schwäche und Schlaffheit des Lautes bewiesen, welche freilich mit der indifferenten oder mittleren Stellung zusammenhängt, s. unten zu Techmer. Passy erwähnt, dass das sonst verstummende *e*, „wo zu viele Konsonanten auf einander folgen, wieder erscheint". Genauer fasst Passy FT III 93 diese Regel so, dass ə zwischen drei Konsonanten laut bleibt, ausser wo der letzte *r*, *l* oder ein Halbvokal (*w*, *ẅ*, *j*) ist: *madam' Blanc, quat' planches [Fontain'bleau, le r'clus, God'froi], pomm' cuites*; den letzteren Fall rechne ich nicht, da ich die „Halbvokale" nicht als wahre Konsonanten, sondern als unsilbige Vokale ansehe, ausser in einigen Fällen, wo sie als Konsonanten fungieren und lautes ə fordern: *Richelieu, atelier, donnerions*, s. unten. Eine Aussprache wie *Darmsteter* ist dem echten Franzosen unmöglich, es muss *dårməstetę̄r* heissen. Passy sagt sehr richtig: „Selbst Gebildete, die sehr darauf bestehen, dass man „regelrecht" sprechen soll, schieben ganz unbewusst ə ein, wo kein *e* geschrieben ist. Ich kenne solche, die auch z. B. lat. *postquam* nie anders als *pòstəkwám* sprechen". Nach meiner Erfahrung ist diese Aussprache ganz gewöhnlich und die einzige den echten Franzosen natürliche; A. Darmesteter z. B. sprach nie anders als *pòstətónik*, obwohl dies von G. Paris u. a. getadelt wurde; *pòst'tónik* ist nur ein Produkt der Gelehrsamkeit. Man beobachtet die natürlichen Neigungen einer Sprache nie besser, als in der Aussprache einer fremden Sprache[2]. Ausser in den erwähnten Ausnahmefällen hört man in nachlässiger Sprache auch bisweilen Schwund nach leichteren Verbindungen wie *rn*, *rl*: *gouvern'ment; je n'vous parl'*

---

[1] Dass aber eine solche Verstummung auch ohne Einfluss der Nachbarschaft stattfinden kann, zeigt die häufige Verdunkelung bezw. Verstummung der Vokalen im Portugiesischen. Sowohl hier als im Rumänischen ist der Übergang zur „gemischten" Reihe beliebt: im Rum. durch slawischen Einfluss.

[2] Passy Changem. 210: „Dans le nord de la France, on dit très fréquemment a lęstə d' la France. Les collégiens, et même leurs professeurs, prononcent fréquemment postəquam. M. A. Darmesteter, s'efforçant de prononcer les deux *t* du mot posttonique, disait postətonik". Man hört oft mœursə françaises, l'arkə d' triomphe, le nerfə d' l'intrigue, Jespersen Art. 78. Vulgär auch *yn bęl ęstáty* f. une belle statue, Passy MF III 93, Changem. 212. — Ganz ähnlich sagen Franzosen im Norwegischen *skårpəsnö'* st. Skarpsno (Ortsname), *dętęrstygtəvę̄r* st. det er stygt Veir (spr. *stykt vǣr*), es ist schlechtes Wetter, *dętęrdumtədęt* st. det er dumt, det (= c'est bête, ça).

pas. Die gewöhnliche gebildete Aussprache ist jedoch *guvernəmā̃*, und so schreibt auch Passy, Français parlé 83; ebenso *órnəmā̃* ib. 11 (vgl. Beyer Phon. 118: jetzt kolloquial *órnmā̃* aus *órnəmā̃*). Was aber bei Passy auffällt, ist, dass er oft die gewöhnlichen Regeln gar nicht beachtet, so besonders im Übergang zwischen zwei Wörtern, in der Bindung, nicht nur in Prosa, sondern sogar im Vers: *il exist' souvent* Sons 58; tu frappes ta *port' bénie*, ib. 57, was gewiss gegen die herkömmliche Aussprache streitet. *Il-ne-rest-ply* FP 15 scheint mir ganz falsch, ich habe nur *ręstə-ply*[1] gehört, wie immer j'm'en gardə bien, ça n'vous r'gardə pas, ça n'existə pas, je n'insistə pas, je n'détestə pas ça, comment s'portə-t-elle, presquə pas, und gewöhnlich je n'vous parlə pas. Immer l'exactə vérite, textə latin, perlə fine, cirquə d'été, actə de naissance: portə-monnaie, portə-plume, portə-faix, gardə-manger, gardə-robe, courtə-pointe: appartəment, emportəment, exactəment. Indem Passy Formen wie *kęlkəšöz* zu steif findet und *kękšöz* noch nicht zu schreiben wagt, giebt er oft solche wie *kelkšöz*, die im gewöhnlichen Französisch kaum existieren[2], so *kęlk sóldā* FP[1] 81. Zuweilen hat aber Passy auch die gewöhnliche Aussprache: j'y réfléchissais depuis *kęlkə* temps sur mon *tristə* sort, FP 31.

Ich verstehe auch nicht *ákt-də-devumā̃* Phon. Stud. I 162, wenn nicht *ák'dəvumā̃* (*t*-Verschluss mit *d*-Öffnung) gemeint ist; *a-st-ákt-rližjõ* FP 43 ist mir selbst im Munde Mirabeau's viel zu revolutionär. Am meisten aber überrascht mich *dirękt mā̃* FP 35. Wenn der Verf. ein Ausländer gewesen wäre, würde ich dies ohne weiteres als einen Fehler angesehen haben. In vielen andern Fällen hat aber Passy den regelmässigen Gebrauch beobachtet, so *distęktəmā̃* FP [1]35, [2]71. Auf meine Bemerkungen über diese und ähnliche Fälle antwortet nun Passy Folgendes: „Pour les élisions de ə, il faut distinguer presque chaque cas. *Il exist' souvent* est tout-à-fait habituel. Pour *port' bénie*, c'est moins sûr; on dirait bien aussi *portə bénie*; mais pourtant, en tenant un peu le *t*, *port' bénie* n'a rien de choquant[3]. — Il y a beaucoup de fautes dans le *Fr. parlé* (dont je prépare une 2e éd.). Si j'ai écrit *kęlk pęrsón*, etc., c'est que ma prononciation naturelle aurait été *kęk p.*, ce que je n'ai pas osé mettre, trouvant d'ailleurs *kęlkə pęrsón* trop solennel. Mais j'y ai été encouragé parce que justement au moment où je l'écrivais je voyais fréquemment une famille (d'origine belge) où on disait toujours ainsi; et de même *kęskvufęt*, *ęskvukrwaje*, et même *kęstydi*. Mais ces formes, pour n'être pas habituelles, ne sont pas très rares, surtout chez les Français du nord-est. L'autre jour, causant avec une dame qui les employait, j'en ai été si frappé que je lui ai demandé d'où elle était. „De la campagne près de Paris", m'a-t-elle dit,

---

[1] So immer bei den Zeitungsverkäufern in Paris: „Il n'en restə plus un seul, monsieur".

[2] Richtig sagt Passy MF III 93: *kęlkšöz* is a north-eastern provincialism. Nach *Changem.* 18 kommt es jedoch auch als Übergangsform vor, „due à l'influence de la forme littéraire" wie *slui-ci* neben *çui-ci*.

[3] Ich hörte in Paris im Sommer 1889 meist *La Portə Maillot*, doch auch *Port' Maillot*, bes. unter dem Volke.

ce qui m'étonne. — *Akt-rližjõ* est tout-à-fait mauvais, c'est *aktərližjõ* ou *aktrəližjõ*. *Aktlədevumã* me paraît aller très bien; *direk'mã* moins, sans être absolument inconnu". Diese Worte Passys bestärken mich in der Ansicht, dass eine ähnliche gewaltsame Synkope der Natur des echten, guten Pariser Französisch widerstreitet, und, wenn sie überhaupt vorkommt, aus anderen Quellen stammt, wie den östlichen Grenzdialekten oder Ausartungen der Volkssprache[1]. Kurz, es ist eine Annäherung an das Germanische. Bei dem Übergang von Wort zu Wort kommt es natürlich auf den Grad der Verbindung an. Auch in demselben Satz kann Auffassung oder Gefühl schwanken: man kann sagen je me portə bien oder port' bien.

Über diesen wichtigen Punkt der Aussprache hat auch Gaston Paris die Güte gehabt, mir folgende wertvolle Bemerkungen mitzuteilen: „Cette pronociation [*il exist' souvent* etc.] s'entend, mais celle que vous indiquez est certainement plus fréquente. Il est sûr qu'un „voyou" de Paris dira: *j'vou parl'* pâ à vou, tandis qu'un homme bien élevé dira: je n'vou *parlə* pas, mais ce même homme dira souvent: *i parl' de c'qu'i'n' sait pas*, *i parl' bien*, *tu parl' trô*, etc. La prononciation *postəquam*, *postətonique* est très répandue, je l'ai entendue (en français) vendredi à l'Académie. Les gens qui s'appellent *Ernest Blanc*, par exemple, sont très ordinairement appelés *Ernestə Blan*. Toutefois, c'est une mauvaise prononciation; pour ma part je ne l'admets pas, mais elle n'est pas restreinte aux classes vulgaires. A côté de cela, on entendra très bien: *La post' s'est trompée, tu es trist' ce soir, c'est just' qu'i' meur'* etc." Vgl. auch die Bemerkungen von Passy FT III 91. Ich bemerke noch die Schreibung Passy's *ün-ptit-krəvas* FP 7. Da ich einst an Passy schrieb, dass ich diese Form nicht kenne, antwortete P., dass er eigentlich *ym-tit* oder *yn-tit* gemeint hatte, „formes très fréquentes quoique familières". Ich antwortete, dass ich glaubte in Wirklichkeit *yn ᵖtit* gehört zu haben, d. h. *p*-Verschluss mit *t*-Öffnung, was Passy später als die gewöhnlichste Form anerkannt hat, s. Sons [1]45. [2]64. Diese Aussprache findet sich im Frz. nur bei gewissen Konsonantenhäufungen, vielleicht besonders Kons. + *t* od. *d*, und ist als Übergang zu den leichteren Formen *ym tit*, *yn tit* zu betrachten, welche letzteren sehr nachlässig oder ganz vulgär sind; die gebildete Sprache sagt *yn pətit fij*. Ich sehe mit grosser Genugthuung, dass Passy mehrere der von mir bestrittenen Formen später berichtigt hat: so *i n rẹstə ply* FP[2] 13, *ȧ sẹt ȧktə rližjə* FP[2] 97, *il ẹgzistə suvã* Sons[2] 92, *tȧ pòrtə beni* Sons[2] 91, *selestə plẹn* FP[2] 103, Sons[2] 93. Dagegen ist *yn tit krəvȧs* FP[2] 7 stehen geblieben; dieses und *kẹk sȯldȧ* ib.[2] 29 kann ich in einem Buche für Anfänger nicht billigen; solche Formen sind dem Philologen als Objekte der Beobachtung sehr interessant, aber als Objekte der Nachahmung verpönt. Eher noch ginge *kẹk* als *tit*. Ganz mit Recht

[1] In frz. Gassenhauern stösst man bisweilen auf solche Formen:

Quand les filles s'en vont en tas,
C'est qu' ça leur plaît, ça n'vous *r'gard' pas*.
— — — — — — —
Enfin qu' tout l' monde soit expulsé:
Il *rest'ra* plus qu' les anarchisses! (Le Fig. 15 Jan. 87.)

hat Passy im höheren Vortrage, wie in der Rede von Gaston Paris, „Les parlers français", Formen wie *kęlkə* mots, *kęlkə* tentatives, *nótrə* vie etc. FP[2] 73 gebraucht. Solche Formen sind dem Ausländer zu empfehlen.

5) Passy KD 27-28 meint, dass die unbetonten Vokale *ó ę ö* nicht nur weniger gespannt sind, sondern auch zur gemischten Lage neigen d. h. unbestimmter seien als die betonten. Jedoch erkennt Passy selbst, dass sie akustisch kaum von den betonten Vokalen zu unterscheiden sind Mir scheint der Unterschied sehr unwesentlich, und der Grund davon ist die ebene Betonung. Passy sagt, dass „Vokale im Vorton eine entschiedene Neigung zeigen — freilich nicht so stark wie im Englischen — in *ə* überzugehen. So sagt man neben den volleren Formen *kómãsə, mósjø, pøtętr, örø, žóli, fęzã*, auch *k[ə]mase, m[ə]sjø, p[ə]tętr, ərø, žəli, f[ə]zã*". Es ist aber zu bemerken, dass dies nur von einigen vereinzelten, vielgebrauchten, gleichsam abgenutzten Wörtern gilt, und vorzugsweise den Vokal *ó* trifft, das als *mid-mixed* auch ohnehin mit *ə* verwandt ist; Passy aber, der das *ó* nicht als *mixed* betrachtet, hat sich die Erkenntnis dieser Verwandtschaft verschlossen. Einen ganz vereinzelten Platz nimmt *monsieur* ein mit seinen sonst unerhörten Lautübergängen. *k[ə]mãse* ist wohl selten, vulgär, oder dialektisch; bei *žəli* führt selbst Passy keine Schwundstufe auf, dagegen schreibt er zuweilen *zœli* MF V 85. *P[ə]têt'* kenne ich wohl als vulgär und dialektisch; auch *eu* ist mit *ə* verwandt, aber diese Verwandtschaft macht sich nur ausnahmsweise, wie in dem vielgebrauchten, mit einem Hilfsverbum zusammengesetzten Adverbium, geltend. Was *ę* betrifft, sagt P. selbst, dass der unbetonte Laut zwischen *é* und *è* liegt; darin liegt aber keine Annäherung an *ə*. Sons[2] 44 heisst es von diesem Laut: „il se rapproche tantôt plus de *é*, tantôt plus de *è*". In Wirklichkeit hat dieser Laut eine Neigung, sich dem geschlossenen, sehr bestimmten und klaren *é* zu nähern, was auch Passy selbst anerkennt z. B. MF V 45, Rezension von Sweets Primer: „*lę, mę, tę, sę* artificial. These words, when unstressed, are often pronounced with a slightly lowered (and retracted?) *ë* [vgl. unten zu *m's* enfants]; but never with *ę* in natural speech, as far as I know. The regular sound is *e*, which comes out very clearly when stressed and lengthened: *žę di lĕ' prəmje, pa lö' prəmje*". Sonst scheint mir *ai* in *raison*, *maison* nicht von dem betonten *ai* in *aise*, *ê* in *tête* wesentlich verschieden, besonders wenn *raison, maison* mit starkem Nebenton auf der ersten Silbe gesprochen werden. Mehrere Grammatiker lehren, *ai* besonders vor den geschlossenen Lauten *é, i, o, u* geschlossen oder nur halboffen zu sprechen, so in *aimer, aimé, aimai, plaisir, saisir, aigu, laitue*; dagegen in *aimais, aimons, aimant, aima* offen. Im Einzelen gehen zwar die Ansichten auseinander, doch steht wohl fest, dass der Gegensatz *émé-èmè* (aimer, aimé-aimais) in der Umgangssprache häufig ist[1]. Andererseits hat das geschriebene *é* in *médecin, répéterai, régner, intérieur* gewöhnlich

---

[1] Ich habe dies auch auf der Bühne häufig gehört, so *ęm*, *eme* S. Bernhardt, Mounet-Sully; vaisseaux *vesõ* S. Bernhardt etc. Wir haben hier eine Spur von Vokalharmonie. Ähnlich Jean Passy *žętę* (j'étais) neben *žeté* (j'ai été), Phon. Stud. III 353. Vgl. P. Passy Changem. 188.

den halboffenen Laut. Schon Littré bemerkt, Dict. I S. LVII: *„intérieur, médecin* se prononcent plutôt *intèrieur, mèdecin* qu'avec l'accent aigu". In *général* ist das zweite *é* bemerkbar offener als das erste. Hierin liegt aber keine Annäherung an *ə*; der halboffene Vokal ist eben so bestimmt wie der erste. In der gewöhnlichen Aussprache von *général, généralement* kann man auch nicht die kleinste Neigung zu Verstummung merken. Das einzige Beispiel einer Verdunklung resp. Verstummung von *ẹ*, *ai* bei Passy ist *f[ə]zã*, wobei man ungewiss bleibt, ob faisant oder faisan gemeint ist; nach Sons [1]31 ist es das erstere, nach [2]46 das zweite Wort; Beyer Phon. 23 spricht von faisan. Was aber faisant betrifft, so rührt die Aussprache *fəzã* bekanntlich vom älteren *fesant* und beweist also hier nichts, vgl. *ferai*. Faisant wie *fẹzã* gesprochen ist neue, litterarische, von der Schreibung beeinflusste Ausspracheform. Wenn faisan neben *fẹzã* auch *fəzã* gesprochen wird, so ist dies wahrscheinlich nur Analogiebildung nach faisant; das Wort ist verhältnismässig neu, nach Litré nicht vor dem 15. Jahrh. belegt. Diese Form bildet also nur eine vereinzelte Ausnahme; eine Form wie **məzǭ, m'zǭ* statt maison würde ganz undenkbar sein. Auf meine Einwendungen über diesen Punkt antwortet Passy: „Je cherche des exemples de *ẹ-ə* et n'en trouve pas d'aussi clairs que *fəzã*. Mais l'élision de *ẹ* n'est pas rare: *m'z ãfã, tu l'z òm* (langage populaire); *gén'ral* (style militaire; on appelle Boulanger constamment *le brav' g'n'ral*); *d'žəne* à coté de *déž'ne* (déjeuner). Il me semble qu'il y a des variantes avec un *ə* très fugitif: *m(ə)z ãfã, gén(ə)ral*". Das ist alles sehr interessant als dialektische oder vulgäre Züge; für die gewöhnliche gebildete Sprache der Hauptstadt beweist es nichts. Der Militär-Jargon hat noch weniger Autorität als ein wahrer Volksdialekt. Was die populäre Formen *l'z* hommes, *m'z* enfants, *d'z* enfants[1] betrifft, betrachte ich sie einfach als Analogiebildungen nach *le, me, de*; sie beweisen für regelmässigen Lautwandel ebensowenig wie das populäre *v'là* für eine Verwandtschaft zwischen *oi* und *ə* oder das populäre *v'* st. *vous*[2] für eine Verwandtschaft von frz. *ou* und *ə*. Somit bleiben von wirklicher Lautschwächung nur ganz vereinzelte Fälle der Volkssprache von *ö*, *ó* in vielgebrauchten Wörtern zurück.

6) Früher hat man in den frz. Verbindungen *ui, ué, ua, ie, oui, oi* etc. gewöhnlich steigende Diphthonge erkannt. Ballu scheint der erste gewesen zu sein, welcher hier Konsonanten + Vokale gehört hat, was L. Havet genauer ausführt, Mém. de la Soc. de Ling. II 218 ff., vgl. Rom. III 321, indem er *oui* als *wi*, *ui* als *ẅi* bezeichnet; ihm zufolge kennt das gegenwärtige Französisch keine Diphthonge. Diesen sind später viele andere Forscher gefolgt. Passy hat die neue Lehre wohl im Wesentlichen angenommen, jedoch mit Vorsicht. Er meint, die Auflösung der Diphthonge

---

[1] Bei Maupassant, Contes de la Bécasse, finde ich als populär: Je les ons mêlés l'premier soir et puis *l's* autres, 127; *d's* enfants, 127; *m's* éfants (norm. = enfants), 209.

[2] In Volksliedern, z. B. Vous *v's* êt' enchargé' d'un mari, nach Bujeaud, Chans. pop., citiert v. Tobler, Le Vers Français 34.

sei noch nicht vollendet; die ältere Form *oa, ia, ie* etc. sei noch provinziell und von älteren Leuten zu hören, während die jüngere Generation nur *wa, ja, je* etc. kenne[1]. Indessen giebt er Sons 37 zu, dass die Grenze zwischen *ie, oa* und *je, wa* schwer zu ziehen ist, und KD 15, dass das Reibungsgeräusch in *yole, bien* oft so schwach ist, dass man zweifeln kann, ob es nicht ein tonloser oder unsilbiger Vokal ist[2]. KD 32 ff. formuliert er dies noch bestimmter, und findet das Reibungsgeräusch nach Vokal [*fille*] weit deutlicher als vor Vokal [*bien*]. Meines Erachtens sind diese Laute in der gewöhnlichen Aussprache nicht reine Konsonanten wie das germanische *j* und *w*, sondern Halbvokale, d. h. unsilbige Vokale, die auf dem Übergang zu Konsonanten stehen. Doch beobachte ich verschiedene Stufen. Im Anlaut klingt mir z. B. *yole* nicht so konsonantisch wie deutsch oder nord. *Jolle, oui* nicht so konsonantisch wie engl. *we*, *yeux* nicht wie nord. *gjø* = *jø̄* bellen; in *les yeux* = *lē-zi̯ø* höre ich deutlich ein unsilbiges *i*, nicht *z* + *j*; *Iéna* lautet nicht wie d. *Jena*; in *pont d'Iéna*[3], *rue de l'ouest* werden *i, ou* offenbar als vokalische Anlaute behandelt. Das germ. *ja* lautet in einem französischen Munde nicht wie in der einheimischen Aussprache. Inlautend verbinden sich einige, bes. stimmlose Konsonanten (Sweet Handb. 52) lieber mit *j* als andere; ganz konsonantisch klingt *i* in *pied*, *tiens, pitié* (wo *t* leicht palatal wird), *brigadier, saladier*; weniger nach Nasalen und Liquiden: *lien, rien, lieu, mieux*; vielleicht Mittelstufe in *bien*. *Adieu* lautet weniger konsonantisch als das norwegische *ad-jø̄* oder *add-jø̄'*; dagegen *monsieur* und westnorw. *mosjø* beide mit *j*. Entschieden *j* höre ich in *fille, Versailles*. Dass *w* in Passy's *wa* (frz. *oi*) kein reiner Konsonant ist, kann man auch an der Härte solcher Beispiele wie *trwa* = trois, *sə-fy l-trwazjẹm-žur* Sons 54, *kẹstjō-d-drwa* Frç. 45 (vgl. Phon. Stud. I 262), *ry d l west* MF IV 44 erkennen; solche Konsonantenhäufungen sind im Französischen unaussprechbar und würden erst in Sprachen wie die slawischen zulässig sein, z. B. poln. drwa = *drva* Brennholz. Sie werden im Frz. nur darum zugelassen, weil die sogenannten *w*, *j* keine wahre *w*, *j* sind. Passy schreibt *nu krwajjō* (= nous croyions); dieses „*jj*" ist aber nicht homogen, sondern *j* + unsilbiges *i*; ich höre entschieden *kru̯aji̯ō*[4].

---

[1] Vgl. Passy Changem. 195: neben *wa* höre man auch *ua* und *oa*. Über dialektische Formen finden sich ebenda einige Bemerkungen: *oẹ* südl. von Loire, *ẹe* norm., *ŏẹ* od. *we* westlich von Paris. [In der Volkssprache der Umgegend von Paris herrscht noch die ältere Form *u̯ẹ* oder *o̯ẹ*, das in der Hauptstadt schon längst von *o̯a* verdrängt ist.]

[2] Ähnlich sagt Sweet Handb. 52: „in such a word as 'guerrier' (gær-je) it is difficult to know whether to call the *i* a vowel or a consonant". Andererseits erkennt Sweet, dass engl. *j* wie in *yes, you* „is often weakened into a vowel" Hb. 37. 70, vgl. Vietor Germ. Pron. 54. Eben weil Franzosen und Engländer kein wahres oder konstantes *j* haben, sind sie geneigt, ein unsilbiges *i* mit *j* zu verwechseln.

[3] Doch kommt auch *l'université de Jena* vor. La hyène = *la jẹ̄n* habe ich selbst im Jardin des Plantes gehört. Doch sind dies nur vereinzelte Ausnahmen oder Neuerungen.

[4] Auf eine Bemerkung von mir darüber antwortet Passy: „Je ne vois pas trop pourquois *krwajjō* serait plus contraire à notre langue que *murrō*. Mais la forme la plus exacte ne serait-elle pas *kru̯ai̯ji̯ō*?" Das

KD 34 sagt Passy: „Noch mehr als bei *j* ist es bei *w* und hauptsächlich [besonders?] bei *y* fraglich, ob man hier nicht eher konsonantsich fungierende Vokale *ü* und *u* als eigentliche Reibelaute hat; dagegen streitet aber die Thatsache, dass diese Laute auch stimmlos nicht nur deutlich hörbar, sondern wortbildend und sinnunterscheidend sind, vgl. soi = *s̥wa*, sua = *sya*, toit = *tw̥a*, tua = *tya*". Da aber auch Vokale und Halbvokale stimmlos und doch hörbar sein können, beweist dies nicht die konsonantische Natur der Laute. Auch nicht dass verschiedene stimmlose Vokale als verschiedene Laute gefühlt werden, kann dies beweisen. Erst die Unterscheidung einer konsonantischen und einer vokalischen Funktion desselben Lauts würde den Beweis liefern. Auch mehrere der tüchtigsten neueren Phonetiker stimmen mir hier bei, so neuerdings Gonçalves Vianna, Rom. XII 47; Rambeau, Die Phonetik, S. 5. 16—17; Phon. Stud. I 81; zum Teil Beyer und Western; der letztere bemerkt in seiner Rezension von Beyers *Lautsystem*, Nord. Tidskr. f. Filol. N. R. VIII 236: „ich bin mit dem Verf. vollständig einig, wenn er bezweifelt, dass das erste Element dieser Verbindungen auch nach Nasalen und Liquiden als Konsonant zu betrachten ist; auch ist es eine vollkommen richtige Bemerkung, dass *i* wo es in diesen Verbindungen als *j* auftritt, mehr vorgeschoben ist als *j* in den germanischen Sprachen. Jeder Norweger wird den Unterschied zwischen frz. *mieux* und norw. *Mjød* [Meth], frz. *rien* und norw. *Rjukand* gleich hören". Vgl. auch Techmer IZ V 227.

Neue und feine Beobachtungen macht Jespersen Phon. Stud. II 90. Neben der gewöhnlichen normalen Mittelform in *bien*, einem unsilbig fungierenden frz. *i*, erkennt er zwei extreme Formen an: eine höhere, ein vorne gebildetes *j* in *fille*, eine gesenkte in *travail*, *Versailles*. [Passy und mir scheint indessen der Laut *j* in ā̦j sehr deutlich; doch scheint Passy Sons² 51 Jespersen Recht zu geben[1].] Das *ou* in *oui* findet er runder und höher gebildet als eur. *u*, dagegen in *louer*, *foi*, *soin* hört er wie ich das schwed.-norw. *u*-haltige *ω*. *U* in *lui* findet er high-front, dagegen in *nuée*, *tuait*, *tua* weiter und weiter nach hinten gebildet, um in *nuage*, *nuance* fast auf der Grenze der back-Artikulationen zu stehen. Er identifiziert wie ich frz. *u*, besonders vor *é*, *è*, mit schwed. *u* in *hus*. Die Beobachtung, dass diese Laute sich nach den folgenden Vokalen ändern, hat auch mir vorgeschwebt; ich war aber nicht dazu gelangt, sie so bestimmt und scharf zu formulieren. — Passy schliesst sich Sons² 51 Jespersen's Bestimmungen an. — Noch genauere Bestimmungen gibt Jespersen Art. 60. 63; in *nui* habe man $\gamma 3^{g}$ od. ^{gf}, in *nuée* $\gamma > 3^{gh}$, in *tuait* $\gamma 5^{gh}$, in *nuage* $\gamma 5^{h}$, während er engl. *w* die weite Öffnung $\gamma 4_{i}$ [*ů*-Stellung] giebt, bestimmt er das frz. in *oui* als $\gamma 2_{i}$ [weite *w*-Spirans], also als viel enger; vor offneren
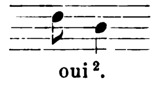
ist möglich; jedenfalls habe ich nie ein wahres *jj* im Frz. beobachtet, wie überhaupt Konsonantendoppelung im Frz., wie auch Passy sonst erkennt (ausser bei Synkope), kein nationales Produkt ist.

[1] Deutlicher Passy Changem. 198: „Dans un mot français comme *paille*, qui, prononcé soigneusement, vaut *pā̦j*, on s'arrête souvent avant d'avoir atteint le point où commence le frottement: on a de cette manière une diphthongue āĭ".

Vokalen in *louer, louait, loi* eher $a > 1^a$ $\gamma > 3_i$, nahe an schwed. *ω*. „The essential point in all [w]-sounds is certainly that the lip aperture is smaller than the back aperture, and it is, therefore, not quite correct to identify [w] with a non-syllabic [u]“. Wenn aber frz. *ou* in *oui* ein wirkliches *w* ist, was erst bewiesen werden sollte, so ist es bedenklich, eine so enge hintere Öffnung anzunehmen, welche eher einem *g*-ähnlichen Laut bilden würde. Warum soll gerade *ou* in *oui* nicht eine vokalähnliche Bildung haben, wenn doch *ou* in *oua* eine solche hat? Auch ich erkenne, dass der Laut nicht ganz derselbe ist wie *u*; er ist gewöhnlich etwas mehr konsonantisch, aber trotzdem vokalisch genug um manchmal einen ganz vokalischen Eindruck hervorzubringen. So habe ich *oui* oft fast zweisilbig sprechen hören, was sich besonders im Tonfall kund giebt, worüber gleich unten. Noch deutlicher ist vielleicht die Vokalähnlichkeit in oi = *wa*. So habe ich z. B. bei besonderen Arten des Ausdrucks mehrere Male *vώalά*[1] mit rhetorischem Nachdruck auf *ω* gehört; bei Stocken oder bei ungewöhnlich langsamer Aussprache sogar *mωa* fast zweisilbig. So habe ich Sarah Bernhardt in langsamer, tragischer Diktion im Sommer 1889 *mωά, puvωår* mit zwei deutlich geschiedenen Vokalen sagen hören. Bei einem wirklichen Konsonanten würde das nie stattfinden können; man könnte frz. *fi-ȩ̄r* statt *fier* (stolz) zur Not verstehen; aber norwegisch *fi-ǣr* stat *fjǣr* (Feder) würde unverständlich sein.

Schon der Unterschied zwischen engl. *tram-way* und frz. *tra-mouè* ist in dieser Beziehung lehrreich; daneben sagt man frz. fam. auch *tram-vè*. Sobald ein wahrer Konsonant eintritt, fängt die Silbe mit diesem an; wegen der halbvokalischen Natur des *ou* schien *m* geeigneter, die Silbe anzufangen. Ebenso e. *Ed-ward*, frz. *É-douard*; e. sand-wich, frz. Ausspr. *çan-douitche* Lesaint 188.

Dazu kommt noch, dass Wörter wie *oui, toi, loi* nicht nur mit zwei Vokalen, aber dementsprechend auch auf zwei deutlich geschiedenen Tönen gesprochen werden können, so z. B. *oui* mit resigniertem Ton (wie *allons*!):



oui[2].

Hier hat *ou* den ersten Ton, *i* den zweiten. Dabei wird der Charaker der Einsilbigkeit fast aufgehoben. So habe ich z. B. den berühmten Schauspieler Got sprechen hören. Derselbe sprach ebenfalls in *quel mariage!* (s. § 9) das *i* und das *a* auf zwei verschiedenen Tönen aus. Dies würde nicht möglich sein, wenn *ou*, *i* reine Konsonanten wären.

Die Bezeichnung der unsilbigen Vokale als Konsonanten überträgt Passy auch auf das Italienische; in seinen phonetischen Sprachproben

---

[1] Ähnlich habe ich im Théâtre français *úi* emphatisch (mit rhetor. Accent) sprechen hören: Ces pendardes-là, avec leux pommade, ont, je pense, envie de me *rüinér*. Molière, Précieuses ridicules Sc. 4. *Ui* sowohl in *ruine* als in *tuer* ist nach der jetzigen Aussprache gew. Diphthong, vgl. Lesaint, Traité Complet[2] 125. Ähnlich Ellis EEP 1093.

[2] Andere Varianten unten S. 176 und Exkurs über Sprachmelodie.

schreibt er *luj*, *lej*, *italjano* [also auch *Italja*], *studja*, *arja*, *marjanna*, MF 1889 16. 29. 43. 78 etc. Die Italiener sagen aber gar nicht *itálja* (was nach ital. Lautgesetzen in *Itaglia = *italla* übergehen müsste), sondern *itália*, nicht *arja*, sondern *ária* etc. Im Norwegischen unterscheiden wir sehr wohl *sília* (Name), *famílie*, *Brasílian*, von *siljə* (Salweide), *viljə* (Wille); ebensowohl lat. *mária* oder ital. *ária*, norw. *áriə*, ind. *Pária* von vulg. norw. *Marja* (Marie) etc.[1]. Eine solche Unterscheidung würde nach Passy'scher Bezeichnung unmöglich sein. Ebenso schreibt Passy ital. *kontinwa* gegen die ital. Aussprache *kontínua*. Dagegen ist natürlich *kwelli* p. 71, *gwardavan* 78 ganz richtig; der Laut ist aber nicht derselbe[2].

Nach Passy's Vorgang überträgt der Spanier Araujo diese Bezeichnung auch auf das Spanische: er schreibt *materja*, *misterjos*, *trweno*, *krwel* MF 87 etc. Er bemerkt aber Phon. Stud. III 314 ff. ausdrücklich, dass diese Laute nur Halbkonsonanten sind; das wahre konsonantische *j* bezeichnet er *y*; der Unterschied wird durch diese Bezeichnung nicht deutlich. Dagegen schreibt der Spanier T. Escriche y Mieg richtiger *medio*, *puede* MF 61. 62.

7) Dass bei den frz. stimmlosen Verschlusslauten *p t k* Kehlkopfverschluss stattfindet, wie Jespersen bei Passy KD 30 vermutet, vgl. Jesp. Art. 56, ist nach den Untersuchungen von Techmer nicht wahrscheinlich. Letzterer bemerkt darüber IZ V 252: „Infolge der hier von Jespersen angedeuteten 'Vermutung', welche freilich um so mehr ins Gewicht fällt, als J. von Hause aus ein geübtes Ohr gerade für Kehlkopfschluss vor andern nichtdänischen Phonetikern voraus hat, habe ich Gelegenheit genommen, noch einmal die Auspr. der frz. stimmlosen Schlusslaute mit dem Hüter'schen Hörrohr an M. Belouin zu untersuchen, aber keine Spur von Klapplaut im Kehlkopf gehört. M. B. erklärte mir, er habe auch kein Muskelgefühl irgend einer Kehlkopfartikulation während des Mundschlusses. Es beginnen hiernach also nach den Schlusslauten [*p t k*] die frz. stimmhaften Öffner [Vokale] mit leisem Einsatz, wie es ja auch im Anlaut von solchen frz. Öffnern geschieht, nicht mit Kehlkopfschluss". Sicher ist, dass die romanischen Verschlusslaute sowohl anderen Phonetikern als mir ebenso unaspiriert vorkommen wie die slawischen und indischen[3]. Dagegen ist es entschieden unrichtig, wenn Jespersen bei

---

[1] Nach Vietor, Germ. Pron. wird *famīliə*, nach S. 55 „oft *famīljə* gesprochen"; nach brieflicher Mitteilung ist damit eine andere, mehr *j*-ähnliche Varietät „mit deutlicher Reibung" gemeint.

[2] Ellis hört sogar *kuale* EEP 1115. — Von anderen Ungenauigkeiten der Lautbezeichnung notiere ich *lašja:to*, f. *lašato*, *ǫNi* f. *oNi* (*oŋŋi*, geschlossenes *o*, dial. ugni), *kwęsto* f. *kwesto* (geschlossenes *e*) p. 16, *trę̨* 43 f. *tre*, *vęnne* 29 f. *venne*, *vęnner in fǫlla* 43 f. *vennero in folla* etc.

[3] Nach Sons[2] 64 hat Jean Passy die Beobachtung gemacht, „qu'en comparant une syllabe comme *ta* en français et en portugais, on s'aperçoit qu'il y a, en français, un son transitoire bien distinct". Einen solchen Unterschied habe ich (ausser in Fällen wie *utile* etc.) nicht bemerkt. Die spanische, portugiesische und italienische Aussprache der Tenues scheint mir wesentlich dieselbe wie die französische. — Nach Sievers, Zeitschr. d. d. morgenl. Gesellschaft XXX, 56, Phonetik [2]116, [3]137, werden die

Passy l. c. auch die schwedischen Verschlusslaute unaspiriert findet; die schwedischen und die damit gleichlautenden norwegischen Explosivae sind bloss weniger aspiriert als im Dänischen. Nach Lytkens-Wulff, *Sv. ljudl.* 267 werden im Schwed. stark betonte Tenues von einer deutlichen Aspiration begleitet. Jespersen Art. 53 findet norw. schwed. nordd. engl. *p t k* vor Vokal mit dän. unbetonten Tennes in *k*anŌn' etc. identisch, indem er bemerkt: „They are generally characterized as feebly aspirated; the aspiration accompanying the explosion seems, however, to be nothing else but the simple consequence of the air being driven on to the place of stoppage without meeting any hindrance in the glottis or elsewhere. As the breath-glide is, accordingly, only the necessary consequence of the position, it has not been separately symbolized". Dies scheint mir zweifelhaft und nicht ganz klar. Ich bemerke bei norw. betonten *pa*, *ta*, *ka* einen deutlichen Hauch zwischen Kons. und Vokal. In unbetonten Silben wie in *to*tal', *ka*fé ist der Hauch zwar weniger deutlich, aber doch immer bemerkbar (nach Lytkens-Wulff freilich schwindet im Schwed. hier der Hauch). Zwischen *k* im norw. *kafé* und im frz. *café* ist ein deutlicher Unterschied zu beobachten; der norw. Anlaut ist nicht so hauchlos wie der französische; denselben Eindruck macht die dän. Aussprache von *kafé*. Sehr wunderlich klang mir in Italien das ital. *caffè con latte* in der Aussprache der Dänen: *ǩafĕ ǩǫn lád̥ə*.

8) In seiner Behandlung der Palatalen kehrt Passy Sons 15—16 und besonders KD 36 ff. merkwürdiger Weise zu der alten Vorstellung zurück, nach welcher die romanischen mouillierten Laute Verbindungen eines Konsonanten mit nachfolgendem *j* wären. Das südfranzösische *ll* in *fille* betrachtet er zwar als palatal, aber gewöhnlich mit einem Nachschlag von *j* verbunden, und diese Verbindung als „dem ital. *gl*, span. *ll* vollkommen gleich". Der Laut ist zwar gleich, aber der Nachschlag, wie schon oben gezeigt, ganz unwesentlich. L. Havet[1] hat diese Laute schon längst als einheitliche bestimmt, Mém. de la Soc. de Ling. II 220 (1875). Sehr gut bemerkt Havet Rom. IV 504 gegen Böhmer: „M. B. ne veut absolutement pas que *l* et *n* mouillées soient des consonnes simples. Mais pour qui les prononce bien il est aisé de les redoubler: *aʎʎa*, *aɲɲa*, ce qui serait impossible pour des groupes comme le *li* de *escalier* [besser *atelier*, *Pontarlier*], le *ni* de *dernier*". Es steht also fest, dass der *l*-Laut wirklich von *j* „durchtränkt" (Beyer) ist. Im Nordfranzösischen kennt Passy ausser der gewöhnlichen Aussprache *fij* auch eine dritte Form *filjə*, die er mit Recht als künstlich ansieht. „Durch diese Aussprache", sagt Passy, „fallen Wörter wie *soulier* und *souiller*, welche die natürliche Pariser Aussprache streng scheidet, zusammen". Aber auch sonst fallen diese Formen oft zusammen,

---

europäischen (romanischen, slawischen) hauchlosen Tenues mit offenem Kehlkopf, nur die armenischen mit geschlossenem Kehlkopf ausgesprochen; der akustische Effekt sei ein wesentlich anderer, eine Art kratzenden Geräusches, wodurch der Kons. mehr als im Europäischen vom folgenden Vokal getrennt wird.

[1] So schon ältere frz. Phonetiker wie Meigret 1550, St. Lien 1580, Port-Royal 1660, s. Techmer IZ V 165. 171. 177.

indem beide in der nachlässigen Umgangssprache mouilliert werden, im Süden in der Form pilier *pilé*, escalier *eskàlé*, im Norden *pijé*, *eskàjé*, (milieu) *mijø*. Passy selbst erkennt dies Sons 16: „Les Parisiens qui ont remplacé *l* par *j* disent de même souvent *pijé*, *eskàjé*". In seinen *Sons*[1] und [2] scheint Passy richtig *l* als einheitlichen Laut anzuerkennen.

Noch befremdender ist Passy's Darstellung KD 37 des palatalen *n* in *signe*, *régner*. Er kennt davon vier Formen: 1) Das von mir beschriebene *ŋ*, nach ihm jetzt ziemlich selten, nur beim Volk und hauptsächlich auf dem Lande zu hören. 2) Eigentliches *ɳ* (palatales *n*), vor Vokalen *ɳj*, auch auslautend häufig mit leichtem Nachschlag von *j*; nach P. mit ital. *gn*, sp. *ñ* identisch; „dieser Laut ist wohl mustergültig, wird aber mehr vom Volk als von den Gebildeten gebraucht". 3) Nasaliertes *j* „ist kaum mehr als eine nachlässige Aussprache von 2, indem statt Mundverschluss Mupdenge stattfindet". 4) *nj* „mit schwachem palatalem *n* wie immer vor *j* [wie in *dernier*] ist vielleicht die den Gebildeten geläufigste Aussprache, obgleich sehr wenige erkennen, dass sie z. B. keinen Unterschied zwischen *magnier* und *manier* (beides = *mańjé*) machen". Passy hält diese Behauptung für ganz unangreifbar, besonders weil er als Kind nur die Aussprache *nj* kannte[1]; eben darum halte ich sie für angreifbar. Am Ende räumt Passy selbst dies ein, bei Beyer, Frz. Phon. 165: „Es ist möglich, dass ich mich etwas zu hastig aussprach, indem ich sagte, dass *nj* ebenso häufig oder häufiger von den Gebildeten gebraucht würde als *ɳ(j)*. Jedermann hat eine Neigung, die Laute anderer so zu hören, wie er sie selbst spricht; und da nur *nj* mir natürlich ist, höre ich wohl, wenn ich nicht eigens aufpasse, *nj*, wo thatsächlich *ɳ(j)* gesprochen wird. Jedenfalls ist *nj* sehr häufig, was auch Havet sagt; besonders bei den Gebildeten. Es ist häufiger, wenn die Vokale vor oder nach *ɳ* nicht palatal sind: manche sagen *anjo*, *siɳe*. Übrigens giebt es eine Menge Nuancen. Ganz Recht haben Sie [Beyer] zu bemerken, dass auch die, welche *nj* gebrauchen, das *n* palatalisieren, wie überhaupt vor *j*[2]; so dass der Unterschied *ɳ(j)* und *nj* nicht sehr auffallend ist, während das *nj* der Germanen, mit rein dentalem *n*, fremd klingt". Wesentlich damit übereinstimmend spricht Passy sich Sons[2] 22 aus, vgl. Changem. 207. Ich habe schon Eng. Phil.[1] 431 bemerkt, dass alle meine Pariser Bekannten, darunter A. Darmesteter und G. Paris, *ŋ* sprachen; noch im Sommer 1889 habe ich wieder und wieder denselben Laut beobachtet. So sprechen z. B. Sarah Bernhardt und die Schauspieler des *Théâtre français*. G. Paris fand sogar, dass das deutsche *ng* in *singen* fast nicht von *gn* in *signe* zu unterscheiden war[3].

---

[1] Nach *Changem.* 23 hat Passy diese Aussprache von seiner Mutter; sein Vater spreche „une nasale palatale", also *ɳ* oder *ŋ*.
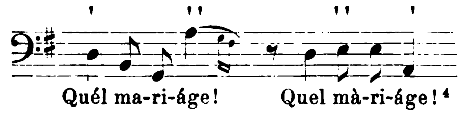
[2] Genauer Sons[2] 22: „*n* dental mais légèrement palatalisé".

[3] Ich habe diesen Laut EPh[1] 47 als „an der Grenze des harten und des weichen Gaumens gebildet" bestimmt, also postpalatal oder „Gaumenbeinsegellaut" (Techmer), und halte noch diese Bestimmung fest; Techmer dagegen bestimmt ihn IZ IV 248 als „mit dem Vorderzungenrücken an dem mittleren harten Gaumen erzeugt", also mediopalatal, was ich für den Pariser Laut nicht als ganz richtig ansehen kann.

Das von Passy verteidigte *nj* kenne ich nur als künstliche, in gewissen Kreisen verbreitete Form, dem künstlichen *lj* ganz analog; beide sind Dekompositionsprodukte[1]. In der nachlässigen Umgangssprache fallen Formen wie *panier* oft mit solchen wie *[accom]pagner* zusammen, nicht nur unter der Form *pánje*, wie Passy sagt, sondern noch öfter wirklich mouilliert: *páŋé*, der oben erwähnten Form *eskajé* genau entsprechend[2]. Der französische Romanist P. Meyer konnte zwischen *panier* und *pagné* kaum einen Unterschied bemerken, ein sprechendes Zeugnis für die Leichtigkeit des Übergangs.

Nach Hagelin, *Stomatoskopiska undersökningar* 12, ist aber Passy's eigene Aussprache gar nicht *n* + *j*. „Hier schliesst sich *mediodorsum* und bei den höheren Konsonanten [l. Vokalen] sogar das hintere *prædorsum* dicht und energisch an den Gaumenbogen; der am Kontakt nicht beteiligte Teil des *prædorsum* ist stark gewölbt und die Zungenspitze gegen die Unterzähne gerichtet". In dieser Weise erhält man ein mediopalatales *ŋ*, in Jespersen's Formelschrift $\gamma 0^h$. In derselben Weise analysiert Hagelin das *gn* der Pariserin Mlle Porte. Andererseits bemerkte ich im Sommer 1889 mit besonderer Genugthuung, dass Passy selbst das von mir beschriebene, m. E. postpalatale *ŋ* sprach[3], also signe *siŋ* oder *siŋ'* „comme tout le monde".

9) In der Accentfrage schliesst sich Passy prinzipiell meinen Ansichten an. Er stimmt aber auch Vietor bei, wenn dieser bemerkt, dass der Hochton von den Germanen leicht mit Nachdruck verwechselt wird, z. B. in M. Poirier's Ausruf: „Quel *mariáge!* quel *máriage!*" KD 119. Dieser Wechsel des Tons ist ganz richtig aufgefasst; im zweiten *mariage* hat aber *ma* nicht nur einen rhetorischen Hochton, sondern auch einen mehr oder weniger starken Nebendruck. — Nachdem Obiges längst geschrieben war, habe ich im Sommer 1889 die besagten Worte vom Schauspieler Got wiederholt auf dem Théâtre français genau in der angegebenen Weise aussprechen hören; annäherungsweise in Noten ausgedrückt:
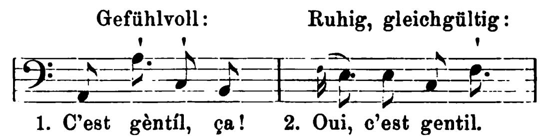


[1] Später, Changem. 207, betrachtet auch Passy diese Entwickelungen als parallel: *l* *ŋ* werden durch Verstärkung des Gleitlauts *n*+*j* und *l*+*j* [⊢ = zurückgezogen, halb palatal] gebildet. „Beaucoup de personnes disent (renje) pour *régner*; et tous les Français du Nord qui, suivant les prescriptions de Littré, veulent prononcer le „*l* mouillé", disent (brilje, mulje), au lieu de *brile*, *mule*".

[2] Passy Changem. 208 erwähnt *páŋe* als dialektisch.

[3] Er sagt schon KD 38 (1888): „Jetzt habe ich mir *ŋ* angewöhnt" und beschreibt in einer Note wie er diesen Laut sich anzueignen versuchte, indem er das germanische *ŋ* mit *j* verschmolz.

[4] Das erste *mariage* hat den regelmässigen Hauptdruck auf der Endsilbe, mit unabgeschlossenem Hochton (an Dominanten-Septimenakkord erinnernd). Im zweiten *mariage* kommt erst starker rhetorischer (extra-

Andererseits giebt Passy Sweet Recht, wenn dieser von einer festen Versetzung des frz. Wortaccents (s. oben S. 144) spricht. Zwar räumt er Sweet nicht ein, dass *level stress* jetzt das Gewöhnliche ist; Endbetonung, obschon schwach, sei noch die Regel; es entwickele sich aber daneben nach und nach eine andere Betonungsweise, nämlich die rhetorische auf dem Anfang des Wortes, welche die Endbetonung zu verschlingen droht. Passy hat aber nicht genau präzisiert, worin er sich von G. Paris und mir scheidet; ich möchte dies so formulieren, dass er meint, der mobile rhetorische Accent sei auf dem Wege, fest zu werden[1]. Dieser Ansicht kann ich nicht ganz beistimmen. Man hört zwar besonders im Pariser Dialekt, wie ich schon früher bemerkt habe, oft Betonungen wie *c'est gèntil; c'est un ènfant; voilà les màçons; voilà ma càsquette; loisirs des sàvants* etc. (mit ` bezeichne ich Nebendruck), aber diese Betonungen kommen nur bei gewissen Arten des Ausdrucks vor, wie nachdrückliche Behauptung, Vorstellung, Einwendung u. dgl. Kurz, es sind, in Sweet's Terminologie „emotional accents"[2]. Nichts hindert, im nächsten Augenblick, wo ein solches Gefühl oder ein solcher Nachdruck nicht vorhanden ist, das Wort ohne Nebenton zu sprechen. Beispiel mit Notenschrift:



Wenn Passy sagt, das diese Versetzung des Nachdrucks wohl zum
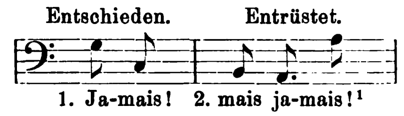
---

ordinärer) Druck mit mittlerem Hochton auf *ma*, dann schwächerer regelmässiger Druck mit Grundton auf *age*. S. unten, Exkurs über Sprachmelodie. — Ich habe wie Pierson die Tonart *g*-dur gebraucht, die auch mir geläufig ist.

[1] Schuchardt hat schon 1880 dieselbe Ansicht ausgesprochen, GZ IV 144: „Im Frz. beginnt die Quantität, welche erst vom Accent beherrscht wurde, ihn sich unterthänig zu machen, so dass z. B. in *bâton* der erste Vokal der stärker betonte ist ... Neben der Quantität und in noch stärkerem Masse [als im sp. *tŏ'rōs*] wirkt eine psychologische Ursache im Frz. auf die Änderung der alten Accentlage. Nicht selten ruht der Accent deshalb nicht auf der Endsilbe, weil er ein festgewordener rhetorischer Accent ist. Der rhetorische d. h. der vom grammatischen nur gelegentlich abweichende Accent ist dem Frz. keineswegs eigentümlich, er kommt auch im Deutschen vor, hat aber bei der herrschenden Stammbetonung weit weniger Spielraum ... Der Umschwung, der sich vor unsern Blicken in dem frz. Betonungssystem anbahnt, ist von der grössten Bedeutung; er erläutert uns, wie in lang verflossenen Perioden der Accent vom Ausgang nach dem Anfang des Wortes zu, von der Endung auf die Wurzel rückte".

[2] Sweet sagt, Sound Not. 58: „Storm allows forestress, but calls it 'rhetorical', which does not get rid of the fact of its existence". Ein beweglicher rhetorischer oder Gefühlsaccent ist aber etwas ganz anderes als ein fester Wortaccent. Dazu kommt, dass der rhetorische Accent ebenso gut auf eine andere Silbe als die erste fallen kann, vgl. Passy's Betonung *condámner* und Pierson's *certáinement* weiter unten.

Teil unter dem Einfluss des erhöhten T o n e s stattgefunden hat, so ist es richtig, dass beide, Hochton und Nebendruck, gewöhnlich verbunden sind: daraus aber folgt nicht ohne weiteres, dass der Ton die erste Ursache ist. Da es indessen bisweilen vorkommt, dass der Nebenaccent mit T i e f t o n gesprochen werden kann, so muss wohl der Nachdruck als das höchste Prinzip erkannt werden. So z. B. wenn man etwas entrüstet abweist:

Entschieden. Entrüstet.

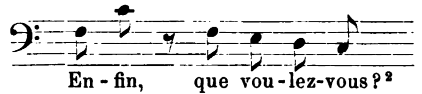


1. Ja-mais! 2. mais ja-mais![1]

Wie der Nebenaccent gelegentlich den Tiefton haben kann, so kann auch eine Frage gelegentlich im Tiefton schliessen, zur Abwechslung oder um dem Ausdruck eine bestimmte Farbe zu verleihen. So hörte ich im Sommer 1889 auf dem *Théâtre français* in den Précieuses ridicules Sc. 3:

M a r o t t e. Que désirez-vous, monsieur? ⟋
G o r g i b u s. *Où sont vos maîtresses?* ⟍
M a r o t t e. Dans leur cabinet.⟍
G o r g i b u s. Que font-elles?⟋
M a r o t t e. De la pommade pour les lèvres.⟍

In gewissen Fragen, besonders mit ironischem, gleichgültigem Ausdruck, findet oft sinkender Ton statt, z. B.



En - fin, que vou - lez-vous?[2]

Der Nachdruck ist zwar gewöhnlich mit Hochton verbunden, aber diese Verbindung ist nicht notwendig. Da der Hochton somit von dem Nachdruck unabhängig ist, so kann auch der rhetorische Nebendruck nicht vom Hochton bewirkt sein.

Was fest steht, ist, dass der rhetorische Accent im Pariser Französisch eine bedeutende Rolle spielt, indem sein Gebrauch, ursprünglich auf stärkere Affekte beschränkt, nach und nach auf unbedeutendere Gemütsbewegungen und Stimmungen erweitert wurde, so dass jetzt eine Kleinigkeit genügt, um einen rhetorischen Accent hervorzurufen[3]. Diese
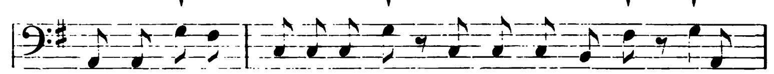
---

[1] Die Notenbezeichnung der Satzmelodie ist hier und sonst nur beispielsweise gegeben und giebt nur die allgemeine Art der Bewegung an; im Einzelnen können die Intervalle vielfach modifiziert werden. So kann im letzten Beispiel das *mais* auch auf *g* oder *f* mit schnellem sinkenden Gleiten gesprochen werden. Die Notenbezeichnung kann überhaupt nur eine ungefähre sein, nur die festen Anhaltspunkte, das Gröbste geben, nicht die feineren Bewegungen; das Gleiten der Stimme kann durch Ligaturen (Bindebogen) nur unvollkommen wiedergegeben werden. Die Notenschrift muss daher gleichsam in den Redeton übersetzt werden, was dem Musik- und Sprachkundigen mit einiger Übung wohl gelingt.

[2] Nachträglich finde ich eine ähnliche Bemerkung bei P a s s y, Changem. 44.

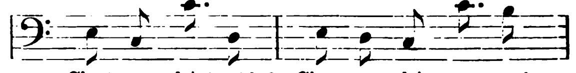
[3] Nicht mit Unrecht sagt V i e t o r Phon.[2] 43: „Wenn das Französische überhaupt je anders als im Affekt gesprochen wird“. Im Vergleich mit dem germanischen Redeton ist der französische immer bewegt.

lebhafte, immer wechselnde Betonung schwächt allmählich den festen Wortton auf der Endsilbe, so dass es z. B. in Wörtern wie *certainement, absolument* sehr schwer zu sagen ist, welche Silbe das Übergewicht hat. Von dieser wechselnden Betonung und bis zu einer festen Versetzung des Nachdrucks vom Ende auf den Anfang des Wortes ist es noch eine gute Strecke. Es giebt noch immer einen Unterschied zwischen dem gleichgültigen *as-tu fini?* und dem emphatischen, unwilligen etc. *as-tu fìni?* Am festesten ist nach Einigen die Versetzung in Eigennamen: *c'est Dùbois* soll von *c'est du bóis* unterschieden werden. Auch diese Unterscheidung aber ist nur rhetorisch. Man kann bei gewissen Arten des Ausdrucks, z. B. Widerspruch oder Einwendung, auch sagen: *mais c'est dù-bois*, und umgekehrt: *Monsieur Dubóis*, *donnez-vous la peine d'entrer!*[1]



1. Mais c'est du bois! 2. Mon-sieur Du-bois, don - nez - vous la peine d'en-trer.

Passy ist geneigt, den Nebenaccent auf die begrifflich wichtigste Silbe des Wortes zu legen, welche gewöhnlich die erste, oft aber auch die zweite oder die Wurzelsilbe ist, z. B. *condàmner*, *dispàraître*, *prétèntion*, *incroỳable*, *embêtant*. Er glaubt hier ein logisches Prinzip zu erkennen, das allmählich die regelmässige Betonung verdrängen und wahrscheinlich die französische Betonung der germanischen gleich machen wird. Hier scheint mir Passy viel zu weit zu gehen. Ich kann hier unmöglich etwas anderes als den beweglichen rhetorischen Accent finden. Der rhetorische Accent kreuzt sich aber hier mit einem rhythmischen Prinzip, nach welchem der Ton vor dem Schluss der Phrase steigt (unabgeschlossener Ton) um in der Endsilbe zu fallen (abgeschlossener Ton). Diese Art von Hochton steht auf den vorletzten Silben, ungeachtet ob dieselben logisch unbedeutsam sind, z. B. 'voilà bien *les* hommes (*le-zòm*)'; 'nom d'*ùn* chien!' 'C'est em*bê*tant' ist zwar sehr richtig, aber ebenso richtig ist 'c'est embê*tant*, ça!' wo *embêtant-ça* wie ein Wort mit rhetorisch-rhythmischem Nebenaccent auf vorletzter Silbe gesprochen wird. Beide Betonungen sind ungefähr so darzustellen:
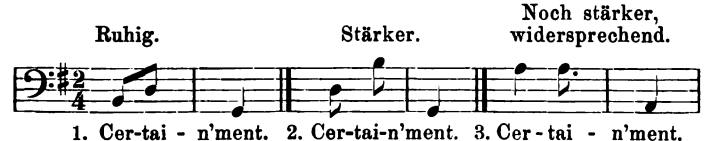


1. C'est em - bê-tant! 2. C'est em - bê - tant, ça!

1. endigt annäherungsweise mit dem Grundton (*d* statt *c*), kann aber auch im wirklichen Grundton enden.
2. endigt unabgeschlossen mit der Septima (unbefriedigter, ungeduldiger Ausdruck).

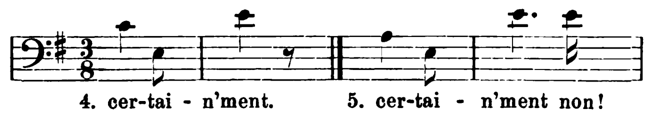
---

[1] Schuchardt, Gröbers Zeitschr. IV 144: „Nun werden [frz.] Personennamen stets mehr oder weniger hervorgehoben und daher weicht ihre Betonung sehr oft von der 'grammatischen' ab (z. B. in *Voltaire, Dumas, Dubois, Musset*), in andern Fällen wird die letztere [Oxytonierung] allerdings noch beibehalten".

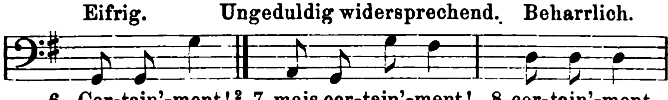
Eigentlich ist der rhetorische Accent nur eine Verstärkung des **rhythmischen Hochtones** und ist wie diese nicht an eine bestimmte Silbe gebunden; so können in *absolument* (als entscheidende Antwort) nach Belieben *ab*, *so* od. *lu*, bisweilen auch die beiden ersten Silben mit dem stärksten und höchsten Ton ausgesprochen werden[1]. Sehr lehrreich ist Pierson's Darstellung der verschiedenen Betonungen von *certainement* (Métr. nat. 165):
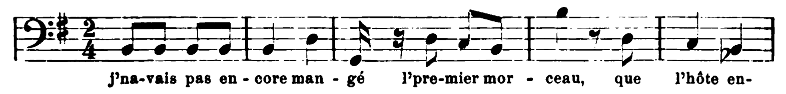


Bei 1. findet wesentlich *level stress* statt; im leicht gehobenen Ton der zweiten Silbe liegt schon ein Keim des rhetorischen Accents und Hochtons in 2; in 3. ergreifen Hochton und rhetorischer Hauptaccent auch die erste Silbe, während die zweite nur wenig an Kraft und nichts an Höhe einbüsst. Es giebt aber auch viele andere Weisen, das genannte Wort zu betonen; so kann es in unabgeschlossenem Hochton enden, wodurch er den Charakter der Erregung, des Ausrufes erhält (Pierson 179):
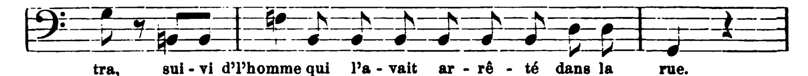


Ich füge noch drei andere, sehr übliche Arten bei:



6. schliesst mit dem hohen Grundton (*g*), kann aber auch, je nach dem Grade der Erregung, in hoher Terze oder Quinte schliessen. 7. endigt ganz unabgeschlossen in der Septima. Statt *g fis* kann bei höherer Erregung auch *h a* lauten. Dieselbe Melodie im ungeduldigen *mais finissez!* oder *as-tu fini?* s. unten bei Pierson. 8. ist der beharrliche, dogmatische Ausdruck, der fest auf etwas besteht, und darum auf demselben Ton bleibt. Wie einen unabgeschlossenen Wortton, so giebt es auch einen unabgeschlossenen Satzhochton (*cadence suspensive*). Ein meisterhaftes Beispiel der Haupttypen des Satztones finden wir bei Pierson 169 (aus *Gil Blas* Liv. II, chap. 2):



[1] Vgl. J. Passy, Phon. Stud. III, 347. 347.
[2] Ich teile lieber *sęr-tęn-mã* als mit Pierson *cer-tai-n'ment.*



Man bemerkt hier: 1. dass das erste Glied (die erste Wortgruppe) zur Abwechselung und im Gegensatz zur folgenden Erhöhung auch tief schliessen kann (*mangé*), worauf schon Wulff[1] aufmerksam gemacht hat; 2. dass das folgende Glied sehr hoch schliesst (*morceau*, „cadence suspensive“), jedes folgende weniger hoch (*entra*, *l'homme*), was zur lebhaften Abwechslung des Ausdrucks mächtig beiträgt und sehr fein beobachtet ist; 3. dass der rhythmische (unabgeschlossene) Hochton (die Quinte) auf die beiden vorletzten, logisch unbedeutsamen Silben fällt; 4. dass die ganze Periode (musikalische Phrase) im Grundton schliesst; 5. dass die Länge von *ê* in *arrêter* im Inneren der Wortgruppe im Fluss der Rede nicht (oder kaum) bemerkbar hervortritt.

Am Ende scheint Passy selbst an seiner Accenttheorie zu zweifeln, indem er KD 120 sagt, dass „es schwer ist, eine Regel festzustellen, weil der Nachdruck überhaupt schwach, schwankend und rhetorisch ist“. Hier scheint mir Passy wesentlich das Wahre getroffen zu haben; nur ist der Nachdruck an sich nicht schwächer, sondern mehr ebenmässig als im Germanischen. Das Endresultat bleibt: Rhetorischer Ton und Nachdruck sind im Französischen frei, richten sich nach dem Ausdruck und der Stelle in der Wortgruppe[2].

10. Wenn Passy am Ende so weit geht, dass er den Accent als die einzige Regel des französischen Verses ansieht, so kann ich ihm nicht mehr beipflichten. Er hat in die französische Metrik ein germanisches Prinzip hineingelegt; er meint, der frz. Versbau beruhe im Grunde auf denselben Gesetzen wie der germanische. Diese Oberherrschaft des Nachdrucks im frz. Vers ist aber schon deswegen unmöglich, weil, wie Passy selbst erkennt, „der Nachdruck überhaupt schwach, schwankend und rhetorisch ist“. Wie kann ein solches flüchtiges Wesen den Vers beherrschen? Mit dem kräftigen germanischen Accent ist es eine andere Sache, aber den Wesensunterschied der beiden Accentuationsarten scheint Passy nicht aufgefasst zu haben und nicht zu beherrschen[3]. Wenn aber der frz. Nachdruck, wenn auch schwach, doch die einzige Regel des Verses wäre, müsste der Versaccent wenigstens auf dieselben Stellen des Verses fallen, um als Takt und Rhythmus, d. h. regelmässige Rückkehr desselben Wechsels, gefühlt zu werden[4]. Aber das ist nach Passy gar nicht der

---

[1] *Några Ord om Aksent* S. 13. S. unten S. 189.

[2] Das Beste über frz. Accent bei Jean Passy, Notes de phonétique française, Phon. Stud. III 345 ff., worauf ich unten zurückkomme.

[3] Ich habe das Vergnügen gehabt, Passy mehrere germanischen Sprachen mit trefflicher Aussprache sprechen zu hören; nur im Tonfall und Nachdruck war noch eine Spur des frz. Accents geblieben; namentlich wurden die unbetonten Endsilben hie und da zu stark gemacht. Dies war indess weniger im Englischen als im Deutschen und Schwedischen bemerkbar.

[4] Nur wenn der Nachdruck so stark wie im Germanischen wäre,

Fall. Nach ihm wie den meisten Franzosen ist die Accentstelle schwankend; nur die Zahl bleibe immer dieselbe, so im Alexandriner vier. Ich glaube, dass auch dies nicht so sicher ist. Erstens sind die vier Accente nicht gleichen Ranges. Die eigentlich festen und notwendigen Accente sind die Schlussaccente; die anderen sind wechselnd, mobil[1]. Zweitens aber sind alle vier Accente im Vergleich mit den germanischen wenig merklich, und neben ihnen treten vielfach rhetorische Nebenaccente auf.

Betrachten wir jetzt eine von Passy's poetischen Proben, z. B. folgende von Victor Hugo, welche P. so skandiert:

Tout dormait cependant ⁄ : au front des deux cités
A peine encor glissaient quelques pâles chartés —,
Lampes de la débauche, en naissant disparues ⁄,
Derniers feux des *festins* oubliés dans les rues.

Wenn man hier die drei ersten Verse mit starker und ausschliesslicher Hervorhebung der von Passy angegebenen Accente liest, so bekommt man zwar einen starken Rhythmus, aber germanischer, nicht französischer Art. Die französische Art bekommt man erst, indem man die Accentuation bedeutend ausgleicht. Im vierten Vers kommen nach der eigenen Bezeichnung Passy's rhetorische Nebenaccente vor; diese können aber oft ebenso stark wie die Hauptaccente und noch stärker werden, wodurch der regelmässige Rhythmus geschwächt und fast aufgehoben wird[2]. Doch fühlt man, wie mir scheint, immer einen Unterschied zwischen den zwei wesentlichen festen Verschlussaccenten und den mehr unwesentlichen, zufälligen mobilen. Übrigens muss ich über diese Fragen auf meine Abhandlung *Romanische Quantität* (Phon. Stud. II 139—177) verweisen.

Passy will seine Prinzipien auch auf die altfranzösische Versifikation angewendet wissen. Er erkennt die Regel der festen Silbenzahl an, betrachtet sie aber als unwesentliche Nebensache; das Wesentliche sind ihm zufolge die festen vier Accente. Er skandiert z. B.:

---

könnten Hebungen auf ungleichen Stellen geduldet werden, wie zuweilen im altgermanischen Vers.

[1] S. meine *Rom. Quant.*, Phon. Stud. II 156. Ballu ib. II 198. Ch. Levêque ib. III 210. Sehr gut sagt A. Tobler Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. I 418: „es ist gerade der Reiz des Alexandriners, dass er neben zwei festen Accentstellen zwei wechselnde (oder auch mehr oder weniger) besitzt“.

[2] Ein Beispiel eines solchen rhetorischen Accents hat man bei Molière, Misanthrope II 1:

Mon amour ne se peut concevoir; et *jàmais*
Personne n'a, madame, aimé comme je fais.

Hier fällt der Versaccent auf *mais*, was aber nicht hindert, dass auf *já-* ein starker rhetorischer Nebenaccent fällt. Wenn man ausschliesslich *-mais* betonen wollte, würde der Ausdruck viel verlieren. Ebenso:

Je ne m'explique point, et cela c'est *tout dire*.
Ecole des Femmes V, 4.

Compaing Rodlanz, car sonez l'olifant,
Si l'odrat Charles, qui est as porz pasant
Jol vos plevis, ja *retorneront* Franc. —
Ne placet Dieu, ço li respont Rodlanz,
Que ço seit dit de nul ome vivant
Ja por paiens que jo seie cornant
Ja n'en avront reproche mi parent.

Dieser Rhythmus ist meines Erachtens weder altfranzösisch noch romanisch. Die Accentuation *retórneront* ist ganz willkürlich, da die Endung *ront* den Wortaccent hatte; ebenso V. 2 *Sí* mit, *l'odrat* ohne Accent u. s. w. Auch sieht man nicht ein, warum die Silbenzahl eine feste zu sein braucht, wenn die Accente so unregelmässig und willkürlich sind. Wenn die Hebungen germanischer Art sind, warum dann nicht auch wechselnde Silbenzahl mit mehr oder weniger überzähligen enklitischen Silben wie z. B. im Altnordischen?

Ich erkenne hier in wesentlicher Übereinstimmung mit Gaston Paris und Pierson nicht nur „eine jambische Bewegung", sondern wirkliche, obschon rudimentäre, accentuierende Jamben. Dieser Rhythmus stammte ursprünglich von den lateinischen Volksliedern und spätlateinischen Hymnen wie:

O Rex æterne Domine
Rerum creator omnium!

Von dem daraus entwickelten frz. Vers bemerkt Pierson 224 sehr gut: „Seule la dernière syllabe forte de chaque hémistiche dut avoir une force réelle, on accentuait les autres de deux à deux par rapport à elle sans se préoccuper de savoir si la syllabe sur laquelle tombait l'ictus du vers était véritablement forte dans la prononciation naturelle du language". Dies war aber nur möglich, weil der Wortaccent so wenig hervortrat.

Indem ich die schwachen Versaccente im Versinnern mit \ , die starken am Halbversschluss mit ' bezeichne, skandiere ich:

Compàing Rodlánz, car sònez l'òlifánt!
Si l'òdrat Chárles, qui èst as pòrz pasánt:
Jol vòs plevís, ja rètornèront Fránc.

Über die diese Verse ursprünglich begleitende Melodie, dessen Rhythmus sich noch in den frz. Volksliedern erhalten hat, s. G. Paris Rom. IX, 191, besonders folgende wichtige Bemerkung: „C'est un des caractères de la versification romane que d'avoir détruit, sauf à la césure et à la chute, la loi de l'alternance binaire des syllabes toniques et atones, observée dans la versification latine rhythmique; mais cette alternance est au fond *idéalement* maintenue, et la musique populaire, dont le rhythme,

pour les anciens temps, doit toujours être regardé comme inséparable de celui des vers, l'a conservée ici d'une manière éclatante".

Ich glaube, dass noch in der klassischen Periode (17. Jahrh.) z. B. bei Racine rudimentäre Versfüsse bestehen, d. h. man zählt und accentuiert die Silben wesentlich in derselben Weise wie im Altfranzösischen. In der gegenwärtigen Periode aber, nachdem das dunkle *e* stumm geworden, bestehen von diesem Zustande nur Trümmer; trotzdem glaubt man noch immer den alten Rhythmus zu fühlen[1].

11) Das Eigentümliche der französischen Quantität scheint mir bei Passy nicht ganz klar hervorzutreten. Er scheidet sowohl in *Sons* als in KD schlechtweg lange und kurze Vokale, ohne zu sagen, ob damit dasselbe wie z. B. im Germanischen verstanden werden soll. Erst bei Beyer, Phon. 166 macht Passy eine kurze Bemerkung darüber, dass die Unterschiede im Frz. schwächer sind als in den germanischen Sprachen. Hierauf scheint mir in einer Beschreibung der französischen Quantität ein Hauptgewicht gelegt werden zu müssen. Auch Passy erkennt einen Unterschied z. B. zwischen dem kurzen frz. *e* in *net* und dem deutschen in *nett* an, aber, wie es scheint, nur einen qualitativen, indem das frz. *e* nach ihm „eng" ist. Der wichtigste Unterschied scheint mir aber der zu sein, dass die Kürzen im Französischen weniger kurz als im Germanischen sind, z. B. *e* in *net* nicht ganz so kurz wie im deutschen *nett.* Die sogenannten Längen sind auch meist nicht so lang wie im Deutschen, so frz. *reine* nicht wie d. *dehnen.* Die Germanen sind geneigt, Wörter wie *net, belle* zu kurz, solche wie *lime, colline, capitale, promenade*[2] zu lang zu sprechen. In *la belle capitale* sind alle Vokale fast gleich kurz, indem *belle* wie *modèle, pelle* wie *pèle, jette* wie *achète* zu sprechen sind. Im frz. *bal, net* lautet der Endkonsonant weder lang wie im norw. *ball, nett,* ital. *ballo, netto,* noch ganz so kurz wie im dänischen und deutschen *Ball, nett.* Ich finde die Quantität der unbetonten Vokale von derjenigen der betonten nicht sehr verschieden, eben weil der frz. Nachdruck so eben ist. Ich

[1] Über romanische und altfranzösische Versifikation s. besonders G. Paris, Romania VI 625; IX 184 ff.; XIII 619 (Résumé 625). A. Tobler, Frz. Versbau, 2. Aufl.; frz. Übers. Le Vers Français mit Vorrede von G. Paris, Paris 1885. Pierson, Métrique naturelle S. 225. Verf., Rom. Quantität. P. A. Geijer, *Om de episka versformernas ursprung* (Verhandl. der 2. nord. Philologenversammlung) Kristiania 1883, gutes Referat der Diskussionen. Unter der neuesten Litteratur hebe ich hervor: E. O. Lubarsch, Über Deklamation und Rhythmus der französischen Verse, Oppeln 1888, s. Böddeker, Phon. Stud. III 119, bes. 123, wo B. die grosse Bedeutung des oratorischen Accents hervorhebt. Mende, Aussprache des frz. unbetonten *e* im Wortauslaut, Zürich 1889, worüber ausführlicher weiter unten.

[2] Bei Sachs, Frz. Wörterbuch sind Wörter wie *salade, promenade, fade, malade* fehlerhaft mit langem, tiefem *a* aufgeführt, obschon das wohl in keiner der benutzten französischen Quellen zu finden ist; so hat z. B. Lesaint das Richtige. Vgl. darüber die interessanten Erläuterungen von B. Schmitz, Die neuesten Fortschritte der frz.-engl. Philologie, III. Heft, Greifswald 1872, S. 27 ff. Trautmann, Sprachlaute 220. Techmer, IZ V 245 ff.

erkenne zwar an, dass es absolut, mit mathematischer Genauigkeit gemessen, viele Abstufungen der Quantität giebt, aber praktisch, nach dem was gefühlt und aufgefasst wird, giebt es deren nur zwei, kurze und lange. Was „halblang" oder „mittelzeitig" genannt wird, ist meistens eine normale Kürze, die quantitative Einheit, seltener eine unvollständige Länge. „Halbe Länge" findet Passy in Formen wie *maison*, *raison*, *raser*. Meines Erachtens haben diese Vokale volle oder fast volle Länge, *raser* ungefähr wie *rase*, *passer* wie *passe*, *baiser* wie *baise*. Volle Länge tritt ein, wo ein starker Nebenaccent zu hören ist, wie Passy KD 124 sehr richtig bemerkt. Ich höre überall, wo das Wort nicht ganz nachdruckslos ist, eine deutliche Länge. Nur in rein proklitischen Verbindungen wie *la maison rouge* wird die Länge kleiner, bleibt aber doch fast immer bemerkbar[1].

Obgleich also Längen und Kürzen im Französischen nicht ganz so weit von einander abstehen wie im Germanischen, so sind sie doch ganz hinlänglich geschieden um sogar sinnunterscheidend zu sein, wie *pâte* — *patte*, *tête* — *tette*, vgl. Passy bei Beyer Phon. 166. Aber das im Französischen so wechselnde, häufig schnelle Tempo und das Verwachsen[2] der Wörter zu Gruppen, wo wegen der Schwäche des Accents fast alle Silben gleich viel oder gleich wenig hervortreten, trägt dazu bei, dass die Quantitätsunterschiede oft weniger deutlich erscheinen. Überhaupt ist Quantität und Accent im Frz. mehr als sonst von Stimmung und Affekt abhängig. Pierson sagt S. 159: „le même mot, la même agglomération de syllabes peut prendre tour à tour les mètres les plus différents suivant la passion qui nous agite". Ähnlich Rambeau, *Die Phonetik* 11. Andererseits kann ein langer Vokal im Affekt überlang werden: *le lâche!* Gelegentlich können auch kurze Vokale oder Silben im Affekt lang werden; so habe ich auf der Bühne gehört: „Ah! madame la *comtēsse!* ... à moi la revanche!" (Scribe, Bataille de Dames III, 13.) Von Sarah Bernhardt habe ich im Affekt *sans cēsse*, *faiblēsse* etc. gehört. Andere Beispiele in den sehr instruktiven Aufzeichnungen von Ellis nach den Comédiens français, *Accent and Emphasis* 27 ff., z. B.:

---

[1] Das frz. Quantitätsprinzip ist von mir schon in meinem Vortrag über *Romanische Quantität* auf der Philologenversammlung zu Kopenhagen 1876 geltend gemacht. S. die d. Übersetzung, Phon. Stud. II 150: „in der grossen Mehrheit der Fälle ist die frz. Quant. eine mittlere"; Fälle wie *bâton*, *maison* habe ich da als lang gerechnet. Nachträglich finde ich bei Techmer in seiner Abhandlung Beitr. zur Gesch. der frz. und engl. Phon., IZ V 211, dass P. Ackermann schon 1838 die frz. Quantität sehr genau dargestellt hat: „la brève équivaut à $^4/_6$ d'une longue, et la moyenne à $^5/_6$". Wenn unter quant. moyenne die der vortonigen Vokale in *maison*, *bâton* verstanden wird, bin ich ganz einverstanden. Auch die normale Kürze als $^2/_3$ einer Länge gemessen scheint sehr genau. In der emphatischen Überlänge wie in *le lâche!* (s. unten) ist natürlich die Verhältniszahl grösser. Vgl. auch Ellis EEP 518. 799. 801. 1273.

[2] Im Französischen ist das Verwachsen der Wörter stärker als in den übrigen romanischen Sprachen. Solche Fälle wie das italienische *arroma* = a Roma (aus *ad Romam* assimiliert) oder das dialektische (römische) *ched è* = che è (aus *quid est*) sind nur wenig bedeutend im Vergleich mit dem frz. Gesetz der Bindung.

L'amour qui nous attache aux beautés *éternēlles.*
Mon frère, vous seriez *chārmé* de le connaître.

Ich bemerke zum letzten Beispiel, dass in *charmé* nicht so sehr *a*, als *r* oder die ganze Silbe unter dem Einfluss des rhetorischen Accents verlängert ist.

Interessant ist es zu bemerken, wie die Ansichten der frz. Phonetiker über die Quantität auseinander gehen. Fast jede frz. Darstellung der Aussprache hat hier verschiedene Angaben. So bemerkt z. B. Passy brieflich: „Il y a quelque temps, Darmesteter m'a prié de revoir avec lui la préface phonétique de son dictionnaire: nous avons tous deux été stupéfaits de voir comme nous prononcions différemment: il dit *vág, pę̄n, ȧptitȳd*, moi *vág, pęn, ȧptityd* etc." Vgl. Sons[2] 60: „Bien des gens disent *ȧbitȳd, tūt̜, bȳš*". Vgl. Passy bei Beyer Phon. 167. Ich glaube, dass Passy's Aussprache hier die natürlichere ist, Darmesteter's eine mehr gelehrte[1]. Andererseits ist es, wie schon oben bemerkt, nichts seltenes, bei Steigerung des Ausdrucks eine Verlängerung zu hören: „Monsieur, donnezvous le peine (*pę̄n*) de vous asseoir" (übertrieben höflich, von mir auf der Bühne gehört). Umgekehrt ist in gewissen Verbindungen Kürzung häufig. Western bemerkt, Engl. Stud. XI, 329, er habe in Paris *fête* oft kurz gehört; ich würde sagen: *ê* in *fête* gewöhnlich lang, bei isolierter oder nachdrücklicher Aussprache nie mit *faites* verwechselt, aber gekürzt in Verbindungen wie fête de Dieu = *fętddįø'*.

Die Behauptung Passy's, dass die Quantität keinen Einfluss auf die Qualität der Vokale hat (KD 26. 121), scheint mir nicht aufrecht gehalten werden zu können, wenn man die Entwickelung historisch betrachten will. Es kann ja doch nicht geleugnet werden, dass *á* in *pâte* tief ist, eben weil es lang ist, *a* in *patte* hoch, weil es kurz ist. Langes *á* wie in *rare* kommt ja doch nur ausnahmsweise vor und ist neuere Entwickelung; die Länge ist Wirkung des *r*. Die Regel bleibt die alte: *â* lang, *á* kurz. Passy giebt KD 23 die Regel: vor Konsonanten sind die geschlossenen *o, ö* lang, die offenen kurz. Hier ist die Ursache eine ähnliche; in Wörtern wie *chose*[2], *peu* ist der Vokal geschlossen eben weil er lang (oder frei) ist, in solchen wie *note, peuple* offen, weil er kurz (od. gedeckt) ist. Wenn *tête* und *tette* denselben Laut haben, rührt das ja daher, dass afrz. *teste* kurzes gedecktes *e* hatte.

Passy sagt bei Beyer Phon. 167: „Ich weiss nichts davon, dass der Cirkumflex regelmässig verlängert: ich sage *il, pȯrtȧt, flyt, epitr̥*". Er spricht *nuz ătrám* FP[2] 27, *fym* 25, *sȯrtim* 23, *mim* 19, *vim* 19 etc. Ähnlich Jespersen Phon. Stud. II 90. Es muss zugegeben werden, dass der urspr. lange Vokal in einigen vielgebrauchten Wörtern oft gekürzt wird, besonders im Fluss der Rede, im Innern der Wortgruppen. So

---

[1] Ich selbst bemerkte bei Darmesteter die Aussprache *atōne*, wo *atŏne* die natürlichere ist, vgl. *monotŏne*.

[2] Im Afrz. hatte *chose* bekanntlich offenes *o* wie noch it. *còsa*. Es ist nur die durch *s* = *z* bewirkte Verlängerung, welche *o* geschlossen gemacht hat. Dagegen in *cāge, gāge* bleibt *á* im Gegensatz zu *âge*.

lautet *île* häufig wie *file* (vgl. den Stadtnamen *Lille* = l'île), *flûte* wie *brute*, *épître* wie *litre*, *gîte* wie *site*[1]. Man kann aber diese Wörter häufig auch lang sprechen hören. *Vous portâtes* wie *patte* gesprochen scheint mir falsch oder provinziell; im Süden, z. B. zu Lyon sagt man *pórtám*, *pórtát*, wie man da auch *Rhŏne*, *haute* wie *hotte* etc. sagt[2]; im Norden gehören diese Formen kaum mehr der lebenden Sprache an; wenn sie aber vorkommen, haben sie nach meiner Erfahrung gew. das ā von *pâte*. In der Mehrzahl der Fälle findet aber Länge noch statt, besonders unter dem Wort- und Satzton, und am bemerkbarsten bei den Vokalen *a*, *o*, wo auch qualitativer Unterschied sich geltend macht. *Pâte* kann nicht wie *patte* gesprochen werden; ähnlich *hâte*, *gâte*, *tâte*. Wie *plâtre*, *pâtre*, *marâtre*, *grisâtre* etc., so auch analogisch *théâtre*, wo *â* entschieden Längezeichen ist. *Côte*, *hôte*, *ôte* nicht wie *cotte*, *hotte*, *botte*; dagegen die vielgebrauchten *hôtel*, *rôti* kurz[1]. *Tête* nicht wie *tette*, wie oben bemerkt; ähnlich *bête*, *fête*, *prête*. Dagegen *honnête* wie *honnêteté* wohl oft kurz; *êtes* gew. kurz (von Unkundigen *ettes* geschrieben). Am wenigsten merklich ist die Länge bei *î*: *épître; gîte* oft wie *agite*.

Es scheint mir auch nicht so ausgemacht, dass „die Bindung nicht verlängert" (Sons 42, KD 123). Wenigstens habe ich den Vokal unter dem Satzaccent od. rhetorischem Accent sicher oft lang gehört: 'Voilà bien *les* hommes (*lēzôm*)!' '*pas* un (*pāzœ̄*)!" *pas* à moi (*pāzdmọá'*)! Dies ist an sich nicht wunderlicher als das auch von Passy Sons[2] 59 anerkannte gelegentliche [d. h. rhetorisch hervorgehobene] mit langem gesprochene, *mais non*, das ich ebenfalls sehr oft beobachtet habe[3].

12) Die Stimmlage oder die durchschnittliche Stimmhöhe (engl. *key*, frz. *clé*) scheint Passy im Französischen sich wie in den anderen Sprachen zu verhalten; „nur sind die Intervalle wohl grösser als im Deutschen und man geht sehr rasch von einer Stimmlage zur andern über", KD 125. Ich finde, dass das Französische, namentlich bei den Männern, durchschnittlich in höherer Stimmlage und besonders mit hellerem Klanggepräge gesprochen wird als die meisten anderen, namentlich germanischen Sprachen. Die Franzosen sprechen mehr im Tenor, die Germanen mehr im Bass. Die französische Männerstimme hat für ein germanisches Ohr oft etwas Hohes, Feines, fast Weibliches. Das Italienische hat ein reicheres, volleres, mehr wechselndes Register und noch grössere Intervalle als das Französische. Die italienische Satzmelodie scheint den Germanen sowohl lebhafter als natürlicher, die französische mehr eigenartig verfeinert. Es

---

[1] Vgl. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 151.

[2] Gambetta wurde einst ausgelacht, als er in einer Sitzung der Nationalversammlung von der *chambre hotte* sprach. Malot, Le lieutenant Bonnet S. 203 lässt einen Südfranzosen sagen: „Je crois que je ne dis pas trop mal *aumône*, *cône*, *trône*, *Rhône*, qui est le grand écueil des gens de mon pays". Ce qu'il appelait pas trop mal, c'était prononcer l'*o* de ces mots aussi bref que possible, en mettant trois ou quatre *n* après.

[3] Über frz. Quantität vgl. meine *Romanische Quantität* in den Phon. Stud. II. Ein treffliches Referat der Diskussion über diesbezügliche Fragen findet sich bei A. E. Edström, *Fornfranskans e-ljud*, Upsala 1883.

einem Germanen leichter, sich den italienischen als den französischen Redeton anzueignen. Das Spanische ist tiefer, würdiger, männlicher, mehr martialisch, mit bestimmteren Intervallen als die übrigen romanischen Sprachen, s. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 147. Vgl. unten, Exkurs über Sprachmelodie.

13) Zum Schluss eine allgemeine Bemerkung. Es liegt im Studium der Phonetik und der lebenden Sprache eine Versuchung, alles, was in der Sprache Kennzeichen der höheren Bildung ist, als künstliche, gelehrte Elemente aus der lebenden Sprache zu verweisen. Auch Passy ist dieser Versuchung gelegentlich unterlegen, indem er öfter Formen bevorzugt, die gewöhnlich als vulgär oder doch als nachlässig gelten, wie *m'sieu*, *mam* (Madame), *mamzel* (mademoiselle), *vla* (voilà), *dja* (déjà); *syisi* (çui-ci = celui-ci, MF 1889 p. 14) etc. Namentlich ein Ausländer darf sich aber solche Formen nicht erlauben, wenn er die Sprache nicht wie ein Eingeborner beherrscht, und selbst dann darf er sie nur sparsam gebrauchen. Familiäre Formen mit fremdem Accent gesprochen klingen nur komisch.

Etwas Ähnliches ist es, wenn Passy die verdoppelten Konsonanten in *grammaire*, *gallois*, *syllabe*, sogar *intelligent* (FP 51) vereinfacht, indem er wohl *mm*, *ll* als gelehrte Verunstaltungen ansieht. Diese Doppelung ist aber immer noch die gewöhnliche gebildete Aussprache. Passy, der mehrfach davon spricht, dass die lebende Sprache nicht eine einzige ist, sondern sich in viele verschiedene Dialekte auflöst, je nach Bildung, Familien, höherem und niederem Ausdruck u. s. w., sollte als echter Realist konsequent auch den herrschenden gebildeten Dialekt achten [1].

Der Spanier T. Escriche y Mieg, *La Reforma ortográfica*, Bilbao 1890, sagt p. 15, dass er aus der Passy'schen Lautschrift gelernt hat, einige Aussprachefehler zu berichtigen; so heisse es in der Umgangssprache nur *un simp' soldat*, *un memb' de l'institut*, nicht *celui-ci*, sondern *çui-ci* etc. Ich meinerseits habe in der gebildeten Umgangssprache immer nur un *simplə* soldat, *doublə* tour, un *membrə* de l'Institut, un *noblə* cœur, la *tablə* ronde etc. gehört. So spricht am Ende Passy selbst, s. MF V 44: *sa proprə lãg.* Man kann fam. zwar *une tab'*, *une liv'*, *kat' francs*, *vot' fille* auch bei Gebildeten hören, aber *tab' ronde* etc. gilt entschieden als nachlässig oder vulgär. Zu sagen: *c'est un nob' cœur*, würde in guter Gesellschaft geradezu lächerlich klingen.

Ich führe hier auch die Besprechung von Passy's *Le français parlé*, 2e éd., in der *Romania* XIX, 371 an: „Ce précieux petit volume intéresse les phonétistes contemporains et intéressera les philologues de l'avenir; il nous sera permis de dire d'avance à ces derniers que sur certains points nous aurions quelques réserves à faire, et que la prononciation de

[1] Passy bemerkt: „Pour *Gallois*, j'ai rarement entendu sonner deux *l*; pour *syllabe*, *grammaire* c'est autre chose; pourtant Darmesteter protestait contre la consonne double dans ces mots; je crois que la prononciation en est flottante". Ich höre noch immer *sil-labe* etc. Auf dem *Congrès de l'enseignement* in Paris, August 1889, hörte ich von Franzosen immer nur *grám-męr*, *sil-láb*, *klás-sik* etc. aussprechen. Passy selbst schreibt *klássik* FP [1]53, [2]49.

M. Paul Passy n'est pas absolument conforme, en quelques détails, à celle qui est le plus usitée à Paris[1]; mais ces divergences se réduisent à peu de chose; la prononciation figurée par M. P. mérite presque toujours la confiance, et le système typographique par lequel il la figure est simple, commode et clair". Der leider früh (1890) verstorbene, besonnene frz. Phonetiker Ch. Levêque hat Phon. Stud. III, 101 ff. von Passy's *Français parlé*, 2. éd., eine eingehende Kritik geliefert, mit welcher ich im Ganzen einverstanden bin. Er sagt daselbst u. a.: „La prédominance accordée au langage familier même un peu négligé est tout à fait juste, au point de vue philologique pur. Pour les curieux scientifiques, l'analyse de la langue à ses divers degrés ne peut aller trop loin". „Pour l'enseignement à l'étranger, il me semblerait désirable d'éviter tout ce qui diffère par trop du type moyen du parler des Français de bonne société". „Comme professeur allemand, je ne passerais pas à mes élèves les expressions: *er iss da gewese,* j'exigerais *er is*(*t*) *da gewesen; bisde zufriede*, j'éxigerais *bis*(*t*) *du zufrieden*". Ähnlich Rambeau MF V 36.

Ich bin jetzt mit meinen Einwendungen zu Ende. Gerade weil Passy mit Recht in frz. Dingen eine so grosse Autorität besitzt, schien es mir sowohl lohnend als notwendig, meine abweichenden Ansichten ausführlicher zu begründen. Auf das viele Gute und Neue in Passy's Büchern habe ich nur flüchtig eingehen können. Niemand kann aber bereitwilliger als ich anerkennen, welche tüchtige, ehrliche Forschung uns hier entgegen tritt, und welche frische Kraft, welche neue Anregung uns durch Passy zugekommen ist.

Fr. Wulff, *Några ord om Aksent* i allmänhet och om den moderna Franska aksentueringen i synnerhet[2] (in *Forhandlinger paa det andet nordiske Filologmöde,* Kristiania 1883, S. 169—184). Diese treffliche Arbeit des schwedischen Forschers hat im Ganzen unter neueren Fachmännern allgemeine Zustimmung gefunden und wird von Passy als die beste, die er über diese Frage kennt, erwähnt. Da diese Abhandlung vielleicht bald in deutscher Übersetzung erscheinen wird (vgl. Phon. Stud. II 92), will ich zu einzelnen Punkten hier einige unbedeutende Bemerkungen mitteilen.
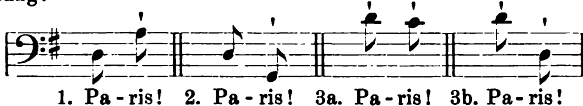
„Isolierte Wörter", sagt Wulff, „haben Hochton auf der Endsilbe". Gegen diese Regel hat sich schon Passy KD 124 ausgesprochen. Ich meinerseits bemerke, dass Hochton auf der Endsilbe zwar vorkommt, aber gewöhnlich als unabgeschlossener Ton (*cadence suspensive*). Dieser Ton kann sehr gut in der Aussprache vereinzelter Wörter vorkommen, nämlich wenn diese eigentlich Glieder einer noch unabgeschlossenen Auf-

---

[1] Von mir (Storm) hervorgehoben.
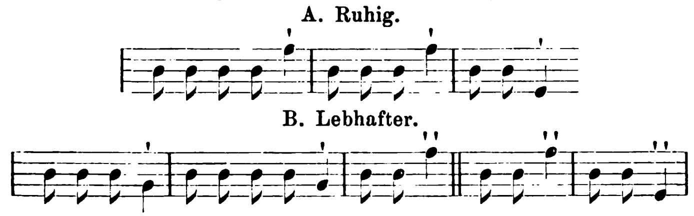
[2] Einige Worte über Accent im Allgemeinen und über französischen Accent im Besonderen.

zählung sind, oder wenn man sie einem andern zur Entscheidung oder Beantwortung vorlegt, oder im Affekt (Unruhe, Verwunderung etc.) spricht. Ich frage z. B. auf einer Reise: „Quelle est cette ville?“ Antwort: „*Paris!*“ (Mittelton auf *pa*, Hochton auf *ri*; Ausdruck leichter Verwunderung über die Unwissenheit des Reisenden.) Oder aber: „*Pàris!*“ (Mittelton und Nebendruck auf *pa*, Tiefton auf *ri*; ruhig abgeschlossener Ton). Wird aber die erste Antwort etwa bezweifelt, so kann es mit gesteigertem Ausdruck heissen: „[Mais c'est] Pá*ris!*“ (starker rhetorischer Accent und Tonerhöhung auf *pa*; ziemlich hoher Ton, bisweilen, je nach dem verschiedenen Ausdruck, auch tieferer Ton auf *ri*). Ungefähre Notenbezeichnung:



Wörter wie *maison*, *beaucoup* werden nach Wulff gewöhnlich mit Tiefton (und Nebendruck) auf der ersten Silbe gesprochen. Dazu ist zu bemerken: sie können so ausgesprochen werden, aber dies ist wieder der unabgeschlossene Ton; der abgeschlossene Ton fängt hier wie sonst mit Hochton an und schliesst mit Tiefton. Durch diesen ersten Irrtum verschliesst sich aber Wulff das rechte Verständnis des Umstandes, dass so viele Forscher den frz. Hauptdruck auf dem Anfang der Wörter zu hören glauben. Mehrere seiner Erklärungen entbehren in Folge dessen der genügenden Klarheit.

Das wichtigste und eigentümlichste des romanischen Accentes ist nach Wulff die musikalische Betonung, die Tonveränderung; er legt daher darauf das Hauptgewicht. Es kommt ihm hier sehr zu statten, dass er musikalisch ist; er ist daher im Stande, sehr gute Schemata des frz. Satzaccentes zu geben. Folgende sind nach ihm die gewöhnlichsten Typen:[1]



Sehr gut ist dabei die vorläufige gegensätzliche mittlere Senkung beobachtet. Man senkt die Stimme bei den ersten, unabgeschlossenen Pausen, um vor Abschluss so viel wirkungsvoller zu steigen.

Diese Schemata sind selbstverständlich nur Typen und als solche etwas schablonenmässig; in der konkreten Wirklichkeit ist die Satzmelodie nicht so einförmig, sondern bewegt sich im kleinen, den grösseren Bewegungen untergeordneten Hebungen und Senkungen.

---

[1] Nach der Bezeichnung Wulffs stellt die dritte Linie den Mittelton dar, den gewöhnlichen Ton unbetonter (nicht hervorgehobener) Wörter. '' bedeutet starken, ' schwachen Nachdruck.

Paul Pierson, *Métrique naturelle du langage.* Avec une notice préliminaire par Gaston Paris. (Bibliothèque de l'École des Hautes Études, Sciences philol. et hist. Fasc. LVI.) Paris 1884.

Es war mir eine freudige Überraschung, hier zum ersten Mal eine recht eingehende und feine Darstellung der französischen Betonung seitens eines einheimischen Musikers vorzufinden, und dabei zugleich eine sehr genaue Übereinstimmung mit meinen in meiner *Engl. Phil.* 1. Ausg. dargelegten Ansichten. Der Verf. ist unabhängig von mir zu ähnlichen Resultaten gelangt, hat sie im Einzelnen noch weiter und viel feiner, ich möchte sagen: hie und da zu fein, ausgeführt.

Das Buch sollte eigentlich nicht *Metrik* heissen, sondern *Rhythmik*[1] und *Melodik* der gesprochenen Sprache; denn darauf geht die Untersuchung eigentlich aus. Der Verf. hat aber Metrik, Rhythmik und Satzmelodie aus denselben Grundprinzipien erklären wollen und ist daher von der Theorie des Zeitmasses ausgegangen. Er hat daraus ein ganzes musikalisches System entwickelt, und will dieses auch auf die sprachliche Musik angewendet wissen, was mir vielfach sehr gekünstelt scheint. Der Verf. scheint zu sehr Musiker, zu wenig Sprachforscher zu sein; er hat den grossen Unterschied zwischen Redeton und Gesang nicht hinlänglich beachtet und behandelt die Sprache als wahre Musik. Freilich liegt es eben in der französischen Sprache mit ihren gleichmässigen Rhythmen und ihren bestimmten Intervallen eine Versuchung dazu, sie als wirkliche Musik darzustellen. Da ich nicht Musiker von Fach bin, wage ich nicht über die Pierson'sche Theorie ein entscheidendes Urteil zu sprechen und begnüge mich, zu zweifeln. Wo ich dem Verf. folgen kann, namentlich wo er die thatsächlichen sprachlichen Verhältnisse der Betonung und der Satzmelodie darstellt, bewundere ich überall die Schärfe und Feinheit seiner Auffassung und finde, dass bisher niemand einen solchen Griff in die konkrete Wirklichkeit gemacht, ein solches wahres, lebendes Tongemälde der Sprache zu Stande gebracht hat.
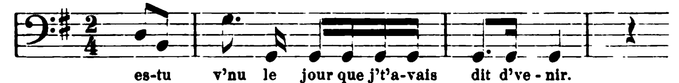
In der Accentfrage steht der Verf. wesentlich auf demselben Standpunkte wie ich, sowohl was den Schlussaccent, als dessen Beschränkung durch rhetorische hochtonige Nebenaccente betrifft.

Pierson geht in seinen Untersuchungen nicht vom isolierten Wort, sondern vom zusammenhängenden Satz aus, dessen wechselnden Rhythmus und Melodie er studiert. Dies ist zwar zu loben; man kann indessen sehr gut auch die Betonung im isolierten Wort (z. B. in der Antwort) studieren, indem gewisse Seiten hier schärfer hervortreten; so kann man die Vorzüge beider Methoden verbinden.

---

[1] So spricht St. Guyard, *Métrique arabe* von *le rhythme naturel du langage.*
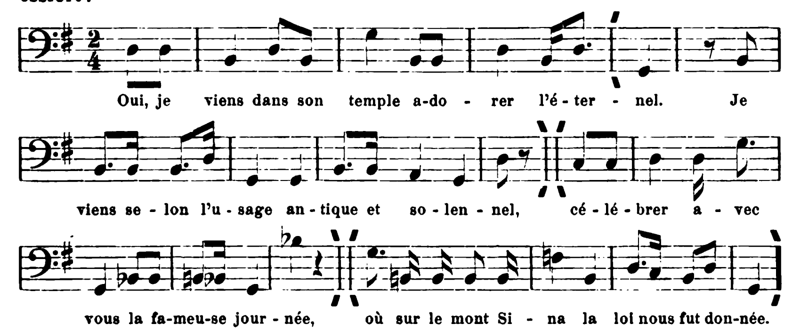
S. 161 giebt der Verf. eine Reihe einfacher Beispiele der Satzmelodie mit Notenbezeichnung, die ausserordentlich lehrreich sind; mehrere sind schon oben (Rec. von Passy) angeführt. Nur bisweilen kommen sie mir etwas schablonenmässig vor, so S. 161:



Hier klingt die lange Silbenreihe *le — venir*, auf einer einzigen tiefen Note gesprochen, sowohl mir als von mir befragten Franzosen unnatürlich einförmig; ich würde sie entweder mit langsam sinkendem Intervall oder in verschiedenen kleinen Absätzen sprechen.

Wie genau Pierson in seiner Behandlung der frz. Versifikation mit G. Paris und mir übeinstimmt, habe ich schon oben erwähnt.

Als Probe der Satzmelodie im Vortrag der Verse giebt er S. 226 die bekannten vier ersten Verse der *Athalie*, zuerst „sans expression" d. h. in einfacher, anspruchsloser Form, derjenigen, die uns am meisten interessiert:
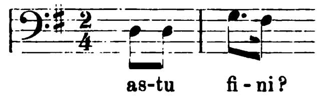


Wegen der künstlicheren, ebenfalls fein aufgefassten Form „avec expression" verweise ich auf das Buch selbst. Ein solches Stück kann natürlich mit sehr verschiedenem Tonfall und Ausdruck vorgetragen werden. Einiges mag einem Germanen[1] willkürlich oder übertrieben vorkommen, so das starke Steigen und Fallen in *avec vous*; ein solches jähes Sinken ist zwar im tragischen Vortrag beliebt, scheint aber doch passender im Abschluss. Ebenso übertrieben scheint das starke Steigen auf *journée*, das in dem kunstvollen Vortrag noch stärker wird. Aber das Gefühl der Franzosen ist hier vom unsrigen verschieden[1], und gerade die tragische Diktion sagt uns am wenigsten zu. In der lebenden Umgangssprache, auch wenn leidenschaftlich erregt, kommt eine solche Diktion nicht vor.

Am schwächsten ist Pierson, wenn er von den Quantitäts- und Accentverhältnissen fremder und todter Sprachen handelt; er urteilt hier

[1] Doch haben auch einige von mir befragte, kompetente Franzosen an denselben zwei Punkten wie ich Bedenken geäussert.
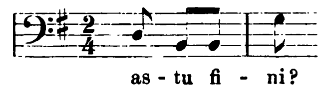
einseitig vom frz. Standpunkte aus. Er glaubt z. B., dass die lateinischen und griechischen Quantitätsverhältnisse ungefähr dieselben wie die jetzigen französischen waren, und dass die metrischen Gesetze ganz willkürlich von den Dichtern gebildet waren. Es fehlt ihm zu sehr die eingehende und umfassende Kenntnis alter und neuer Sprachen, um hierüber allseitig urteilen zu können. Wenn er die Quantitätsverhältnisse noch lebender „quantitierender“ Sprachen wie Finnisch, Ungarisch, Persisch u. a. gekannt hätte, würde sein Urteil gewiss anders ausgefallen sein, s. Phon. Stud. II 168.

Auch Pierson wirft S. 243 ff. die interessante Frage auf, ob nicht der rhetorisch zurückgeworfene Hochton eine gewisse Neigung hat, konstant zu werden. Er findet dies besonders in der Vulgärsprache der Pariser Vorstädte bestätigt, und giebt als Beispiel:



as-tu fi-ni?

Dieselbe Phrase, sagt Pierson, würde „sur un ton convenable“ so lauten:
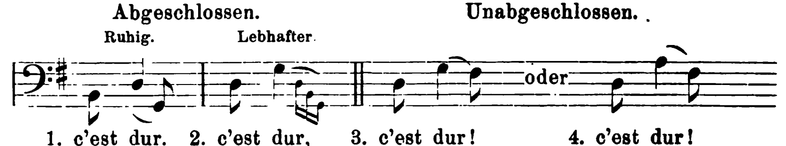


as - tu fi - ni?

Ich kann aber nicht zugeben, dass die erstere Form ausschliesslich vulgär ist; man hört sie jeden Augenblick als natürlichen Ausdruck der Ungeduld, des Verdrusses etc. Am Ende muss Pierson selbst einräumen, dass dieser Ton einen *caractère interrogatif* hat, weil er nicht mit dem Grundton endigt; mit anderen Worten, er ist unabgeschlossen, er hat den Ausdruck der Unruhe. Kurz, es ist diese eine der Formen des rhetorischen Accents. Aber daraus folgt noch nicht, dass sie konstant ist. Sie ist offenbar von dem Gefühl abhängig, nicht unabhängig.

Ich will hier die Bemerkung hinzufügen, dass sogar eine einzelne Silbe, ein einzelner Vokal eine ganze, abgeschlossene oder unabgeschlossene Tonreihe haben kann. So lautet z. B. der Satz *c'est dur (sę dÿr)*:

Abgeschlossen. Unabgeschlossen.



1. c'est dur. 2. c'est dur, 3. c'est dur! 4. c'est dur!

In der abgeschlossenen Tonreihe sind die Töne des Grundakkords, des harmonischen Dreiklanges auf dem Grundton am meisten hervortretend; in der unabgeschlossenen die Töne des Septimenakkords auf der Quinte, des disharmonischen Vierklanges. Der abgeschlossene Ton kann sowohl im tiefen Grundton als im hohen Grundton (Beispiel 2), auch in der mittleren Stimmlage (1) liegen. Wenn Antoinette in Le Gendre de M. Poirier I, 5 im Tone des Vorwurfes sagt: Vous êtes in*júste*, mon père, so steht die Silbe *juste* im hohen Grundton (oder in der Terze darüber, oder Gleitton von Terze zu Grundton). Ebenso: C'est *affreúx!* Mais *monsieúr!*

u. dgl. Im Beispiel 2 gleitet die Stimme rasch durch die Töne des Grundakkords hinab. Der hohe Grundton ist hier der vorherrschende Ton des Abschlusses; davon springt die Stimme rasch durch die harmonischen Untertöne des Grundakkords, gleichsam perpendikulär, hinab. Bei der unabgeschlossenen Tonbewegung gleitet die Stimme allmählich, in schräger Richtung, von dem Grundton oder von der oberen Sekunde in die Septime über. Dies sind nur typische Beispiele, die eine Menge Varietäten nicht ausschliessen.

Pierson meint schliesslich, dass „ces exemples ... semblent devoir nous faire admettre que l'accentuation oxytonique, bien qu'elle existe encore dans un grand nombre de cas, surtout dans le langage soigné, perd tous les jours du terrain, et que l'on peut même prévoir une époque, encore éloignée peut-être, où l'on n'aura plus que des paroxytons". Hier kann ich ihm nicht folgen; die frz. Sprache ist über eine gewisse Ausgleichung des Nachdrucks und die häufige Anwendung rhetorischer oder emotioneller Nebenaccente nicht hinausgekommen. Auch Passy Changem. 64 scheint zu finden, dass Pierson die Fälle der Accentverschiebung übertrieben hat.

Es ist sehr zu bedauern, dass ein so begeisterter und selbständiger Forscher wie Pierson mit seinem feinen musikalischen Sinn so früh der Wissenschaft entrissen wurde; er starb 1880, nur 29 Jahre alt. Wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, so dass er seine Gedanken reifer und umsichtiger hätte bearbeiten können, so hätten wir gewiss von ihm eine erschöpfende Darstellung der französischen Accentuation, dieses Proteusartigen Wesens, das sich jedem Forscher in einer verschiedenen Gestalt zeigt, erwarten können. Auch so wie das Buch vorliegt, ist es eine reiche Gabe, für die wir sehr dankbar sein müssen.

V. Ballu, *Observations sur les éléments musicaux de la langue française*, in Vietor's Phon. Stud. II 195 ff., 303 ff. Diese kleine Arbeit ist mehr populär als wissenschaftlich, enthält einige guten Bemerkungen, aber auch zweifelhafte. Der Verf. kennt die Laute fremder Sprachen zu ungenügend um mit Sicherheit über die französischen zu urteilen. Im deutschen *Baum* ist ihm *u* viel länger als *a*; in *Bauer* „*u* est la consonne de la syllabe *uer*"; d. h. er spricht echt französisch *ba-úm*[1] und *ba-uer* [wie in *rastacouère*] statt *báu-ər*. In *All'magne* ist ihm *a* Konsonant, *l* Vokal, in *es-tropié s* Vokal. In der Metrik stimmt B. wesentlich mit Passy überein. Die Satzmelodie behandelt B. als wahre Musik; „le discours est soumis aux règles ordinaires de la mélodie"; er begleitet sie sogar mit einem Akkompagnement von Akkorden, um die ihr unterliegenden Harmonien zu zeigen. Die besten seiner Proben in Notenschrift sind die „expressions communes et vulgaires" S. 309—310[2].

Franz Beyer, *Das Lautsystem des Neufranzösischen.* Cöthen, Otto Schulze 1887. — *Französische Phonetik* für Lehrer und Studierende. Cöthen 1888.

---

[1] Vgl. *Raoul, raout* spr. *ra-úl, ra-út*, Lesaint, Pron. franç. 27.
[2] Vgl. auch die Kritik von Techmer IZ V 229 ff.

Sehr richtig bemerkt der Verf. in der Vorrede seines *Lautsystems*: „Was wir nun brauchen, nachdem die allgemeine Phonetik wacker vorgearbeitet, sind möglichst monographische Einzeldarstellungen der verschiedenen Idiome". Das Buch ist nun eben eine solche Monographie, die sich durch nicht gewöhnliche Vertrautheit mit der französischen Sprache und feine Beobachtung ihrer Aussprache auszeichnet. Wir finden hier zum ersten Mal in Deutschland eine recht eingehende, sachkundige Darstellung des französischen Lautsystems; in dieser Beziehung übertrifft Beyer sowohl Sievers als Trautmann und Vietor. Es tritt uns hier ein begeisterter Jünger der neuen phonetischen Schule entgegen, der es mit seiner Aufgabe sehr ernst nimmt und durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich sich in die Sprache hineinzuleben gesucht hat. Seine Bücher zeichnen sich daher aus durch eine für einen Ausländer ungewöhnliche Fülle von Spezialbeobachtungen über Feinheiten der Sprache. Die Darstellung ist leicht und angenehm, aber oft etwas weitschweifig; es fehlt bisweilen an logischer Stringenz und Präzision; der Verf. schwankt hie und da zwischen verschiedenen Standpunkten. Kaum war der Verfasser mit seinem *Lautsystem* fertig, als er gleich eine Umarbeitung und Vervollständigung seiner Arbeit in Angriff nahm, kurz, eine vollständige *Französische Phonetik* lieferte.

Das neue Werk erschien ungefähr ein Jahr nach dem ersten, was für den regen Eifer des Verfassers bezeichnend ist. Beide Bücher sind schon mehrfach von kompetenten Kritikern besprochen, so das *Lautsystem* von Western, Nord. Tidskr. f. Filol. N. R. VIII, 233 ff.; die *Phonetik* von Jespersen, Phon. Stud. II, 90, und von Passy, Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1888, Nr. 9.

Ich habe diesen Rezensionen nur wenig hinzuzufügen, um so weniger, als ich mit anderen Phonetikern schon einige Bemerkungen in den Nachträgen zur *Frz. Phon.* gemacht, und ohnehin die wichtigsten Streitfragen schon oben, in der Rezension von Passy, ausführlich behandelt habe.

Der Verf. ist im ersten Buch zum Teil selbständiger als im zweiten, wo er oft ziemlich abhängig von Passy ist. Einzelnes ist im *Lauts.* ausführlicher, bisweilen auch klarer behandelt; doch hat in der *Phon.* das

Meiste eine neue und gründlichere Erörterung erfahren. Ich berücksichtige im Folgenden vorzugsweise die *Phon.* als die neuere Schrift.

Die *a*-Laute, welche B. früher nach Bell-Sweet bestimmt hatte, setzt er Phon. 7 ungefähr wie Western in eine besondere Abteilung, worüber s. Passy's Rezension.

Phon. 9 sagt B., die Liquidae und Nasalen seien wesentlich Stimmlaute, nur in Einzelfällen stimmlos. Dazu bemerkt Passy im Nachtrag mit Recht: „Im Deutschen, Französ., Englischen freilich; aber überhaupt? Wie stehts mit isländ. *hlaða*, *hnakkur*, *hringur?*“ Vgl. Passy Sons 19, wo diese Laute richtig als stark gehaucht beschrieben sind. Aber auch sonst sind stimmlose Liqu. und Nas., und zwar ohne Hauch, häufig, so im isl. *vatn̥*, *sókn̥* (spr. *so*^{u}*kn̥*), *ætl̥* (spr. *äitl̥*), *ver̥k, bil̥t*, *jam̥t*, vgl. Hoffory, Kuhn's Zeitschr. XXV, 428. In vielen westnorwegischen und schwedischen Dialekten kommen dieselben Laute vor, s. unten. Im Norwegischen und im Kymrischen (*ll* in *Llangollen)* haben wir sogar ein palatales stimmloses *l*. Es würde nicht schwierig sein, auch andere Beispiele aufzufinden. Man kann also nicht sagen, dass diese Laute überhaupt selten oder unwesentlich sind. Ob sie Sandhiformen sind oder nicht, silbenbildend oder nicht, ist unwesentlich, wenn es sich nur um die faktische Existenz und Natur der Laute handelt.

Phon. 24 geht Beyer noch weiter als Passy in seinem Glauben an eine zunehmende Schwächung und Verdunklung der frz. unbetonten Vokale. „Nichts liegt im Wege“, sagt er, „dass im Laufe der Zeit auch die übrigen unbetonten Vokale [nicht nur die wenigen von Passy nachgewiesenen Fälle] Veränderungen ihrer Qualität erleiden können“. Dem liegt aber sehr viel im Wege, nämlich: 1. Die Ebenheit des frz. Nachdrucks; 2. die bestimmte Artikulation der frz. Vokale, worin die unbetonten (mit Ausnahme von *ə*) den betonten nicht viel nachstehen. Kurz: es ist gegen die Natur der französischen Sprache, ihre unbetonten Vokale in der Weise der germanischen (etwa der englischen oder der dänischen) zu verdunkeln. Die wenigen Ausnahmen bestärken nur die Regel, entkräften sie nicht. Daraus dass das Pikardische ein offenes englisches *i*, also einen unfranzösischen Laut besitzt, folgt doch keineswegs als eine Wahrscheinlichkeit, dass eine solche Abnormität in die Landes- und Kultursprache eindringen wird. Vielmehr ist die zunächstliegende Möglichkeit die, dass dieser unnationale Laut früher oder später vom echt französischen verdrängt werden wird, indem der nivellierende Einfluss der Pariser Sprache in den Provinzen sich immer mehr verbreitet.

Ziemlich schwankend ist Beyer in seiner Betrachtung der unsilbigen Vokale; er nähert sich im Laufe der *Phonetik* mehr und mehr der Ansicht Passy's, dass sie Konsonanten sind.

Dass das frz. *ch* wie das süd- und mitteldeutsche *sch* mit gesenkter Zungenspitze gebildet wird (Phon. 37), verstehe ich nicht. Passy Sons 17, KD 33 sagt richtig, dass bei *š* Zungenspitze und Zungenblatt dem Gaumen genähert, also gehoben wird, dagegen bei *z* und *s* die Zungenspitze gegen die Unterzähne gepresst, also gesenkt wird.
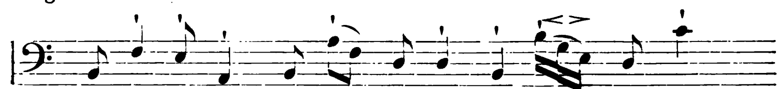
Der gelegentlich vorkommende stimmlose Auslaut wird von Beyer

brave ar*mée*, au cri de guerre de Jar*nac* et de Moncon*tour*". Natürlich hörte man daneben in althergebrachten Formeln die alte Diktion, wie: je vous *dé*fie! Solche alte, tief eingewurzelte, in der Natur der Sprache gegründete Gewohnheiten sind nicht auszurotten. Überhaupt war der rhetorische Nebenaccent nicht aufgehoben, nur beschränkter als früher.

Sogar im Vers war die neue Manier eingedrungen; so sagte Mounet-Sully im Hamlet:

> *Être* ou n'être *pas*, voi*là* la que*stion*.
> Que *faut*-il admi*rer*? La résigna*tion*
> Subis*sant* tes as*sauts*, For*tune*, et tes ou*trages*,
> Ou la *force* lutt*ant* contre une *mer* d'o*rages*
> Et deman*dant* le *cal*me aux tem*pêtes*? — Mou*rir*,
> Dor*mir*, et rien de *plus*! et *puis*, ne plus sou*ffrir*!
> Mou*rir*! dòr*mir*! ... Dor*mir*! qui *sait*? rê*ver* peut-*être*?

Der Tonfall des letzten Vers annäherungsweise[1] in Notenschrift dargestellt:



Mou-rir! dòr-mir! ... Dor-mir? qui sait? rê - ver peut-être?

Diese Neuerung in der Accentuation hat sich so unmerklich eingeschlichen, dass die meisten Franzosen sich einer Änderung nicht bewusst sind. So hatte sie Gaston Paris nicht bemerkt, was mich anfangs bedenklich machte; aber mehrere andere, wie der Phonetiker Abt Rousselot, der Lehrer Prof. Ch. Roussey, hatten sie wie ich bemerkt und aufgefasst; sie fanden wie ich die neue Mode unfranzösisch. Einige erklärten dieselbe aus dem überall eindringenden Einfluss der Südfranzosen, Gambetta und seiner Nachfolger. Andere erklärten sie als Produkt der Erziehung; man lehre jetzt nach dem Vorgang von Littré in den Schulen, dass der Nachdruck auf der letzten Silbe ruhen soll und übe dies in der Praxis ein. Einige glaubten, dass die Stimme des Redners auf diese Weise besser grosse Räume durchdringe, was mir fraglich scheint; gerade die Ebenmässigkeit des Nachdrucks macht die frz. Diktion so deutlich, indem jede Silbe fast gleich stark hervortritt.

Wenn man aber, ohne auf Erklärungen einzugehen, lediglich den jetzigen Stand des höheren Vortrags beobachtet, wird man nicht leugnen können, dass starke Oxytonierung im Nordfranzösischen jetzt sehr allgemein ist; man kann jetzt nicht sagen, dass der Accent im Begriff ist, von dem Wortende auf den Wortanfang überzugehen, wie mehrere Phonetiker behaupten.

Nachdem ich die neue Manier, Verse zu deklamieren, gehört habe, verstehe ich besser Passy's Theorie, womit auch Ballu wesentlich übereinstimmt:

---

[1] Nach flüchtiger Aufzeichnung während des Spiels. Man bemerke die rhetorischen Nebenaccente, hochtonig in *dormir*, tieftonig in *rêver*.

Il sui*vait* tout pen*sif* le che*min* de Myc*ène*
(Phon. Stud. II 198).

Ich glaube indessen, dass diese Diktion nur eine vorübergehende, neue Mode, eine Künstelei ist, die im Laufe der Zeit von der echt nordfranzösischen Diktion wieder zurückgedrängt werden wird, — es sei denn, dass der einbrechende südfranzösische oder überhaupt provinzielle Einfluss die Oberherrschaft der Pariser Sprache gänzlich überwältigen wird.

Was mich in diesem Eindruck bestärkt, ist erstens, dass ich in der Umgangssprache keine Veränderung bemerkte; zweitens, dass auch bei den Damen des Théâtre français die neue Manier nicht eingedrungen war. Sie haben sich die neue Mode nicht aneignen können oder wollen; ihr natürliches Gefühl scheint sich dagegen gewehrt zu haben.

Exkurs über Sprachmelodie.

Die Betonung besteht bekanntlich aus zwei Elementen, Nachdruck und Ton (exspiratorischem und musikalischem Accent). Beide sind mit einander unauflöslich verbunden. Besonders tritt das musikalische Element stark hervor, wo der Nachdruck schwach oder eben ist, wie im Französischen. Es verlohnt sich daher ganz besonders, die plastischen und ausdrucksvollen Töne dieser Sprache zu untersuchen. Einige Sprachen haben feste oder relativ feste Worttöne, wie Norwegisch, Schwedisch innerhalb der germanischen, Littauisch, Serbisch innerhalb der lituslawischen Gruppe; Dänisch und Lettisch bilden in jeder Gruppe eine Übergangsstufe, indem die melodische Distinktion zu verschiedenen Arten des Nachdrucks (Stosston und Nicht-Stosston) geworden ist[1]. Von ferneren Sprachen haben das Chinesische und die mit ihm verwandten indochinesischen Dialekte mehrere (vier bis acht) verschiedene musikalische Accente. Es ist wichtig, dieses musikalische Element ins Auge zu fassen und vor allem das Verhältnis des Redetons zum Gesang zu vergegenwärtigen.

Es ist klar, dass Rede nicht Gesang ist, aber ebenso klar, dass der Redeton mit Gesang verwandt ist. Was Rede von Gesang hauptsächlich unterscheidet, ist folgendes[2]:

1) Die äussere Art der Bewegung. Charakteristisch für die Redestimme ist ihr stetes Gleiten durch mehrere Töne, wodurch diese auf das Ohr nicht den Eindruck deutlich unterschiedener, reiner musikalischer Töne, sondern den eines unreinen, gemischten, unmusikalischen Geräusches machen. Und doch ist der Redeton nicht unmusikalischer Natur, sondern er ist nur halb musikalisch. Er hat mit dem Gesang dieses gemein, dass er aus mehr oder weniger reinen Tönen, Produkten regelmässiger Schwingungen besteht, und dass auf einmal wesentlich nur ein Ton lautet, nicht mehrere gleichzeitig. Er ist also kein wahres Geräusch, d. h. ein Produkt ganz unregelmässiger Schwingungen, oder ein verworrenes Gemisch gleichzeitiger unharmonischer Töne, wie wenn man

---

[1] Über littauische und lettische Betonung s. weiter unten.
[2] Vgl. *Norvegia* I, 52 ff.

z. B. alle Töne einer Oktave auf einmal anschlägt, oder an Holz klopft. Andererseits sind die einzelnen Töne der Rede fast nie absolut rein, d. h. von begleitenden Geräuschen ganz frei, was in Verbindung mit dem steten Gleiten dazu beiträgt, der Redestimme ihr charakteristisches geräuschartiges Gepräge zu geben[1]. Durch das Übergewicht dieses Elements entsteht die unreine oder heisere Stimme; von dieser Abnormität können wir hier absehen.

Die Töne der Sprache sind durch ihre flüchtige Natur von den wahren musikalischen unterschieden; sie sind Gleittöne. Im Gesang verweilt die Stimme eine bestimmte, messbare Zeit auf jedem Tone, hat also gewöhnlich für jede Silbe einen Ton; die Redestimme gleitet in einer Silbe oft durch eine ganze Tonreihe hindurch (diatonisch, chromatisch und noch feiner; jäh, in Sprüngen, oder langsam, schräge; harmonisch oder disharmonisch). Dies geschieht im Gesang nur ausnahmsweise und wird Schleifen, *glissando*, *slissato* genannt, in Notenschrift durch Bindebogen, auch durch ganz kleine Noten, „Schleifer", ausgedrückt, wenn die Stimme sehr schnell durch mehrere Töne vorschlagartig eilt. Nur ausnahmsweise verweilt die Redestimme während einer oder mehrerer Silben auf einem Ton, was sehr einförmig lautet und gewissen Arten des Ausdrucks dient (*ton sentencieux, obstiné*), aber öfter tritt statt des musikalisch reinen Tones ein ungefähr einheitlicher Ton ein, indem ein schwaches Gleiten durch ein kleines Intervall vom gewöhnlichen Ohr (zuweilen auch von Musikern wie Pierson Métr. 161, s. oben S. 191) als ein einziger Ton aufgefasst wird.

2) Die innere Art der Bewegung, ihr Charakter, ihr musikalischer Inhalt. Die Tonbewegung der Rede hat nicht den Charakter einer in sich abgeschlossenen, selbständigen, kunstmässig entwickelten Melodie, d. h. „einer nach rhythmischen und ästhetischen Gesetzen geordneten Folge von Tönen als Träger eines musikalischen Gedankens"[2]. Der Redeton ist ein die Sprachlaute begleitendes Akkompagnement, eine melodische Unterströmung, welche die Sprachlaute, die Worte, als das Hauptsächliche hervortreten lässt, während im Gesang die Worte der Melodie untergeordnet sind.

Die Redestimme hat also doch etwas Melodisches. Ein Jeder singt in seiner Rede mehr oder weniger, d. h. er verweilt mehr oder weniger auf den Tönen, oder er bildet mehr oder weniger melodische Tonbewegungen. Dies bemerken wir gewöhnlich bei uns selbst nicht[3], aber
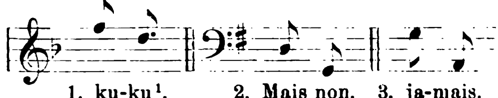
---

[1] Lloyd, Phon. Stud. III, 276: „The speaking voice occupies a position midway between the singing voice and whisper. It agrees with the former in possessing a strong musical tone, derived from the proper vibration of the chords; but it is *unaccompanied by any effort to subdue concomitant noises*: in fact, the explanations of Helmholtz tend to shew that there is a purposed exaggeration of these noises, and that their increased presence tends greatly to produce that palpable superiority of the spoken over the sung vowels in distinctness which is a matter of the commonest observation. (S. Ellis, *Pronunciation for Singers*)".

[2] Bremer, *Handlexikon der Musik*, Leipzig 1882.
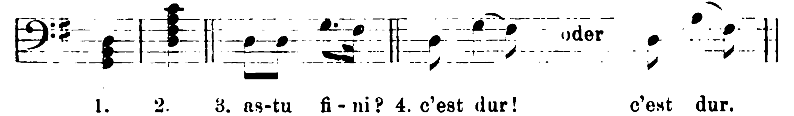
[3] Selbst ein Mann wie Gaston Paris glaubte in seiner Jugendarbeit Acc. lat. 17, dass die frz. Sprache „a supprimé le plus possible le

wir merken gleich bei anderen Dialekten und Sprachen „den fremden Accent“, und zwar besonders, wenn Fremde unsere Sprache sprechen. Ein geübtes Ohr beobachtet in der Satzmelodie jeden Augenblick Anläufe zu einer musikalischen Melodie. Der Gesang liegt in der Redestimme als Keim; durch eine kunstmässige Verwendung desselben Instrumentes wird Rede zum Gesang. Die musikalische Natur der Sprachmelodie zeigt sich besonders in der Unterscheidung des abgeschlossenen und des unabgeschlossenen Tons. Diese Distinktion beruht nämlich in ihrem letzten Grund auf einem musikalischen Prinzip. Erst in der Musik findet sich dieses Prinzip in seiner Vollkommenheit, oder vielmehr: das Prinzip ist hier in bestimmten, handgreiflichen, messbaren Formen fixiert. Die Redestimme hat, vom musikalischen Standpunkt aus beurteilt, von diesem Prinzip, das die Melodie bedingt, nur einen unvollkommenen Wiederhall, oder vielmehr: das Prinzip ist hier unendlich modifiziert, flüchtiger, feiner: man hat hier mit irrationellen Grössen zu rechnen. Wir haben hier viele verschiedene Grade und Arten des Gegensatzes, unter denen wir die am meisten typischen herausgreifen. Das Abgeschlossene wird durch den ruhigen Ton bezeichnet, welcher im musikalischen Grundton oder in dem darauf gebauten harmonischen Akkord (Dreiklang) liegt. Das Unabgeschlossene kann am einfachsten durch eine harmonische, mittlere Hebung bezeichnet werden, um eine Terze, Quarte, Quinte, von welcher die Stimme zum abschliessenden Grundton herabsinkt. Ein gutes, konstantes Beispiel haben wir im *ku-ku* des Kuckucks, wo der erstere Ton gew. um eine (meist kleine, seltener grosse) Terze über dem abschliessenden zweiten (dem Grundton) liegt. Etwas lebhafter wird der Gegensatz durch die Quarte oder Quinte, noch lebhafter durch die Oktave hervorgehoben.



1. ku-ku[1]. 2. Mais non. 3. ja-mais.

Wo aber der Gegensatz schärfer ist, bedient sich auch die Sprache schärferer Bezeichnungen, namentlich der disharmonischen Hebung, welche auf einer musikalischen Dissonanz, namentlich auf dem Septimenakkord auf der Quinte (Dominante) beruht. So ist im **g** *dur* **g h d** (1) der harmonische Dreiklang, **d fis a c** (2) der disharmonische Vierklang.



1. 2. 3. as-tu fi-ni? 4. c'est dur! c'est dur.

---

chant de sa prononciation, au point qu'on a pu poser en règle que pour bien parler il ne faut pas avoir d'accent“, s. Phon. Stud. II, 154. Ähnlich sagt Th. Maxeiner vom Dialekt in Bad-Ems [nach S. 121 seine Muttersprache], Phon. Stud. III, 137: „Das Singende in der Aussprache fehlt vollständig“, was ich, ohne den Dialekt zu kennen, bis auf weiteres stark bezweifeln möchte.

[1] Ich habe 1890—91 den Kuckuck mehrmals in *d moll* rufen hören.

z. B. alle Töne einer Oktave auf einmal anschlägt, oder an Holz klopft. Andererseits sind die einzelnen Töne der Rede fast nie absolut rein, d. h. von begleitenden Geräuschen ganz frei, was in Verbindung mit dem steten Gleiten dazu beiträgt, der Redestimme ihr charakteristisches geräuschartiges Gepräge zu geben[1]. Durch das Übergewicht dieses Elements entsteht die unreine oder heisere Stimme; von dieser Abnormität können wir hier absehen.

Die Töne der Sprache sind durch ihre flüchtige Natur von den wahren musikalischen unterschieden; sie sind Gleittöne. Im Gesang verweilt die Stimme eine bestimmte, messbare Zeit auf jedem Tone, hat also gewöhnlich für jede Silbe einen Ton; die Redestimme gleitet in einer Silbe oft durch eine ganze Tonreihe hindurch (diatonisch, chromatisch und noch feiner; jäh, in Sprüngen, oder langsam, schräge; harmonisch oder disharmonisch). Dies geschieht im Gesang nur ausnahmsweise und wird Schleifen, *glissando*, *slissato* genannt, in Notenschrift durch Bindebogen, auch durch ganz kleine Noten, „Schleifer", ausgedrückt, wenn die Stimme sehr schnell durch mehrere Töne vorschlagartig eilt. Nur ausnahmsweise verweilt die Redestimme während einer oder mehrerer Silben auf einem Ton, was sehr einförmig lautet und gewissen Arten des Ausdrucks dient (*ton sentencieux, obstiné*), aber öfter tritt statt des musikalisch reinen Tones ein ungefähr einheitlicher Ton ein, indem ein schwaches Gleiten durch ein kleines Intervall vom gewöhnlichen Ohr (zuweilen auch von Musikern wie Pierson Métr. 161, s. oben S. 191) als ein einziger Ton aufgefasst wird.

2) Die innere Art der Bewegung, ihr Charakter, ihr musikalischer Inhalt. Die Tonbewegung der Rede hat nicht den Charakter einer in sich abgeschlossenen, selbständigen, kunstmässig entwickelten Melodie, d. h. „einer nach rhythmischen und ästhetischen Gesetzen geordneten Folge von Tönen als Träger eines musikalischen Gedankens"[2]. Der Redeton ist ein die Sprachlaute begleitendes Akkompagnement, eine melodische Unterströmung, welche die Sprachlaute, die Worte, als das Hauptsächliche hervortreten lässt, während im Gesang die Worte der Melodie untergeordnet sind.

Die Redestimme hat also doch etwas Melodisches. Ein Jeder singt in seiner Rede mehr oder weniger, d. h. er verweilt mehr oder weniger auf den Tönen, oder er bildet mehr oder weniger melodische Tonbewegungen. Dies bemerken wir gewöhnlich bei uns selbst nicht[3], aber
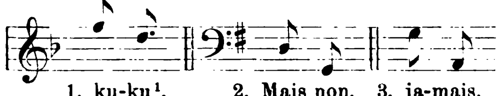
---

[1] Lloyd, Phon. Stud. III, 276: „The speaking voice occupies a position midway between the singing voice and whisper. It agrees with the former in possessing a strong musical tone, derived from the proper vibration of the chords; but it is *unaccompanied by any effort to subdue concomitant noises*: in fact, the explanations of Helmholtz tend to shew that there is a purposed exaggeration of these noises, and that their increased presence tends greatly to produce that palpable superiority of the spoken over the sung vowels in distinctness which is a matter of the commonest observation. (S. Ellis, *Pronunciation for Singers*)".

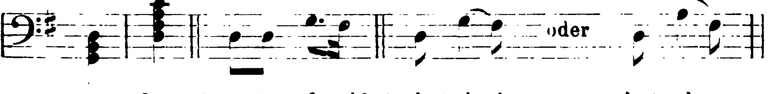
[2] Bremer, *Handlexikon der Musik*, Leipzig 1882.

[3] Selbst ein Mann wie Gaston Paris glaubte in seiner Jugendarbeit Acc. lat. 17, dass die frz. Sprache „a supprimé le plus possible le

wir merken gleich bei anderen Dialekten und Sprachen „den fremden Accent“, und zwar besonders, wenn Fremde unsere Sprache sprechen. Ein geübtes Ohr beobachtet in der Satzmelodie jeden Augenblick Anläufe zu einer musikalischen Melodie. Der Gesang liegt in der Redestimme als Keim; durch eine kunstmässige Verwendung desselben Instrumentes wird Rede zum Gesang. Die musikalische Natur der Sprachmelodie zeigt sich besonders in der Unterscheidung des abgeschlossenen und des unabgeschlossenen Tons. Diese Distinktion beruht nämlich in ihrem letzten Grund auf einem musikalischen Prinzip. Erst in der Musik findet sich dieses Prinzip in seiner Vollkommenheit, oder vielmehr: das Prinzip ist hier in bestimmten, handgreiflichen, messbaren Formen fixiert. Die Redestimme hat, vom musikalischen Standpunkt aus beurteilt, von diesem Prinzip, das die Melodie bedingt, nur einen unvollkommenen Wiederhall, oder vielmehr: das Prinzip ist hier unendlich modifiziert, flüchtiger, feiner: man hat hier mit irrationellen Grössen zu rechnen. Wir haben hier viele verschiedene Grade und Arten des Gegensatzes, unter denen wir die am meisten typischen herausgreifen. Das Abgeschlossene wird durch den ruhigen Ton bezeichnet, welcher im musikalischen Grundton oder in dem darauf gebauten harmonischen Akkord (Dreiklang) liegt. Das Unabgeschlossene kann am einfachsten durch eine harmonische, mittlere Hebung bezeichnet werden, um eine Terze, Quarte, Quinte, von welcher die Stimme zum abschliessenden Grundton herabsinkt. Ein gutes, konstantes Beispiel haben wir im *ku-ku* des Kuckucks, wo der erstere Ton gew. um eine (meist kleine, seltener grosse) Terze über dem abschliessenden zweiten (dem Grundton) liegt. Etwas lebhafter wird der Gegensatz durch die Quarte oder Quinte, noch lebhafter durch die Oktave hervorgehoben.



Wo aber der Gegensatz schärfer ist, bedient sich auch die Sprache schärferer Bezeichnungen, namentlich der disharmonischen Hebung, welche auf einer musikalischen Dissonanz, namentlich auf dem Septimenakkord auf der Quinte (Dominante) beruht. So ist im **g** *dur* **g h d** (1) der harmonische Dreiklang, **d fis a c** (2) der disharmonische Vierklang.



chant de sa prononciation, au point qu'on a pu poser en règle que pour bien parler il ne faut pas avoir d'accent“, s. Phon. Stud. II, 154. Ähnlich sagt Th. Maxeiner vom Dialekt in Bad-Ems [nach S. 121 seine Muttersprache], Phon. Stud. III, 137: „Das Singende in der Aussprache fehlt vollständig“, was ich, ohne den Dialekt zu kennen, bis auf weiteres stark bezweifeln möchte.

[1] Ich habe 1890—91 den Kuckuck mehrmals in *d moll* rufen hören.

z. B. alle Töne einer Oktave auf einmal anschlägt, oder an Holz klopft. Andererseits sind die einzelnen Töne der Rede fast nie absolut rein, d. h. von begleitenden Geräuschen ganz frei, was in Verbindung mit dem steten Gleiten dazu beiträgt, der Redestimme ihr charakteristisches geräuschartiges Gepräge zu geben[1]. Durch das Übergewicht dieses Elements entsteht die unreine oder heisere Stimme; von dieser Abnormität können wir hier absehen.

Die Töne der Sprache sind durch ihre flüchtige Natur von den wahren musikalischen unterschieden; sie sind Gleittöne. Im Gesang verweilt die Stimme eine bestimmte, messbare Zeit auf jedem Tone, hat also gewöhnlich für jede Silbe einen Ton; die Redestimme gleitet in einer Silbe oft durch eine ganze Tonreihe hindurch (diatonisch, chromatisch und noch feiner; jäh, in Sprüngen, oder langsam, schräge; harmonisch oder disharmonisch). Dies geschieht im Gesang nur ausnahmsweise und wird Schleifen, *glissando*, *slissato* genannt, in Notenschrift durch Bindebogen, auch durch ganz kleine Noten, „Schleifer", ausgedrückt, wenn die Stimme sehr schnell durch mehrere Töne vorschlagartig eilt. Nur ausnahmsweise verweilt die Redestimme während einer oder mehrerer Silben auf einem Ton, was sehr einförmig lautet und gewissen Arten des Ausdrucks dient *(ton sententieux, obstiné)*, aber öfter tritt statt des musikalisch reinen Tones ein ungefähr einheitlicher Ton ein, indem ein schwaches Gleiten durch ein kleines Intervall vom gewöhnlichen Ohr (zuweilen auch von Musikern wie Pierson Métr. 161, s. oben S. 191) als ein einziger Ton aufgefasst wird.

2) Die innere Art der Bewegung, ihr Charakter, ihr musikalischer Inhalt. Die Tonbewegung der Rede hat nicht den Charakter einer in sich abgeschlossenen, selbständigen, kunstmässig entwickelten Melodie, d. h. „einer nach rhythmischen und ästhetischen Gesetzen geordneten Folge von Tönen als Träger eines musikalischen Gedankens"[2]. Der Redeton ist ein die Sprachlaute begleitendes Akkompagnement, eine melodische Unterströmung, welche die Sprachlaute, die Worte, als das Hauptsächliche hervortreten lässt, während im Gesang die Worte der Melodie untergeordnet sind.
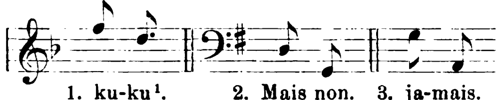
Die Redestimme hat also doch etwas Melodisches. Ein Jeder singt in seiner Rede mehr oder weniger, d. h. er verweilt mehr oder weniger auf den Tönen, oder er bildet mehr oder weniger melodische Tonbewegungen. Dies bemerken wir gewöhnlich bei uns selbst nicht[3], aber

[1] Lloyd, Phon. Stud. III, 276: „The speaking voice occupies a position midway between the singing voice and whisper. It agrees with the former in possessing a strong musical tone, derived from the proper vibration of the chords; but it is *unaccompanied by any effort to subdue concomitant noises*: in fact, the explanations of Helmholtz tend to shew that there is a purposed exaggeration of these noises, and that their increased presence tends greatly to produce that palpable superiority of the spoken over the sung vowels in distinctness which is a matter of the commonest observation. (S. Ellis, *Pronunciation for Singers*)".

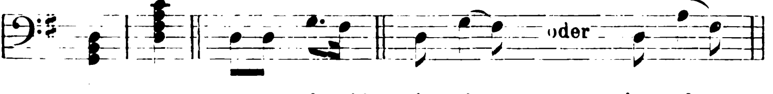
[2] Bremer, *Handlexikon der Musik*, Leipzig 1882.

[3] Selbst ein Mann wie Gaston Paris glaubte in seiner Jugendarbeit Acc. lat. 17, dass die frz. Sprache „a supprimé le plus possible le

wir merken gleich bei anderen Dialekten und Sprachen „den fremden Accent“, und zwar besonders, wenn Fremde unsere Sprache sprechen. Ein geübtes Ohr beobachtet in der Satzmelodie jeden Augenblick Anläufe zu einer musikalischen Melodie. Der Gesang liegt in der Redestimme als Keim; durch eine kunstmässige Verwendung desselben Instrumentes wird Rede zum Gesang. Die musikalische Natur der Sprachmelodie zeigt sich besonders in der Unterscheidung des abgeschlossenen und des unabgeschlossenen Tons. Diese Distinktion beruht nämlich in ihrem letzten Grund auf einem musikalischen Prinzip. Erst in der Musik findet sich dieses Prinzip in seiner Vollkommenheit, oder vielmehr: das Prinzip ist hier in bestimmten, handgreiflichen, messbaren Formen fixiert. Die Redestimme hat, vom musikalischen Standpunkt aus beurteilt, von diesem Prinzip, das die Melodie bedingt, nur einen unvollkommenen Wiederhall, oder vielmehr: das Prinzip ist hier unendlich modifiziert, flüchtiger, feiner; man hat hier mit irrationellen Grössen zu rechnen. Wir haben hier viele verschiedene Grade und Arten des Gegensatzes, unter denen wir die am meisten typischen herausgreifen. Das Abgeschlossene wird durch den ruhigen Ton bezeichnet, welcher im musikalischen Grundton oder in dem darauf gebauten harmonischen Akkord (Dreiklang) liegt. Das Unabgeschlossene kann am einfachsten durch eine harmonische, mittlere Hebung bezeichnet werden, um eine Terze, Quarte, Quinte, von welcher die Stimme zum abschliessenden Grundton herabsinkt. Ein gutes, konstantes Beispiel haben wir im *ku-ku* des Kuckucks, wo der erstere Ton gew. um eine (meist kleine, seltener grosse) Terze über dem abschliessenden zweiten (dem Grundton) liegt. Etwas lebhafter wird der Gegensatz durch die Quarte oder Quinte, noch lebhafter durch die Oktave hervorgehoben.



Wo aber der Gegensatz schärfer ist, bedient sich auch die Sprache schärferer Bezeichnungen, namentlich der disharmonischen Hebung, welche auf einer musikalischen Dissonanz, namentlich auf dem Septimenakkord auf der Quinte (Dominante) beruht. So ist im **g** *dur* **g h d** (1) der harmonische Dreiklang, **d fis a c** (2) der disharmonische Vierklang.



chant de sa prononciation, au point qu'on a pu poser en règle que pour bien parler il ne faut pas avoir d'accent“, s. Phon. Stud. II, 154. Ähnlich sagt Th. Maxeiner vom Dialekt in Bad-Ems [nach S. 121 seine Muttersprache], Phon. Stud. III, 137: „Das Singende in der Aussprache fehlt vollständig“, was ich, ohne den Dialekt zu kennen, bis auf weiteres stark bezweifeln möchte.

[1] Ich habe 1890—91 den Kuckuck mehrmals in *d moll* rufen hören.

Über 3. und 4. siehe oben zu Pierson. S. auch über *Quel mariage!* oben zu Passy S. 175. Noch andere Beispiele im Skandinavischen, s. unten.

Da die Sprache nicht Akkorde, weil nicht gleichzeitige Töne, hat, so kann sie Harmonie und Disharmonie nur andeuten, indem die Stimme entweder von einem Ton zum anderen in bestimmten Intervallen springt, oder allmählich durch ein bestimmtes Intervall gleitet. Statt gleichzeitiger Verbindungen setzt also die Sprache eine melodische Bewegung (gebrochene Akkorde oder Fragmente davon).

Es ist zu bemerken, dass die Tonarten des Redetons nicht genau den Tonarten unserer Musik entprechen; sie sind ihnen ähnlich, aber nicht so einfach, mathematisch bestimmt, sondern unendlich komplizierter, mannichfaltiger, dazu immer wechselnd, indem der Redende unbewusst, seiner augenblicklichen Stimmung gemäss, jeden Augenblick die Tonart ändert. Man kann diese Mannichfaltigkeit eben nur andeuten. Man wird den Charakter der sprachlichen Musik kaum vollständig ergründen können ohne Hülfe des Phonographen oder ähnlicher Instrumente, welche die Tongleitungen vollständig darstellen, messen und einregistrieren.

Das charakteristische Gleiten der Stimme tritt am meisten in langen betonten Silben (bes. Vokalen) hervor. Kurze unbetonte Silben haben meist nur je einen Ton, oder das Gleiten ist so schnell, dass das Ohr nur einen Ton auffasst.

Hier, wie in der Sprachmelodie überhaupt, giebt es nun unendlich viele Abstufungen, nach Stimmungen, Individuen, Dialekten und Sprachen. Einige Sprachen bewegen sich mehr in Sprüngen, in mehr oder weniger bestimmt geschiedenen Tönen, andere lieben mehr Gleittöne. Die Töne der romanischen Sprachen sind bestimmter, mehr musikalisch, als die der germanischen. Dies steht mit den Quantitätsverhältnissen in Verbindung; in den romanischen Sprachen sind Längen und Kürzen weniger als bei uns geschieden[1].

Um einige feste Anhaltspunkte zur Bestimmung der Sprachmelodie zu gewinnen, gehe ich von einigen Sprachen aus, die feste Töne besitzen, wie die skandinavischen, die lettisch-littauischen, die serbische, die chinesische. Freilich habe ich diese Sprachen nicht alle gleich eingehend beobachten können (die littauische fast gar nicht; ich verhalte mich hier wesentlich referierend). Auf diesem schwierigen Gebiete aber wird wohl ein jeder noch so bescheidene Beitrag willkommen sein[2].

Littauische und lettische Töne.
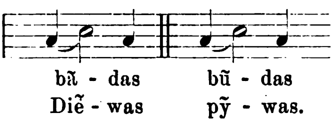
Leider bin ich nicht in der Lage gewesen, diese Töne selbst an Eingebornen beobachten zu können. Über die zwei littauischen Töne

---

[1] Näheres hierüber s. meine *Romanische Quantität*, Vietor's *Phon. Stud.* II, 139 ff.

[2] Passy, Changements phonétiques 109: „Une étude sérieuse des variations de l'accent musical devrait prendre pour base l'étude historique des dialectes scandinaves, du chinois, de l'annamite; c'est dire qu'elle est impossible actuellement".

s. Kurschat, Grammatik der littauischen Sprache 58 ff. Der „gestossene“ Ton ist ein fallender Hochton wie der im Deutschen gewöhnliche. Dialektisch wird „von dem gestossen ausgesprochenen Vokal am Ende gleichsam ein Atom abgebrochen; z. B. in *tẽwas*, Vater, erscheint das *ė* am Ende wie geknickt, als wenn es *tėėė-ĕ-was* oder gar *tėėė-ă-was* ausgesprochen würde“. Wir haben vielleicht hier den Übergang zum lettischen Stosston. Dies ist mit einer etwas ähnlichen Erscheinung im Südnorwegischen zu vergleichen[1]. Der „geschliffene“ Ton ruht anfangs auf einer niedrigen Tonstufe und erhebt sich dann wie mit einem Sprunge auf eine höhere; K. vergleicht ihn mit dem deutschen Frageton. In Noten drückt er ihn so aus:



Im Vorwort zum litt. Wörterbuch S. XIII drückt Kurschat sich ein wenig anders aus: „Bei der geschliffenen Betonung einer Silbe verweilt der Ton anfangs in einer niedern Lage, senkt sich dann auch wohl noch etwas und erhebt sich schliesslich auf eine höhere Stufe“. Wie ich diesen Ton, leider nur von Nicht-Littauern, habe sprechen hören, hat er mit dem schwed.-norw. zusammengesetzten Ton eine gewisse Ähnlichkeit, was sich besser mit der von Kurchat im Wörterb. gegebenen Variante als mit seiner sonstigen Beschreibung vertragen würde[2]. — Über lettische Betonung s. Bielenstein, Die lettische Sprache I 32 ff. Der „gedehnte“ Ton wird als kontinuierlich (nicht abgebrochen) beschrieben und scheint historisch dem litt. geschliffenen, lautlich dem litt. gestossenen Tone zu entsprechen; der litt. geschliffene Ton ist also hier einfach zu Nicht-Stosston oder zum gewöhnlichen europäischen Nachdrucksaccent geworden. Der „gestossene“ Ton lautet wie „ein Bruch in der Mitte“ des Vokals oder des Diphthongs; der Ictus hebt sowohl bei Diphthongen als bei langen Vokalen „das erste Element vor dem zweiten nachdrücklich hervor und lässt das vom ersten gewissermassen abgebrochene, gewissermassen durch ein freilich unendlich kleines Vacuum vom ersten getrennte

[1] Im Dial. von Christiansand und Umgegend findet eine Annäherung an dän. Stosston statt, Norv. I 49; nach Amund B. Larsen, Univ. & Skole-annaler V 274 sogar ein wirklicher, wenn auch schwacher, Stosston.

[2] Über die Frage, ob der litt. geschliffene Ton „eingipflig“ oder “zweigipflig“ ist, vgl. Masing, serb.-chorw. Accent 46 ff.; Sievers Phon.[3] 203. Gegen Kurschat und Sievers behauptet der geborne Ostlittauer Baranowski, Ostlittauische Texte, Eisenach 1882, „dass der litt. Accent durchweg eingipflig ist und zwar mit einfach fallendem oder steigendem Ton“. Die letztere Bestimmung scheint offenbar unrichtig und erklärt sich aus dem, was Kurschat litt. Gramm. Vorw. IX sagt, „dass dem Prof. Baranowski infolge seiner polnischen Bildung das Gehör für die Verschiedenheit der gestossenen und geschliffenen Betonung verloren gegangen ist“; er scheint daher wie Schleicher nur das quantitative und das exspiratorische, nicht das eigentümliche musikalische Element aufgefasst zu haben. Vgl. Techmer IZ IV 324.

z. B. alle Töne einer Oktave auf einmal anschlägt, oder an Holz klopft. Andererseits sind die einzelnen Töne der Rede fast nie absolut rein, d. h. von begleitenden Geräuschen ganz frei, was in Verbindung mit dem steten Gleiten dazu beiträgt, der Redestimme ihr charakteristisches geräuschartiges Gepräge zu geben[1]. Durch das Übergewicht dieses Elements entsteht die unreine oder heisere Stimme; von dieser Abnormität können wir hier absehen.

Die Töne der Sprache sind durch ihre flüchtige Natur von den wahren musikalischen unterschieden; sie sind Gleittöne. Im Gesang verweilt die Stimme eine bestimmte, messbare Zeit auf jedem Tone, hat also gewöhnlich für jede Silbe einen Ton: die Redestimme gleitet in einer Silbe oft durch eine ganze Tonreihe hindurch (diatonisch, chromatisch und noch feiner: jäh, in Sprüngen, oder langsam, schräge; harmonisch oder disharmonisch). Dies geschieht im Gesang nur ausnahmsweise und wird Schleifen, *glissando*, *slissato* genannt, in Notenschrift durch Bindebogen, auch durch ganz kleine Noten, „Schleifer", ausgedrückt, wenn die Stimme sehr schnell durch mehrere Töne vorschlagartig eilt. Nur ausnahmsweise verweilt die Redestimme während einer oder mehrerer Silben auf einem Ton, was sehr einförmig lautet und gewissen Arten des Ausdrucks dient (*ton sentencieux, obstiné*), aber öfter tritt statt des musikalisch reinen Tones ein ungefähr einheitlicher Ton ein, indem ein schwaches Gleiten durch ein kleines Intervall vom gewöhnlichen Ohr (zuweilen auch von Musikern wie Pierson Métr. 161, s. oben S. 191) als ein einziger Ton aufgefasst wird.

2) Die innere Art der Bewegung, ihr Charakter, ihr musikalischer Inhalt. Die Tonbewegung der Rede hat nicht den Charakter einer in sich abgeschlossenen, selbständigen, kunstmässig entwickelten Melodie, d. h. „einer nach rhythmischen und ästhetischen Gesetzen geordneten Folge von Tönen als Träger eines musikalischen Gedankens"[2]. Der Redeton ist ein die Sprachlaute begleitendes Akkompagnement, eine melodische Unterströmung, welche die Sprachlaute, die Worte, als das Hauptsächliche hervortreten lässt, während im Gesang die Worte der Melodie untergeordnet sind.

Die Redestimme hat also doch etwas Melodisches. Ein Jeder singt in seiner Rede mehr oder weniger, d. h. er verweilt mehr oder weniger auf den Tönen, oder er bildet mehr oder weniger melodische Tonbewegungen. Dies bemerken wir gewöhnlich bei uns selbst nicht[3], aber
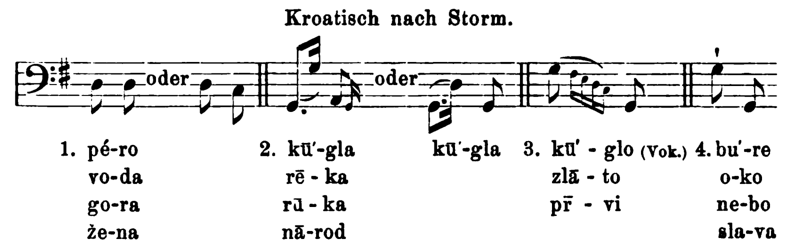
---

[1] Lloyd, Phon. Stud. III, 276: „The speaking voice occupies a position midway between the singing voice and whisper. It agrees with the former in possessing a strong musical tone, derived from the proper vibration of the chords; but it is *unaccompanied by any effort to subdue concomitant noises*: in fact, the explanations of Helmholtz tend to shew that there is a purposed exaggeration of these noises, and that their increased presence tends greatly to produce that palpable superiority of the spoken over the sung vowels in distinctness which is a matter of the commonest observation. (S. Ellis, *Pronunciation for Singers*)".
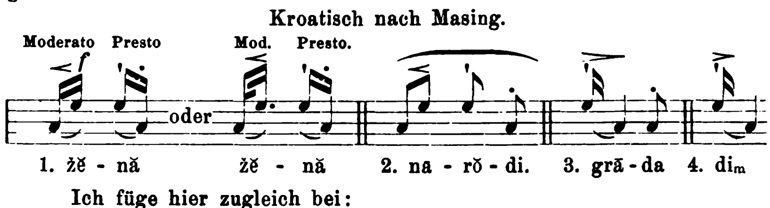
[2] Bremer, *Handlexikon der Musik*, Leipzig 1882.

[3] Selbst ein Mann wie Gaston Paris glaubte in seiner Jugendarbeit Acc. lat. 17, dass die frz. Sprache „a supprimé le plus possible le

und ohrfälliger als die serbischen; die Kroaten „singen“ also mehr als die Serben. Der Kroate Prof. Julius Adámović aus Agram, den ich bei P. Passy das Vergnügen zu sprechen hatte, sprach die vier kroatischen Töne sehr deutlich unterschieden und mit grossen Intervallen aus; er bemerkte jedoch, dass sie in der zusammenhängenden Rede der gewöhnlichen Umgangssprache weit weniger hervortreten. Seine Aussprache glaube ich mit ziemlicher Sicherheit so wiedergeben zu können:
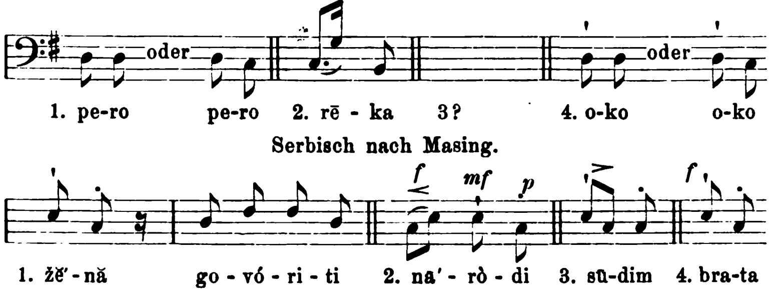


Mit diesen Bestimmungen vergleiche man nun die von Masing gegebenen.



Ich füge hier zugleich bei:





Im Serbischen hörte ich zwar in der zusammenhängenden Rede eine deutlich wahrnehmbare Satzmelodie mit kleineren Intervallen, einem für jede Silbe (also mehr Sprünge als Gleittöne), welche ich jedoch nicht im Stande war aufzuzeichnen; aber in der Aussprache isolierter Wörter war ein Unterschied der Accente meist nicht wahrnehmbar. Wörter wie *péro* lauteten wesentlich eben, wie im Kroatischen; solche wie *óko* hatten vielleicht etwas stärkeren Nachdruck. Nur bei Wörtern wie *rēka* hörte ich bei einigen dem eig. Volke näher stehenden Serben ein deutliches Steigen in der ersten Silbe.

zweite Element leicht und kurz nachhallen". Diese Beschreibung stimmt sehr nahe mit der Natur des dänischen Stosstons überein, wie auch dänische Phonetiker beide identifiziert haben, zuerst K. Verner.

Von „dem lettischen Stosston" heisst es bei Jespersen Art. 46: „According to Verner, the Lettic language employs ɛ0 [Stosston] very much in the same manner as a sense-distinguishing phonetic element as Danish; and curiously enough, it seems developed there exactly as in Danish from a previous tonic accent". Nach Vilh. Thomsen, *Berøringer mellem de finske og de baltiske sprog*[1], Kopenhagen 1890, S. 59, findet sich der lettische Stosston, den auch Thomsen dem dänischen gleichsetzt, auch im Livländischen. Nach Schuchardt, Gröbers Zs. V 302 findet sich im Andalusischen etwas Ähnliches („der 'ronquido' von Jaen, welcher dem 'gestossenen Accent', wie er z. B. im Dänischen üblich ist, zu entsprechen scheint"). Es wäre zu wünschen, dass sowohl dies als der von Bell beobachtete Glasgower 'glottal catch' in *wå'ər* f. water von nordischen, bes. dänischen Phonetikern näher geprüft werden könnte.

Ich werde jetzt versuchen, die festen Töne des Serbischen und des Chinesischen nach eigenen Beobachtungen darzustellen. Zwar habe ich diese Sprachen nicht so eingehend beobachten können, wie ich es gewünscht hätte, aber doch hinreichend, um mir von ihren Tönen eine Ansicht bilden zu können.

Die serbisch-kroatischen Töne.

Die serbisch-kroatischen Töne sind schon von L. Masing, *Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Accents*, St. Petersburg 1876, eingehend, aber wie mir scheint, nicht endgültig beschrieben. Die musikalischen Bewegungen scheinen zum Teil übertrieben (oratorisch) oder zu subtil aufgefasst; in der gewöhnlichen Rede scheinen die Bewegungen viel kleiner. Es ist zu bemerken, dass Masing das gewöhnliche System der 4 serbischen Accente nicht anerkennt, und dass seine Darstellung ziemlich verwickelt und oft unklar ist. Ich habe daher von seinen Resultaten nur solche herausgenommen, die sich mit den meinigen direkt vergleichen lassen. Ich meinerseits hatte in Paris im Sommer 1889 mehrmals Gelegenheit, mit gebildeten Serben[2] und Kroaten über ihre Töne zu sprechen. Die kroatischen Intervalle sind, wie auch Masing bemerkt, weit grösser

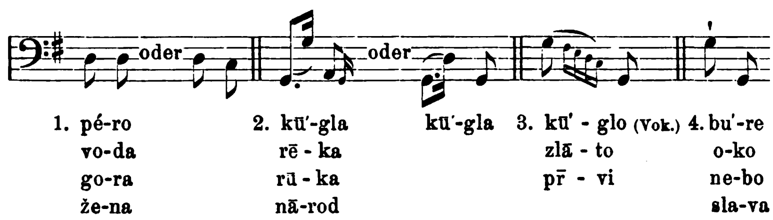
---

[1] „Berührungen zwischen den finnischen und den baltischen Sprachen", ein neues bedeutungsvolles Werk des grossen dänischen Sprachforschers, welcher früher das grundlegende Werk „Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske", Kopenhagen 1869 (auch in deutscher Übersetzung) geliefert hat.

[2] Einer meiner serbischen Gewährsmänner, Herr Svilókosić, bemerkte, er kenne einen der von Masing befragten Serben, derselbe spreche aber sehr schlecht serbisch, d. h. mit einem von dem gewöhnlichen abweichenden Tonfall.
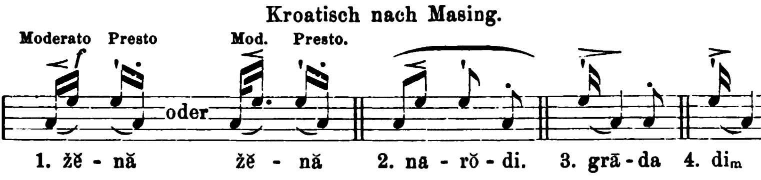
und ohrfälliger als die serbischen; die Kroaten „singen“ also mehr als die Serben. Der Kroate Prof. Julius Adámović aus Agram, den ich bei P. Passy das Vergnügen zu sprechen hatte, sprach die vier kroatischen Töne sehr deutlich unterschieden und mit grossen Intervallen aus; er bemerkte jedoch, dass sie in der zusammenhängenden Rede der gewöhnlichen Umgangssprache weit weniger hervortreten. Seine Aussprache glaube ich mit ziemlicher Sicherheit so wiedergeben zu können:
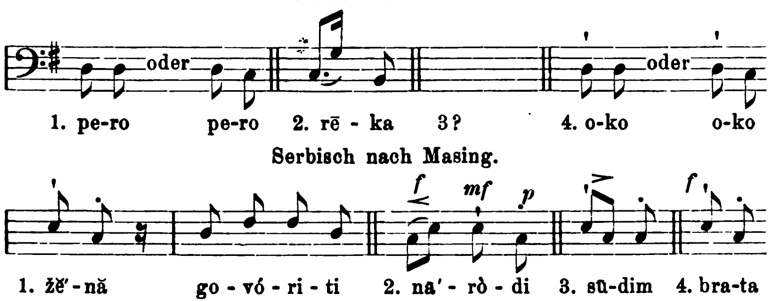




Mit diesen Bestimmungen vergleiche man nun die von Masing gegebenen.

Kroatisch nach Masing.



Ich füge hier zugleich bei:

Serbisch nach Storm.
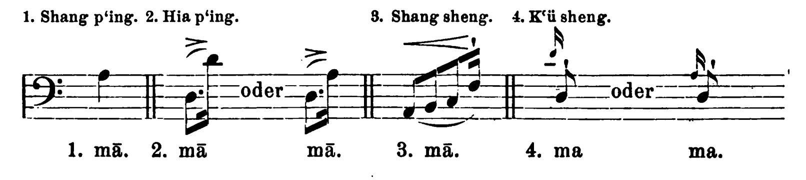


Im Serbischen hörte ich zwar in der zusammenhängenden Rede eine deutlich wahrnehmbare Satzmelodie mit kleineren Intervallen, einem für jede Silbe (also mehr Sprünge als Gleittöne), welche ich jedoch nicht im Stande war aufzuzeichnen; aber in der Aussprache isolierter Wörter war ein Unterschied der Accente meist nicht wahrnehmbar. Wörter wie *péro* lauteten wesentlich eben, wie im Kroatischen; solche wie *óko* hatten vielleicht etwas stärkeren Nachdruck. Nur bei Wörtern wie *rēka* hörte ich bei einigen dem eig. Volke näher stehenden Serben ein deutliches Steigen in der ersten Silbe.

Accent 1 (*péro*) wird gewöhnlich von den Grammatikern als „der kurze steigende" beschrieben, „wobei die Stimme gegen das Ende der Silbe etwas erhöht wird" [1]. Dies würde zunächst der von Masing gegebenen Beschreibung der kroatischen Aussprache von *žena* entsprechen; im Serbischen scheint auch Masing ein solches Steigen nicht wahrgenommen zu haben. Bekanntlich entspricht dieser Accent der russischen Oxytonierung *peró*, *žená* [2]. Accent 2 (*rēka*), „der lange steigende", scheint unter den serb. Tönen die festeste Konsistenz zu haben. Accent 3 (*zlāto*) wird richtig als „der lange fallende", also wie ein wahrer Cirkumflex, beschrieben. Accent 4 scheint eine Verstärkung des russischen Accents in *óko*; ich habe bei den von mir befragten Serben, ebensowenig wie diese selbst, einen wesentlichen Unterschied von Accent 1 bemerkt. Die Accente scheinen in der zusammenhängenden Rede vielfach von Satzaccent und Satzmelodie modifiziert zu werden. Der junge norwegische Slawist Olaf Broch versichert, bei Acc. 4 steigenden statt fallenden Ton gehört zu haben; der Hauptunterschied von 1 sei die Jähe des Tonfalls und die Stärke des Nachdrucks, wodurch serb. *óko* fast als *okko* klinge, während russ. *óko* einfache Konsonanz nach kurzem betontem Vokal bewahrt.

Die chinesischen Töne.

Die vier Töne der chinesischen Mandarinensprache [3] habe ich mehrmals von Europäern, bes. Norwegern, gehört, die in China viele Jahre ansässig waren. Im Wesentlichen waren diese Töne übereinstimmend. Die von mir gehörte Aussprache ist die des Dialektes von Peking [4]; ich bezeichne sie nach der Aussprache der Norweger Daae und Schjöth folgendermassen:



[1] Muža, Die Kunst die serbo-kroatische Sprache zu erlernen. Wien, Hartleben, ohne Jahreszahl [1888?].

[2] Wenn der serb. Accent 1 ein einfaches Steigen von einem niedrigeren Ton in der 1. Silbe zu einem höheren Ton in der 2. Silbe wäre, so würde vom russ. *peró, žená* nur der Nachdruck verschoben sein, während der Hochton auf der Endsilbe bliebe. Es war mir aber unmöglich den serb. Accent in *péro* als ein solches Steigen aufzufassen.

[3] Der Mandarinendialekt, *kụán họá* (*kwan hwa*) ist eigentlich das Nordchinesische, das mundartlich vielfach schattiert, im Norden, Westen und in der Mitte auch vom Volk, im Süden nur von den Gebildeten gesprochen wird.

[4] Vgl. Edkins, Progressive Lessons in the Chinese Spoken Language, Shanghai 1862 S. 97 ff.: Tones of the Pekin Dialekt. Dasselbe bei Haas, Deutsch-chinesisches Conversationsbuch nach Edkins, Shanghai 1885, S. 2 ff. übersetzt und erweitert. Vgl. auch Endlicher, Anfangsgründe der chines. Gramm., Wien 1845, S. 124 ff. G. v. d. Gabelentz,

1. *shang p'ing* „the upper even", ist hier als "the upper even monotone" dargestellt, welcher in Verbindungen mit einem folgenden Worte stattfindet. Sonst hat dieser Ton auch andere Formen, s. Edkins, welcher ihn „upper quick falling tone, or upper even tone" nennt, Mand. Gramm. 17.

2. *hia p'ing*, „the lower even", ist in Wirklichkeit steigend, fängt ungefähr um eine Quinte unter 1 an und steigt rasch bis zur Quinte oder zur Oktave; klingt ungefähr wie ein verwundertes deutsches „was?"

3. *shang sheng*, „the rising", fängt ungefähr um eine Quarte unter dem Anfang von 2 an, und steigt anfangs langsamer, dann rascher bis zur Septime, vielleicht bisweilen bis zur Oktave, mit starkem Druck auf den Schlusston; er erinnert zunächst an den Septimakkord und hat für uns einen drohenden oder entrüsteten Ausdruck.

4. *k'ü sheng*, „the departing tone" (andere „receding", v. d. Gabelentz „der fallende, eig. weggehende"), ist ein jäher Fall ungefähr durch eine Oktave, bisweilen weniger (eine Quinte), ungefähr wie ein sehr entschiedenes frz. „non!" im abgeschlossenen Ton gesprochen[1].

Ich will noch versuchen, die Töne einiger chinesischer Verbindungen nach der Aussprache des Herrn Daae, eines ausgezeichneten Kenners des Chinesischen, darzustellen. Die jedem Worte beigefügten Zahlen bezeichnen die Töne. Die Intervalle werden hier oft kleiner als bei isolierter Aussprache.

ya$_1$ t'ou$_2$ wen$_2$ ya$_3$ ya$_4$ tao$_3$.
(a servant girl) (polite, esp. in language) (to upset, throw down).

Ich war in Paris 1889 in der Lage, die Töne eines Chinesen, der

---

Anfangsgr. d. chines. Gramm., Leipzig 1883, S. 6. Eine ausführliche Darstellung der Töne der verschiedenen Dialekte findet man bei Edkins, Grammar of the Chinese Colloquial Language, commonly called the Mandarin Dialect, 2^{d}ed. Shanghai 1863, p. 11 ff.

[1] Die vier Töne scheinen auch andere Formen zu haben; wenigstens gehen die verschiedenen Beschreibungen vielfach auseinander. Edkins Mand. Gramm. 17, nennt den 1. Ton „the upper quick falling tone or upper even tone", wo das erstere Alternativ sich gar nicht mit dem zweiten verträgt. Den 2. Ton nennt er „the uper quick rising tone or upper quick falling circumflex tone"; Meadows bei Edkins sagt „commencing high and rising still higher", womit Kürschner übereinstimmt, s. unten. Den 3. Ton nennt Edkins „the lower quick rising tone", was mit meiner Beschreibung ziemlich stimmt. Den 4. Ton nennt Edkins „the lower quick falling tone [wo ich den Anfang entschieden als hoch auffasse] or lower slow falling circumflex tone"; Meadows: „commencing low and sinking still lower". Kürschner giebt MF V 99 eine chinesische Sprachprobe mit folgender Erklärung der vier Töne: „bei ᵛ [Ton 3] setzt die Stimme tief ein, steigt aber bei derselben Silbe wieder zur gewöhnlichen Höhe; das umgekehrte ist mit ᴧ [4.] der Fall; — bezeichnet den gleichbleibenden Ton [1.]. Bei ' [2.] fängt die Stimme schon hoch an und steigt noch höher, anstatt sich bei derselben Silbe wieder zu senken". Von allen Beschreibungen der chinesischen Töne, die ich gesehen habe, stimmt die von Kürschner am besten mit meiner Auffassung überein.

sich „lettré chinois, mandarin de 5. classe“ nannte, während einer halben Stunde untersuchen zu können. Seine Töne waren indessen wenig ausgeprägt und ziemlich von denen meiner europäischen Gewährsmänner abweichend; er schien einen anderen (südlicheren) Dialekt zu sprechen. Ich finde es daher nicht der Mühe wert, seine Töne hier wiederzugeben.

Sinibaldo de Mas macht in seinem unten besprochenen *Sistema musical* S. 49 einen Versuch, die vier Töne der Mandarinensprache in Noten zu bestimmen. Dieser Versuch, welcher sich auf einen südlicheren Dialekt (Nanking?) zu beziehen scheint, kann nicht als glücklich angesehen werden und wird daher hier nur kurz erwähnt.

Wenn nun diese meine Darstellungen der festen Töne entlegener Sprachen nur Versuche, Entwürfe sind, so sind sie doch nicht unnütz als ein Anlauf, ein Anfang dazu, das Verhältnis dieser Töne zu den mir geläufigen skandinavischen zu bestimmen. Jede neue Vergleichung ist ein neuer Beitrag zu einer vollkommeneren gegenseitigen Bestimmung. Auch bewegliche Töne wie die englischen und französischen sind durch diese Anhaltspunkte leichter zu bestimmen.

Es ist ausserordentlich schwierig, das Eigentümliche der Satzmelodie, der Sprachmeledie verschiedener Sprachen wissenschaftlich zu bestimmen und zu beschreiben. Worin besteht das Eigentümliche des englischen, des französischen, des italienischen Accents? Die vergleichende Sprachmelodik ist noch eine *terra incognita*. Auch mit den Zeichen Sweet's, Passy's, Beyer's und Jespersen's für Hebung und Senkung der Stimme kommt man nicht weit, fast nicht über das den meisten Sprachen Gemeinsame hinaus. Ich kann nicht beanspruchen, die Sache viel weiter gebracht zu haben. Aber ich kann doch diese wichtige Seite der Sprache, dieses belebende und charakterisierende Prinzip der Rede nicht verlassen, ohne wenigstens einen Versuch gemacht zu haben, dasselbe genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen ist. Das ganze Wesen der verschiedenen Sprachen zu bestimmen ist mir unmöglich; ich kann nur gewisse charakteristische Züge und Bewegungen herausgreifen und so gut es geht in Noten bezeichnen[1]. Ich mache im Folgenden einige Bemerkungen über englischen und französischen Tonfall, mit Beispielen. Der Vergleichung wegen gebe ich auch einige Beispiele des italienischen und des spanischen Tonfalls, wozu die Ausführungen über Stimmlage oben S. 186 zu vergleichen sind.

Der englische Tonfall bildet zum französischen einen ziemlich schroffen Gegensatz. Im Frz. hat man meist Reihen sehr klarer und bestimmter, fast musikalischer Töne, nur hie und da (in langen Silben) durch Gleittöne abgebrochen; das Ganze bildet einen beinahe musikalischen Ausdruck, fast ein musikalisches Motiv. Auch die Gleittöne haben einen

---

[1] Wenn ich mich längere Zeit eines guten Phonographen hätte bedienen können, würden meine Versuche vielleicht vollständiger ausgefallen sein.

musikalischen Charakter; die Stimme verweilt oft einige Zeit auf dem Anfangston oder gleitet anfangs langsam, später schneller. Die Stimmlage ist durchgehend, wie oben bemerkt, ziemlich hoch im Vergleich mit derjenigen der germanischen Sprachen. Um der Vergleichung willen habe ich aber die verschiedenen Sprachmelodien in der Notenschrift ungefähr auf dieselbe Höhe gebracht, um so mehr, als der Unterschied oft mehr im Klanggepräge als in der absoluten Tonhöhe liegt.

Das Verhältnis des englischen Tonfalls zu dem anderer Sprachen z. B. dem französischen oder deutschen ist sehr schwer zu charakterisieren. Am einfachsten kann man es vielleicht so bestimmen, dass dem englischen alles das abgeht, was den französischen charakterisiert. Das Englische ist im Gegensatz zum Französischen unmelodisch, es hat aber doch seine Melodie und seine Schönheit, wenn es gut und natürlich gesprochen wird, so dass es „the true English ring“ bekommt, und nicht von neueren Moden wie *drawling*, *listless speaking* (bei Rednern *even speaking*) gestört wird. Es ist ein kurioser Umstand, dass der Engländer, ebenso wie er sich Zwang auferlegt, um alle Ausserungen heftiger Gemütsbewegung in Geberden und Mienen zurückzudrängen, dasselbe im Tonfall thut: „he won't be demonstrative, he won't be gushing“; „he *cultivates* even speaking“ (Ellis). Darum hat die moderne engl. Diktion besonders im Lesen, im höheren Vortrag etwas Steifes, Unbewegliches. Diese gemessene Haltung, diese Scheu, im Ausdruck der Gefühle zu weit zu gehen, sich hinreissen zu lassen, kann ausnahmsweise zur völligen Ausdruckslosigkeit, *a listless monotony*, gehen. Nur in der lebenden, ungezwungenen Umgangssprache ist der Engländer völlig natürlich; sein Ton wird lebhafter bewegt; aber er erreicht selten oder nie den dramatischen Ausdruck der französischen Sprachmelodie. Doch machen sich hier individuelle Verschiedenheiten geltend. Sehr gut sagt Bell, *Elocutionary Manual*[3] 73: „The language of tones is most perfectly developed when the *feelings* are excited, and the speaker is free from all restraint. Children, before their utterance is *denaturalized* by school-discipline in „reading“, speak with the most beautifully expressive intonation; and all persons of sprightly temperament deliver themselves, in animated *conversation*, with little short of the expressive *perfection* of infantile oratory“.

Das Englische hat also seine Melodie, diese ist aber wenig melodisch, d. h. sie hat mit der eigentlichen Musik, mit Gesang weniger gemein als das Französische. Die Bewegungen sind weniger musikalisch, die Töne weniger klar und bestimmt, die unmusikalischen Gleittöne mehr vorherrschend als im Frz. Im Englischen steht die Stimme nie still, sondern gleitet unaufhörlich von einem Ton zum anderen.

Ich getraue mir nicht zu, den Unterschied deutscher[1] und englischer Sprachmelodie näher zu charakterisieren, obwohl ich ihn sehr wohl bemerke. Wie oben bemerkt, charakterisieren Gleittöne die Melodie aller
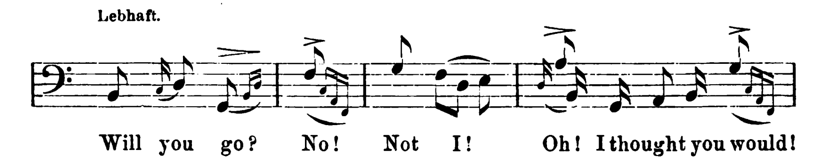
---

[1] Wegen deutscher Satzmelodie verweise ich auf die vortrefflichen Ausführungen bei Merkel, *Physiologie* 348 ff., nebst den reichlichen Beispielen mit Notenbezeichnung 412 ff.
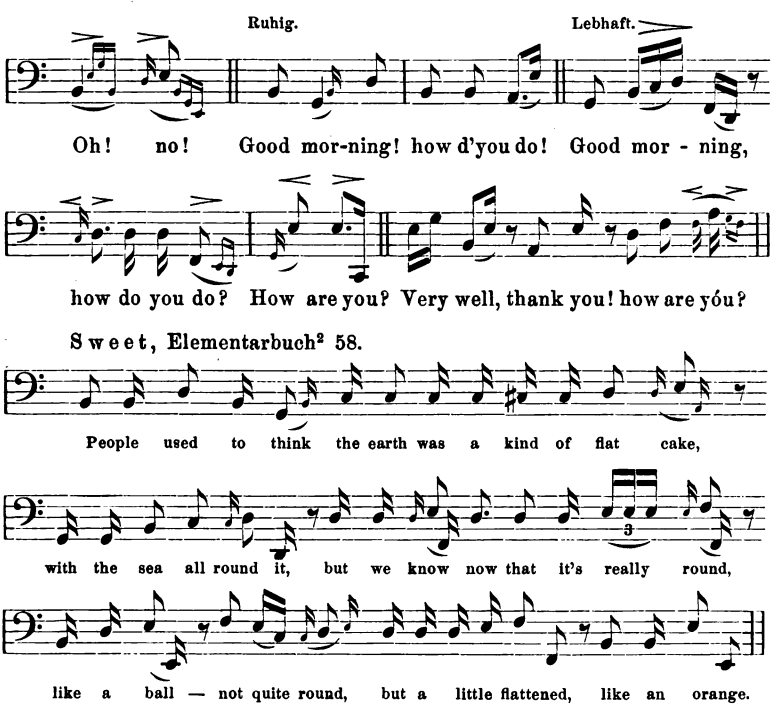
germanischen Sprachen, besonders diejenigen, wo die alte Quantität am meisten zerstört ist, und die alten Kürzen am meisten verlängert sind, wie die englische und die dänische; die hochdeutsche steht vielleicht in der Mitte. Die Töne sind im Deutschen überhaupt ausgeprägter und konstanter als im Englischen. Der deutsche Ton ist meist lebhafter als der englische. Mit solchen allgemeinen Bestimmungen ist aber zu wenig gesagt. Nichts hindert z. B., dass der engliche Tonfall gelegentlich eben so hoch steigt wie der deutsche oder der französische. Es wird besser sein, einige typische Beispiele zu geben, wenn auch solche bei der Unendlichkeit des Gegenstandes nicht entfernt erschöpfend sein können.

Leider ist das Gebiet der englischen Sprachmelodie fast ganz unbearbeitet geblieben; wirklich wissenschaftliche Beschreibungen fehlen. Die meisten *Manuals of Elocution* sind hier unnütz; sie lehren meist nur den höheren, kunstmässigen, effektvollen Vortrag, berücksichtigen aber nicht das, was englischen Vortrag und Ton von dem anderer Sprachen unterscheidet. Das Beste, das ich hierüber vorgefunden habe, ist noch

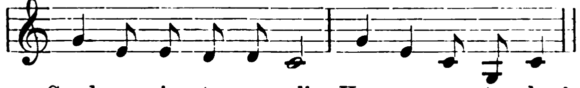
A. M. Bell, *The Elocutionary Manual* 3d ed. London 1859, 238 S. Dieses Buch enthält viele gute Bemerkungen über Betonung und Tonfall: *inflexion* p. 72 ff., *modulation* (Stimmlage, Tonhöhe) 108-9; *compound inflexions* 75. Ein kurzer und bündiger Auszug dieser Lehre findet sich in Bell's *Standard Elocutionist,* Belfast 1874, 510 S. Eine ähnliche, ziemlich kurze Behandlung, die viel Treffendes enthält, in Bell's *Essays and Postscripts on Elocution*, New-York 1886.

Es finden sich in allen drei Büchern auch graphische Darstellungen der Tonbewegungen, aber wesentlich nur allgemeine Bestimmungen wie steigender, fallender Ton, höhere, mittlere, untere Tonlage, keine genauen, musikalischen oder wissenschaftlichen Bestimmungen der Bewegungen und der Intervalle. Ich finde diese Darstellungen für meinen Zweck ungenügend, weil sie nicht die eigentliche Melodie wiedergeben. Die von Bell gebrauchte Bezeichnung könnte oft fast ebenso gut auf eine andere germanische Sprache passen. Statt Bell's Ausführungen genauer zu verfolgen, ziehe ich daher vor, zu versuchen, einige der charakteristischen englischen Tonbewegungen so gut als möglich in Noten darzustellen. Obschon ich den englischen Tonfall so ziemlich beherrsche, so finde ich es doch ausserordentlich schwer, alle diese Gleitungen genau zu bezeichnen. Ich muss mich damit begnügen, die deutlichsten darzustellen. Die feinsten, die in den kurzen Silben stattfinden und fast unbemerkbar sind, lasse ich meist unbezeichnet. Auch muss ich ausdrücklich darauf aufmerksam machen, dass diese Töne nur einige der vielen Weisen darstellen, auf welche die Worte gesprochen werden können.
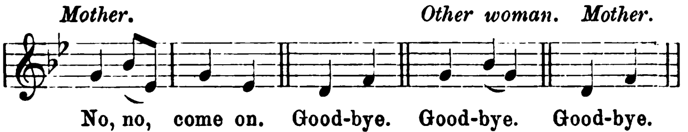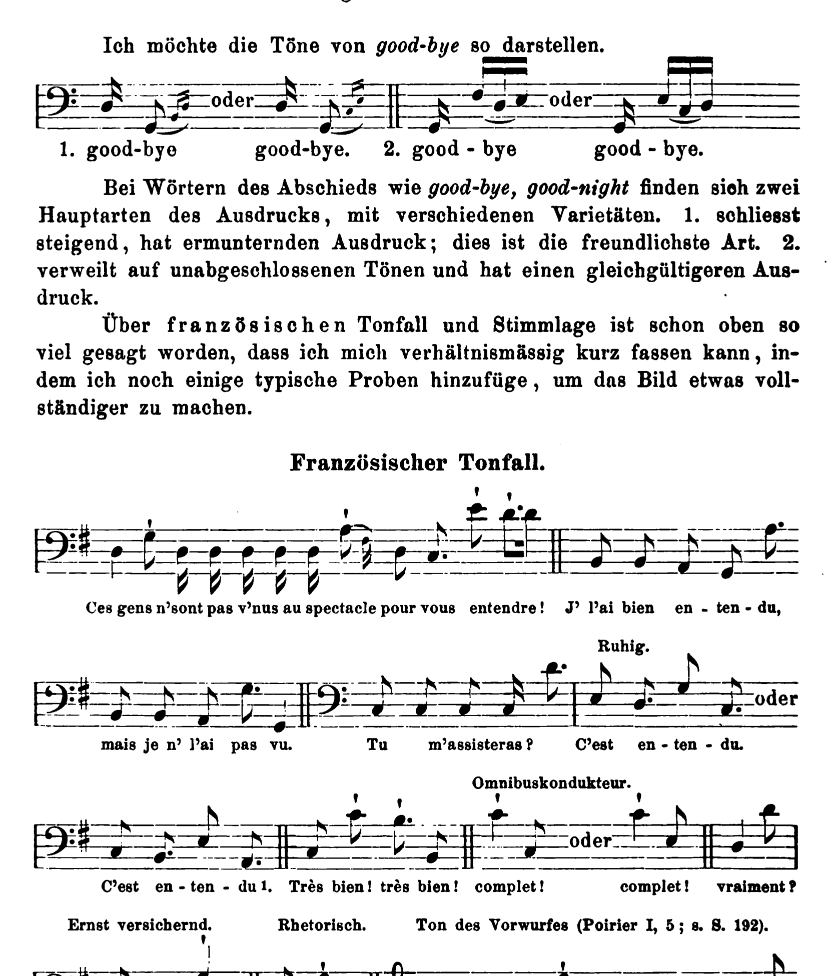




F. Weber, *On Melody in Speech* (from Longman's Magazine), in *The Popular Science Monthly*, New-York, April 1887, p. 778-788. Eine dilettantische Arbeit, die einige gute Bemerkungen enthält. Der Verf. scheint mehr Musiker als Sprachforscher zu sein, er hört musikalische Töne im Heulen des Windes, das sehr gut wiedergegeben ist, im Bellen der Hunde, im Schreien des Esels; auch in der Sprachmelodie vernimmt er wirkliche Musik, daher dieselbe nicht gut dargestellt ist. Auf die Gleittöne nimmt er fast keine Rücksicht, ausser wenn sie ebenso bemerkbar wie im Gesang sind. Man braucht nur folgende Proben anzusehen:



Man wird hier den engl. Redeton kaum wiedererkennen können. Besser sind die folgenden Proben aus einer „conversation in a railway-train" gelungen:



Ich möchte die Töne von *good-bye* so darstellen.
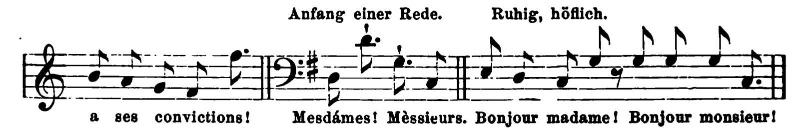


Bei Wörtern des Abschieds wie *good-bye, good-night* finden sich zwei Hauptarten des Ausdrucks, mit verschiedenen Varietäten. 1. schliesst steigend, hat ermunternden Ausdruck; dies ist die freundlichste Art. 2. verweilt auf unabgeschlossenen Tönen und hat einen gleichgültigeren Ausdruck.
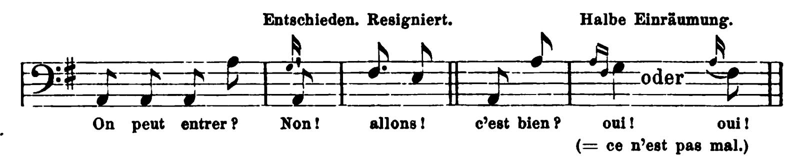
Über französischen Tonfall und Stimmlage ist schon oben so viel gesagt worden, dass ich mich verhältnismässig kurz fassen kann, indem ich noch einige typische Proben hinzufüge, um das Bild etwas vollständiger zu machen.

Französischer Tonfall.

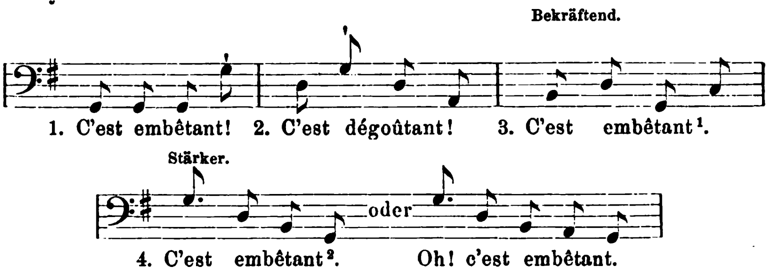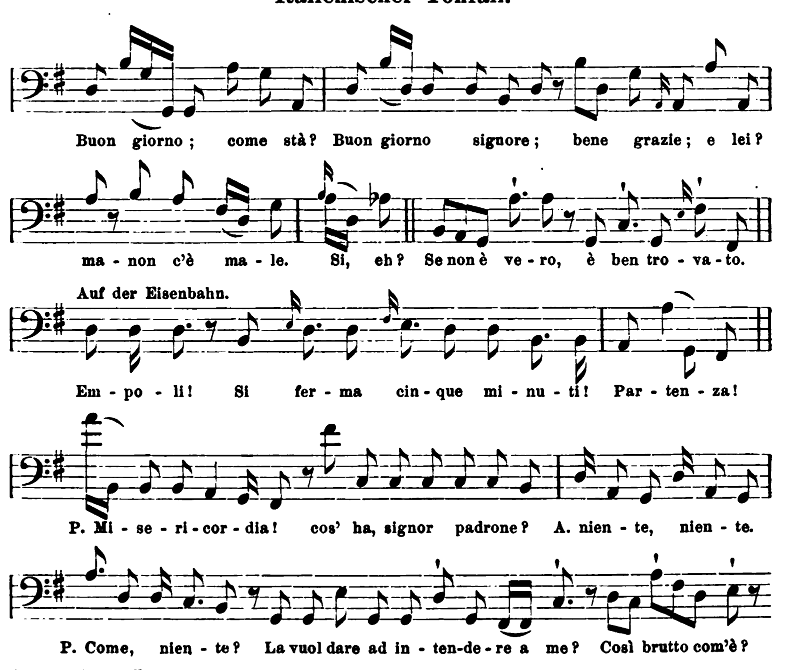




[1] Gendre de M. Poirier I, 2. Le Duc. T'a-t-il envoyé ses témoins? Gaston. Je les attends ... Tu m'assisteras avec Grandlieu? Le Duc. C'est entendu.



Sätze wie *c'est embêtant, c'est dégoûtant, c'est ennuyeux* habe ich auf wenigstens 4 oder 5 verschiedenen Melodien sprechen hören, vgl. oben zu Passy.



Italienischer Tonfall.

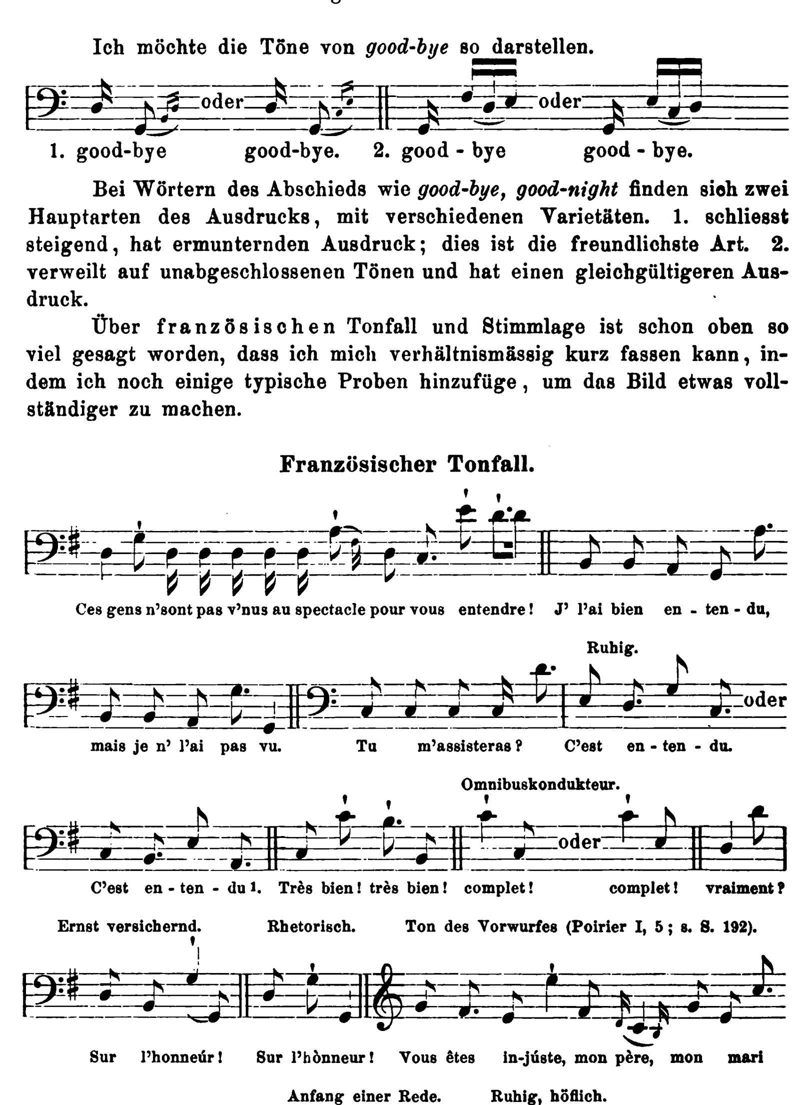


---

[1] d. h. ah, oui, c'est embêtant.

[2] d. h. ah, ne m'en parlez pas, c'est embêtant.

Ich möchte die Töne von *good-bye* so darstellen.
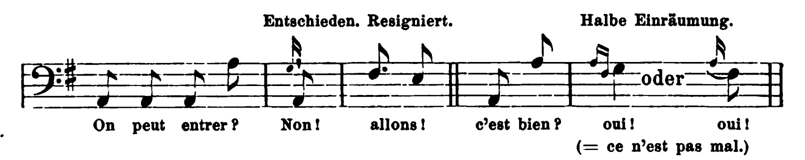


Bei Wörtern des Abschieds wie *good-bye, good-night* finden sich zwei Hauptarten des Ausdrucks, mit verschiedenen Varietäten. 1. schliesst steigend, hat ermunternden Ausdruck; dies ist die freundlichste Art. 2. verweilt auf unabgeschlossenen Tönen und hat einen gleichgültigeren Ausdruck.

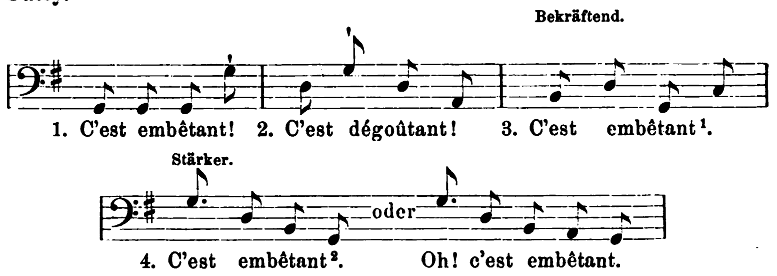
Über französischen Tonfall und Stimmlage ist schon oben so viel gesagt worden, dass ich mich verhältnismässig kurz fassen kann, indem ich noch einige typische Proben hinzufüge, um das Bild etwas vollständiger zu machen.

Französischer Tonfall.

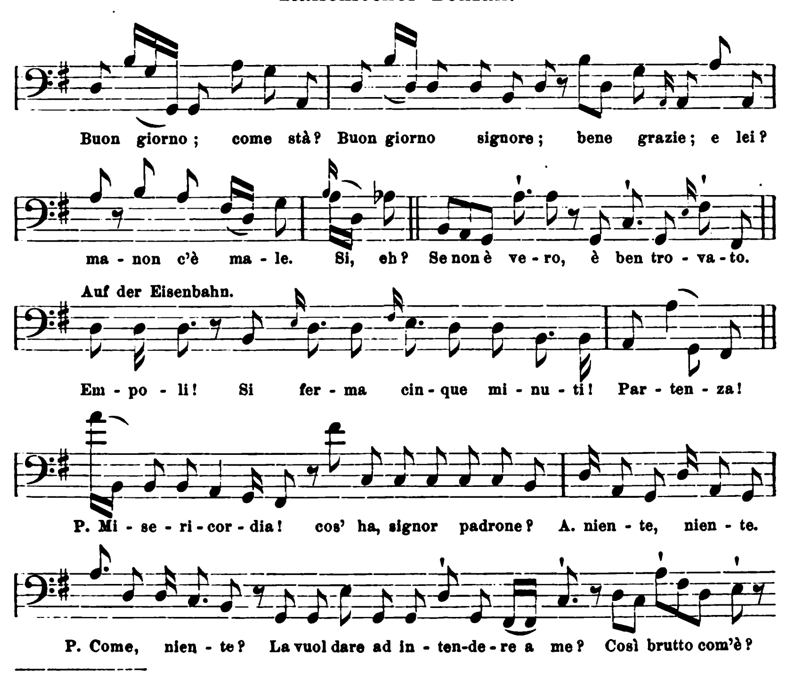
[1] Gendre de M. Poirier I, 2. Le Duc. T'a-t-il envoyé ses témoins? Gaston. Je les attends ... Tu m'assisteras avec Grandlieu? Le Duc. C'est entendu.
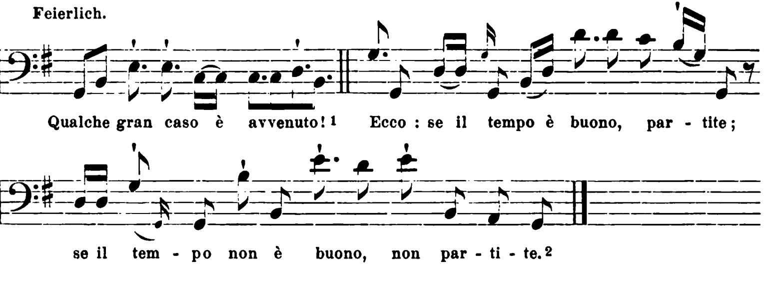


Sätze wie *c'est embêtant, c'est dégoûtant, c'est ennuyeux* habe ich auf wenigstens 4 oder 5 verschiedenen Melodien sprechen hören, vgl. oben zu Passy.
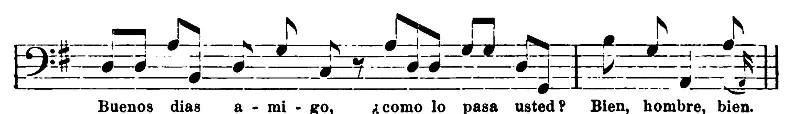


Italienischer Tonfall.
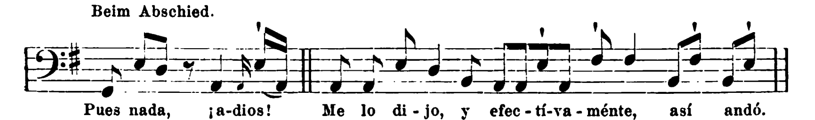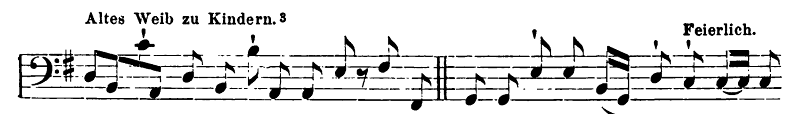


[1] d. h. ah, oui, c'est embêtant.
[2] d. h. ah, ne m'en parlez pas, c'est embêtant.
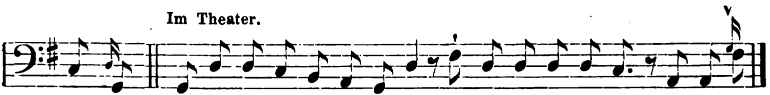


Spanischer Tonfall.









Sinibaldo de Mas, *Sistema musical de la lengua castellana.* 4ª ed. Paris, Baudry, 1847. Der Verfasser ist in einzelnen Beziehungen

---

[1] Manzoni, Promessi Sposi, Cap. I (Don Abbondio, Perpetua).

[2] In Pompei ratschlagten Dr. Thomsen und ich, ob wir am folgenden Morgen nach Sorrent reisen sollten oder nicht. Unser Wirt schlug uns triumphirend die obige glänzende Lösung der Frage vor. Die Melodie ist mir noch nach 20 Jahren gegenwärtig.

[3] Von mir in Madrid gehört.

[4] Frage und Antwort beim Vorübergehen.

[5] In den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Madrid, als ich noch in der Sprache wenig Übung hatte, redete mich im Theater ein Billeteur, dem ich nicht schnell genug antwortete, etwas unfreundlich an. Die Worte und der Ton prägten sich in mein Gedächtnis ein. Man bemerke den zweigipfligen Accent auf der letzten Silbe, vgl. *Rom. Quant.*, Phon. Stud. II, 148. Ein solcher Accent kommt bisweilen auch im Frz. vor, mit dem Ausdruck des unwilligen Einwandes. So habe ich G o t sagen hören: Je sais très bien que vous me tenez pour un très petit *personnăge* . . . mais . . . (Gendre de M. Poirier III, 2).

seiner Zeit voraus. So erkennt er, dass betonte offene Silben im Spanischen kurz sind: *sombrĕro* (S. 24), vgl. meine Rom. Quant. 146. Verlängerung finde sich nur ausnahmsweise, wie in den Rufen der Strassenverkäufer: *ráaabanos*, seltener *rábanooos*; und bei Staunen: *yoo?* häufig im Andalusischen: *cabayeeero!* [caballero] *Pueees* ya etc. Sehr interessant und richtig ist die Bemerkung S. 23: „Nosotros oimos practicar muchas veces la prolongacion de la vocal en boca de los italianos, y particularmente los habitantes de Roma, en especial cuando quieren dar à la palabra una espresion de energía ó de ternura". Vgl. meine Rom. Quant. 143. Dagegen weiss der Verf. nur wenig zu erzählen von dem span. Tonfall. „El lenguaje español es grave y magestuoso, y va caminando sin hacer detenciones ni cantinelas hácia su fin" (S. 23). Dies ist jedoch nicht genau, was *cantinelas* betrifft, ausser in so weit, dass die Stimme wegen der Kürze der Vokale wenig gleitet und wenig auf den einzelnen Tönen verweilt; sonst hat die span. Sprache eine schöne kräftige Melodie. Der Verf. zitiert S. 44 den Italiener Venini, welcher mit Rücksicht auf das bekannte διὰ πέντε des Dionysius von Halikarnass bemerkt, dass bei den Italienern, bes. den Neapolitanern, *salti anche maggiori della quinta* vorkommen. „Nosotros", sagt der Verf. mit Recht, „cuando hablamos, hacemos ascensos y descensos que tal vez pasan de una 5a". Der übrige Teil des Buches ist unbedeutend und gehört nicht hierher.

Nordische Sprachen.

Da auch die Phonetik der nordischen Sprachen für die englische und überhaupt für die germanische Philologie von der grössten Bedeutung ist, so will ich hier die neuesten Leistungen auf diesem Gebiete besprechen und womöglich vervollständigen.

H. Sweet, *Sounds and Forms of Spoken Swedish* (Transactions of the Philol. Soc. 1877-79). Nach der Arbeit des Verf. *On Danish Pronunciation* eine der ersten wissenschaftlichen Darstellungen der Laute einer modernen Kultursprache; die Frucht eines längeren Studiums im Lande selbst. Diese Abhandlung, die sich durch die bei dem Verf. gewöhnliche Schärfe der Beobachtung auszeichnet, hat neueren Untersuchungen von Wulff u. a. den Weg gebahnt; wenn auch diese mehreres nachzubessern gefunden haben, ist Sweet's Leistung keineswegs durch sie überflüssig gemacht, sondern beide dienen einander zum Korrektiv. Ich kann hier nur ein paar Punkte berühren. Das kurze *a* in *hatt*, *fålla* stellt Sweet nicht ganz genau zum engl. *a* in *father*; doch erkennt er im unbetonten *a* den höheren Laut: *ęlska*. Das lange, tiefe a in *matsal* ist nach ihm low-back-wide, aber nähert sich bald *mid* (engl. *father*), was mir unrichtig scheint, bald *narrow*, was er jedoch selten beobachtet habe; mir scheint der Laut eher *narrow*, s. unten bei Wulff. Besonders in-

teressant ist die Analyse des schwed. kurzen *u* in *full*, worüber s. oben S. 28 und unten bei Wulff, S. 228.

J. A. Lyttkens och **F. A. Wulff**, *Svenska språkets ljudlära och beteckningslära, jämte en afhandling om Aksent*[1]. Lund, Gleerup, 1885. IX & 351 & 115 S. mit 2 Tafeln.

Wir haben hier ein Hauptwerk über schwedische Lautlehre von der Hand eines hervorragenden schwedischen Phonetikers, welches, obwohl mehr vom einheimischen als vom europäischen Standpunkt aus geschrieben, doch auch für die allgemeine Phonetik grosses Interesse hat. Nichts ist nämlich jetzt für das phonetische Studium erspriesslicher als eingehende Einzeldarstellungen der Lautsysteme der verschiedenen Sprachen; nur auf diese Weise können wir zu einer sicheren Lösung der vielen noch dunklen Probleme gelangen.

Der Phonetiker Dr. Wulff hat sich hier mit einem Naturforscher, Dr. Lyttkens, verbunden; wir dürfen wohl Wulff als den Hauptverfasser betrachten, während es erlaubt ist zu vermuten, dass die Mitarbeiterschaft von Dr. Lyttkens auf die streng naturwissenschaftliche Haltung des Buches Einfluss geübt hat. In dieser letzten Rücksicht steht die vorliegende Arbeit über allen bisherigen phonetischen Darstellungen. Dem Phonetiker und Sprachforscher Dr. Wulff verdanken wir die erste erschöpfende Darstellung der Lautlehre einer europäischen Kultursprache.

Das Werk ist schon von Western im *Arkiv f. nord. Fil.* III, 280 ff. und von Jespersen in *Nord. Tidskr. f. Fil.* N. R. VIII, 75 ff. besprochen worden.

Die Verfasser haben keine Mühe gescheut, um ihre grosse Aufgabe zu lösen. Drei Hauptzüge unterscheiden dieses Buch vor anderen ähnlichen. Erstens haben die Verf., nicht zufrieden mit den grossen Fortschritten, welche die Phonetik schon gemacht hatte, ein neues Vokalsystem aufgestellt. Zweitens geben sie bei jedem Laut eine eingehende, naturwissenschaftliche Beschreibung aller Momente seiner Bildung. Drittens begnügen sie sich nicht, von jedem Laut einige Beispiele zu geben, sondern sie liefern fast erschöpfende,

---

[1] „Lautlehre und Bezeichnungslehre der schwedischen Sprache nebst einer Abhandlung über Accent".

systematisch geordnete Verzeichnisse der Fälle, worin derselbe vorkommt.

Die Verf. haben das Bell-Sweet'sche System, das sie ursprünglich als „das beste aller bisherigen" betrachtet hatten (Vorr. IV), aufgegeben; bei genauerer Prüfung fanden sie es für eine praktische Darstellung zu wenig elastisch. Sie versuchten daher eine neue Aufstellung, wobei sie zwar die Bildungsweise als Haupteinteilungsgrund festhielten, zugleich aber das akustische Prinzip und die Lautverwandtschaft zu berücksichtigen suchten. Sie stellen daher drei Gruppen, wesentlich den drei Reihen der deutschen Phonetiker entsprechend, als „Hauptreihen" auf, und fügen diesen je zwei „Nebenreihen" bei, welche Übergänge zwischen den Hauptreihen bilden. Es wird angedeutet, dass es ausser der schwed. Sprache Laute giebt, welche auch in diese Nebenreihen nicht hineingepasst werden können, sondern die Aufstellung neuer Nebenreihen fordern. In dieser Elastizität ihres Systems sehen die Verf. eben einen seiner Vorzüge. Das neue System kann gewissermassen als eine Vermittlung zwischen dem englischen und dem deutschen System betrachtet werden. Da dieses System einerseits gewisse Vorzüge hat, andererseits manches Bedenken erregt, dazu dieser Abschnitt für die allgemeine Phonetik der interessanteste ist, so will ich auf denselben etwas ausführlicher eingehen.

Was ich, im Interesse der allgemeinen Phonetik, im Buche am meisten vermisse, ist: 1. eine eingehende Diskussion, eventuell Widerlegung des englischen Systems; 2. eine eingehende Besprechung des Verhältnisses der schwedischen Laute zu denen anderer Sprachen. Statt dessen müssen wir uns mit kurzen Andeutungen im Text und mit einer „allgemeinen vergleichenden Tafel" ohne nähere Erklärungen begnügen, welche uns eine verwirrende Menge Vergleichungen mit Lauten der verschiedensten Sprachen und Dialekte, darunter viele feinen Beobachtungen, aber auch viele Rätsel bietet. Es ist offenbar der Gedanke der Verf. gewesen, dass die Definition jedes Lautes so erschöpfend sein sollte, dass sie eine eingehende vergleichende Darstellung überflüssig machen würde. Aber weder die weitläufige, man möchte fast sagen minutiöse Beschreibung der Organstellungen, noch die knappen dunklen Vergleichungen der Tafel bringen uns immer ein klares Bild; man fragt sich oft immer noch, welcher Laut, welche Schattierung eigentlich gemeint sei. Die Überlegenheit dieses Systems über das Bell'sche ist daher nicht so augenfällig, wie es die Verf. glauben. Auch das englische System hat seine Schwächen, aber dadurch, dass es als oberstes Prinzip die Zungenstellungen als den Hauptfaktor der Laut-

bildung aufgestellt hat, wird es ohne Vergleich einfacher und klarer als das schwedische, worin sich verschiedene Faktoren kreuzen, und man nicht mit einem Blicke aus der Stelle im System gleich die Bildung oder die besondere Schattierung des Lautes ersehen kann.

Die Vokale werden also nach Zungen- und Lippenstellung in drei Gruppen eingeteilt, deren jede eine Hauptreihe und zwei Nebenreihen enthalten. Jede Reihe hat wieder sechs Stufen nach dem Grade der Artikulation, von dem offensten bis zum geschlossensten Laut. Zwischen den 6 Stufen sind zum Teil halbe Stufen eingeschoben. Gruppe I hat konstante Lippenstellung, und zwar eine breite, ungerundete, dagegen veränderliche Zungenstellung, von niedriger bis zu hoher Lage; sie bildet die Reihe der palatalen Vokale *a̍-i*. Zugleich wird die Zunge immer mehr vorgeschoben. Die Abstufung beruht also hier wesentlich auf der Zungenhöhe; so weit ist das Einteilungsprinzip klar und einfach. Weder hier noch sonst ist von *narrow* und *wide* die Rede.

I. Die erste Hauptreihe besteht aus folgenden Vokalen. Stufe 1. Das hohe *a* in schwed. *hatt*, frz. *patte*. „Die Zunge ist etwas vor dem hinteren Teile schwach gehoben". Danach wäre der Laut zunächst *mid-mixed*, was m. E. nicht erschöpfend ist, vgl. oben S. 105. 161. Aber S. 61 werden Stufe 1 und 2 ausdrücklich zu *low-back* gerechnet. Andererseits wird der Laut nach seiner Zungenstellung auch „platt" genannt. Diese verschiedenen Bestimmungen stimmen nicht genau überein und bedürfen einer präziseren Fassung. Als Stufe $1^1/_2$ stellen die Verf. engl. *a* in *mad*. Bekanntlich ist dieser Laut nach Sweet *low-front-wide*. Stufe 2: das breite *ä* in schwed. *ärt, järn*, bei und in Stockholm auch in *bära*, norw. *bære*. „Zunge gleich vor der Mitte etwas gehoben, so dass der Zungenrücken etwas höher liegt als die obere Kante der unteren Backenzähne". Danach ist der Laut zunächst *low-front*, und dies bestätigt, was ich oben darüber gesagt habe. Aber dann verstehe ich nicht, wie die Verf. S. 61 dieses *ä* den *low-back*-Vokalen zugesellen können. In der allgemeinen Tafel wird es mit den viel geschlosseneren, *mid-front* Lauten (*ę*) in schwed. *nej*, span. *verde*, engl. *very* verglichen. Stufe 3: *ę* in *häst* Pferd, *knä* Knie, d. *Gäste*. Zunge zur mittleren Stellung vorgeschoben; Mittelzunge und grösster Teil der Vorderzunge gegen die oberen Backenzähne gestemmt, wodurch der Resonanzraum, der bei *a̍*, *æ* sehr breit war, bedeutend enger wird. Also *mid-front*, wie auch S. 61 ausdrücklich gesagt wird. Stufe $3^1/_2$: halb offenes *e* in *er* euch, *med* mit. Vorderer Zungenrücken etwas gehoben, nicht vorgeschoben wie bei *e*. Dies ist eine sehr feine Schattierung, welche selbst Schweden nur schwer von *e* unterscheiden, indem die Aussprache oft zwischen beiden schwankt; nach der Tafel mit frz. *ai* in *aimons*, *ê* in *bêtise* identisch, Passy's *é*. Das geschlossene *e*, bes. das kurze in *ett*, geht in Stockholm leicht in diesen Mittellaut über; sogar *mett* satt, *nett* nett (statt *ę*) findet sich ebenda mit derselben Aussprache. Derselbe Laut findet sich in norw. Dialekten in der Umgegend von Christiania in *mett* meines, *dett* deines (statt *mitt. ditt*) und analogisch in *mett* satt, *sett* setze. Dies ist auch Westerns Aussprache von *mett* (satt), *sett* (setze), vgl. seine Bemerkungen Ark. f. nord. Fil. III 284. Stufe 4: geschlossenes *e*, lang

in *het* heiss, *sten* Stein, kurz in *ett* eins; wird dem frz. *é* in *été* gleich gesetzt. Nach wiederholter Prüfung finde ich, dass der schwed. Laut, wenigstens oft, nicht ganz so geschlossen wie der französische lautet (vgl. oben S. 126); daher erklärt sich auch der leichte Übergang in das halboffene *e*. Das dän. *e* in *se* (*ė*, gehobenes *e*) wird richtig vom schwed. *e* unterschieden. Die Zungenstellnng von 3 und 4 ist nach S. 61 eine mittlere in beiden Richtuugen, was zunächst *mid-mixed* wäre; richtiger *mid-front*. Stufe 5, das „dumpfe" oder „stumpfe" (trubbiga) *e* (richtiger *ė*, gehobenes *e*), im Schwed. nur dialektisch, dän. *se*. Davon wird offenes *i* in engl. *him* richtig unterschieden, dagegen letzterer Laut nicht ganz genau mit [nord-] deutschem *i* in *bin* identifiziert. Stufe 6, geschlossenes *i* in *is* Eis, *ting* Ding, frz. *fini* etc. Das kurze schwed. *i* in *ting* ist jedoch, wie die Verf. selbst bemerken, nicht ganz so geschlossen wie das lange. Dieser Laut ist derselbe wie der ostnorw. in *ting*, *fisk*, worüber oben S. 137. Von einer Erschlaffung der Zunge ist auch bei den offenen *i*-Lauten hier nicht die Rede; es wird nur gesagt, dass die Zunge für *ī* noch mehr gehoben ist, wodurch die Rinne noch enger wird.

I, a. Der 1. Hauptreihe werden nun zwei Nebenreihen beigesellt, die sich von jener durch weniger ausgespreizte Lippen[1] unterscheiden. Die erste Nebenreihe (a) nähert sich mehr der Hauptreihe, die zweite (b) der zweiten Gruppe (den *ö-y*-Lauten). In Ia finden wir als Stufe 1 (d. h. dem *ȧ* der Hauptreihe entsprechend) engl. *a* in *father*, und das damit nicht identische frz. a in *pâte* aufgeführt. Danach sollte zwischen a und *ȧ* nur in der Lippenstellung ein Unterschied stattfinden; der Hauptunterschied liegt aber gerade in der Zungenstellung. Als $1^1/_2$ (*ä* in engl. *man* entsprechend) wird u. a. katal. *pobret*, *pet* aufgeführt, welches ich nur als ein breites *æ* kenne und zum breiten *æ*, Stufe 2 der Hauptreihe, stellen würde; daneben engl. *favour*, das ich in dieser Stellung nicht verstehe, und engl. *tower*, wo das erste Element des Diphthonges jedenfalls nicht den Anfangslaut von *a* in *favour* hat. Als 3 (*ę* entsprechend) finden wir u. a. engl. *eye*, das ich auch nicht verstehe; zwar ist der erste Laut im engl. Diphthong gew. verdunkelt, aber durch Zungenstellung (mid-mixed-wide Sweet), nicht Lippenstellung; als $3^1/_2$ *-e* in span. *hombre*, dagegen ital. *-e* unter 4.

I, b. In der zweiten Nebenreihe wird als Stufe 1 sonderbarerweise engl. *come up* aufgeführt; demnach sollte der Unterschied zwischen *ȧ* und *ɒ* wesentlich auf der Lippenstellung beruhen, was wohl entschieden unrichtig ist. Als 3 finden wir schwed. *e* in *syster*, wesentlich denselben Laut wie im d. *Schwester*, aber sonderbar mit frz. *e* in *vigne, bande* verglichen, was einer näheren Erklärung bedarf, da *e* in *vigne* entweder stumm oder nur *voice glide* ist. Unter $3^1/_2$ finden wir schwed. *e* in *gosse* (Knabe), das derselbe Laut wie norddeutsches *e* in *Gabe* ist. Ich würde diese beiden Laute wie auch deutsches *e* in *Schwester* und *Gabe* unter *ə* vereinigen. Jeden-

[1] Vgl. Beyer, Frz. Phon. 16: „Sodann ist bei der Bildung des frz. *i* die spaltförmige Verbreiterung der Lippen (die Entfernung der Mundwinkel von einander) grösser als bei uns, wodurch der Laut einen helleren, höheren Klang erhält".

falls ist der Unterschied sehr klein. Dazu ist das Verhältnis zur Hauptreihe nicht genügend aufgeklärt. Nach der Darstellung der Verf. müssen die zwei ə zunächst als Erschlaffungen der zwei *e* aufgefasst werden. Meines Erachtens ist dies nicht erschöpfend, indem die Zungenhebung zugleich etwas zurückgezogen ist; mit anderen Worten, die Stellung ist *mid-mixed*. Überhaupt hat die Kategorie *mixed* bei den Verf. nicht die gebührende Würdigung gefunden.

II. Die zweite Gruppe enthält solche Vokale, die veränderliche Lippen- sowohl als Zungenstellung haben, und zwar mit zunehmender Rundung und Zungenhebung, nämlich die *ö*- und *y*-Laute. Nach S. 37 hat jede Stufe der zweiten Hauptreihe dieselbe Zungenstellung wie die entsprechende Stufe der ersten Hauptreihe und dieselbe Lippenstellung wie dieselbe Stufe der dritten Hauptreihe. Es fällt daher auf, wie schon Jespersen bemerkt hat, hier als Stufe 1 den Vokal in engl. *earth, burn* vorzufinden; dieser Laut hat nämlich nicht die Zungenstellung von *ä*, sondern ist von Sweet richtig als *low-mixed* erkannt; er ist auch nicht schwach gerundet, wie es nach den Verf. mit schwed. a, dem entsprechenden Vokal der 3. Reihe, der Fall ist. Als Stufe 2 finden wir das breite schwed. *ö* in *dörr* Thüre, in und bei Stockholm auch in *höra*, welches richtig als Rundung von dem breiten *æ* in *järn*, Stockh. *lära* gegeben wird; also *low-front-round* wie bei Sweet. Stufe 3: offenes *ö* in *höst* Herbst, d. *Gespött*, Rundung von *ę*. Stufe $3^1/_2$: halboffenes *ö* in *söner* Söhne, Rundung von halboffenem *e*. Zungenstellung und Laut zwischen *ø* und *ö*; die Aussprache schwankt oft zwischen beiden, ganz wie bei *e*. Warum aber mit 3 d. *Gespött*, mit $3^1/_2$ d. *Götter* verglichen wird, ist nicht abzusehen; gemeint ist wohl, dass im Deutschen beide Schattierungen vorkommen. Stufe 4 ist geschlossenes *ö*(*ø*) in *dö* sterben, frz. *peu*, d. *schön*. Stufe 5 frz. *u* in *lune*; es fällt auf, wie Jespersen bemerkt, dass dieses mit deutschem *ü* in *Glück* gleichgestellt wird, und dass frz. *u* nicht auf Stufe 6 gesetzt ist.

II, a. Hierzu kommen zwei Nebenreihen, die durch mehr vorgeschobene und seitlich gerundete, fast eine Röhre [oder einen Trichter] bildende Lippen (*utrundning*, auswendige Rundung oder Rundung nach aussen) auszeichnen. Hier finden wir als Stufe 6 das schwed. *y* (*ÿ*) in *ny*, *stygg*. Zungenstellung nach den Verf. nicht ganz so hoch wie bei *i*, eher wie bei *é*; warum dann aber nicht auf derselben Stufe (6) wie dieses? Ist es, weil es einen hohen Rundungsgrad hat? In Wirklichkeit ist aber die Rundung niedriger oder schwächer, die Öffnung grösser als bei dem auf Stufe 6 gesetzten *ū* (Jespersen Art. 77). Jedenfalls ist schwed. ȳ weniger gerundet als norw. ȳ, und dieses als dän. ȳ. Nach S. 37 sind die Stufen in Gruppe I nach der Zungenhöhe, in Gr. III nach dem Rundungsgrad, in Gr. II nach beiden bestimmt. Das gemeinsame Prinzip scheint der Übergang von offenen zu geschlossenen Lauten gewesen zu sein. Dieser ist aber auf verschiedene, sich kreuzende Kriterien gegründet und bildet nicht ein, sondern verschiedene Systeme. — Die Zungenstellung für *y* ist nicht ganz klar bestimmt. S. 67 heisst es: „die Zunge ist in ihrem vorderen Teile gehoben“; S. 73: „die Zungenerhöhung für *y* findet am ganzen

vorderen und mittleren Teil der Zunge statt". Das Letztere scheint mir das Richtigere. Die y-Stellung scheint von der u-Stellung nur schwach vorgeschoben (im Verhältnis zum frz. u zurückgezogen), so dass auch schwed. y etwas vom „gemischten" Charakter hat. Wenn Jespersen Art. 77 schwed. ū = $\gamma 3^{h}$, ȳ = $\gamma 3^{g}$ setzt, wäre ich geneigt, eher ȳ = $\gamma 3^{gh}$ oder $\gamma 3^{g,h}$ anzusetzen.

II, b. Die untere Nebenreihe zeichnet sich dadurch aus, dass die Lippen mehr inwendig gerundet sind, und dass die Zungenstellung nicht so hoch ist wie in der oberen Nebenreihe; wie man sieht, wieder ein neuer Einteilungsgrund. Hier finden wir unter 3½ das frz. *e* in *que, me*, was sich ganz gut mit Passy's Definition: Rundung vom halboffnen *e*, verträgt. Unter 4 steht das geschlossene dän. *ø* in *dø* (*ȯ*, gehobenes *ø*), welches höher als das schwed. ö ist. Unter 6 findet sich als stärkster Rundungsgrad das geschlossene, *y*-haltige schwed. u (*ū*) in *nū, hūs*. Die Zungenstellung wird nicht ganz klar beschrieben; zuerst heisst es: „vorne oder etwas vor dem mittleren Teil gehoben"; gleich nachher: „Stellung ungefähr wie bei *e*"; noch weiter unten: „die Hebung findet am mittleren Teil der Zunge statt". Die letztere Bestimmung ist sicher die richtige, mit anderen Worten, die Stellung ist *high-mixed-round* (mediopalatal), wie bei Sweet. Wenn ich von *e* zu schwed. *u* übergehe, fühle ich eine deutliche Hebung des mittleren Zungenrückens.

III. In der dritten Gruppe ist die Zungenstellung relativ konstant, doch für jede Stufe mehr zurückgezogen und hinten gehoben, bei immer zunehmender Lippenrundung. Der Resonanzraum wird also, wie S. 87 bemerkt wird, sowohl vorne als hinten gerundet, d. h. er hat eine enge, runde Öffnung an beiden Enden. Diese Gruppe umfasst die Reihe a-ω (*u*). Hauptreihe, Stufe 1: tiefes *a* (a) in *hāt* Hass. „Schwache Rundung, bloss in Folge des grossen Kieferwinkels; Zunge ruhend und schlaff, hinten etwas gehoben". Ich möchte die Zungenstellung nicht schlaff, sondern im Gegenteil „gespannt" nennen, wie auch Brekke sie als *low-back-narrow* analysiert (*Bidrag til dansk-norskens lydlære* S. 9); neuerdings auch Sweet HES² 211: „almost narrow", vgl. oben S. 137. 221. Stufe 1½: engl. *not*; 2: holl. *land*; 2½: engl. *daunt, law*; 3: schwed. *godt, blått*, d. *Stock*, engl. *boy*. Sweet's Bemerkung: dass das schwed. *ǫ* offener sei als das deutsche, wird, wie mir scheint, mit Recht bestritten. 3½: norw. *stål*, span. *todo* (vgl. oben S. 38); hier wird auch frz. *rond, ronde* aufgeführt, das sicher einen offeneren Laut hat: *ǭ*. Stufe 4: schwed. geschlossenes *å* in *gå, ås*; „mehr gerundet als *ǫ*; Zunge mehr zurückgezogen und hinten gehoben"; wird mit eur. *o*, d. *so*, frz. *beau* gleichgestellt. Da ich bei dem Laut kaum einen Unterschied vom norw. *å* bemerke, kann ich dies nicht für richtig halten, vgl. oben S. 132. D. *so* würde ich eher unter 4½ oder 5 setzen. 5: „das dumpfe *o*" in schwed. *visor* klingt mir kaum von *o* im d. *so* verschieden, vgl. Sweet Sp. Sw. 9. Als Stufe 6 kommt das schwed. geschlossene, *u*-haltige *o* (*ω*) in *gōd, ost*, wesentlich derselbe Laut wie im Norwegischen. „Zunge mehr zusammengezogen als bei *å*, hinten etwas mehr gehoben; starke Rundung". Das norw. *ω*, wie ich es spreche, ist, wie schon EPh¹ 70 bemerkt, entschieden high-back, d. h. die Hinterzunge

ist gegen den hinteren weichen Gaumen gehoben, also postvelar; statt $\gamma < 5$j bei Jespersen Art. 79 ist eher $\gamma 3$j zu setzen; wenn ich die Hinterzunge zur *mid*-Stellung senke, erhalte ich eur. *o* im d. *so*. Wenn ich von norw. schwed. *kū* zu frz. *cou* übergehe, wird die Enge zur Grenze des harten Gaumens vorgeschoben. Das deutsche *u* in *Kuh*, das sich deutlich von *ω*, aber nur wenig von frz. *ou* unterscheidet, scheint mir mediovelar oder prävelar [1]. Nach Jespersen Art. 77 scheint auch das deutsche *u* sich bisweilen *ω* zu nähern. Ich habe mich 1890 durch mehrfache Experimente und Besprechungen davon überzeugt, dass die Schweden ihr *ω* genau wie die Norweger bilden und sprechen, so z. B. Prof. Noreen und Prof. Vising. Auch Lundell, Landsmålsalf. 84 rechnet *ω* zu den „hinteren hohen" Vokalen. Lindgren, Burträskmålet, Sv. L. XII, 1 p. 7, bemerkt ausdrücklich, dass *ω* sowohl der höchste als der hinterste der hinteren Vokale ist. Wenn es also einen Unterschied giebt, muss derselbe sehr fein oder verschwindend sein. Wenn also die Analyse „mid-back with high rounding" richtig ist, muss Polymorphismus stattfinden, was ich auch oben als eine Möglichkeit hingestellt habe. (S. auch unten zu Jespersen, *Dania*.)

Auch hier haben wir zwei Nebenreihen, beide obere, d. h. Annäherungen an die zweite Gruppe. Nach S. 38 zeichnen sie sich durch kleineren Kieferwinkel und weniger dünne Wangen aus; Zunge und Lippen weniger gespannt. Also wieder neue und nicht sehr klare Kriterien.

III, b. Erste Nebenreihe, Stufe 3: frz. *ò* in *bonne*, *dot*, also hier als Annäherung zu *ö* gestellt. Die Frage aber, ob es *mixed* ist oder nicht, wird nicht beantwortet. 4: schwed. halb offenes *u* in *dum*, *full*, *guld*. Rundung zwischen *ǫ* und *å*; Mittelzunge unbedeutend gehoben. „Von eur. *u* unterscheidet es sich nur durch kleinere Rundung". Dies stimmt einigermassen mit Sweet's Analyse, Handb. 153, Sp. Sw. 8, „engl. *u* in *full* partially unrounded", so auch HES[2] 2. Ursprünglich aber sah Sweet den Laut als *high-mixed-wide* an, Handb. 16. Mir scheint nach genauerer Prüfung die Stellung näher *mixed* als *back*, dagegen eher *mid* als *high*. Wenn ich von frz. *cou* zu schwed. *kung* übergehe, finde ich, dass die Zungenhebung vorgeschoben und etwas gesenkt wird. Mit anderen Worten, das schwed. kurze *u* ist eine Annäherung vom eur. *u* (d. *du*, frz. *sou*) an *ò*, was genau mit der Lautschattierung, auch mit dem häufigen Übergang zu *ò* (oder zu einem *ò* ähnlichen Laut) im Stockholmer Dialekt stimmt. Stufe 4: Ich erkläre mir nicht, warum das eur. *u* (d. *gut*, frz. *sou*; ungenau auch engl. *rouge*, *book*, *put* als derselbe Laut aufgeführt) hieher gestellt wird. Nach fast allen neueren Phonetikern ist dieser Laut *high-back* und hat den höchsten Rundungsgrad. Ich meinerseits bilde frz. *ou* zunächst palato-velar, an der Grenze des harten und weichen Gaumens, vgl. oben S. 39. 117 und unten zu Hagelin. Ich glaube also, dass ein gewisser Polymorphismus nicht ausgeschlossen ist. Aber dies erklärt mir noch nicht, warum L.-W. diesen normalen eur. Laut an einen so abnormen Platz

[1] Ich bilde es zunächst prävelar. Nach Techmer „Gaumenbeinsegellaut" (palatovelar), was nur unwesentlich davon verschieden ist.

hinstellen. Nach seiner Stellung in der Tafel gerade über eur. *o* und unter dän. *ȯ*, sollte man glauben, es wäre ein Mittellaut von diesen beiden. Stufe 5: Norw. *hus*, *huske*. Das wahre Verhältnis zwischen den verschiedenen *u*-Lauten wird durch diese Anordnung nicht klar.

III, a. Zweite Nebenreihe, Stufe 2: frz. *corps*, *tort* von *bonne*, *dot* ohne Erklärung geschieden; man kann nur raten, dass *ǫ* gemeint ist; aber warum an dieser Stelle? Stufe 6: dän. *god*, *ond*. Warum nicht an derselben Stelle wie schwed. norw. *o*? Lautlich scheint es dem norw. gleich. Vgl. unten zu Jespersen.

Wie wir sehen, bleibt hier noch manches Rätsel aufzuklären. Es wäre sehr zu wünschen, dass die Verf. ihr System ausführlicher begründet hätten. Aber auch wie es vorliegt, wirkt es in hohem Grade anregend.

Auf die Beschreibung der Vokallaute folgt die Lehre von der Bezeichnung der Sprachlaute und besonders der Vokale S. 91 ff. Bei der Darstellung der Konsonanten S. 104 ff. finden wir dieselbe eingehende Behandlung, dieselben ausführlichen Verzeichnisse wie bei den Vokalen. Im Konsonantensystem bemerken wir besonders die Teilung der Spiranten in konkave (enge) und konvexe (weite); bei den letzteren ist die Enge in der Mitte durch die Bildung einer Rinne erweitert, so bei engl. *-w*, eur. *s*, *z*, *š*, *ž*. Bei den *l*-Lauten beruht eine ähnliche Einteilung auf der Zusammenziehung der Zunge; das engl. *l* ist konkav im Gegensatz zum gewöhnlichen *l* (so auch Sweet).

Auch bei den Konsonanten findet sich eine allgemeine vergleichende Tafel, welche viele neue Beobachtungen enthält; auch hier vermissen wir aber eine eingehende, ausführliche Beschreibung des Verhältnisses der schwedischen Laute zu den anderer Sprachen. Auch über die Verbindungen der Konsonanten, über Silbenbildung (Schall- und Accentsilben), über die Einwirkung der Sprachlaute auf einander, finden sich viele wertvolle Erörterungen, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können. Von Einzelheiten heben wir nur folgende als für die Ausländer besonders interessant hervor.

Zäpfchen-*r* kommt in Südschweden vor und bildet eine Annäherung an das dänische glottale *r*. — Die Supradentale (im Verhältnis zum Norw. fast Kakuminale, S. 43) *ḍ ṭ ṣ ṇ* etc. entstehen aus r + Dental: *ord* Wort, *barn* Kind, *fors* Wasserfall, spr. *ω̄ḍ*, *bāṇ*, *fǫṣṣ*, oder genauer *ω̄ʳḍ* etc., oben S. 4. Den Verf. zufolge ist die Artikulationsstelle von *d* höher als die von *t*, was ich bezweifeln möchte. Schwed. *k* vor Palatalen, wie *kinn* Wange, *kedja* Kette, *kär* lieb, wird gewöhnlich als eine Verbindung von palatalem *t* + *ich*-Laut (*ţĵ*) gesprochen, zum Teil auch wie blosser *ich*-Laut, letztere die gew. norw. Form, wie g sowohl schwed. als norw. vor Pal. gew. einfach *j* wird: gifva *jīvá*, norw. give *jī[və]*[1]. Ich habe schon anderswo[2] bemerkt, dass die germanische Entwicklung des pal. *k* der

---

[1] Die schwed. *Spelling Reformers* („*Nystavare*") schreiben *tjinn*, *jiva* etc, nach der Aussprache. — S. auch Passy, Changem. 205.

[2] *De svenske Dialekter*, Rezension von Lundell's *Sv. L.* in der Letterstedtschen Zeitschrift *Nordisk Tidskrift*, Stockholm 1880, Separatabdruck.

romanischen genau entspricht: im dän. *kind* ist das *k* schwach palataler Explosivlaut, ungefähr wie im frz. *qui* und mutmasslich im lat. *Cicero*; im neuisl. *kinn* ist *k* starke palatale Explosiva und der darauf folgende palatale Gleitlaut sehr deutlich: *ꝁènn*, fast *ꝁȷ̇ènn*. Im schwed. *kinn* ist *k* pal. Spirant mit, seltener ohne vorhergehenden Verschluss: *tȷ̇inn*, *ȷ̇inn*. Im engl. *chin* ist die Entwickelung wesentlich dieselbe wie im ital. *Cicerone*. — Auch *s* + *j* wie in *sjal* Shawl (auch *Schal* geschrieben), verbinden sich zu einem Laut, aber nicht zu einem pal. *š* wie im Norw., sondern zu dem oben (EPh[1] 43, hier 72) beschriebenen eigentümlichen Zwischenlaut von *š* und *ach*-Laut, dessen Bildung von L.-W. S. 244 ganz entsprechend beschrieben wird: „Hinterzunge gehoben, Mittelzunge konkav, Zungenspitze zurückgezogen". Vor Palatalvokalen wird der Laut etwas, aber nicht viel, mehr palatal, wie in *skina* scheinen, *sken* schien, *själ* Seele, *sjö* See, *skön* schön, *sky* Wolke. — Stimmloses *m* kommt in romanischen Wörtern wie *rytm̥*, skism *šism̥* vor. Diese Aussprache ist in Norwegen unbekannt; wir sagen *rytmə*, *ȿisma* etc. — Über Apiration und Ausatmungsstärke finden sich sehr interessante Bemerkungen S. 266 ff. — *H* bildet bei L.-W. eine besondere Abteilung der Sprachlaute. — Den Schluss bildet die Lehre von der Bezeichnung der konsonantischen Laute.

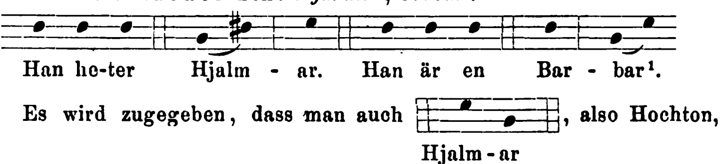
Zur Lautlehre schliesst sich noch eine Abhandlung über Accent (mit besonderer Paginierung), eine bedeutende und interessante Arbeit, wie von dem Verfasser von *Några ord om Aksent* zu erwarten war. Der Accent wird in dynamischen (Druckaccent) und melodischen geteilt. Der Druckaccent wird nach der Stärke nummeriert (so schon Ellis EEP

3 2 4 1 1 4 1 3 2
1131): *Aǹna*, *Hjal'mar*, *barbar'*, *hjältiǹna* (Heldin). Dies scheint mir sehr bezeichnend und genau. (Ich habe ' für die einfache, ˋ für die zusammengesetzte Tonlage hinzugefügt).

Von dem musikalischen Accent wird eine sehr genaue Beschreibung gegeben. Um die Tonbewegung so vollständig als möglich, in ihrem Verhältnis zur Stimmlage und Satzmelodie zu beschreiben, wird jedesmal ein ganzer Satz gegeben, indem dem zu beschreibenden betonten Wort einige nachdruckslose Worte im ruhigen Normal- oder Mittelton vorhergehen.

So I. Einfacher Ton: *Hjal'mar*, *barbar'*.





Es wird zugegeben, dass man auch [Notenbild: Hjalm - ar], also Hochton, oft hört, aber nur im Ausruf oder bei besonders energischer Hervorhebung der ersten Silbe, wie ich schon Norv. I, 50 bemerkt habe. Es ist dieser
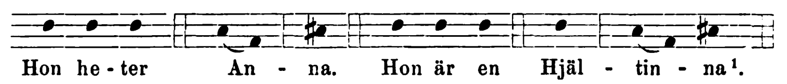
---

S. 10. *Om den latinske Udtale i Skolerne*, in *Universitets- og Skole-annaler* (1886) I, 328. Vgl. Lenz, *Zur Physiologie und Geschichte der Palatalen* Gütersloh 1887, Rezension von Ljunggren Phon. Stud. I, 286. W. Meyer-Lübke, *Gramm. d. rom. Spr.* I, 318. Rask, Retskrivning 278.
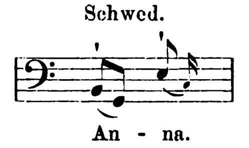
[1] Er heisst Hjalmar. Er ist ein Barbar.

Accent, der besonders in Wörtern wie *barbār'*, *barōn'*, leicht zweigipflig wird und an den dän. Stosston erinnert, vgl. Sweet HES² 33. Norv. a. O. Ich glaube aber jetzt mit mehreren Schweden, dass der Hochton bei Wulff zu wenig Spielraum erhalten hat, weil dieser als Westschwede dem norwegischen Accent näher steht, wo in der That der Hochton nur emphatisch ist. Der Hochton ist wohl bei der Mehrzahl der Schweden die gewöhnliche Form, die uns Norwegern besonders auffällt. Also bei dieser Accentform ist nur der Nachdruck ganz konstant, der Ton schwankt zwischen Hochton und Tiefton oder fallendem und steigendem Ton; der Grundcharakter bleibt wesentlich derselbe, ein Akkord auf dem Grundton, abschliessender Ton; vgl. unten, norw. Ton.

II. Zusammengesetzter Ton: *An'na, hjältin'na.*



Hierzu bemerke ich, dass der Schlusston bes. bei Nachdruck oft ein verminderter einfacher fallender Hochton ist; ich möchte dies so bezeichnen:



Auch im Norw. findet sich ein ähnlicher Ton im Ausruf.

Für einen Jeden, der sich mit schwedischer Lautlehre eingehend beschäftigen will, ist dieses Werk eine wahre Fundgrube und geradezu unentbehrlich. Die Kenntnis der nordischen Laute ist mit diesem Buche in ein neues Stadium eingetreten.

J. A. Lundell, *Det svenska landsmålsalfabetet* [das schwedische Dialektalphabet] in der von den schwed. Dialektvereinen gegründeten und vom Verf. herausgegebenen Zeitschrift *Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif*[2], Heft I, S. 13—157, Stockholm 1879. Enthält eine sehr genaue Beschreibung der sämtlichen Laute der schwedischen Dialekte. Da sich die meisten Laute im Norwegischen wiederfinden, wird diese wertvolle Schrift den Ausländern einen guten Begriff vom Lautsystem der nordskandinavischen Sprachen geben. Der Verf. hat nicht nur auf die deutschen,

[1] Sie heisst Anna. Sie ist eine Heldin.
[2] Neuere Beiträge zur Kenntnis der schwedischen Mundarten und des schwedischen Volkslebens.



sondern auch die neueren englischen Forschungen Rücksicht genommen, und folgt in der Bestimmung der Vokale wesentlich Bell und Sweet; doch hat die englische Lehre von „engen“ und „weiten“ Vokalen seine Darstellung nur wenig beeinflusst. Die Konsonanten sind äusserst genau bestimmt; der Verf. unterscheidet Bilabiale, Dentilabiale, Interdentale, Postdentale, Supradentale, Kakuminale, Dentipalatale, Präpalatale, Mediopalatale (= Prävelare), Postpalatale (= Postvel.). Vergleichungen mit Lauten fremder Sprachen vermisst man besonders bei den Vokalen. Das vom Verf. erfundene und von den Dialektvereinen angenommene phonetische Alphabet ist, besonders was die Konsonanten betrifft, eine sehr sinnreiche Modifikation des lateinischen Alphabets, indem die Bezeichnung der Laute sowohl genau als systematisch und leicht verständlich ist. Der Verf. hat die vielen übergesetzten Zeichen, die solche Darstellungen sonst zu verunstalten pflegen, vermieden, und die Buchstaben selbst systematisch modifiziert. Unter den Konsonanten sind die homorganen gleichartig modifiziert worden, z. B. die supradentalen durch einen rechts gebogenen, die dentipalatalen durch einen (an *j* erinnernden) links gebogenen Haken gekennzeichnet. Sogar die Stimmhaften werden von den Stimmlosen unterschieden. Die Vokale sind dagegen nicht nach der Bildungsweise, sondern nur nach der Lautähnlichkeit vom schwedischen Standpunkte aus bezeichnet worden: Zwischenlaute werden nicht durch über einander gesetzte Buchstaben, sondern durch zusammengesetzte Zeichen (Ligaturen) bezeichnet. Ein systematisches allgemeines linguistisches Alphabet aus den lateinischen Buchstaben zu konstruieren ist wohl, namentlich was die Vokale betrifft, kaum möglich; aber ein umfassendes Lautsystem hat doch hier auf diese Weise eine bequeme und leicht verständliche Bezeichnung gefunden. Diese Abhandlung ist auch für die allgemeine Phonetik wichtig. Ihr schliessen sich andere tüchtige Arbeiten an. Es hat sich in Schweden eine ganze phonetische Schule von jüngeren Forschern gebildet, von deren rüstiger Thätigkeit obige Zeitschrift ein erfreuliches Zeugnis giebt.

Lundell begnügt sich nicht, die Laute zu beschreiben; er giebt zugleich eine Übersicht ihres Vorkommens in den Dialekten, welche als eine gedrängte Lautlehre angesehen werden

kann. Ein Überrest schwedischer Gewohnheit[1] ist es, wenn der Verf. das hohe kurze *a* in *hatt* (Hut) „offen“ und das tiefe lange *â* in *hat* (Hass) „geschlossen“ nennt; das Umgekehrte würde richtiger sein.

[Ich füge hier einige kurze Bemerkungen über nordische, bes. schwed. Lautentwickelung bei. Das Dänische hat sich mehr vom altnordischen Grundtypus entfernt als das Schwedische und das Norwegische, die sich noch als Dialekte derselben Sprache verhalten. Jede der drei Sprachen hat aber verschiedene Züge der Grundsprache erhalten, so das Norwegische die alten Diphthonge *au ei öy*, das Dänische das palatale *k g* in *kind*, *give* (in der Landessprache ungefähr wie im deutschen *Kind*, *giebt*, in den Dialekten weiter vorne, wie *ķ*; vgl. unten zu Jespersen), was schwed. nur in einigen Dialekten vorkommt.

Wenn wir die Gesamtheit der schwed. Dialekte überblicken, finden wir sehr grosse Ungleichheiten, sogar grössere als in Norwegen. Mehrere Dialekte sind einander und den Stadtbewohnern unverständlich. Hier wie überall finden sich besonders in den Grenzgebieten Annäherungen an die Nachbarsprachen. Das Westschwedische nähert sich dem Ostnorwegischen; das Nordwestschwedische in Norrland wird von Lundell geradezu zu den norwegischen Dialekten gerechnet[2]. Die Mundarten der ganzen Südwestküste bis an die norw. Grenze nähern sich mehr oder weniger dem Dänischen; der charakteristische Zug ist das Stimmhaftwerden der „harten“ (stimmlosen) einzelnen Konsonanten wie im Spanischen: *mād* st. māt, Essen, *bōg* = bōk, Buch, *rōba* = rōpa, rufen, dän. spirantisch *mdđ, bǫg (bǫg̃), råvə*. Unter den Konsonanten der schwed. Dial. heben wir noch folgende Züge hervor. Bei den Lippenlauten bemerken wir das seltene spir. *ƀ* im Dial. von Nerike: *naƀn* Name, *jæƀn* eben, schwed. *namn, jamn*, westnorw. Dial. *nab'n*, *jab'n*, isl. nafn, jafn spr. *nd̥b̥n̥*, *jd̥b̥n̥*. Das oben S. 50 besprochene stimmhafte *s* im estnisch-schwed. *ruoza* rührt wohl von fremdem Einflusse her. — *Ll* und *nn* werden in vielen schwedischen, ostnorwegischen und dänischen Dialekten von einfachem *l* und *n* durch palatale Aussprache unterschieden: *aḽḽe maņņ*. In vielen mittel- und nordschwed. Dialekten wie auch im Ostnorw. wird das einfache *l* vom doppelten noch dazu durch „dicke“ d. h. kakuminale Aussprache differenziert, z. B. *gaḷa, gåḷå* krähen; doch meist mit Ausnahme gewisser Stellungen, wo die dicke Aussprache zu unbequem wird, wie im Anlaut, vor *e*, *i*, *y*; nur der Dial. von Dalarne lässt *ḷ* auch hier zu: *ḷit'n* = liten, *mīḷ* mil, *sȳḷ* syl (Ahle). — Stimmloses, stark gehauchtes *l* wie im isl. *hlaða*, eigentlich stimmloses *l* + stimmhaftes *l*, also *l̥l* (nach Ellis, Sweet bloss *l̥*) kommt in vielen schwed. und norw. Dialekten vor, besonders als Produkt von *sl* und *tl*: *lihle* (*lil̥-l̥le*) = litle, der Kleine. Auch eine palatale Form kommt vor. — *kn* ist eine Verbindung, die sowohl Engländern als vielen schwed. und norw. Bauern

[1] Weil z. B. die langen *e* und *o* geschlossen, die kurzen offen lauten (*fēt fett*, *gōd godt*), nennen die Schweden auch das lange *a* geschlossen, das kurze *a* offen. [Das Richtige jetzt bei Lyttkens-Wulff.]

[2] Vgl. Dr. Jessen Hist. Tidskr. III, 8 (1875).

Färöisch.

V. U. Hammershaimb, *Færøsk Anthologi* 3. Hæfte. Kopenhagen 1888[1]. Lautschriftproben mit Erklärung von stud. mag. J. Jakobsen (mit Unterstützung von O. Jespersen und V. Thomsen). Enthält eine vorzügliche Beschreibung der Laute (wobei man zum Teil Beispiele vermisst) und ebenso vorzügliche Sprachproben in Lautschrift. Ich habe selbst das Vergnügen gehabt, in Kopenhagen die färöische Aussprache von Herrn Jakobsen und einigen anderen zu hören, genug um mir wenigstens von einigen Punkten eine Ansicht bilden zu können. Der färöische Dialekt hat dadurch ein besonderes Interesse, dass er zwischen der isländischen und der westnorwegischen Sprachform in der Mitte liegt, auch mit dem Schottischen und Englischen einige Berührungen hat. Andererseits hat er eigentümliche Entwickelungen und bietet dem Phonetiker viele Schwierigkeiten, die durch dialektische Spaltung noch erhöht werden. Wegen der Zersplitterung in viele kleine Inseln ist die sprachliche Einheit auf den Färöern kleiner als in dem kompakten Island.

Ich hebe einige der interessantesten Züge hervor und füge einige Bemerkungen bei. Bei den Konsonanten ist der Übergang von *þ* zu *t*, auch in den Pron., zu bemerken, also *tū* = isl. þú. *k* und *g* vor Palatalen nähern sich der englischen Entwickelungsstufe: *kinn* wird *ţşinn*, das dem engl. *chin* sehr ähnlich klingt; hnakki *naţţşė* (*h* weggefallen wie schon im Altnorw.), tekkja (annehmen, isl. þekkja) *tęţţşa* (vgl. e. *thatch* dachen = isl. þekja); doch soll *ķ*, *ģ* sich im südl. Dialekt finden. Gera, genta (Mädchen, norw. Jenta) wird *ḑẓeəra*, *ḑẓęnta* gesprochen, fast wie engl. *gentle*. „*b*, *d*, *g* halb stimmhaft; im südlichen Dialekt scheinen sie, wenigstens in Sandö, ganz stimmhaft“; auch mir kamen diese Laute etwas mehr stimmhaft als im Isländischen vor; doch ist in oddur zwischen isl. und fär.Ausspr. kein grosser Unterschied zu beobachten. — *M* wird vor *l* z. B. in *gamli*, und teilweise vor *r*, mit unvollständigem Lippenverschluss gesprochen, wodurch ein „Mittellaut von *m* und *w*“, oder ein nasaliertes *w* entsteht, vgl. Sweet HES² 4; einen ähnlichen Mittellaut hat Seelmann für lat. ausl. *m* angenommen. — Wie im Isl. findet sich ein schwacher stimmloser Hauch vor geminierter Tenuis: *stǫ'kkůr*, *gǫ'tt*. — Wie im Südisl. kommt auch im Färöischen, besonders im südlichen Dialekt, also in dem gegen Dänemark gekehrten Teile, ein Übergang von *k*, seltener *t* zu halb stimmhafter Aussprache vor: baka *bęǎĝa*, vika *vīĝa*, matur *męǎḑůr*[2]. — In *vatn* lautet mir das *n* nicht ganz so stimmlos wie im Isländischen.

Die kurzen Vokale, insofern sie nicht Diphthonge werden, lauten im Ganzen den dänischen sehr ähnlich, so das offene *i* in *fisk* = *fėsk*; dagegen scheint mir wie Jakobsen das lang gewordene in vika, biti geschlossen zu lauten: *vīka*, *bīti* od. *bītė*. *y* fällt mit *i* zusammen: systir *sėstėr*. Upp *ůpp*, fast wie nordisches *ω*. *u* in maður *męǎvůr* wird von Jakobsen

[1] Gehört zu der von *Samfund til udgivelse af gammel nordisk Literatur* (Gesellschaft zur Herausgabe altnordischer Litteratur) herausgegebenen Sammlung.

[2] Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Jakobsen.

als ein ŏ-Laut beschrieben, scheint mir aber nicht wesentlich vom isländischen Laut verschieden.

Der Dialekt zeichnet sich durch reiche Diphthongbildung aus; nicht nur alte, sondern auch neue Längen sind diphthongisch geworden. Das Färöische geht hier viel weiter als das Isländische und nähert sich sowohl dem Westnorwegischen als dem Englischen. Wir können hier nur einige der interessantesten Fälle herauswählen.

Alte fallende Diphthonge: laussur (isl. lauss) *lęiˈssůr*, leysa *lǫisa*, bein *bain*.

Neue fallende Diphthonge: gera *dʒ̨eəra*, lautete mir fast *dʒ̨ęra* oder *dʒ̨eęra*; hola *hoəla*, nach J. „ə hier näher å oder frz. ó", lautete mir eher *hoǫla*, ebenso *go[ǫ]můl koǫna*. Vgl. eine ähnliche Entwickelung im Isl., die jedoch erst im Werden begriffen, dagegen im Westnorwegischen voll ausgebildet ist, s. unten. Fótur *fǫutůr*; die Ausspr. von Vaagö fast *fautůr*; Plur. føtur *føətůr*.

Neue schwebende Diphthonge, wo der Accent auf beide Teile ungefähr gleichmässig verteilt ist, doch nach J. gewöhnlich der letzte Vokal das Übergewicht hat; vgl. oben S. 86. Beispiele sind maður *mę͡avůr*, bátur *bå͡atůr*, átta ár *åtta å͡ar*; líf *lu͡iv*, dýr *du͡ir*.

Norwegisch.

K. Brekke, *Bidrag til dansk-norskens lydlære.* Schulprogramm. Christiania 1881.

Der Verfasser, ein sehr tüchtiger Philologe und Phonetiker, besonders bekannt als Verfasser vorzüglicher engl. Lehrbücher, schliesst sich im Ganzen der engl. Schule an. Seine Arbeit ist, wie Sweet bemerkt, „the first treatment of a living literary language on a rational phonetic basis by a native". (Academy 30 Dec. 1882.) Der Verf. hat die erste Idee zu seiner Arbeit von Sweet's *Spoken Swedish* bekommen, das er öfter berücksichtigt. Die Analyse der Laute ist sehr genau. Man sieht überall die nahe Verwandtschaft mit den schwedischen Lauten. Der Verf. behandelt die Sprache der Hauptstadt als die wichtigste Quelle des gebildeten Norwegisch. Nur selten merkt man, dass der Verf. eigentlich einem andern Dialekt angehört (Romsdal, Übergangsdialekt vom Drontheimischen zum Bergenschen). So gehört die von ihm behauptete Vulgärsprache *fesk* statt *fisk* gar nicht dem Südostnorw. an; vgl. unten. *Bredde*, *fedt* werden nicht wie im Dän. mit geschlossenem *ė* gesprochen, sondern *e* ist zu *ę* herabgesunken. *Sexten* wird nicht *sęis'n*, sondern *sęist'n* gesprochen. Sehr gut hat B. in der Vulgärsprache von Christiania die nachlässige, entrundete Aussprache des kurzen unbetonten *u* in *Gut* (Knabe), fast wie *ə*, beobachtet: ja, Gut *jäˈgət* („yes, my boy"); er vergleicht dies mit der partiellen Entrundung im schwed. full und mit der vollständigen Entrundung im engl. but. Mit Recht macht B. darauf aufmerksam, dass der Stimmlaut auslautender Mediæ nach langem Vokal geschwächt wird: in *dåg* „haben die

Stimmbänder wahrscheinlich schon zu erschlaffen angefangen, wenn sich die Zunge von *a* zu *g* erhoben hat", S. 22; vgl. meine Bemerkung Norvegia I, 68; jetzt scheint mir wesentlich erst der Absatz (off-glide) stimmlos. Vgl. Sweet, *Spoken Swedish* 15. Ein labiodentales *m* vor *f*, *v* hat zuerst Brekke S. 23 entdeckt: *jomfru*, *omvendt*, vgl. Jespersen Art. 41, wo ähnliche Formen in anderen Sprachen nachgewiesen werden; nach Evans und Sweet auch in engl. *nymph* etc.; die gew.Ausspr. scheint jedoch mir wie Miss Soames *nimf* mit labialem *m*.

In einem besonderen Abschnitte behandelt der Verf. die stimmhaften, silbenbildenden Nasalen und Liquidæ *m*, *n*, *l*, *r*, die in der Umgangssprache eine so grosse Rolle spielen, besonders zum Ersatz der Synkope der Vokale: Katten *katt'n*, Kattene *kat-t'n-nə* [auch *kat-t'n-ə*], Benene *bē-n-nə*, jeg har seet den *jə hār sett'n*; vulgär sogar Pinden *pī'n*, Enden *ē'n* [gebildet *pinn'n ęnn'n*], Fanden *fā'n*. Der Verf. macht geltend, dass in der Umgangssprache auch andere Spiranten silbenbildend vorkommen: possessiv *pǫss's-sīv*, mange Gange *maŋ'ŋ-gaŋŋə*, Lommepenge *lωm'm-pęŋŋə*. Ja er hätte hinzufügen können, dass bisweilen auch Explosivlaute, besonders stimmhafte, in nachlässiger Aussprache eine solche Funktion haben können: meget godt *mēg'g-gǫtt*, Kandidat *kan'd-dāt*.

Das Buch schliesst mit einem Kapitel über „Bezeichnungslehre", welche auch als Aussprachelehre dienen kann.

T. Bennett, *English-Norwegian Phrase-book* (A Selection of Phrases for Tourists travelling in Norway). 3rd edition, enlarged and revised by Joh. Storm, Christiania 1874. — 4th ed. Christiania 1881. Das Buch enthält eine Auswahl der gebräuchlichsten Redensarten, nach dem Hauptwort (*key word*) geordnet, also ein kleines phraseologisches Wörterbuch. Der norwegische Text wird sowohl in der gewöhnlichen Rechtschreibung als in leichtverständlicher Lautschrift gegeben. Der gewählteren Aussprache ist die der schlichten Umgangssprache in Kursiv beigefügt. Auch häufig vorkommende Dialektformen sind erklärt. — Mit der 1891 erscheinenden 5. Aufl., welche Herr Bennett auf eigene Hand unternommen hat, habe ich nichts zu thun.

Aug. Western, *Kurze Darstellung des norwegischen Lautsystems,* in Vietor's Phonetischen Studien II, 259—282. Eine tüchtige Arbeit, die im Ganzen eine sehr gute Beschreibung der norwegischen Laute giebt. Die Opposition des Verf. gegen eine *standard* oder Musteraussprache kann ich nicht ganz teilen. Wie im Englischen, so legt W. auch im Norwegischen der Sprache der Hauptstadt und der feinsten Bildung zu wenig Bedeutung bei, wenn er sagt, ein [gebildeter] Dialekt sei so gut wie ein anderer. Wenn er z. B. bei dem Worte Regn (Regen) die Aussprachen *ræin* und *ręŋn* für gleich gut erklärt, so ist erstens zu beachten, dass *ræin* (besser *ręin*) die Aussprache der Hauptstadt und der besten Gesellschaft des südl. Norwegens ist, *ręŋn* dagegen die des Volkes und der entlegeneren Städte wie Drontheim. Gegenwärtig ist also *ręin* die Musteraussprache, *ręŋn* ziemlich vulgär. Da indessen *ręin* eigentlich die dänische, *ręŋn* die (ost)norwegische Form ist,

welche sich immer mehr und mehr verbreitet, so ist vorauszusehen, dass diese im Laufe der Zeit einst den Sieg davontragen wird — wenn dieselbe dereinst nicht von dem noch ursprünglicheren westnorw. *rẹgn* verdrängt wird. Zwar kann die Aussprache von Christiania noch nicht in ihrer Gesamtheit musterhaft genannt werden; aber je nachdem die Hauptstadt mehr und mehr das geistige Centrum des Landes wird, wird sich auch eine entsprechende sprachliche Oberherrschaft geltend machen. Sein Korrektiv wird der Dialekt von Christiania in der Sprache der guten Gesellschaft des ganzen Landes finden, welche, wie Western bemerkt, nur in Kleinigkeiten von jenem abweicht. Gleichzeitig führen die andern Dialekte der Hauptstadt einen nationalen Strom zu, und die Wirkung ist eine gegenseitige. Eine Musteraussprache ist also, wenn nicht vollständig entwickelt, doch im Begriff sich zu entwickeln. Vor vierzig Jahren waren Schauspieler aus Christiania in Christiania selbst unmöglich; auf der damaligen dänischen Bühne wurden höchstens Bergenser geduldet; jetzt erklingt das kräftige Ostnorwegische häufig mit Beifall auf unserer Bühne.

Es ist also ein glücklicher Zufall, dass gerade Western ein Ostländer ist, und sich daher an den ihm geläufigen Dialekt von Christiania gehalten hat. Es würde ein ausländisches Publikum weit weniger interessiert haben, wenn er z. B. den drontheimischen Dialekt beschrieben hätte. Einige zu eliminierende Eigenheiten in Western's eigener Sprache werde ich gleich berühren.

Dem Kieferwinkel legt Western, wie schon bemerkt, bei der Vokalbildung eine zu grosse Bedeutung bei; das Bestimmende ist die Öffnung zwischen Zunge und Gaumen. Das vulgäre *æ* in *fæḷ* ungeheuerlich hat, sagt W., ebenso grossen Kieferwinkel wie ein gewöhnliches *a* oder frz. *à* in *madame* ohne im mindesten sich den *a*-Lauten zu nähern. „Dieser tiefe æ-Laut ist sehr geeignet um zu zeigen, dass es nicht angeht ohne weiteres die Laute *i-e-æ-a* in eine Entwickelungsreihe zusammenzustellen". Dies ist nicht klar. Das hier besprochene vulg. *æ* ist, wie ich schon Norv. I 108. 109 ausgesprochen, wesentlich derselbe Laut wie das engl. *ä* in *man*, dessen Unterschied vom frz. *à* auf der Zungenstellung, nicht auf dem Kieferwinkel beruht. Man kann z. B. engl. *bẹt*, *bät* und norw. *fẹll fäḷ* nach einander ohne Änderung des Kieferwinkels sprechen.

Das von mir nachgewiesene sehr offene *œ* in *höre* klingt Western fremd. Und doch kann man es jeden Tag in Christiania hören![1] Western hat aber hier in seiner eigenen Aussprache einen dialektischen mehr geschlossenen Laut, wie schon oben bemerkt.

Norw. *ω* in *god*, *ond* liegt nach W. zwischen *high* und *mid*; bei mir entschieden *high*; ebenso später W. Engl. Stud. XVI, 118.

Den Diphthong *ei* z. B. in *nei* (nein) bezeichnet W. als *æi*, indem er bemerkt: „das erste Element ist nicht ein gewöhnliches *æ*: die Zunge ist ein wenig zurückgezogen, so dass der Laut einen gemischten Charakter

[1] In einer Versammlung von 20 norwegischen, fein gebildeten Lehrerinnen fand ich Sommer 1890, dass alle aus Christiania gebürtigen, c. 15, das *œ* in *för*, *höre* wie ich sprachen.

bekommt". Dazu bemerke ich: 1) wenn dem so ist, ist die Bezeichnung *æ* irreleitend; 2) kenne ich diese Aussprache in ihrer vollen Entwickelung nur aus entlegenen Dialekten; die gewöhnliche Aussprache is *ęi*, höchstens mit ganz schwacher Annäherung an *ə*. Das zweite Element in allen i-Diphthongen ist W. geneigt, als ein weites *i* anzusehen, „wenn es nicht vielmehr ein gehobenes *e* ist". Mir scheint das Erstere das Gewöhnliche; doch kommt auch *é* vor. — Dass die Konsonanten *g*, *b* „mit dem gew. deutschen identisch sind" ist nicht ganz genau; der Stimmlaut ist bei uns stärker, ebener, was bes. bei Geminationen wie *Edda* deutlich ist. Eine Aussprache wie *'u·rət* (Unrecht) ist ganz unerhört; man möchte fast glauben, sie sei von W. theoretisch gebildet oder dass ein Druckfehler vorliege; sonst kennt man nur *ǖrętt* mit Hauptdruck und zusammengesetztem Ton auf der ersten, mit Nebendruck und einfachem Ton auf der zweiten Silbe.

Die Supradentale werden S. 271 so beschrieben: „Das Zungenblatt wird gegen den harten Gaumen dicht über die Alveolen gedrückt". Ich würde sagen: die Zungenspitze wird gegen die Alveolen gedrückt; mir scheint Jespersens Beschreibung Art. 43 ganz richtig: „$\beta 0^{f}$ (pure point)" d. h. Zungenspitze gegen die Alveolen. Ein auffallender Irrtum ist es, wenn Verf. S. 272 vom dicken *l* sagt, dass „die Zungenspitze sich rückwärts bis zum w e i c h e n Gaumen biegt"; s. oben S. 158. Bei Bildung kakuminaler Laute geht die zurückgebogene Zungenspitze wohl nie über die Mitte des harten Gaumens hinaus, vgl. Techmer IZ IV 120. 198. 265. Jespersen Art. 44 sagt sogar: „Further back than g [praepalatum] hardly any tongue-point sound is formed"; dem entsprechend beschreibt er S. 60 das dicke *l* als βïig$-^{f}$, d. h. die Bewegung fängt am Vordergaumen (praepalatum Lenz, postalveolare Stelle Techmer) an. Ich kann mit der Zungenspitze nur schwer bis h (mediopalatum) reichen; gewöhnlich fange ich die *l*-Bildung bei g (praepal.) an. Vgl. Western Engl. Stud. XVI, 116.

Die Abhandlung schliesst mit einer sehr guten Sprachprobe aus Björnson.

J. C. Poestion, Norwegische Grammatik. Wien, Hartleben, 1890. 183 S.

Von dieser schätzbaren Arbeit sagt W e s t e r n in *Quousque Tandem* 5, S. 53: „Die ausführlichste und beste existierende Darstellung der Laut- und Formenlehre unserer Umgangssprache, ist — zu unserer Schande sei es gesprochen — von einem Deutschen verfasst. Es ist das in Wien bei Hartleben im Herbst 1890 erschienene *Lehrbuch der norwegischen Sprache* von P o e s t i o n. Dasselbe enthält ausführliche Wörterverzeichnisse zur Lautlehre und berücksichtigt bei der Behandlung der Formenlehre neben der Schriftsprache stets die Formen der Umgangssprache. Das Buch ist selbstverständlich eine Kompilation aus norwegischen Quellen, aber es ist eine ganz vorzügliche Kompilation und hat den Vorteil, dass man hier zusammengestellt findet, was man sonst an verschiedenen Stellen suchen muss. Für die Richtigkeit der einzelnen Angaben kann ich bürgen, da ich in der Lage gewesen bin, das Buch im Manuskript durchzugehen, die

darin vorkommenden Versehen zu berichtigen und dazu noch eine Korrektur zu lesen. Besonders will ich hervorheben, dass man meine Abhandlung *Von norwegischen Doppelformen* im Arkiv f. nord. Phil. IV, 1—25[1] hier wiedergegeben findet, welche sonst ziemlich unbeachtet geblieben ist.

Ich kann nach Einsicht des Buches in das Lob Westerns nur einstimmen. Zum ersten Mal finde ich hier eine norwegische Grammatik, die ich Ausländern zum Studium getrost empfehlen kann. Man muss über den Fleiss und die Genauigkeit des Verfassers staunen. Neben Westerns Schriften finde ich u. a. nuch die meinigen genau berücksichtigt. Der erste Abschnitt enthält die sehr ausführliche Lautlehre, welche in phonetischer Rücksicht musterhaft ist und dem Buch seinen eigentlichen Charakter verleiht. Der zweite Abschnitt enthält die ebenso genau ausgeführte Formenlehre, der dritte Redensarten, Gespräche und Sprachproben.

Von demselben Verfasser, Bibliothekar Poestion in Wien, ist auch eine dänische und eine schwedische Grammatik herausgegeben, welche beide schätzbar, jedoch kürzer gefasst sind. Das Norwegische hat der Verf. mit besonderer Vorliebe 'behandelt, wofür nicht nur die Norweger, sondern auch alle Germanisten und die vielen Tausende von Reisenden, die jedes Jahr unser Land besuchen, ihm zum Dank verpflichtet sind.

Norwegische Dialekte.

Joh. Storm, *Norsk Lydskrift med Omrids af Fonetiken,* in der Zeitschrift *Norvegia* I, S. 19—132 (1884; unvollendet)[2].

Der erschienene Teil giebt einen Umriss der allgemeinen Phonetik und eine Erklärung meiner Lautschrift, mit einer eingehenderen Behandlung der Konsonanten der norw. Dialekte von den Labialen bis zu den Palatalen. Der noch nicht erschienene zweite Teil soll die übrigen Konsonanten und die Vokale behandeln.

Seit dem Erscheinen meiner *Englischen Philologie* 1. Ausg. war meine Aufmerksamkeit mehr und mehr auf die Wichtigkeit des Studiums der Dialekte, sowohl für die Sprachwissenschaft überhaupt als besonders für die Phonetik, gerichtet. Ausser dass ich mit mehreren norw. Dialekten von Kindheit an vertraut bin, habe ich von 1880 bis 1886 jeden Sommer

[1] Diese wertvolle Abhandlung geht darauf hinaus, Formen der Umgangssprache wie *hode* Kopf von solchen der Schriftsprache wie *hoved* Haupt genau zu unterscheiden.

[2] *Norvegia*, Zeitschrift für norwegische Mundarten und Volkskunde, herausgegeben von Moltke Moe und Joh. Storm. Band I, Heft 1 (132 S.), Christiania 1884. Leider war mein Mitarbeiter, ein hervorragender junger Folklorist, jetzt Professor der norw. Dialektologie und Volkskunde an der Universität Christiania, welcher im 2. Heft die norw. Volkskunde behandeln sollte, bisher durch verschiedene Umstände verhindert, sein Versprechen zu erfüllen. Darum ist das ganze Unternehmen ins Stocken geraten und auch meine Abhandlung unvollendet geblieben. — Von der 1. Lieferung haben L[unde]ll in *Nordisk Revy* II 458 und A. Kock in *Svenska Landsmålen* 1885 D, S. li sehr günstige Rezensionen gegeben.

Studienreisen gemacht, um die Dialekte an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Ertrag war daher ergiebiger, als ich vorher zu hoffen gewagt hatte. Ich habe bis jetzt ungefähr 150 Dialekte mehr oder weniger genau phonetisch untersucht. Ich kenne kaum ein fesselnderes Studium. Ein vergleichendes Studium der Mundarten einer Sprache muss überall fruchtbar sein (vgl. Sievers, oben S. 88); nach meiner Erfahrung ist dies ganz besonders in Norwegen der Fall, wo die Mundarten noch so viele Überreste des Altnordischen wahren, dazu wegen der Ausdehnung des Landes eine so grosse Entwickelungsskala bieten, dass fast alle Stufen vertreten sind, von der ältesten bis zu den jüngsten, von der allgemein europäischen durch die gemeinnorwegische bis zu den individuellsten dialektischen Sonderentwickelungen. Dazu waltet hier eine ungewöhnliche Regelmässigkeit der Übergänge; während z. B. in Schweden von Dorf zu Dorf oft rätselhafte Sprünge stattfinden, findet man in Norwegen, wo die Bevölkerung in einzelnen Gehöften, nicht in Dörfern wohnt, daher ebenmässiger zerstreut ist, fast überall einen allmählichen, regelmässig fortschreitenden Übergang; nur die grosse Bergkette, welche den östlichen vom westlichen Teil des südlichen Norwegens scheidet, bildet eine Unterbrechung, daher die norw. Dialekte in zwei Hauptzweige, das Ost- und das Westnorwegische, zerfallen. Die Durchmusterung einer zusammenhängenden Dialektreihe ist daher besonders geeignet, uns die historische Entwickelung der Laute und der Sprachform lebendig vorzuführen. Sehr oft vertreten eine Reihe von Dialekten die historisch auf einander gefolgten Schichten; die jüngste Form der Sprache findet man in der Hauptstadt und ihrer Umgegend; je nachdem man sich von derselben entfernt, findet man im südl. Norwegen immer ältere Formen; in den höchsten, entlegensten Gebirgsthälern hat man die ältesten noch bewahrten Überreste des Alt- und Mittelnorwegischen. Jeder Dialekt hat verschiedene Züge erhalten, so dass dieselben zusammen genommen ein recht treues Bild der alten Sprache geben.

Ich beabsichtige im Folgenden eine kurze Skizze der interessantesten phonetischen Züge der norwegischen Dialekte[1] zu geben, einen Auszug sowohl der von mir veröffentlichten Arbeit als des noch rückständigen Teils.

Das Ostnorwegische nähert sich, besonders in seinem östlichsten Teile, dem Schwedischen; am eigentümlichsten sind die Dialekte von Gudbrandsdal und Stift Drontheim entwickelt. Das Westnorwegische berührt sich mit dem Isländischen; typisch sind die Dial. von Hardanger, Voss, Sogn im südl. Stift Bergen, und Sætersdal im nördl. Stift Christiansand. Eine Unterabteilung des Westnorw. ist das Südwestnorwegische der Küste (von Risör bis Stavanger), das gewisse Annäherungen an das Dänische hat, namentlich das Stimmhaftwerden der intervokalischen Tenues.
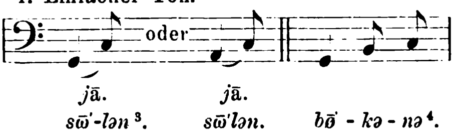
[1] Die Rede ist hier von den Bauerndialekten; von den Stadtdialekten nur, insofern sie dieselben Züge teilen, was z. B. bei dem musikalischen Accent, nicht aber bei der Quantität der Vokale der Fall ist. Über die Stadtdialekte, besonders den Dialekt von Christiania, s. Brekke's und Western's oben besprochene Arbeiten.

Die norwegische Aussprache steht in ihrer ganzen Art der schwedischen viel näher als der dänischen. Sogar das Dano-Norwegisch der Städte klingt trotz seiner äusserlich dänischen Form mehr schwedisch als dänisch, und ist daher als „Dänisch mit schwedischer Aussprache“ bezeichnet worden[1].
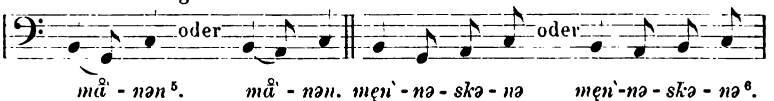
1. Der musikalische Accent[2] ist im Ostnorwegischen vom Schwedischen nur unbedeutend, im Westnorwegischen etwas mehr verschieden. Als Typus des Ostnorw. kann der Dialekt von Christiania, als Typus des Westnorw. der von Bergen gelten. Ich bezeichne beiderlei Accente folgendermassen.

Ostnorwegischer Ton (Christiania).

1. Einfacher Ton.
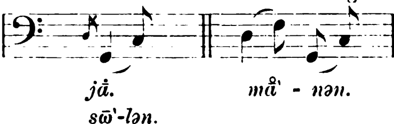


2. Zusammengesetzter Ton.



Westnorwegischer Ton (Bergen).

1. Einfacher Ton. 2. Zusammengesetzter Ton.



Der einfache Ton ist eigentlich ein Gleiten der Stimme durch mehrere Töne, eine Tonreihe, die auf das Ohr den Eindruck eines einzigen Tones macht. Er gehört eigentlich einsilbigen Wörtern an; ursprüngliche Monosyllaba, die durch eingeschobene Vokale oder enklitische Anhängsel mehrsilbig geworden, behalten denselben Ton; nur wird hier die Tonreihe gebrochen und auf die verschiedenen Silben verteilt, wodurch ihre Hauptbestandteile zum Vorschein kommen: ostn. Dial. *sω̄'la*, westn. Dial. *sō̆'li*, altn. sólin = sól (h)in; *bȫ'kənə*, altn. bœkrnar = bœkr (h)inar. Bei ruhigem Ausdruck fängt die Stimme ostnorw. in starkem Tiefton an und steigt allmählich zu schwachem Hochton, ungefähr um eine Terz oder eine Quarte,

[1] Vgl. unten zu Jespersen, *Danias Lydskrift.*

[2] Vgl. Joh. Storm, *Om Tonefaldet*, oben S. 15 erwähnt. In der *Norvegia* I 42 ff. habe ich diesen Gegenstand in erneute Behandlung gezogen. In gegenwärtigem Auszug sind einzelne kleine Verbesserungen gemacht.

[3] Die Sonne Fam. *sω̄'l'n.*

[4] Dial. od. fam. = *Bøgerne*, die Bücher.

[5] *Maanen*, der Mond. Fam. *må'n'n.*

[6] Die Menschen.

Studienreisen gemacht, um die Dialekte an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Ertrag war daher ergiebiger, als ich vorher zu hoffen gewagt hatte. Ich habe bis jetzt ungefähr 150 Dialekte mehr oder weniger genau phonetisch untersucht. Ich kenne kaum ein fesselnderes Studium. Ein vergleichendes Studium der Mundarten einer Sprache muss überall fruchtbar sein (vgl. Sievers, oben S. 88); nach meiner Erfahrung ist dies ganz besonders in Norwegen der Fall, wo die Mundarten noch so viele Überreste des Altnordischen wahren, dazu wegen der Ausdehnung des Landes eine so grosse Entwickelungsskala bieten, dass fast alle Stufen vertreten sind, von der ältesten bis zu den jüngsten, von der allgemein europäischen durch die gemeinnorwegische bis zu den individuellsten dialektischen Sonderentwickelungen. Dazu waltet hier eine ungewöhnliche Regelmässigkeit der Übergänge; während z. B. in Schweden von Dorf zu Dorf oft rätselhafte Sprünge stattfinden, findet man in Norwegen, wo die Bevölkerung in einzelnen Gehöften, nicht in Dörfern wohnt, daher ebenmässiger zerstreut ist, fast überall einen allmählichen, regelmässig fortschreitenden Übergang; nur die grosse Bergkette, welche den östlichen vom westlichen Teil des südlichen Norwegens scheidet, bildet eine Unterbrechung, daher die norw. Dialekte in zwei Hauptzweige, das Ost- und das Westnorwegische, zerfallen. Die Durchmusterung einer zusammenhängenden Dialektreihe ist daher besonders geeignet, uns die historische Entwickelung der Laute und der Sprachform lebendig vorzuführen. Sehr oft vertreten eine Reihe von Dialekten die historisch auf einander gefolgten Schichten; die jüngste Form der Sprache findet man in der Hauptstadt und ihrer Umgegend; je nachdem man sich von derselben entfernt, findet man im südl. Norwegen immer ältere Formen; in den höchsten, entlegensten Gebirgsthälern hat man die ältesten noch bewahrten Überreste des Alt- und Mittelnorwegischen. Jeder Dialekt hat verschiedene Züge erhalten, so dass dieselben zusammen genommen ein recht treues Bild der alten Sprache geben.

Ich beabsichtige im Folgenden eine kurze Skizze der interessantesten phonetischen Züge der norwegischen Dialekte[1] zu geben, einen Auszug sowohl der von mir veröffentlichten Arbeit als des noch rückständigen Teils.

Das Ostnorwegische nähert sich, besonders in seinem östlichsten Teile, dem Schwedischen; am eigentümlichsten sind die Dialekte von Gudbrandsdal und Stift Drontheim entwickelt. Das Westnorwegische berührt sich mit dem Isländischen; typisch sind die Dial. von Hardanger, Voss, Sogn im südl. Stift Bergen, und Sætersdal im nördl. Stift Christiansand. Eine Unterabteilung des Westnorw. ist das Südwestnorwegische der Küste (von Risör bis Stavanger), das gewisse Annäherungen an das Dänische hat, namentlich das Stimmhaftwerden der intervokalischen Tenues.
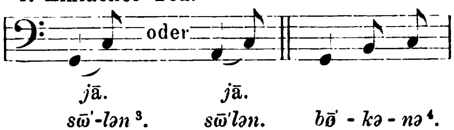
[1] Die Rede ist hier von den Bauerndialekten; von den Stadtdialekten nur, insofern sie dieselben Züge teilen, was z. B. bei dem musikalischen Accent, nicht aber bei der Quantität der Vokale der Fall ist. Über die Stadtdialekte, besonders den Dialekt von Christiania, s. Brekke's und Western's oben besprochene Arbeiten.

Die norwegische Aussprache steht in ihrer ganzen Art der schwedischen viel näher als der dänischen. Sogar das Dano-Norwegisch der Städte klingt trotz seiner äusserlich dänischen Form mehr schwedisch als dänisch, und ist daher als „Dänisch mit schwedischer Aussprache“ bezeichnet worden[1].
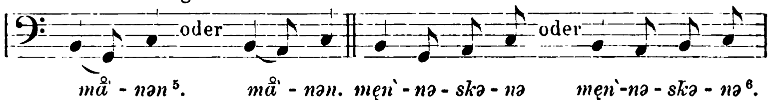
1. Der musikalische Accent[2] ist im Ostnorwegischen vom Schwedischen nur unbedeutend, im Westnorwegischen etwas mehr verschieden. Als Typus des Ostnorw. kann der Dialekt von Christiania, als Typus des Westnorw. der von Bergen gelten. Ich bezeichne beiderlei Accente folgendermassen.

Ostnorwegischer Ton (Christiania).

1. Einfacher Ton.
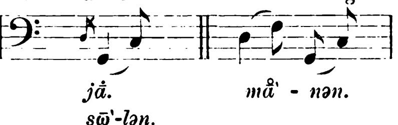


2. Zusammengesetzter Ton.



Westnorwegischer Ton (Bergen).

1. Einfacher Ton. 2. Zusammengesetzter Ton.



Der einfache Ton ist eigentlich ein Gleiten der Stimme durch mehrere Töne, eine Tonreihe, die auf das Ohr den Eindruck eines einzigen Tones macht. Er gehört eigentlich einsilbigen Wörtern an; ursprüngliche Monosyllaba, die durch eingeschobene Vokale oder enklitische Anhängsel mehrsilbig geworden, behalten denselben Ton; nur wird hier die Tonreihe gebrochen und auf die verschiedenen Silben verteilt, wodurch ihre Hauptbestandteile zum Vorschein kommen: ostn. Dial. *sω̄'la*, westn. Dial. *sȫ'li*, altn. sólin = sól (h)in; *bȫ'kənə*, altn. bœkrnar = bœkr (h)inar. Bei ruhigem Ausdruck fängt die Stimme ostnorw. in starkem Tiefton an und steigt allmählich zu schwachem Hochton, ungefähr um eine Terz oder eine Quarte,

---

[1] Vgl. unten zu Jespersen, *Danias Lydskrift.*

[2] Vgl. Joh. Storm, *Om Tonefaldet*, oben S. 15 erwähnt. In der *Norvegia* I 42 ff. habe ich diesen Gegenstand in erneute Behandlung gezogen. In gegenwärtigem Auszug sind einzelne kleine Verbesserungen gemacht.

[3] Die Sonne Fam. *sω̄'l'n.*

[4] Dial. od. fam. = *Bogerne*, die Bücher.

[5] *Maanen*, der Mond. Fam. *må̄'n'n.*

[6] Die Menschen.

je nach der Stärke des Ausdrucks. Der schwache Hochton ist hier der abschliessende Grundton, auf dem die Stimme ausruht. Die ganze Tonreihe wirkt wie ein Grundton mit einem gebrochenen Akkord von harmonischen Untertönen und macht daher auf ein gewöhnliches Ohr den Eindruck eines einzigen, abgeschlossenen Tones.

Der abschliessende Hochton steigt im Norw. oft etwas mehr als im Schwed., daher die Schweden im norw. Tonfall etwas Unabgeschlossenes, einen verwunderten, unentschiedenen, fragenden Ausdruck finden. Erst wenn das Intervall erheblich grösser wird, z. B. eine Sexte, entsteht für uns der Charakter des Unabgeschlossenen. Ein anderer Unterschied ist, dass im Norwegischen der steigende Hochton fast alleinherrschend, der fallende Hochton nur ausnahmsweise bei ungewöhnlicher Emphase vorkommt, dagegen letzterer im Schwedischen viel häufiger ist.

Der zusammengesetzte Ton gehört eigentlich den zweisilbigen Formen an. Die Stimme fängt ostnorw. in starkem Mittelton an, gleitet ungefähr durch eine Terz herab und steigt in der schwachen Endsilbe plötzlich, ungefähr eine Quarte hinauf. Musikalisch ausgedrückt: die Stimme geht durch die Septime bis zur Quinte (die beide zum unabgeschlossenen Septimenakkord auf der Quinte gehören) und schliesst im Grundton[1]. Die erste Silbe lautet immer unabgeschlossen; auch wenn man inne hält oder abbricht, fühlt man, dass eine zweite Silbe nachfolgen soll. *Sω̄* in *sω̄'lə* (Sonnen) lautet ganz anders als in *sω̄'lən* (die Sonne). Bei weniger entwickeltem Ausdruck sind die Intervalle kleiner. In mehrsilbigen Wörtern wie *men'-nə-skə-nə* wird die Tonreihe gebrochen und auf die einzelnen Silben verteilt.

Im Fluss der Rede werden die Töne vielfach modifiziert, namentlich die Intervalle verkleinert, oft fast nur angedeutet; sie werden der Satzmelodie und dem Satzaccent untergeordnet[2]. Bei fehlendem Nachdruck kann die Modulation ganz wegfallen. Bei sehr erregtem Ausdruck kann der starke Tiefton zu starkem Hochton übergehen, ohne dass der Abschluss seinen Charakter verliert, da der Grundton derselbe bleibt, gleichviel, ob der vorletzte unabgeschlossene Ton über oder unter demselben liegt. Im Schwedischen ist der emphatische Hochton häufiger als im Norwegischen. Gewöhnlich liegen aber sowohl im Schwedischen als im Norwegischen die starken Silben tiefer als die schwachen, ausser bei entschiedenem Abschluss; im Lesen senken auch wir bei Punkt gewöhnlich die Stimme, was aber bei Schülern oder Ungeübten leicht übertrieben und monoton wird.

Der westnorwegische Ton ist eine Variation desselben Themas, nur reicher, bunter, lebhafter. Der einfache Ton hat einen hohen Vorschlag und klingt daher dem Ostnorweger zusammengesetzt; der zusammengesetzte
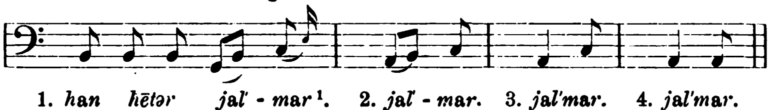
---

[1] Der Schlusston muss daher immer vom Anfangston verschieden sein, im Ostn. Schwed. höher, was ausländische Phonetiker gewöhnlich nicht verstehen, indem sie sich mit der Bezeichnung „steigend-fallend" begnügen.

[2] So auch in anderen Sprachen mit „festem" Wortton, sogar im Chinesischen, s. Sw. HES[2] 32. Vgl. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 170.

Accent ist steigend-fallend und gleitet durch alle Töne des Septimenakkords, bis er sich im Grundton auflöst.
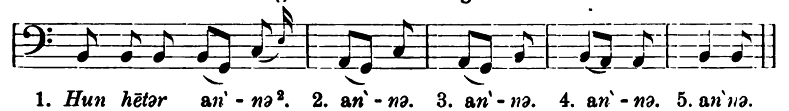
Zum Schluss gebe ich einige Beispiele des **ostnorwegischen Tonfalls in der zusammenhängenden Rede**. Obschon dies mein eigener, angeborener Dialekt ist, finde ich es doch sehr schwer die feinen und vielfach wechselnden Gleittöne festzuhalten und wiederzugeben. Nach mehrfacher Prüfung gebe ich jedoch folgendes als einigermassen sicher, doch nur als einige der vielen Weisen, in welchen die Worte gesagt werden können. Am besten bleibt der ursprüngliche Ton bewahrt in Sätzen wie: „Er heisst *Hjal'mar*“; „sie heisst *An`ne*“, vgl. die entsprechenden schwed. Sätze oben S. 231. Sonst treten die mannichfachsten Modifikationen ein, welche in Noten nur unvollkommen bezeichnet werden können.

Ostnorwegischer Tonfall. Einfacher Ton.
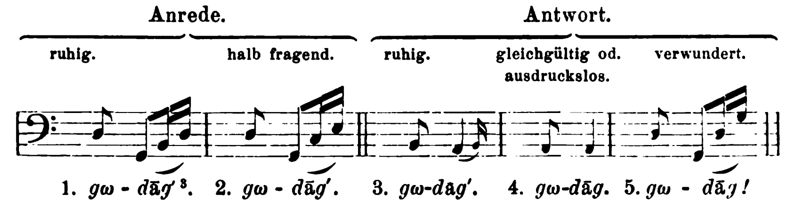


Je eintöniger, ausdrucksloser man spricht, desto mehr nimmt das Gleiten ab. Auch bei schneller Rede mindern sich die Intervalle. Bei hartnäckiger Behauptung wird oft ein einförmiger („dogmatischer“) Ton gebraucht; auch *listless monotony* kommt vor.

Ostnorwegisch. Zusammengesetzter Ton.



Von diesen ist 4 ziemlich einförmig, 5 ganz eintönig (hartnäckig, gleichgültig).



---

[1] Dieser kleine Aufschwung der Stimme in die obere Terz ist sehr häufig, kann aber auch wegfallen; er giebt der Sprache bes. für fremde Ohren einen halb fragenden, unentschiedenen Ausdruck; er wird nur als unwesentlicher Oberton, der Grundton aber als der eigentliche Abschluss gefühlt.

[2] Hier findet sich oft derselbe unwesentliche Aufschwung in die Terz wie oben. Die Umkehrung dieser Bewegung findet sich im Ausruf, s. S. 231.

[3] Geschrieben *God Dag*, *goddag*, guten Tag. Auch *gω-dā'* gesprochen. Immer einfacher Ton.

je nach der Stärke des Ausdrucks. Der schwache Hochton ist hier der abschliessende Grundton, auf dem die Stimme ausruht. Die ganze Tonreihe wirkt wie ein Grundton mit einem gebrochenen Akkord von harmonischen Untertönen und macht daher auf ein gewöhnliches Ohr den Eindruck eines einzigen, abgeschlossenen Tones.

Der abschliessende Hochton steigt im Norw. oft etwas mehr als im Schwed., daher die Schweden im norw. Tonfall etwas Unabgeschlossenes, einen verwunderten, unentschiedenen, fragenden Ausdruck finden. Erst wenn das Intervall erheblich grösser wird, z. B. eine Sexte, entsteht für uns der Charakter des Unabgeschlossenen. Ein anderer Unterschied ist, dass im Norwegischen der steigende Hochton fast alleinherrschend, der fallende Hochton nur ausnahmsweise bei ungewöhnlicher Emphase vorkommt, dagegen letzterer im Schwedischen viel häufiger ist.

Der zusammengesetzte Ton gehört eigentlich den zweisilbigen Formen an. Die Stimme fängt ostnorw. in starkem Mittelton an, gleitet ungefähr durch eine Terz herab und steigt in der schwachen Endsilbe plötzlich, ungefähr eine Quarte hinauf. Musikalisch ausgedrückt: die Stimme geht durch die Septime bis zur Quinte (die beide zum unabgeschlossenen Septimenakkord auf der Quinte gehören) und schliesst im Grundton[1]. Die erste Silbe lautet immer unabgeschlossen; auch wenn man inne hält oder abbricht, fühlt man, dass eine zweite Silbe nachfolgen soll. *Sω̄* in *sω̄'lə* (Sonnen) lautet ganz anders als in *sω̄'lən* (die Sonne). Bei weniger entwickeltem Ausdruck sind die Intervalle kleiner. In mehrsilbigen Wörtern wie *men'-nə-skə-nə* wird die Tonreihe gebrochen und auf die einzelnen Silben verteilt.

Im Fluss der Rede werden die Töne vielfach modifiziert, namentlich die Intervalle verkleinert, oft fast nur angedeutet; sie werden der Satzmelodie und dem Satzaccent untergeordnet[2]. Bei fehlendem Nachdruck kann die Modulation ganz wegfallen. Bei sehr erregtem Ausdruck kann der starke Tiefton zu starkem Hochton übergehen, ohne dass der Abschluss seinen Charakter verliert, da der Grundton derselbe bleibt, gleichviel, ob der vorletzte unabgeschlossene Ton über oder unter demselben liegt. Im Schwedischen ist der emphatische Hochton häufiger als im Norwegischen. Gewöhnlich liegen aber sowohl im Schwedischen als im Norwegischen die starken Silben tiefer als die schwachen, ausser bei entschiedenem Abschluss; im Lesen senken auch wir bei Punkt gewöhnlich die Stimme, was aber bei Schülern oder Ungeübten leicht übertrieben und monoton wird.

Der westnorwegische Ton ist eine Variation desselben Themas, nur reicher, bunter, lebhafter. Der einfache Ton hat einen hohen Vorschlag und klingt daher dem Ostnorweger zusammengesetzt; der zusammengesetzte

---

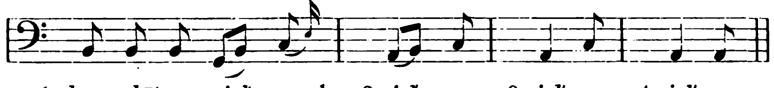
[1] Der Schlusston muss daher immer vom Anfangston verschieden sein, im Ostn. Schwed. höher, was ausländische Phonetiker gewöhnlich nicht verstehen, indem sie sich mit der Bezeichnung „steigend-fallend“ begnügen.

[2] So auch in anderen Sprachen mit „festem“ Wortton, sogar im Chinesischen, s. Sw. HES² 32. Vgl. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 170.

Accent ist steigend-fallend und gleitet durch alle Töne des Septimenakkords, bis er sich im Grundton auflöst.

Zum Schluss gebe ich einige Beispiele des **ostnorwegischen Tonfalls in der zusammenhängenden Rede**. Obschon dies mein eigener, angeborener Dialekt ist, finde ich es doch sehr schwer die feinen und vielfach wechselnden Gleittöne festzuhalten und wiederzugeben. Nach mehrfacher Prüfung gebe ich jedoch folgendes als einigermassen sicher, doch nur als **einige** der **vielen** Weisen, in welchen die Worte gesagt werden können. Am besten bleibt der ursprüngliche Ton bewahrt in Sätzen wie: „Er heisst *Hjal'mar*“; „sie heisst *An'ne*“, vgl. die entsprechenden schwed. Sätze oben S. 231. Sonst treten die mannichfachsten Modifikationen ein, welche in Noten nur unvollkommen bezeichnet werden können.
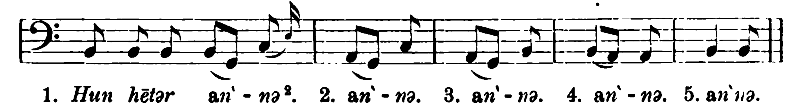
Ostnorwegischer Tonfall. Einfacher Ton.



1. *han hētər jal' - mar*[1]. 2. *jal' - mar*. 3. *jal'mar*. 4. *jal'mar*.
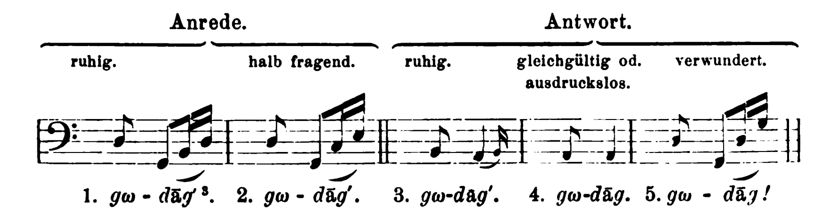
Je eintöniger, ausdrucksloser man spricht, desto mehr nimmt das Gleiten ab. Auch bei schneller Rede mindern sich die Intervalle. Bei hartnäckiger Behauptung wird oft ein einförmiger („dogmatischer“) Ton gebraucht; auch *listless monotony* kommt vor.

Ostnorwegisch. Zusammengesetzter Ton.



1. *Hun hētər an' - nə*[2]. 2. *an' - nə*. 3. *an' - nə*. 4. *an' - nə*. 5. *an'nə*.

Von diesen ist 4 ziemlich einförmig, 5 ganz eintönig (hartnäckig, gleichgültig).



---

[1] Dieser kleine Aufschwung der Stimme in die obere Terz ist sehr häufig, kann aber auch wegfallen; er giebt der Sprache bes. für fremde Ohren einen halb fragenden, unentschiedenen Ausdruck; er wird nur als unwesentlicher Oberton, der Grundton aber als der eigentliche Abschluss gefühlt.

[2] Hier findet sich oft derselbe unwesentliche Aufschwung in die Terz wie oben. Die Umkehrung dieser Bewegung findet sich im Ausruf, s. S. 231.

[3] Geschrieben *God Dag*, *goddag*, guten Tag. Auch *gω-dā'* gesprochen. Immer einfacher Ton.

je nach der Stärke des Ausdrucks. Der schwache Hochton ist hier der abschliessende Grundton, auf dem die Stimme ausruht. Die ganze Tonreihe wirkt wie ein Grundton mit einem gebrochenen Akkord von harmonischen Untertönen und macht daher auf ein gewöhnliches Ohr den Eindruck eines einzigen, abgeschlossenen Tones.

Der abschliessende Hochton steigt im Norw. oft etwas mehr als im Schwed., daher die Schweden im norw. Tonfall etwas Unabgeschlossenes, einen verwunderten, unentschiedenen, fragenden Ausdruck finden. Erst wenn das Intervall erheblich grösser wird, z. B. eine Sexte, entsteht für uns der Charakter des Unabgeschlossenen. Ein anderer Unterschied ist, dass im Norwegischen der steigende Hochton fast alleinherrschend, der fallende Hochton nur ausnahmsweise bei ungewöhnlicher Emphase vorkommt, dagegen letzterer im Schwedischen viel häufiger ist.

Der zusammengesetzte Ton gehört eigentlich den zweisilbigen Formen an. Die Stimme fängt ostnorw. in starkem Mittelton an, gleitet ungefähr durch eine Terz herab und steigt in der schwachen Endsilbe plötzlich, ungefähr eine Quarte hinauf. Musikalisch ausgedrückt: die Stimme geht durch die Septime bis zur Quinte (die beide zum unabgeschlossenen Septimenakkord auf der Quinte gehören) und schliesst im Grundton[1]. Die erste Silbe lautet immer unabgeschlossen; auch wenn man inne hält oder abbricht, fühlt man, dass eine zweite Silbe nachfolgen soll. *Sω̄* in *sω̄'lə* (Sonnen) lautet ganz anders als in *sω̄'lən* (die Sonne). Bei weniger entwickeltem Ausdruck sind die Intervalle kleiner. In mehrsilbigen Wörtern wie *men'-nə-skə-nə* wird die Tonreihe gebrochen und auf die einzelnen Silben verteilt.

Im Fluss der Rede werden die Töne vielfach modifiziert, namentlich die Intervalle verkleinert, oft fast nur angedeutet; sie werden der Satzmelodie und dem Satzaccent untergeordnet[2]. Bei fehlendem Nachdruck kann die Modulation ganz wegfallen. Bei sehr erregtem Ausdruck kann der starke Tiefton zu starkem Hochton übergehen, ohne dass der Abschluss seinen Charakter verliert, da der Grundton derselbe bleibt, gleichviel, ob der vorletzte unabgeschlossene Ton über oder unter demselben liegt. Im Schwedischen ist der emphatische Hochton häufiger als im Norwegischen. Gewöhnlich liegen aber sowohl im Schwedischen als im Norwegischen die starken Silben tiefer als die schwachen, ausser bei entschiedenem Abschluss; im Lesen senken auch wir bei Punkt gewöhnlich die Stimme, was aber bei Schülern oder Ungeübten leicht übertrieben und monoton wird.

Der westnorwegische Ton ist eine Variation desselben Themas, nur reicher, bunter, lebhafter. Der einfache Ton hat einen hohen Vorschlag und klingt daher dem Ostnorweger zusammengesetzt; der zusammengesetzte

---

[1] Der Schlusston muss daher immer vom Anfangston verschieden sein, im Ostn. Schwed. höher, was ausländische Phonetiker gewöhnlich nicht verstehen, indem sie sich mit der Bezeichnung „steigend-fallend“ begnügen.

[2] So auch in anderen Sprachen mit „festem“ Wortton, sogar im Chinesischen, s. Sw. HES² 32. Vgl. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 170.

Accent ist steigend-fallend und gleitet durch alle Töne des Septimenakkords, bis er sich im Grundton auflöst.

Zum Schluss gebe ich einige Beispiele des **ostnorwegischen Tonfalls in der zusammenhängenden Rede**. Obschon dies mein eigener, angeborener Dialekt ist, finde ich es doch sehr schwer die feinen und vielfach wechselnden Gleittöne festzuhalten und wiederzugeben. Nach mehrfacher Prüfung gebe ich jedoch folgendes als einigermassen sicher, doch nur als einige der vielen Weisen, in welchen die Worte gesagt werden können. Am besten bleibt der ursprüngliche Ton bewahrt in Sätzen wie: „Er heisst *Hjal'mar*"; „sie heisst *An'ne*", vgl. die entsprechenden schwed. Sätze oben S. 231. Sonst treten die mannichfachsten Modifikationen ein, welche in Noten nur unvollkommen bezeichnet werden können.
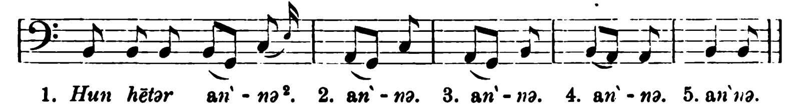
Ostnorwegischer Tonfall. Einfacher Ton.



1. *han hētər jal' - mar*[1]. 2. *jal' - mar.* 3. *jal'mar.* 4. *jal'mar.*
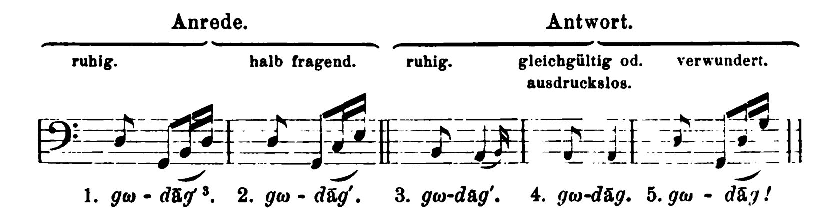
Je eintöniger, ausdrucksloser man spricht, desto mehr nimmt das Gleiten ab. Auch bei schneller Rede mindern sich die Intervalle. Bei hartnäckiger Behauptung wird oft ein einförmiger („dogmatischer") Ton gebraucht; auch *listless monotony* kommt vor.

Ostnorwegisch. Zusammengesetzter Ton.



1. *Hun hētər an' - nə*[2]. 2. *an' - nə.* 3. *an' - nə.* 4. *an' - nə.* 5. *an'nə.*

Von diesen ist 4 ziemlich einförmig, 5 ganz eintönig (hartnäckig, gleichgültig).



1. *gω - dāg*[3]. 2. *gω - dāg'.* 3. *gω-dāg'.* 4. *gω-dāg.* 5. *gω - dāg!*

---

[1] Dieser kleine Aufschwung der Stimme in die obere Terz ist sehr häufig, kann aber auch wegfallen; er giebt der Sprache bes. für fremde Ohren einen halb fragenden, unentschiedenen Ausdruck; er wird nur als unwesentlicher Oberton, der Grundton aber als der eigentliche Abschluss gefühlt.

[2] Hier findet sich oft derselbe unwesentliche Aufschwung in die Terz wie oben. Die Umkehrung dieser Bewegung findet sich im Ausruf, s. S. 231.

[3] Geschrieben *God Dag*, *goddag*, guten Tag. Auch *gω-dā'* gesprochen. Immer einfacher Ton.

je nach der Stärke des Ausdrucks. Der schwache Hochton ist hier der abschliessende Grundton, auf dem die Stimme ausruht. Die ganze Tonreihe wirkt wie ein Grundton mit einem gebrochenen Akkord von harmonischen Untertönen und macht daher auf ein gewöhnliches Ohr den Eindruck eines einzigen, abgeschlossenen Tones.

Der abschliessende Hochton steigt im Norw. oft etwas mehr als im Schwed., daher die Schweden im norw. Tonfall etwas Unabgeschlossenes, einen verwunderten, unentschiedenen, fragenden Ausdruck finden. Erst wenn das Intervall erheblich grösser wird, z. B. eine Sexte, entsteht für uns der Charakter des Unabgeschlossenen. Ein anderer Unterschied ist, dass im Norwegischen der steigende Hochton fast alleinherrschend, der fallende Hochton nur ausnahmsweise bei ungewöhnlicher Emphase vorkommt, dagegen letzterer im Schwedischen viel häufiger ist.

Der zusammengesetzte Ton gehört eigentlich den zweisilbigen Formen an. Die Stimme fängt ostnorw. in starkem Mittelton an, gleitet ungefähr durch eine Terz herab und steigt in der schwachen Endsilbe plötzlich, ungefähr eine Quarte hinauf. Musikalisch ausgedrückt: die Stimme geht durch die Septime bis zur Quinte (die beide zum unabgeschlossenen Septimenakkord auf der Quinte gehören) und schliesst im Grundton[1]. Die erste Silbe lautet immer unabgeschlossen; auch wenn man inne hält oder abbricht, fühlt man, dass eine zweite Silbe nachfolgen soll. *Sω̄* in *sω̄'lə* (Sonnen) lautet ganz anders als in *sω̄'lən* (die Sonne). Bei weniger entwickeltem Ausdruck sind die Intervalle kleiner. In mehrsilbigen Wörtern wie *men'-nə-skə-nə* wird die Tonreihe gebrochen und auf die einzelnen Silben verteilt.

Im Fluss der Rede werden die Töne vielfach modifiziert, namentlich die Intervalle verkleinert, oft fast nur angedeutet; sie werden der Satzmelodie und dem Satzaccent untergeordnet[2]. Bei fehlendem Nachdruck kann die Modulation ganz wegfallen. Bei sehr erregtem Ausdruck kann der starke Tiefton zu starkem Hochton übergehen, ohne dass der Abschluss seinen Charakter verliert, da der Grundton derselbe bleibt, gleichviel, ob der vorletzte unabgeschlossene Ton über oder unter demselben liegt. Im Schwedischen ist der emphatische Hochton häufiger als im Norwegischen. Gewöhnlich liegen aber sowohl im Schwedischen als im Norwegischen die starken Silben tiefer als die schwachen, ausser bei entschiedenem Abschluss; im Lesen senken auch wir bei Punkt gewöhnlich die Stimme, was aber bei Schülern oder Ungeübten leicht übertrieben und monoton wird.

Der westnorwegische Ton ist eine Variation desselben Themas, nur reicher, bunter, lebhafter. Der einfache Ton hat einen hohen Vorschlag und klingt daher dem Ostnorweger zusammengesetzt; der zusammengesetzte

---

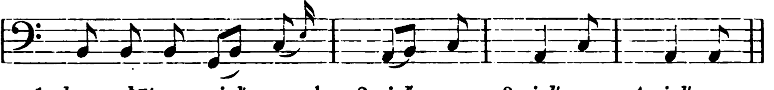
[1] Der Schlusston muss daher immer vom Anfangston verschieden sein, im Ostn. Schwed. höher, was ausländische Phonetiker gewöhnlich nicht verstehen, indem sie sich mit der Bezeichnung „steigend-fallend" begnügen.

[2] So auch in anderen Sprachen mit „festem" Wortton, sogar im Chinesischen, s. Sw. HES[2] 32. Vgl. meine *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 170.

Accent ist steigend-fallend und gleitet durch alle Töne des Septimenakkords, bis er sich im Grundton auflöst.

Zum Schluss gebe ich einige Beispiele des **ostnorwegischen Tonfalls in der zusammenhängenden Rede.** Obschon dies mein eigener, angeborener Dialekt ist, finde ich es doch sehr schwer die feinen und vielfach wechselnden Gleittöne festzuhalten und wiederzugeben. Nach mehrfacher Prüfung gebe ich jedoch folgendes als einigermassen sicher, doch nur als einige der vielen Weisen, in welchen die Worte gesagt werden können. Am besten bleibt der ursprüngliche Ton bewahrt in Sätzen wie: „Er heisst *Hjal'mar*"; „sie heisst *An'ne*", vgl. die entsprechenden schwed. Sätze oben S. 231. Sonst treten die mannichfachsten Modifikationen ein, welche in Noten nur unvollkommen bezeichnet werden können.
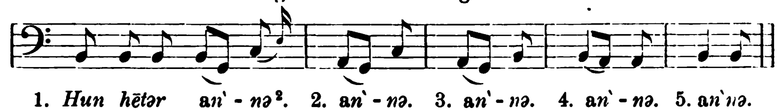
Ostnorwegischer Tonfall. Einfacher Ton.



1. *han hētər jal' - mar*[1]. 2. *jal' - mar*. 3. *jal'mar*. 4. *jal'mar*.

Je eintöniger, ausdrucksloser man spricht, desto mehr nimmt das Gleiten ab. Auch bei schneller Rede mindern sich die Intervalle. Bei hartnäckiger Behauptung wird oft ein einförmiger („dogmatischer") Ton gebraucht; auch *listless monotony* kommt vor.
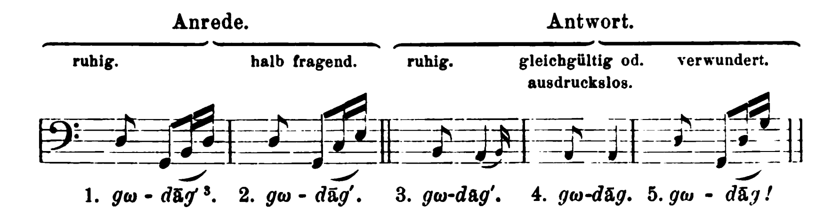
Ostnorwegisch. Zusammengesetzter Ton.



1. *Hun hētər an' - nə*[2]. 2. *an' - nə*. 3. *an' - nə*. 4. *an' - nə*. 5. *an'nə*.

Von diesen ist 4 ziemlich einförmig, 5 ganz eintönig (hartnäckig, gleichgültig).

Anrede. Antwort.



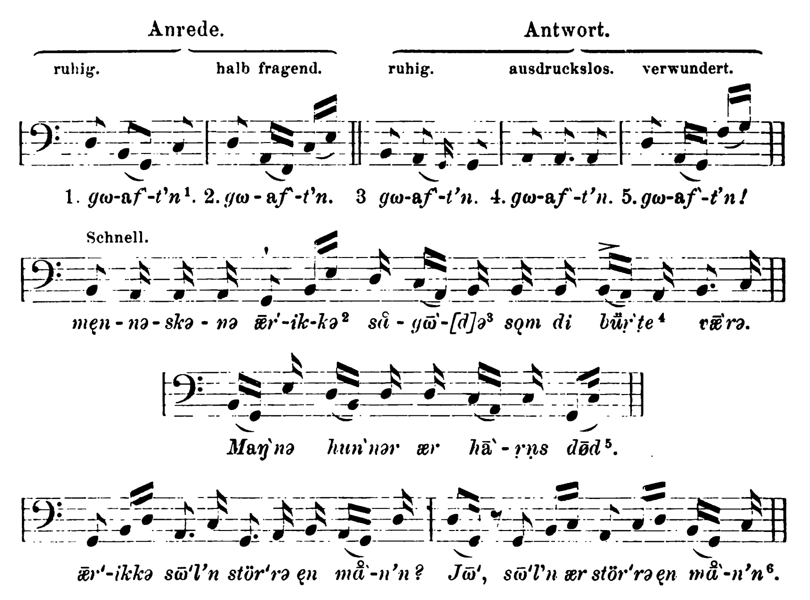
1. *gω - dāg*[3]. 2. *gω - dāg'*. 3. *gω-dāg'*. 4. *gω-dāg*. 5. *gω - dāg!*

---

[1] Dieser kleine Aufschwung der Stimme in die obere Terz ist sehr häufig, kann aber auch wegfallen; er giebt der Sprache bes. für fremde Ohren einen halb fragenden, unentschiedenen Ausdruck; er wird nur als unwesentlicher Oberton, der Grundton aber als der eigentliche Abschluss gefühlt.

[2] Hier findet sich oft derselbe unwesentliche Aufschwung in die Terz wie oben. Die Umkehrung dieser Bewegung findet sich im Ausruf, s. S. 231.

[3] Geschrieben *God Dag*, *goddag*, guten Tag. Auch *gω-dā'* gesprochen. Immer einfacher Ton.



2. Die quantitative und qualitative Behandlung der Vokale ist im dialektischen Ostnorw. und im Westnorw. grundverschieden. Der Osten wahrt mehr die alte Quantität, der Westen die Qualität. Im Osten dauern viele alte Kürzen fort, zum Teil mit geänderter (verbreiteter) Aussprache, z. B. *i* wird gew. *e*: *veta* altn. vita wissen; ausnahmsweise (vokalharmonisch oder vor gewissen Konsonantengruppen) wird *i* gewahrt: ***viku*** Woche, ***biti*** Bissen, gebissen, ***fisk***; *e* wird *æ*: ***væra***, ***hæst*** etc. Die alte Kürze bleibt namentlich in zweisilbigen Formen wie ***viku***, ***veta***, ***baka*** (backen) mit ihren Assimilationsprodukten ***vyku***, ***vuku***; ***væta***, ***vătä***, ***vata***, ***vătă***; ***båkå***. Der Dial. von N. Gudbrandsdal hat die Kürze auch in einsilbigen Formen erhalten: *las* (las) unterscheidet sich sowohl von *lass*

---

[1] Geschr. *God Aften*, guten Abend. Zusammengesetzter Ton.

[2] Im unbetonten *ikkə* schwindet jede Spur des zusammengesetzten Tons. Im Fluss der Rede auch *æ̈r‘ikə*, *ær‘kə*, nachlässig ***ækkə***; vulg. od. dial. auch *æ̈r‘ikə*, d. h. als ein zusammengesetztes Wort ausgesprochen.

[3] In *gω̈ə* hört man noch eine Spur des zusammengesetzten Tons. Ebenso in *bür̥ṭə*.

[4] Die Menschen sind nicht so gut, wie sie sein sollten.

[5] *Mange Hunde er Harens Død*, viele Hunde sind des Hasen Tod.

[6] „Ist nicht die Sonne grösser als der Mond?“ „Jawohl (gewiss), die Sonne ist grösser als der Mond“.

[7] Das gedeckte *i* in *fisk* ist, wenn auch nicht ganz so geschlossen wie in frz. *fisque*, *disque*, wie es Western Phon. Stud. II 263 ansetzt, doch nur unbedeutend offener als das ganz geschlossene freie *i* in ***viku*** und das lange *i* in *vīkə* (weichen) und kann daher zum geschlossenen Laut gerechnet werden. Nach Sweet HES² 2 ist es „exactly half way between *narrow* and *wide*“. Vgl. oben S. 137.

(Last, Fuder) als von *glās*; es heisst *læ̀sa* od. *læ̀sā* lesen, *læs* lese, *las* las, *lèse* od. *lèsē* gelesen, *vìku* od. *vìkū* Woche etc.; der betonte Wurzelvokal überall kurz. Zum deutlicheren Unterschied zwischen Formen wie altn. *āt*, *gott*, *skot* hat Gudbr. vor geminierter Tenuis einen stimmlosen Hauch: *åt* ass, *gå'tt skåt* guter Schuss.

Die alten freien betonten Kürzen sind auch in mehreren schwedischen und finnisch-schwedischen Dialekten bewahrt worden, worüber s. Sv. L. Andererseits ist die kurze Aussprache des betonten Wurzelvokals gerade in den altertümlichsten Dialekten mit einer Neigung verbunden, den Endvokal zu verlängern, so in Gudbrandsdal oft, besonders unter dem Satzaccent, *vìkū*, *lèsē*, *væ̀tā*. Vgl. dieselbe Erscheinung im Englischen und im Spanischen. Diese Neigung geht im Dial. von Tinn (in Telemarken, w. von Christiania) bis zum völligen Übergewicht der Endsilbe weiter, wobei der Endvokal den Wurzelvokal mehr oder weniger assimiliert: *vykū', vytå'; bitī', pl. bytå'* Bissen, *løså'* lesen, *båkå'* backen; altn. viku (Akk.), vita, biti, pl. bitar, lesa. Ähnliche Formen müssen auch in den übrigen ostnorw. Dial. als die Ursache der oben erwähnten Assimilationsprodukte vorausgesetzt werden. Besonders alt muss die Verlängerung der Endung *a* sein, da der Übergang von *ā* zu *å* wenigstens bis zum Mittelnordischen[1] hinaufreicht. Schon im altnorw. Homilienbuch[2] (Schluss 12. Jahrh. od. Anfang 13.) finden sich Formen wie *etá*; später, im 14. Jahrh. sind Formen wie *beraa, hafuaa* f. bera, hafa in norw. Urkunden häufig. Es ist wahrscheinlich, dass auch die anderen Vokalen eine ähnliche Verlängerung erlitten haben. Auch in schwedischen Dialekten finden sich viele ähnliche Formen, in Dalarne nach N o r e e n sogar Oxytona wie *fulí* Füllen, *drupí* Tropfen, *musí* Moos. Der Dial. von Elfdal in Dalarne hat *līvā* leben, das älteres **livā* voraussetzt und dem norw. *lyvå'* (Tinn) entspricht; dagegen *brinna* brennen, norw. *brennə* etc. A. K o c k schliesst mit Recht, dass die Formen **livā*, **vitā*, **bakā* etc. früher gemeinnordisch gewesen sind[3].

Das Westnorwegische nähert sich in seiner Behandlung der Vokale dem isländischen System; es verlängert die alten freien betonten Kürzen, wahrt aber die Qualität besser als das Isl. Zum Ersatz werden die alten Längen diphthongiert, s. unten. Im Westnorw. wird daher die alte halboffene Aussprache der kurzen *i, e, y, u* etc. aufrecht gehalten, während das Ostn. die Zwischenstufen unterdrückt hat. So Westn. *fisk*, *vīkà* oder

---

[1] Dass *å* sehr hoch hinaufreicht, wird daraus wahrscheinlich, dass *å* für altn. á sich jetzt sowohl im Norwegischen als im Schwedischen und Dänischen findet. Nachweisbar findet sich o, oo d. h. *å* für ā im Mittelnorwegischen des 14-15. Jahrh.

[2] *Gammel norsk Homiliebog* udgiven af C. R. U n g e r, Christiania 1862.

[3] A. K o c k, *Långa ändelsevokaler i det nordiska fornspråket*, Arkiv f. nord. Fil. IV, 87. Eine ähnliche Annahme S w e e t s zur Erklärung der ne. Kürze in Wörtern wie *hammer* HES[2] 168; bei Orm *manīʒ*, das an ne. *mę̄nē* wie das Chaucer'sche *pitee* an ne. *pītē* erinnert. Es bleibt unsicher, ob mit der ags. Schreibung *bogás, namán* HES[2] 109 etwas derartiges gemeint ist; teilweise wenigstens mag eine solche Aussprache alt sein.

vielmehr *fėsk*, *vė̄kd*[1] im Gegensatz zu *sist*, *vīsa* = altn. sízt, vísa, während Ostn. *fisk*, *viku* oder *vēkə* hat. Westn. *hęst*, ostn. *hæst* Pferd. Westn. *sẏstər* od. *sėster* Schwester, ostn. *systər* oder *söstər*. Westn. *gů̄l* gelb, altn. gulr, ostn. *gṻl̥* etc.

3. Bei den Konsonanten findet sich sowohl im Westen wie im Osten eine sehr energische Aussprache des Stimmlauts, ganz wie im Schwedischen, so dass in Wörtern wie *stabbe* stumpf, *labb* Pfote, *vogga* Wiege, *padda* Kröte, die langen od. doppelten Mediæ durch ihren ganzen Verlauf (während des Verschlusses) stimmhaft bleiben; nur im Auslaut wird der Absatz stimmlos: *labb'*. Nur an einigen Stellen wie Österdal, Gudbrandsdal, wird der letzte Teil des Verschlusslautes stimmlos: *labp*. In Helgeland (nördl. Norw.) findet sich eine merkwürdige Annäherung an das entfernte, aber doch gegenüber liegende Island, indem hier halb stimmhafte Aussprache häufig ist: *veĝĝa* Woche.

Im südwestlichen Küstendialekt findet sich dieselbe Annäherung an das Dänische wie im Südschwedischen: *vēga* Woche, *bōg* Buch[2]. Im südlichsten Teil findet sich auch eine andere Annäherung, das auslautende *ə* f. *a*: *vēgə* Woche, *lēvə* leben, dän. *ṻĝə (ūə)*, *lėvə*.

Das altn. *þ* wird wie im Schwed. und Dän. behandelt: *ting*, *du*. Das alte *ð* ist nur an der äussersten, gegen Island gekehrten Ecke Norwegens um das Vorgebirge Stade im N. Stift Bergen erhalten: *dauðə sauðə* [todtes Schaf] Auch hier haben wir eine Berührung mit dem Isländischen. Im übrigen Norwegen ist *ð* früher wahrscheinlich mit loserer Artikulation, wie im Dänischen, ausgesprochen worden, denn es ist jetzt wie in einigen dän. Dialekten (Fünen)[3] verstummt (*dau sau, go ti* gute Zeit, *biə* = bíða). Wir haben oben merkwürdige, obwohl schwächere Annäherungen an das Dänische in den gegen Dänemark gekehrten Teilen von Island und den Färöern gesehen. Eine solche Annäherung ist nicht nur durch die Oberherrschaft des einen Landes zu erklären, sondern noch mehr durch den steten fortgesetzten gegenseitigen Verkehr der Einwohner, welcher durch das Meer eher befördert als gehindert wird.

In alten auslautenden Verbindungen von Kons. mit Liquida oder Nasal kommen in den ältesten Dialekten vielfach stimmlose Spiranten vor, so vor allem im Sætersdal *vȧtn̥*, *hȯyrsl̥* Gehör, *fůgl̥* Vogel, *sōᵘkn̥* Kirchspiel, *ørn̥* Adler, *ręgn̥* Regen, *livr̥* Leber, *åkr̥* Acker, *fōᵘstr̥* = altn. fōstr, *vȧrm̥t*. Diese Formen sind noch absolut einsilbig wie isl. *vȧtn̥* etc., und stellen ohne Zweifel die altn. Aussprache dar. Im S. Bergen ist die Aussprache mehr stimmhaft, doch noch einsilbig, so in Hardanger *vȧtn*, *fjedl*

[1] S. oben S 238 (Isländisch).

[2] In Dänemark lässt sich die Erweichung der Tenues ungefähr gegen 1400 nachweisen, im südl. Norwegen wegen der oft halb dän. Schriftsprache unsicher um 1500; doch scheinen Formen wie *weghe* Dipl. Norv. II 1091 (Lister 1529) oder *heida* VII 760 (Lister 1543) ziemlich beweisend, da die dän. Form *ughe*, *hedhe* war und ist.

[3] Im Hochdänischen nur in einigen der gebräuchlichsten Wörter: *få̄* Vater, *mō̄* Mutter, *bīə* = altn. bíða, schwed. bida.

Gebirge; hasl wird *hátl* (Haselstaude), halb stimmlos; dagegen *awkůr*[1] vgl. isl. *åkúr*, In Sogn *vatt'n* zweisilbig, stimmhaft; *awkkər*. Im N. Berg. wieder *vatn̥ åkr̥ fostr̥ aldr̥* stimmlos und einsilbig. Im Ostnorw. wie im Schwed. *vatt'n*, *åkər* zweisilbig; in Tel. etc. *bö'kar*, *bö'ka* = bœkr; *vę'gə* = vegr.

Tl fällt im Ostnorw. mit *sl* zusammen und wird vielfach *hl* (stark gehauchtes *l̥* + *l*) oder *hl̥*[2]: ætla beabsichtigen wird *æslə*, *æhlə*, *æhl̥ə* wie vesle — *væhlə* der kleine. Im Westnorw. fällt dagegen *sl* mit *tl* zusammen: hasl *hatl* Haselstaude; *vętle* = altn. vesli und Vetrliði. In vielen Dial. wird salt *sal̥t*, in einigen (Stryn) wird davon die palatale Form unterschieden, indem hasl *háhl̥* wird.

R + Dental bildet im Ostnorw. supradentale (alveolare) Verbindungen: stort (grosses) wird *stǿr̥t̥*, svart *svar̥t̥t̥* oder *sva'r̥t̥t̥* mit schnellem, aber deutlich bemerkbarem Gleitlaut. Nur *rð* wird kakuminales, „dickes" *l* (s. S. 42): orð *ǿl̥* Wort; dieses *l* wirkt analogisch auf andere *l*: Olaf *ǿl̥a*, *gal̥a*, *stǿl̥*; dieses *l* bildet kakuminale Verbindungen: stolen *stwl̥n̥* od. *stǿr̥n̥*. Das kakuminale, mit Zungenschlag gebildete *l̥* lässt sich nicht verdoppeln oder verlängern; es kommt gewöhnlich nicht nach palatalen Vokalen vor: *mīl* Meile, *ēl* Sturm, *sȳl* Ahle, *ǿl* Bier; nur selten *sȳl̥*; anders in schwed. Dial., s. oben. Im Westnorw. bleiben *r* und *l* unverändert; nur in den Städten und in Hardanger findet sich *ʀ* (Zäpfchen-*r*), s. unten.

Geminierte Dentale werden im Ostnorw. gewöhnlich palatal. Das Drontheimische *al̥l̥ə man̥n̥* wird weiter südlich durch palatale Vokalaffektion *ál̥l̥ə mán̥n̥*, dann *äl̥lə män̥n* ; im Südostnorw. verliert der Konsonant den pal. Laut, und nur der palatal gefärbte Vokal bleibt: *ällə männ*. Ähnlich *bǫl̥l̥ə*, *bœl̥lə*, *bœllə* Napf; *gǫt̥t̥*, *gœt̥t*, *gœtt* Gutes; *lad̥d̥*, *ládd*, *läd̥d*, *lädd* Socke; *ǫd̥d̥*, *œd̥d*, *œdd* Spitze etc. Mit *ll*, *nn* fallen ostn. *rl*, *rn* zusammen: schon mittelnorw. *kall* (Kerl), *Ellingr*, *honn*, *konn* jetzt *kál̥l̥*, *käll*; *hǫn̥n̥*, *hón̥n̥*, *hœn̥n*, *hœnn*. Im Westnorw. werden *ll* und zum Teil *rl* zu *dl*: fjall *fjędl*, kalla *kadla*, alle *adle*, Karl *kadl*; *rn* und zum Teil *nn* zu *dn*: *bjödn* Bär, *hǫdn*, *kǫdn*. In Hardanger und Stavanger hört man noch einen Rest der ursprüngl. supradentalen Aussprache des *d*. Die Verbindungen *dl*, *dn* werden mit vollem Stimmlaut und einsilbig ausgesprochen; nur der Absatz ist stimmlos.

In *s̨j* wird bes. im Westen *s* palatal: *s̨jö* See: dies geht leicht in *s̨̆* über, den gewöhnlichen ostnorwegischen Laut, der sich im östlichsten Teil hie und da dem schwed. *š* nähert.

Das palatale *k* wird in den älteren Mundarten gewöhnlich *t̥ʃ*, so Kinn *t̥ʃinn*, bikkja *bit̥t̥ʃa*; nur im N. Valders habe ich mit Sicherheit das

---

[1] ů ist für einen eigentümlichen Mittellaut zwischen *ů* und *ú* oder *ó* gesetzt, der für urspr. kurzes *u* in Hardanger, Voss, Sogn, vorkommt. Der Laut nähert sich bald mehr an *ω*, bald mehr an *ó*, und wird von Vidsteen „Vosse-*u*" genannt. Formen wie *akur* oder *akor* finden sich schon im Altwestnorwegischen des 14. Jahrhunderts, s. Norv. I, 35.

[2] Im Auslaut nur stimmloses *l̥*, so in *háhl̥*, genauer *hál̥l̥*. Dieser Laut ist genau derselbe wie der kymrische in *Llangollen*, worüber vgl. Sweet, *Spoken North Welsh* 10; Sattler, *Y Gomeryd*, d. i. Gramm. des Kymraeg, s. Rez. von Techmer, IZ IV 299.

ältere *bik̦k̦ʃȧ* beobachtet. Die gew. Aussprache der jüngeren Dial. ist einfacher *ich*-Laut: Kinn *ʃinn*, kjøre *ʃǣrə*, bikkje *biʃʃə*. Nach **Jespersen** Art. 66 ist der deutsche *ich*-Laut gewöhnlich $\gamma 2^{g}$ (praepalatal), dagegen norw. kj eher $\gamma 2^{h}$ (mediopalatal); so bilde auch ich norw. kj, bemerke aber wie **Western** Phon. Stud. II 269 bei dem gew. deutschen *ich* keinen wesentlichen lautlichen Unterschied. Es ist zu bemerken, dass auch Techmer deutsches *ich* stomatoskopisch als mediopalatal bestimmt, IZ III 386 ('Mittelzunge genau gegen die vordere Grenze des Gaumenbeins', also an der Grenze zwischen post- und mediopalatum). Weiter sagt Jespersen; „it is pronounced by some Norwegians in such a manner that I think [seem?] constantly to hear a feeble $\gamma 0^{h}$ before it, but the existence of such a shut consonant is denied by the native phoneticians". Es ist wohl dies eben die oben besprochene dialektische Aussprache *țʃ*; in der gebildeten Aussprache kommt sie nicht vor; wohl aber wird es bisweilen im Anfangsmoment sehr eng, später weiter gebildet, was den besagten Eindruck hervorbringen kann.

Pal. **sk** z. B. in **skera** wird in den älteren, bes. westl. Dial. *sțʃe̜ra*; in den jüngeren, bes. östlichen, fällt es mit *sj* zusammen: *ʂæra* wie sjå *ʂå̄*.

Das palatale *g* habe ich ebenfalls im N. Valders gefunden: *lig̦g̦ja*; gew. geht es in *lid̦d̦ja* über. Ragg wird *ragg*, *rȧgg*, *rägg*, *rägg*, vgl. oben.

N vor Palatalen: lenge wird *le̜ŋje*, *le̜ŋŋe*, derselbe Laut wie im frz. *signe*. Spätaltn. oder mittelnorw. þenkja, dän. tenke wird *teŋțʃə* oder *te̜ŋʲə* etc. Doch schwankt die Aussprache vielfach zwischen *ŋ̦* und *ŋ*[1].

J in *rjūka* rauchen, *ljōs* Licht etc. geht oft, wie im Isl. häufig, in unsilbiges *i* über: *ri̯ūka*; in anderen Dial. *jōs*, *jōs* vgl. schwed. ljus *jūs*; ljuga wird ostnorw. *lūgə* oder *jūgə*, schwed. ljuga *jūgd*.

4. Die einzelnen **Vokale**. Die norw. Vokale bilden in ihrer Aussprache eine Mittelstufe zwischen den dänischen und den schwedischen. Im Osten herrscht das tiefe a sowohl kurz als lang: *hatt*, *hāt*; im Westen überall *ȧ*: *hȧtt, hǡt*, südl. *hȧ̊d*, vgl. dän. *hát*, *hád*, *gǟdə*. Ausnahmsweise kommt ostn. *ȧ*, *ä* als Assimilationsprodukt vor, s. oben. Im Dial. von Stryn (N. Berg.) findet sich a für altes *ā*, *ȧ* für altes *ă*, das noch in dem jenseits des Hochgebirges belegenen Nachbardialekt v. Gudbrandsdal erhalten ist.

Das ostnorw. supradentale *r* verbreitert vorhergehende Vokale, so besonders *e̜*, *ö* zu den low-front *æ*, *œ*: *lǣrə*, *hœ̄rə*, vgl. oben das Schwedische. Eine solche Einwirkung findet im Südwesten und Westen nicht statt, wo die Städte grösstenteils das Zäpfchen-*r* verwenden, das Land ein mehr dentales *r* hat, das leicht, wie in Hardanger, in uvulares übergeht. Das Verhältnis ist also hier ungefähr wie im Französischen.

Das offene, gemischte *ȯ* in *gȯtt* ist sehr verbreitet; zum Teil wird es wie in einigen schwed. Dialekten übergerundet und nähert sich etwas

---

[1] Es ist oft schwer, zwischen *ŋ̦* und *ŋ* die Wahl zu treffen; vielfach scheint der wirkliche Laut ein Mittelding von beiden d. h. mediopalatales *ŋ*. Viel entschiedener höre ich *ŋ̦* im frz. *signe*. Auch Ellis hat es schwer gefunden, zwischen diesen zwei Lauten zu scheiden, sowohl im Französischen (*signe*) als im Indischen (pañćan), EEP 192. 204. 1124 etc.

dem *u*; bisweilen wird es, bes. in Solör, an der schwed. Grenze, zu einem *a*-haltigen dunklen, gemischten *v* entrundet: *gvtt.*

Eine eigentümliche Form des offenen *i* kommt in Österdalen vor: *fəsk* Fisch, *sǝttǝ* sitzen, indem *ĭ* wohl ursprünglich zurückgezogen (gemischt) und dann gesenkt worden ist. Der Laut ist dem gewöhnlichen *ə* ähnlich, aber dumpfer und tiefer; der Dial. differenziert auf diese Weise das „harte" i in uspr. *fisk* vom palatalisierten in *kvihḷ* Flussarm = altn. kvisl, *fiṇṇə* finden, *fiḷḷə* Fetzen etc.

Während *ö* kaum je entrundet wird, so ist dagegen bei *y* im Ostn. Entrundung ziemlich häufig. Da *y* schon im Voraus wie im Schwedischen, dem *i*-Laut angenähert ist, wird diese Bewegung in mehreren norw. wie in schwed. Dialekten bis zur völligen Entrundung fortgesetzt. So wird in Solör *u* zum schwed. *ü* in *hūs*, und *y* zu *i* oder Mittellaut: *ni* od. *nï* st. *ny* neu.

Einer der interessantesten Züge der norw. Dialekte ist, dass die hinteren gerundeten Vokale *å o u* in den altertümlichsten Mundarten auf der europäischen Stufe geblieben sind. Das *å* in *åṛ* = altn. ār, *måne* = altn. māni, lautet bes. in Telemarken und Sætersdalen, aber auch sonst vielfach, wie engl. *aw*, was ohne Zweifel die ältere Form war; *ā* kann nur durch ā, å zu *å* gelangt sein. Das *o* in *sōl* = altn. sōl, *ōr* = orð, *sōn* = sonr, lautet in Tel. etc. mehr oder weniger wie im deutschen *so.* Das *sōᵘl* von Sætersdalen geht wie die entsprechende isl. Aussprache auf dieselbe Grundform zurück. Das *u* in *hūs*, altn. hūs, lautet nicht nur in Telemarken, sondern in den meisten Gebirgsdialekten wie das eur. *u* im d. *du.* Derselbe Laut findet sich in schwedischen Dialekten und im Dänischen. In gewissen Gegenden, wo deutsches *o* herrscht, z. B. im westl. Telemarken, nähert *u* sich wie im Isl., und, wie es scheint, in einigen schwed. Dialekten, dem nord. *ω* in *god*, *ond*[1]. Wo sich das alte *u* erhalten, hat auch meist *y* den vollen (französischen) Laut. Es wird jetzt erklärlich, wie sich die abnormen Laute im Skandinavischen entwickelt haben. Der Ausgangspunkt ist die alte Zweiteilung des *a*-Lauts. Ursprünglich werden sich altnordisches a und ā ungefähr wie das jetzige *á* und ā im Schwedischen und Französischen unterschieden haben: nach und nach entfernte sich ā mehr von a; als es noch auf derselben Stufe, wie jetzt in Telemarken stand, konnten *o*, *u* und *y* noch den gemeingermanischen Laut bewahren: da aber å zur jetzigen gemeinnorwegischen Geltung vorgerückt war und sich dem *o* genähert hatte, musste auch *o* zu *ω*, *u* zu ü und *y* zu *ÿ* (Mittellaut von *y* und *i*) werden. Norw. *ω* ist also eine Annäherung an eur. *u*, wovon es, wenigstens bei mir, sich hauptsächlich dadurch unterscheidet, dass es weiter hinten gebildet ist. Über *ü* und *ÿ* s. oben und unten.

5. Alte Diphthonge. Die altn. Diphthonge *au (qu)*, *ei*, *öy* (später isl. *ey*), treten gewöhnlich auf als *əü*, *ęï*, *öÿ*, d. h. es findet eine

[1] S. oben zu Lyttkens-Wulff. Auch das finn. *u* in *kuusi* Tanne, *tuuli* Wind scheint fast oder ganz wie *ω* zu lauten, vgl. *kuusa* = schwed. *kωsá*, e. course. (Bekanntlich unterscheidet das Finnische vier Quantitäten: *tuli* Feuer, *tuuli* = *tūli* (*tωli*) Wind, *tulli* Zoll, *luulla* denken).

ältere *bikkjä* beobachtet. Die gew. Aussprache der jüngeren Dial. ist einfacher *ich*-Laut: Kinn *jinn*, kjøre *jǣrə*, bikkje *bijjə*. Nach **Jespersen** Art. 66 ist der deutsche *ich*-Laut gewöhnlich $\gamma 2^g$ (praepalatal), dagegen norw. kj eher $\gamma 2^h$ (mediopalatal); so bilde auch ich norw. kj, bemerke aber wie **Western** Phon. Stud. II 269 bei dem gew. deutschen *ich* keinen wesentlichen lautlichen Unterschied. Es ist zu bemerken, dass auch Techmer deutsches *ich* stomatoskopisch als mediopalatal bestimmt, IZ III 386 ('Mittelzunge genau gegen die vordere Grenze des Gaumenbeins', also an der Grenze zwischen post- und mediopalatum). Weiter sagt Jespersen; „it is pronounced by some Norwegians in such a manner that I think [seem?] constantly to hear a feeble $\gamma 0^h$ before it, but the existence of such a shut consonant is denied by the native phoneticians". Es ist wohl dies eben die oben besprochene dialektische Aussprache *tj*; in der gebildeten Aussprache kommt sie nicht vor; wohl aber wird es bisweilen im Anfangsmoment sehr eng, später weiter gebildet, was den besagten Eindruck hervorbringen kann.

Pal. **sk** z. B. in **skera** wird in den älteren, bes. westl. Dial. *stjera*; in den jüngeren, bes. östlichen, fällt es mit *sj* zusammen: *šæra* wie sjå *šå*.

Das palatale *g* habe ich ebenfalls im N. Valders gefunden: *liggja*; gew. geht es in *liddja* über. Ragg wird *ragg*, *rågg*, *rägg*, *rägg*, vgl. oben.

N vor Palatalen: lenge wird *lęŋje*, *lęŋŋe*, derselbe Laut wie im frz. *signe*. Spätaltn. oder mittelnorw. þenkja, dän. tenke wird *teŋtjə* oder *tęŋ'ə* etc. Doch schwankt die Aussprache vielfach zwischen *ŋ* und *ŋ*[1].

J in *rjūka* rauchen, *ljōs* Licht etc. geht oft, wie im Isl. häufig, in unsilbiges *i* über: *ri̯ūka*; in anderen Dial. *jōs*, *jōs* vgl. schwed. ljus *jūs*; ljuga wird ostnorw. *lūgə* oder *jūgə*, schwed. ljuga *jūgă*.

4. Die einzelnen **Vokale**. Die norw. Vokale bilden in ihrer Aussprache eine Mittelstufe zwischen den dänischen und den schwedischen. Im Osten herrscht das tiefe a sowohl kurz als lang: *hatt*, *hāt*; im Westen überall *å*: *hått*, *håt*, südl. *håd*, vgl. dän. *håt*, *håđ*, *gåđə*. Ausnahmsweise kommt ostn. *å*, *ä* als Assimilationsprodukt vor, s. oben. Im Dial. von Stryn (N. Berg.) findet sich a für altes *ā*, *å* für altes *ă*, das noch in dem jenseits des Hochgebirges belegenen Nachbardialekt v. Gudbrandsdal erhalten ist.

Das ostnorw. supradentale *r* verbreitert vorhergehende Vokale, so besonders *ę*, *ö* zu den low-front *æ*, *œ*: *lǣrə*, *hœ̄rə*, vgl. oben das Schwedische. Eine solche Einwirkung findet im Südwesten und Westen nicht statt, wo die Städte grösstenteils das Zäpfchen-*r* verwenden, das Land ein mehr dentales *r* hat, das leicht, wie in Hardanger, in uvulares übergeht. Das Verhältnis ist also hier ungefähr wie im Französischen.

Das offene, gemischte *ó* in *gȯtt* ist sehr verbreitet; zum Teil wird es wie in einigen schwed. Dialekten übergerundet und nähert sich etwas

---

[1] Es ist oft schwer, zwischen *ŋ* und *ŋ* die Wahl zu treffen; vielfach scheint der wirkliche Laut ein Mittelding von beiden d. h. mediopalatales *ŋ*. Viel entschiedener höre ich *ŋ* im frz. *signe*. Auch Ellis hat es schwer gefunden, zwischen diesen zwei Lauten zu scheiden, sowohl im Französischen (*signe*) als im Indischen (pañčan), EEP 192. 204. 1124 etc.

dem *u*; bisweilen wird es, bes. in Solör, an der schwed. Grenze, zu einem *a*-haltigen dunklen, gemischten *v* entrundet: *gvtt.*

Eine eigentümliche Form des offenen *i* kommt in Österdalen vor: *fəsk* Fisch, *səttə* sitzen, indem *i* wohl ursprünglich zurückgezogen (gemischt) und dann gesenkt worden ist. Der Laut ist dem gewöhnlichen *ə* ähnlich, aber dumpfer und tiefer; der Dial. differenziert auf diese Weise das „harte" i in uspr. *fisk* vom palatalisierten in *kvihl* Flussarm = altn. kvisl, *finnə* finden, *fillə* Fetzen etc.

Während *ö* kaum je entrundet wird, so ist dagegen bei *y* im Ostn. Entrundung ziemlich häufig. Da *y* schon im Voraus wie im Schwedischen, dem *i*-Laut angenähert ist, wird diese Bewegung in mehreren norw. wie in schwed. Dialekten bis zur völligen Entrundung fortgesetzt. So wird in Solör *u* zum schwed. *ü* in *hūs*, und *y* zu *i* oder Mittellaut: *ni* od. *nï* st. *ny* neu.

Einer der interessantesten Züge der norw. Dialekte ist, dass die hinteren gerundeten Vokale *å o u* in den altertümlichsten Mundarten auf der europäischen Stufe geblieben sind. Das *å* in *år* = altn. ār, *måne* = altn. māni, lautet bes. in Telemarken und Sætersdalen, aber auch sonst vielfach, wie engl. *aw*, was ohne Zweifel die ältere Form war; *ā* kann nur durch ā, å zu *å* gelangt sein. Das *o* in *sōl* = altn. sōl, *ōr* = orð, *sōn* = sonr, lautet in Tel. etc. mehr oder weniger wie im deutschen *so*. Das *sōᵘl* von Sætersdalen geht wie die entsprechende isl. Aussprache auf dieselbe Grundform zurück. Das *u* in *hūs*, altn. hūs, lautet nicht nur in Telemarken, sondern in den meisten Gebirgsdialekten wie das eur. *u* im d. *du*. Derselbe Laut findet sich in schwedischen Dialekten und im Dänischen. In gewissen Gegenden, wo deutsches *o* herrscht, z. B. im westl. Telemarken, nähert *u* sich wie im Isl., und, wie es scheint, in einigen schwed. Dialekten, dem nord. *ω* in *god*, *ond*[1]. Wo sich das alte *u* erhalten, hat auch meist *y* den vollen (französischen) Laut. Es wird jetzt erklärlich, wie sich die abnormen Laute im Skandinavischen entwickelt haben. Der Ausgangspunkt ist die alte Zweiteilung des *a*-Lauts. Ursprünglich werden sich altnordisches a und ā ungefähr wie das jetzige *á* und ā im Schwedischen und Französischen unterschieden haben: nach und nach entfernte sich ā mehr von a; als es noch auf derselben Stufe, wie jetzt in Telemarken stand, konnten *o*, *u* und *y* noch den gemeingermanischen Laut bewahren: da aber å zur jetzigen gemeinnorwegischen Geltung vorgerückt war und sich dem *o* genähert hatte, musste auch *o* zu *ω*, *u* zu ü und *y* zu *ÿ* (Mittellaut von *y* und *i*) werden. Norw. *ω* ist also eine Annäherung an eur. *u*, wovon es, wenigstens bei mir, sich hauptsächlich dadurch unterscheidet, dass es weiter hinten gebildet ist. Über *ü* und *ÿ* s. oben und unten.

5. Alte Diphthonge. Die altn. Diphthonge *au (qu)*, *ei*, *öy* (später isl. *ey*), treten gewöhnlich auf als *əü*, *ęi*, *öÿ*, d. h. es findet eine

[1] S. oben zu Lyttkens-Wulff. Auch das finn. *u* in *kuusi* Tanne, *tuuli* Wind scheint fast oder ganz wie *ω* zu lauten, vgl. *kuusa* = schwed. *kωsd*, e. course. (Bekanntlich unterscheidet das Finnische vier Quantitäten: *tuli* Feuer, *tuuli* = *tūli* (*tωli*) Wind, *tulli* Zoll, *luulla* denken).

gegenseitige Einwirkung oder Annäherung statt. Beispiele: *səú* altn. sauðr Schaft, *dəú* dauðr todt, *jəú* ja (im Sinne von frz. *si*; dän. *jo*; altn. *jaur?*), *nẹí* nein, *bẹín*, *stẹín*, *jẹít* geit Geiss, *höýra* heyra hören, *tʃöýra* keyra fahren, *höý* hey Heu. Die zwei ersten Diphth. gehen in einigen der altertümlichsten Dialekte, welche überhaupt offene, volle Laute begünstigen, in eine offenere Form *au*, *ai* über, so *dau*, *sau*, *jau*, *nai*, *jait*[1] Sætersdal, Valders, Hallingdal, Voss, Sogn, Lom etc. (Kleinere Abweichungen wie *dí* etc. bleiben hier unberücksichtigt.) Zum Teil wird auch *öý* zu *óy*, so *hóý* Voss, Lom, Sætersdal. Vgl. die verschiedenen Aussprachen des deutschen *eu* in *Leute*, *Heu*. In diesen Dialekten haben die Diphthonge eine grosse Ähnlichkeit mit den deutschen. In einigen Dial. (Telemarken) hat *au* die Form *óu*: *sóu*, vgl. die häufige altnorw. Form *ǫu*, wo das erste Element nach dem zweiten umgelautet ist. Wo Entrundung von *y* vorkommt, wird *öý* leicht zu *ẹí*, so *hẹí* Solör, Hallingdal.

Nur in wenigen Dialekten der Ostgrenze (Hedemarken, Österdal, Guldal) geht die gegenseitige Annäherung wie im Schwedischen zur völligen Assimilation („Kontraktion") über: *sȫ* = sòu, sauðr, schwed. Dial. *sȫ*; *bēn*, *stēn* = Schwed.

6. Neue Diphthonge. Ein Hauptzug des Westnorwegischen ist, dass eine ähnliche Diphthongierung der urspr. langen Vokale wie im Isländischen stattfindet, während dieselben im Ostnorw. homogen lang bleiben. Besonders tritt dieser Zug in den oben genannten typischen Dialekten von S. Bergen hervor. Die neuen Diphthonge sind den isländischen zum Teil sehr ähnlich, können aber nicht aus der vorisländischen Sprachgemeinschaft herrühren, sondern sind offenbar das Produkt der Differenzierung der ursprünglichen Längen von den in Folge der Zerstörung der alten Quantität neu entwickelten. Die partielle Übereinstimmung erklärt sich genügend aus paralleler Entwickelung gemeinschaftlicher Keime; Island war besonders vom westl. Norwegen aus bevölkert worden. Weniger hat der seit der Trennung Islands von Norwegen nur sehr sparsame gegenseitige Verkehr wirken können; es wäre denn, dass die neuen Diphthonge schon vor dieser Zeit sich zu entwickeln angefangen hatten. Jetzt sind Isländer und Westnorweger einander ganz unverständlich.

Das altn. ā in máni, bátr wird im typischen Westn. zu *aw* (*aú*), also *mawne*, *bawt*, was kaum von der isl. Aussprache zu unterscheiden ist. Indem Wörter wie *hol* zu *hål*, *skot* zu *skåt* wurden, wurde das ältere *hål* (altn. hāl glatt) zu *hawl*, das ältere *båt* zu *bawt*. Altn. ē wird *eⁱ*: *trēⁱ*, *trēⁱ* = tré, *reⁱtt* réttr, unterschieden von *ė* = altn. *i*: *rėkå*, *fėsk*. Altn. ī wird dagegen *ᵉi*: *trᵉī* þrír. Altn. ō wird *ōᵘ*: *stōᵘr*, *fōᵘt*; diese Aussprache herrscht mehr oder weniger im ganzen westl. Norwegen. Altn. ū wird *ᵉū*: *hᵉūs*, und entsprechend *ȳ* zu *ᵉȳ*: *nᵉȳ* S. Berg. Altn. ǿ wird meist nur offener: *sœ̄t*, und so von *ȫ* = altn. *y* differenziert: *flȫt* = flytr von flytja, e. to flit (eig. schott.).

---

[1] Dass *ai* nicht etwa die erhaltene germanische Grundform (got. *gaits*) ist, geht schon aus der Palatalisierung von *g* hervor, vgl. isl. geit *gẹit*; ahd. *geiz*, nhd. Geiss *gais*.

Wohl die reichste und lehrreichste Vokalentwickelung unter allen norw. Mundarten bietet der altertümliche Dialekt von Sætersdal, einem entlegenen Gebirgsthal im Centrum des südlichen Norwegens. Typisch ist der Dial. des Kirchspiels Valle. Hier werden nicht nur urspr. lange, sondern auch kurze betonte freie Vokale diphthongiert. Ich gebe hier einen kurzen Umriss der Vokalentwickelung. Alte Diphthonge: *sdu'e*, *jdit*, *höy*. Lange Vokale. Altn. ā wird gew. å: *åtte* år, *måni*, gewöhnlich homogen od. monophthongisch, da urspr. *o* gew. diphthongisch ist; aber sporadisch kommt eine Form å°*r*, *må°ni* vor, die den Übergang zum echt westnorw. *awr*, *mawne* bildet. Altn. ē: *trēⁱ*, *rēⁱtt*. Altn. ī wird *ęi*: īss *ęise*, mīl *męil*, bīta *bęite*; im südl. Sæt. *mᵉīl*, *bᵉīte*. Altn. ō: *stōᵘre fōᵘte*; fōlk *fōᵘkk*, fast wie engl. folk. Altn. ū: *hᵉūs*; ȳ wird dagegen *ûý* od. *ûi*: dȳr *dûýr*, indem im urspr. *dᵉȳr*, *dᵉȳr*, das sich in andern Dial. findet, der Accent wie in *ęi* zurückgeworfen und die Vokallaute einander angenähert sind. Altn. ø̄ wird *ø̀ʸ*: sœtr *sø̀ʸte*, was *ēⁱ* aus *ē* genau entspricht. Altn. bōndi bœndr wird *bōᵘn'di bø̀ʸn'da*. Altn. ǣ bleibt unverändert wie ostnorw. schwed. *æ* in *lära*: næpa wird *nǣpe* lat. nāpus Steckrübe, næfr *nǣvr̥* Birkenrinde. Urspr. kurze Vokale, die keine Differenzierung brauchen, bleiben homogen: dagr *dă'ge*, baka *bă'ke*; vit *vĭt*, vita *vĭte*, biti *bĭti*; hlutr *lŭ'te*, fura *fŭ're*; flytr *flў'te*, fyrir *fўri*. Andere werden zu schwebenden Diphthongen (s. oben S. 85. 241) differenziert: bera *bḛ͡ęre*, vegr *vḛ͡ęge*; sonr *so͡ǫne*, skot *sko͡ǫt*, hol *ho͡ǫl*; öl *ø͡ǫl*, (synir) *sønir (Tel. *sønir*) *sø͡øni*. Diese schwebenden Diphthonge werden sehr schnell gesprochen und klingen dem ungeübten Ohre anfangs wie einfache Vokale. Sie werden vom Volke als Kürzen aufgefasst; die dortigen Bauern bezeichneten mir mit grosser Sicherheit *spø̀ʸni* als lang, *sø͡øni* als kurz[1].

Chr. Vidsteen, *Oplysninger om Bygdemaalene i Søndhordland.* Bergen 1882. — *Oplysninger om Vossemaalet,* ib. 1884. — *Oplysninger om Bygdemaalene i Hardanger, med et Anhang om Færøisk,* ib. 1885. Diese kleinen Arbeiten sind fleissige Untersuchungen auf dem Gebiete der westnorwegischen Dialekte. Der Verf., ein norwegischer Arzt, ist leider nicht Phonetiker, wie er selbst erkennt, lässt sich aber oft auf phonetische Erörterungen ein, welche zum Teil ziemlich dilettantisch ausfallen. Andererseits findet sich darunter manches Brauchbare; überhaupt findet man sowohl unter Lautlehre als Formenlehre schätzbare Sammlungen und gutes Material.

Dänisch.

C. A. E. Jessen, *Om stavelsemåls og „toneholds" gengivelse i lydskrift*[2], in *Tidskrift for Philologi og Pædagogik* II 51 ff., Kopenhagen 1861. Derselbe, *De almindeligst kendte levende sprogs lydbetegnelse sammen-*

[1] Über Diphthongbildung im allgemeinen vgl. Ellis EEP 1307 ff. 1151, Sweet HES[2] 21.

[2] „Von der Wiedergabe des Silbenmasses und des Stosstons in der Lautschrift".

ältere *bik̦k̦ja* beobachtet. Die gew. Aussprache der jüngeren Dial. ist einfacher *ich*-Laut: Kinn *ʝinn*, kjøre *ʝæræ*, bikkjo *biʝʝə*. Nach Jespersen Art. 66 ist der deutsche *ich*-Laut gewöhnlich $\gamma 2^g$ (praepalatal), dagegen norw. kj eher $\gamma 2^h$ (mediopalatal); so bilde auch ich norw. kj, bemerke aber wie Western Phon. Stud. II 269 bei dem gew. deutschen *ich* keinen wesentlichen lautlichen Unterschied. Es ist zu bemerken, dass auch Techmer deutsches *ich* stomatoskopisch als mediopalatal bestimmt, IZ III 386 ('Mittelzunge genau gegen die vordere Grenze des Gaumenbeins', also an der Grenze zwischen post- und mediopalatum). Weiter sagt Jespersen; „it is pronounced by some Norwegians in such a manner that I think [seem?] constantly to hear a feeble $\gamma 0^h$ before it, but the existence of such a shut consonant is denied by the native phoneticians". Es ist wohl dies eben die oben besprochene dialektische Aussprache *țʝ*; in der gebildeten Aussprache kommt sie nicht vor; wohl aber wird es bisweilen im Anfangsmoment sehr eng, später weiter gebildet, was den besagten Eindruck hervorbringen kann.

Pal. sk z. B. in skera wird in den älteren, bes. westl. Dial. *sțʝęra*; in den jüngeren, bes. östlichen, fällt es mit *sj* zusammen: *ʂæra* wie sjå *ʂå̊*.

Das palatale *g* habe ich ebenfalls im N. Valders gefunden: *lig̦g̦ja*; gew. geht es in *lid̦d̦ja* über. Ragg wird *rag̦g̦*, *rág̦g̦*, *rägg*, *rägg*, vgl. oben.

N vor Palatalen: lenge wird *lęn̦je*, *lęn̦n̦e*, derselbe Laut wie im frz. *signe*. Spätaltn. oder mittelnorw. þenkja, dän. tenke wird *ten̦țʝə* oder *tęn̦ʝə* etc. Doch schwankt die Aussprache vielfach zwischen *ŋ* und *n̦*[1].

J in *rjūka* rauchen, *ljōs* Licht etc. geht oft, wie im Isl. häufig, in unsilbiges *i* über: *ri̯ūka*; in anderen Dial. *jōs*, *jōs* vgl. schwed. ljus *jūs*; ljuga wird ostnorw. *lūgə* oder *jūgə*, schwed. ljuga *jūgá*.

4. Die einzelnen Vokale. Die norw. Vokale bilden in ihrer Aussprache eine Mittelstufe zwischen den dänischen und den schwedischen. Im Osten herrscht das tiefe a sowohl kurz als lang: *hatt*, *hāt*; im Westen überall *á*: *hátt, hát*, südl. *hád*, vgl. dän. *hát*, *hád*, *gäðə*. Ausnahmsweise kommt ostn. *á*, *ä* als Assimilationsprodukt vor, s. oben. Im Dial. von Stryn (N. Berg.) findet sich a für altes *ā*, *á* für altes *ă*, das noch in dem jenseits des Hochgebirges belegenen Nachbardialekt v. Gudbrandsdal erhalten ist.

Das ostnorw. supradentale *r* verbreitert vorhergehende Vokale, so besonders *ę*, *ö* zu den low-front *æ*, *œ*: *lǣrə*, *hœ̄rə*, vgl. oben das Schwedische. Eine solche Einwirkung findet im Südwesten und Westen nicht statt, wo die Städte grösstenteils das Zäpfchen-*r* verwenden, das Land ein mehr dentales *r* hat, das leicht, wie in Hardanger, in uvulares übergeht. Das Verhältnis ist also hier ungefähr wie im Französischen.

Das offene, gemischte *ó* in *gó't* ist sehr verbreitet; zum Teil wird es wie in einigen schwed. Dialekten übergerundet und nähert sich etwas

---

[1] Es ist oft schwer, zwischen *ŋ* und *n̦* die Wahl zu treffen; vielfach scheint der wirkliche Laut ein Mittelding von beiden d. h. mediopalatales *ŋ*. Viel entschiedener höre ich *ŋ* im frz. *signe*. Auch Ellis hat es schwer gefunden, zwischen diesen zwei Lauten zu scheiden, sowohl im Französischen (*signe*) als im Indischen (pañcan), EEP 192. 204. 1124 etc.

Wohl die reichste und lehrreichste Vokalentwickelung unter allen norw. Mundarten bietet der altertümliche Dialekt von Sætersdal, einem entlegenen Gebirgsthal im Centrum des südlichen Norwegens. Typisch ist der Dial. des Kirchspiels Valle. Hier werden nicht nur urspr. lange, sondern auch kurze betonte freie Vokale diphthongiert. Ich gebe hier einen kurzen Umriss der Vokalentwickelung. Alte Diphthonge: *sdu'e*, *jáit*, *hóy*. Lange Vokale. Altn. ā wird gew. å: *åtte* år, *måni*, gewöhnlich homogen od. monophthongisch, da urspr. *o* gew. diphthongisch ist; aber sporadisch kommt eine Form å°r, *må°ni* vor, die den Übergang zum echt westnorw. *awr*, *mawne* bildet. Altn. ē: *trēⁱ*, *rēⁱtt*. Altn. ī wird *ęi*: īss *ęise*, mīl *męil*, bīta *bęite*; im südl. Sæt. *mᵉīl*, *bᵉīte*. Altn. ō: *stōᵘre fōᵘte*; fōlk *fōᵘkk*, fast wie engl. folk. Altn. ū: *hᵉūs*; ȳ wird dagegen *ûý* od. *ûi*: dȳr *dûýr*, indem im urspr. *dᵉȳr*, *dᵊȳr*, das sich in andern Dial. findet, der Accent wie in *ęi* zurückgeworfen und die Vokallaute einander angenähert sind. Altn. ø̄ wird *ø̄ʸ*: sœtr *sø̄ʸte*, was *ēⁱ* aus ē genau entspricht. Altn. bōndi bœndr wird *bōᵘn'di bø̄ʸn'da*. Altn. ǣ bleibt unverändert wie ostnorw. schwed. *æ* in *lära*: næpa wird *nǣpe* lat. nāpus Steckrübe, næfr *nǣvr̥* Birkenrinde. Urspr. kurze Vokale, die keine Differenzierung brauchen, bleiben homogen: dagr *dā'ge*, baka *bā'ke*; vit *vīt*, vita *vīte*, biti *bīti*; hlutr *lū'te*, fura *fū're*; flytr *flȳ'te*, fyrir *fȳri*. Andere werden zu schwebenden Diphthongen (s. oben S. 85. 241) differenziert: bera *bee̜re*, vegr *vee̜ge*; sonr *soǫne*, skot *skoǫt*, hol *hoǫl*; öl *øøl*, (synir) *sønir (Tel. *sønir*) *søøni*. Diese schwebenden Diphthonge werden sehr schnell gesprochen und klingen dem ungeübten Ohre anfangs wie einfache Vokale. Sie werden vom Volke als Kürzen aufgefasst; die dortigen Bauern bezeichneten mir mit grosser Sicherheit *spø̄ʸni* als lang, *søøni* als kurz[1].

Chr. Vidsteen, *Oplysninger om Bygdemaalene i Søndhordland.* Bergen 1882. — *Oplysninger om Vossemaalet*, ib. 1884. — *Oplysninger om Bygdemaalene i Hardanger*, *med et Anhang om Færøisk*, ib. 1885. Diese kleinen Arbeiten sind fleissige Untersuchungen auf dem Gebiete der westnorwegischen Dialekte. Der Verf., ein norwegischer Arzt, ist leider nicht Phonetiker, wie er selbst erkennt, lässt sich aber oft auf phonetische Erörterungen ein, welche zum Teil ziemlich dilettantisch ausfallen. Andererseits findet sich darunter manches Brauchbare; überhaupt findet man sowohl unter Lautlehre als Formenlehre schätzbare Sammlungen und gutes Material.

Dänisch.

C. A. E. Jessen, *Om stavelsemåls og „toneholds“ gengivelse i lydskrift*[2], in *Tidskrift for Philologi og Pædagogik* II 51 ff., Kopenhagen 1861. Derselbe, *De almindeligst kendte levende sprogs lydbetegnelse sammen-*

[1] Über Diphthongbildung im allgemeinen vgl. Ellis EEP 1307 ff. 1151, Sweet HES[2] 21.

[2] „Von der Wiedergabe des Silbenmasses und des Stosstons in der Lautschrift“.

gegenseitige Einwirkung oder Annäherung statt. Beispiele: **səù** altn. **sauðr** Schaft, *dəù* dauðr todt, *jəù* ja (im Sinne von frz. *si*; dän. *jo*; altn. *jaur?*), *nęì* nein, *bęìn*, *stęìn*, *jęìt* geit Geiss, *höÿra* heyra hören, *tʃöÿra* keyra fahren, *höÿ* hey Heu. Die zwei ersten Diphth. gehen in einigen der altertümlichsten Dialekte, welche überhaupt offene, volle Laute begünstigen, in eine offenere Form *au*, *ai* über, so *dau*, *sau*, *jau*, *nai*, *jait*[1] Sætersdal, Valders, Hallingdal, Voss, Sogn, Lom etc. (Kleinere Abweichungen wie *dì* etc. bleiben hier unberücksichtigt.) Zum Teil wird auch *öÿ* zu *óy*, so *hóÿ* Voss, Lom, Sætersdal. Vgl. die verschiedenen Aussprachen des deutschen *eu* in *Leute*, *Heu*. In diesen Dialekten haben die Diphthonge eine grosse Ähnlichkeit mit den deutschen. In einigen Dial. (Telemarken) hat *au* die Form *óu*: *sóu*, vgl. die häufige altnorw. Form *ǫu*, wo das erste Element nach dem zweiten umgelautet ist. Wo Entrundung von *y* vorkommt, wird *öÿ* leicht zu *ęì*, so *hęì* Solör, Hallingdal.

Nur in wenigen Dialekten der Ostgrenze (Hedemarken, Österdal, Guldal) geht die gegenseitige Annäherung wie im Schwedischen zur völligen Assimilation („Kontraktion") über: *sǒ* = sóu, sauðr, schwed. Dial. *sö*; *bēn*, *stēn* = Schwed.

6. Neue Diphthonge. Ein Hauptzug des Westnorwegischen ist, dass eine ähnliche Diphthongierung der urspr. langen Vokale wie im Isländischen stattfindet, während dieselben im Ostnorw. homogen lang bleiben. Besonders tritt dieser Zug in den oben genannten typischen Dialekten von S. Bergen hervor. Die neuen Diphthonge sind den isländischen zum Teil sehr ähnlich, können aber nicht aus der vorisländischen Sprachgemeinschaft herrühren, sondern sind offenbar das Produkt der Differenzierung der ursprünglichen Längen von den in Folge der Zerstörung der alten Quantität neu entwickelten. Die partielle Übereinstimmung erklärt sich genügend aus paralleler Entwickelung gemeinschaftlicher Keime; Island war besonders vom westl. Norwegen aus bevölkert worden. Weniger hat der seit der Trennung Islands von Norwegen nur sehr sparsame gegenseitige Verkehr wirken können; es wäre denn, dass die neuen Diphthonge schon vor dieser Zeit sich zu entwickeln angefangen hatten. Jetzt sind Isländer und Westnorweger einander ganz unverständlich.

Das altn. ā in máni, bátr wird im typischen Westn. zu *aω* (*aù*), also *maωne*, *baωt*, was kaum von der isl. Aussprache zu unterscheiden ist. Indem Wörter wie *hol* zu *hål*, *skot* zu *skåt* wurden, wurde das ältere *hål* (altn. hāll glatt) zu *haωl*, das ältere *båt* zu *baωt*. Altn. ē wird *eⁱ*: *trēⁱ*, *trēⁱ* = tré, *reⁱtt* réttr, unterschieden von *ė* = altn. *i*: *rėkå*, *fėsk*. Altn. ī wird dagegen *ᵉi*: *trᵉī* þrír. Altn. ō wird *ōᵘ*: *stōᵘr*, *fōᵘt*; diese Aussprache herrscht mehr oder weniger im ganzen westl. Norwegen. Altn. ū wird *ᵉū*: *hᵉūs*, und entsprechend *ȳ* zu *ᵉȳ*: *nᵉȳ* S. Berg. Altn. *ø̄* wird meist nur offener: *sǣt*, und so von *ø̇* = altn. *y* differenziert: *flø̇t* = flytr von flytja, e. to flit (eig. schott.).

---

[1] Dass *ai* nicht etwa die erhaltene germanische Grundform (got. *gaits*) ist, geht schon aus der Palatalisierung von *g* hervor, vgl. isl. geit *gęit*; ahd. *geiz*, nhd. Geiss *gais*.

Wohl die reichste und lehrreichste Vokalentwickelung unter allen norw. Mundarten bietet der altertümliche Dialekt von Sætersdal, einem entlegenen Gebirgsthal im Centrum des südlichen Norwegens. Typisch ist der Dial. des Kirchspiels Valle. Hier werden nicht nur urspr. lange, sondern auch kurze betonte freie Vokale diphthongiert. Ich gebe hier einen kurzen Umriss der Vokalentwickelung. Alte Diphthonge: *sdu'e*, *jdit*, *höy*. Lange Vokale. Altn. ā wird gew. å: *åtte* år, *måni*, gewöhnlich homogen od. monophthongisch, da urspr. *o* gew. diphthongisch ist; aber sporadisch kommt eine Form å°r, *må°ni* vor, die den Übergang zum echt westnorw. *awr*, *mawne* bildet. Altn. ē: *trēⁱ*, *rēⁱtt*. Altn. ī wird *ęi*: īss *ęise*, mīl *męil*, bīta *bęite*; im südl. Sæt. *mᵉīl*, *bᵉīte*. Altn. ō: *stōᵘre fōᵘte*; fōlk *fōᵘkk*, fast wie engl. folk. Altn. ū: *h'ūs*; ȳ wird dagegen *ûy* od. *ûi*: dȳr *dûyr*, indem im urspr. *d'ȳr*, *d'ȳr*, das sich in andern Dial. findet, der Accent wie in *ęi* zurückgeworfen und die Vokallaute einander angenähert sind. Altn. ø̄ wird *ø̄ʸ*: sœtr *sø̄ʸte*, was *ēⁱ* aus ē genau entspricht. Altn. bōndi bœndr wird *bōᵘn'di bø̄ʸn'da*. Altn. ǣ bleibt unverändert wie ostnorw. schwed. *æ* in *lära*: næpa wird *næ̅pe* lat. nāpus Steckrübe, næfr *næ̅vr̥* Birkenrinde. Urspr. kurze Vokale, die keine Differenzierung brauchen, bleiben homogen: dagr *då'ge*, baka *bå`ke*; vit *vīt*, vita *vīte*, biti *bīti*; hlutr *lū'te*, fura *fū're*; flytr *flȳ'te*, fyrir *fȳri*. Andere werden zu schwebenden Diphthongen (s. oben S. 85. 241) differenziert: bera *be͡ęre*, vegr *ve͡ęge*; sonr *so͡ǫne*, skot *sko͡ǫt*, hol *ho͡ǫl*; öl *ø͡ǿl*, (synir) *sønir (Tel. *sønir*) *sø͡øni*. Diese schwebenden Diphthonge werden sehr schnell gesprochen und klingen dem ungeübten Ohre anfangs wie einfache Vokale. Sie werden vom Volke als Kürzen aufgefasst; die dortigen Bauern bezeichneten mir mit grosser Sicherheit *spø̄ʸni* als lang, *sø͡øni* als kurz[1].

Chr. Vidsteen, *Oplysninger om Bygdemaalene i Søndhordland.* Bergen 1882. — *Oplysninger om Vossemaalet*, ib. 1884. — *Oplysninger om Bygdemaalene i Hardanger, med et Anhang om Færøisk*, ib. 1885. Diese kleinen Arbeiten sind fleissige Untersuchungen auf dem Gebiete der westnorwegischen Dialekte. Der Verf., ein norwegischer Arzt, ist leider nicht Phonetiker, wie er selbst erkennt, lässt sich aber oft auf phonetische Erörterungen ein, welche zum Teil ziemlich dilettantisch ausfallen. Andererseits findet sich darunter manches Brauchbare; überhaupt findet man sowohl unter Lautlehre als Formenlehre schätzbare Sammlungen und gutes Material.

Dänisch.

C. A. E. Jessen, *Om stavelsemåls og „toneholds" gengivelse i lydskrift*[2], in *Tidskrift for Philologi og Pædagogik* II 51 ff., Kopenhagen 1861. Derselbe, *De almindeligst kendte levende sprogs lydbetegnelse sammen-*

[1] Über Diphthongbildung im allgemeinen vgl. Ellis EEP 1307 ff. 1151, Sweet HES² 21.

[2] „Von der Wiedergabe des Silbenmasses und des Stosstons in der Lautschrift".

stillet med lydskriftens[1], ebenda II 117 ff. 206 ff., Kopenhagen 1861. Dr. Jessen und der verstorbene Sprachforscher K. Lyngby sind die ersten dänischen Phonetiker nach neuerem Massstabe. Namentlich zeichnen sich Jessen's Arbeiten durch eine ungewöhnliche Feinheit und Schärfe der Beobachtung aus; sie waren für ihre Zeit epochemachend; auch ich habe viel daraus gelernt. Sehr mit Recht sagt Jespersen, Dania I 38: „Unter dänischen Schriftstellern, die von dän. Tonverhältnissen handeln, ist E. Jessen hervorzuheben, dessen Abhandlung, *Om stavelsemåls og toneholds gengivelse i lydskrift* für ihre Zeit vortrefflich ist und wohl verdient noch gelesen zu werden — klar, reichhaltig und scharfsinnig wie sie ist". Durch seine Vergleichung der dänischen Laute mit denen der bekanntesten Kultursprachen hat Jessen für die endgültige phonetische Bestimmung des dänischen Lautsystems einen guten Grund gelegt.

H. Sweet, *On Danish Pronunciation*, in Transactions of the Philological Society 1873-74. Diese Erstlingsarbeit Sweet's ist seitdem durch seine Beschreibung der dän. Aussprache im *Handbook* überholt worden, enthält aber manche noch schätzenswerte Bemerkung, z. B. über die eigentümlichen dänischen Accente, wo Sweet ungefähr gleichzeitig, aber unabhängig von mir, zu ähnlichen Resultaten über das Verhältnis der dän. Accente zu den norwegischen kam: der Stosston[2] entspricht dem norw.-schwed. einfachen, der Nichtstosston dem norw.-schwed. zusammengesetzten Ton.

Nicht zu billigen ist der überlegene Ton, worin Sweet von allen dänischen Phonetikern als Dilettanten spricht. Dies kann nicht von Rask und noch weniger von Jessen gelten, welcher vielmehr einer der ersten Phonetiker seiner Zeit war. Andere, wie Bonaparte[3] und Jespersen[4] wissen sowohl Rask's als Jessen's Verdienste besser zu würdigen.

V. Dahlerup og **O. Jespersen**, *Kortfattet dansk Lydlære*, med Forord af V. Thomsen. Kopenhagen 1889[5]. Eine kurze dänische Lautlehre auf wissenschaftlicher Grundlage, zunächst für dänische Lehrer und reifere Schüler bestimmt. Vergleichung mit fremden Sprachen ausgeschlossen. Auf die treffliche Analyse des dän. *đ* habe ich oben hingewiesen. Besonders verdienstlich ist die Behandlung der stimmhaften und stimmlosen Laute. Sehr mit Recht bemerken die Verf., dass bei *b d g*

[1] „Die Lautbezeichnung der bekanntesten lebenden Sprachen mit derjenigen der Lautschrift zusammengestellt".

[2] Sweet nannte den Stosston früher *glottal catch*, neuerdings: „The *glottal stop* is produced by a sudden shutting or opening of the glottis, as in a cough", HES[2] 1. „The Danish substitution of the *glottal stop* for the 'simple' intonation of Swedish is very remarkable. It is evidently due to an energizing of the intonation". Ib. 33.

[3] The Simple Sounds of the living Slavonic Languages, S. 27, wo Rask's *Forsøg til en videnskabelig dansk Retskrivningslære*, Kopenhagen 1826, gerühmt wird.

[4] S. gleich oben.

[5] S. Rezension von Kr. Nyrop in *Vor Ungdom* 1889, S. 322 ff.

im Dänischen die Mitwirkung der Stimmbänder äusserst schwach ist, so dass diese allein nicht hinreichen würde, nm *b d g* von *p t k* zu unterscheiden; eben darum seien letztere Aspiraten geworden. Die Verf. möchten darum diese zwei Klassen nicht als stimmhafte und stimmlose, sondern als starke und schwache unterscheiden. Das dänische Verhältnis ist mit dem norddeutschen nahe verwandt.

Dänische Dialekte.

K. J. Lyngby, *Bidrag til en Sønderjysk Sproglære,* Kopenhagen 1858. Lyngby, selbst in Jütland geboren, der eigentliche Begründer der dänischen Dialektologie und der dän. Lautschrift, behandelt hier den südjütländischen Dialekt in meisterhafter Weise.

P. K. Thorsen, *Bemærkninger om lydforholdene i danske sprogarter,* in Kort Udsigt over det philologisk-historiske Samfunds Virksomhed i Aarene 1883-84 S. 55-57. Kurze Übersicht der wichtigsten lautlichen Eigentümlichkeiten der dän. Dialekte. — Derselbe, *Bemærkninger om Dialekten på Møn*, ebenda S. 79—85. Der Dial. der Insel Mön hat gleich wie der Dial. von Fünen Nasalvokale, z. B. *mã* Mann, *hũ* Hund, *mĩ* mein (dän. *min*), *ω̃* jung (dän. *ung*). Stosston fehlt. Kurzes *a* hoch wie im Dän., langes *a* neigt dagegen zu *å* wie im benachbarten Schwedischen: *hāne* Hahn. Das dän. *å* wird *u°*: maane *mu°ne*; *ū* wird *yw* oder *øw*: ud *yw*; *ō* wird *y°*: Høne *hy°ne*; *ē* wird *i°*: se *si°*, ben *bi°n* (auch jütl. u. a.). Tenuis und Media nur im Anlaut zu unterscheiden, sonst beide durch schwache Media vertreten. *G* vor Pal. wird *j* wie im Schwed. Norw.: give *ji*; Gjög *jöj* (dän. gesprochen *göj*, *gǫi*, altn. gaukr Kuckuck). *G* nach *a, å* wird *w*: Dag *daw*.

Derselbe, *Bidrag til nørrejysk lydlære.* 115 S. Kopenhagen 1886. Eine eingehende Untersuchung der nordjütischen Lautlehre. Die phonetischen Bestimmungen lassen hie und da an Stringenz zu wünschen übrig. Der Stosston tritt im Jüt. stark hervor und ist häufiger als im Ostdän. Einige Eigentümlichkeiten des Dialekts: 1) ausl. *e* verstummt wie im Engl.: *drek* dän. drikke, *hāl*, *hål* Hale. 2) Altn. *k* nach Vokalen wird *g*: *tag* Dach, *bleg* bleich, *røg* Rauch, ostdän. dagegen [*tag*] *taw*, *blej (blaj)*, *röj (roj)*. *H* bleibt vor *j*, *w*: *hjęlp* (eig. *ȷ̊jęlp*), dän. „hjælpe“ spr. *jęlpə*, *hwalp* (eig. *w̥walp*), dän. „Hvalp“ spr. *valp*, engl. whelp. *W* wie engl., vgl. jüt. *wæj* mit engl. *way*; es wird sogar vor *r* erhalten: *wri*, vgl. engl. *writhe*, wo *w* früher gesprochen wurde. *Kj*, *gj* werden gewöhnlich voll ausgesprochen, gehen aber bisweilen in *ķ*, *j* über. „Mann“ wird gew. *maŋ*, aber in Vendsyssel *mãj*. *ð* wird sehr verschieden behandelt: 1) südl. *fađ mađ* = dän. Fad (Fass) Mad (Essen); 2) westl. und mitteljütl. *far mar*, wie auch im Schleswigschen; 3) östl. *faj*, *maj*; 4) vereinzelt *mag*; 5) vereinzelt *ma* wie in Fünen. Gutturale: Tag, dän. *dag*, wird *daw*; Acht, Macht, dän. „agt, magt“ wird südwestl. *awt*, *mawt*, nordöstl. *ajt*, *majt*, vgl. frz. fait; *saws* = dän. Sax Scheere, *aws* ax Ähre, *sejs* sex sechs; im Dän. sex *sęks*, aber sexten spr. *sdjst'n*.

Dines Andersen, *Bemærkninger om den fyenske Dialekt*, in *Kort Udsigt* etc. 1883-84 S. 47. Der Dial. von Fünen hat Nasalvokale: *hã* dän.

han (er), *må̱·* Mann, *trẽə* trenge bedürfen. *ð*, *g* schwinden: *fa* = **Fad und Fag** (Fach).

D. Andersen og **Chr. Blinkenberg**, *Dansk Lydskrift*, med Hovedpunkterne af den danske Lydlære. Mit Vorwort von V. Thomsen. Kopenhagen 1888. In dieser kurzen Anleitung zum Gebrauch der älteren dän. Lautschrift bei Aufzeichnung der Dialektformen finden wir auch über diese selbst manche Erläuterung, so S. 5, dass der Stosston im ganzen südlichen Teil des dän. Sprachgebietes fehlt. Von den Nasalvokalen kommen die geschlossensten *ũ ỹ ĩ* seltener vor und gehen leicht in *ω̃*, *ø̃*, *ẽ* über. Unechte Diphthonge 1) mit Nachschlag: jütl. *bi'n* = dän. *bẽn* Bein; 2) mit Vorschlag: Fünen *b'i* = dän. *bi* Biene, *m^o ur* = dän. *mūr·* Mauer. Wie schwach und unsicher der dän. Stimmlaut ist, erhellt daraus, dass nach der Darstellung der Verf. die dän. Reichssprache kat wie *kad* oder *kat*, katten *kadən* spricht; letzteres möchte ich *k̇ȧḏ'n* schreiben. Das westjüt. *ķʒ* in *kjød* Fleisch, *kjān* Kern wird in Vendsyssel ungefähr zu *tš* wie im Färöischen und Engl.: *tšān*; ebenso westjüt. *gjæs* in Vends. ungefähr *džæs*. Das Jütl. hat ein stark gerolltes, alveolares *r*, während das gewöhnliche dän. *r* glottal ist; nach den Verf. 22 wird hier „das Gaumensegel in Schwingungen versetzt", wozu vgl. Jespersen; Sweet, *Dan. Pron.* 16. Neben spirantischem *g* findet sich bisweilen auch spirantisches *k* (*x*, *ach*-Laut), so in einigen südjüt. Mundarten *bāx* dän. bage, backen; auch in der Landessprache gelegentlich „Magt" wie *maxt* = d. Macht gesprochen.

Das Buch schliesst mit einigen Dialektproben in Lautschrift und einer Bibliographie (Verzeichnis der wichtigsten Schriften über dänische Dialekte).

O. Jespersen, *Danias Lẏdskrift*, s. unten nach der Besprechung der *Articulations* desselben Verfassers.

Nachdem wir so einige spezielle Gebiete durchgemustert haben, kehren wir zur allgemeinen Phonetik zurück, indem wir zuletzt einige der neuesten Untersuchungen besprechen, besonders solche, die neue Wege einzuschlagen versuchen, entweder durch schärfere naturwissenschaftliche Analyse der Sprachorgane und Lautbildung oder durch genauere Bestimmung der Laute selbst.

Dr. **F. Techmer**, *Phonetik*: zur vergleichenden Philologie der Stimme und Sprache. I. Text und Anmerkungen. II. Atlas. Leipzig, Engelmann, 1880. Wir besassen schon mehrere Darstellungen der phonetischen Wissenschaft von Naturforschern, namentlich Physiologen wie Merkel, Brücke, Helmholtz u. a.; in diesen Werken war aber die Sprachwissenschaft nur schwach vertreten. Die Bedeutung von Techmer's Arbeit

liegt darin, dass er zugleich Naturforscher und Sprachforscher ist. Ich entnehme aus seinem Vorwort folgende Zeilen zur Erklärung der Entwicklungsgeschichte des Verf. und seiner Arbeit: „Die Hauptrichtung meiner Universitätsstudien war eine naturwissenschaftliche. Zu meiner weiteren Ausbildung ging ich auf fünf Jahre nach Frankreich, England, Italien. Die lebendige Beobachtung und Vergleichung der Sprachen dieser Länder und das Studium der neuern Methoden, Sprachen zu lernen und zu lehren, fesselten mein Interesse der Art, dass ich mich seitdem mit vergleichender und historischer Sprachwissenschaft vorwiegend beschäftigt habe. Meine Studien dehnten sich von den nächsten germanischen und romanischen Sprachen allmählich zu den in Ort und Zeit entferntesten bis zum Chinesischen und Sanskrit in immer weitern, aber auch leider immer flachern Kreisen aus.... So führten mich meine Studien der allgemeinen Sprachwissenschaft, deren Gebiet ja mehr die Naturseite ist, mit der Zeit von selbst wieder auf naturwissenschaftlichen Boden, namentlich bei Betrachtung der physischen Bedingungen der akustischen und optischen Ausdrucksbewegungen und ihrer Perception“. Den Kern des Werkes bildet eine Monographie über die Bewegungen oder wie T. sie nennt, die Artikulationen der gesamten Sprachwerkzeuge. Dieser Teil ist denn auch am sorgfältigsten und nach den als die besten erkannten, zum Teil neuen Methoden ausgeführt und durchgearbeitet worden. Später gesellten sich dazu Bemerkungen über physische, anatomische, physiologische Beziehungen etc.

So ist ein Werk angewachsen, das die Resultate der phonetischen Forschung unter naturwissenschaftliche Gesichtspunkte zu bringen sucht. Die Darstellung ist ganz speziell naturwissenschaftlich, mehr für Naturforscher als für Sprachforscher geeignet, oft sehr verwickelt und wenig übersichtlich. Für diejenigen, welche vermögen, sich durch das Buch durchzuarbeiten, bietet es in naturwissenschaftlicher Beziehung viel Lehrreiches. Für gewöhnliche Philologen wird es freilich weniger geniessbar sein. Das Buch berichtet mehr über die allgemeinen Bedingungen der Lauterzeugung als über die Bildung der einzelnen Laute; es ist mehr eine allgemeine Systematik, die durch den Mangel an Beispielen wenig verständlich oder fruchtbar wird, als eine Beschreibung der in den bekanntesten Sprachen wirklich vorkommenden Laute; über diese erfahren wir sehr wenig. Auf Einzelheiten gehe ich hier nicht ein; ich finde es angemessener, Techmer's spätere Schriften unten eingehender zu berücksichtigen, um so mehr

als Mehreres, was in der *Phonetik* dunkel oder zweifelhaft war, hier erklärt oder berichtigt wird. Ich lasse noch Sweet's Besprechung[1] folgen: „Techmer, in his *Phonetik*, has gone a way of his own, but what that way really is, or what his object was in publishing this elaborate and expensive work, I am unable to say. The book consists of a mass of anatomical details, many of which have scarcely the remotest bearing on phonetics, with remarks on acoustics, psychology, the origin of language, and other general questions, together with a mass of undigested quotations from the most incongruous authorities. The author's views on phonetics proper are expressed in the vaguest and most abstract way, and he has added little or nothing to our knowledge of the actual sounds of language. Not a single key-word is given to explain what sound the author means by 'open *e*', etc. Nor is there any clear definition of the author's standpoint compared with that of his predecessors. Although the work no doubt contains many hints which may be useful to specialists, it is an entire failure as a guide to general phonetics". Praktiker wie Sweet und Theoretiker wie Techmer sind zu verschieden, um einander recht würdigen zu können; aber auch anderen Sprachforschern hat Techmer das Gute in seinem Werke durch seine Darstellungsweise sehr unzugänglich gemacht[2].

Was ein Jeder bei Techmer schätzen muss, ist seine grosse Kraft und Ausdauer, die grosse Belesenheit, das immer rege Interesse für alle Zweige des sprachlichen Wissens. Dieses Interesse hat ihn auch getrieben, die *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* zu gründen, ein grossartiges Unternehmen, das die Sprachforscher und Phonetiker aller Nationen verbindet und wo die Phonetik eingehend berücksichtigt wird. Diese Zeitschrift wird mit der folgenden Abhandlung eröffnet.

F. Techmer, *Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprache,* Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft (IZ) I, 69-170, Leipzig 1884. Dazu *Transskription* mittelst der lateinischen Kursivschrift, ebd. I, 171-192. 6 Tafeln. Der Verf. will hier eine Darstellung der wichtigsten Resultate der Phonetik geben, welche nicht bloss

---

[1] *Report on Phonetics*, in *Eleventh Annual Address*, Philological Society, London 1882.

[2] Andere Rezensionen: Hoffory, Anz. f. d. Alt. VIII, 189 ff. hebt neben grosse Vorzüge u. a. „den mehrfach zu Tage tretenden Mangel an Entschiedenheit, wo es sich um Stellungnahme verschiedenen streitigen Fragen gegenüber handelt". Vgl. auch E. Sievers im Lit. Centralblatt 1881 S. 534. G. Mahlow, Deutsche Literaturzeitung 1885 S. 963.

Phonetikern und Sprachgelehrten, sondern auch weitern Kreisen, namentlich Reisenden und Missionaren, verständlich ist. Gegenwärtige Abhandlung kann als eine verkürzte und leichter verständliche Umarbeitung der *Phonetik* betrachtet werden. Als eine Einführung in die rein naturwissenschaftliche Seite der Phonetik ist daher diese Abhandlung sehr wertvoll. Vieles wird hier genauer, mehr systematisch bestimmt, als es von philologischer Seite geschehen könnte. Es ist verdienstlich, die Bedeutung der bisher zu wenig beachteten physiologischen Methoden der laryngoskopischen, stomatoskopischen und rhinoskopischen Untersuchungen, der selbstregistrierenden Instrumente dem phonetischen Sprachforscher energisch vorzuführen. Wir bekommen exakte Definitionen von Begriffen wie Ton, Klang, Geräusch S. 70; unter „Klanglauten" versteht der Verf. Vokale, unter „Geräuschlauten" Konsonanten. Sehr verdienstlich ist die genaue Unterscheidung der Öffnungsgrade der Stimmritze wie 1) Blaseöffnung, 2) Hauchenge, 3) Flüsterenge, 4) Kopf- oder Oberstimmenge, 5) Brust- oder Unterstimmenge, womit die lehrreiche graphische Darstellung nach laryngoskopischen Untersuchungen zu vergleichen ist. Vgl. auch die interessanten Bemerkungen Techmers IZ IV, 235. Bezüglich der Mundartikulation werden die Vokale „Mundöffner", die Konsonanten „Mundschliesser" genannt; genauer wird bei den letzteren Mundenge und Schluss (Klapp-, Zitter-, Dauer-, Schnalz-) unterschieden. Die neuen deutschen Benennungen des Verf. scheinen im Ganzen glücklich gebildet und sind viel verständlicher als die Trautmann'schen. Sehr genau unterscheidet der Verf. von Vokalen und Konsonanten S. 89. 160 die Halbvokale, welche sowohl akustisch als artikulatorisch zwischen Vokalen und Konsonanten in der Mitte liegen; vgl. dazu die Bemerkungen IZ IV, 120, wo dieselben „Mundöffnungengelaute", und IZ V, 254, wo sie einfacher „Halböffner" genannt werden.

Andererseits ist nicht zu verhehlen, dass die Techmersche Arbeit, während sie das Bekannte systematisiert und korrigiert, nicht so viel Neues bietet, wie man erwarten konnte; wir werden nicht durch grosse Entdeckungen oder neue scharfe Beobachtungen überrascht. Trotz des gelehrten Apparates erfahren wir über die eigentlichen brennenden Fragen der

Phonetik, wie über die Probleme der Vokalbildung, sehr wenig; T. giebt uns nur verwickelte Schemata mit dürftigen Erklärungen; oft fehlen Beispiele gänzlich; die Darstellung ist mitunter so unklar und knapp, dass sie geradezu unverständlich wird [1]. Techmer beansprucht, zwischen der praktischen englischen Schule und der theoretisierenden deutschen eine vermittelnde Stellung einzunehmen; in Wirklichkeit ist er noch mehr Theoretiker als die anderen deutschen Phonetiker. Er fertigt Bell in einer (freilich langen) Note ab; Sweet's feine Bestimmungen einer Menge fremder Laute berücksichtigt er fast gar nicht [2]. Gegen die englische Schule ist die Techmersche Arbeit in dieser Beziehung ein Rückschritt. Techmer sucht einzelne fremden Laute durch Beobachtung an Ausländern stomatoskopisch zu bestimmen; er scheint aber diese Laute selbst nicht genügend zu beherrschen und daher seine Experimente nicht kontrollieren zu können. Nach dieser Richtung hin bedarf die Techmersche Methode der Verbesserung.

Ich lasse jetzt einige Bemerkungen zu Einzelheiten folgen. Statt der harmonischen Eigentöne Trautmann's u. a. zieht T. (S. 78) vor, gleiche Abstände der Tonhöhe aufzustellen, und glaubt auf diesem Weg der Wirklichkeit näher zu kommen. Auch dies ist aber ein willkürliches Verfahren; die einzige exakte Methode ist die induktive; man muss auch hier von der Wirklichkeit, von den in den betr. Sprachen wirklich vorkommenden Vokalen ausgehen.

Verf. ordnet S. 80 ff. seine Vokalreihen mit *a* als Centrum strahlenförmig in Reihen nach akustischer Verwandtschaft und Tonhöhe. Welche Laute aber mit den verschiedenen Reihen eigentlich gemeint sind, ist sehr schwer, oft unmöglich herauszufinden, da Verf. darüber nur dürftige, dunkle oder gar keine Erläuterungen giebt. Die zwei ersten Reihen werden so beschrieben:

Die 1. Reihe *a Æ E e i* führt gleichstufig in die Höhe.
Die 2. Reihe *a A υ o u* „ „ „ „ Tiefe.

Diese Reihen sind im Ganzen bekannt; mehrere Zeichen bedürfen aber der Erklärung; erst S. 183 erfahren wir, dass *Æ* frz. *a* in *patte*, *A* frz. *â*

[1] Wenn Techmer sich öfter, wie IZ IV, 235 (Kirste), V, 249 (Passy), darüber beschwert, dass man seine Arbeiten nicht gebührend berücksichtigt, so ist wohl in erster Linie seine Darstellungsweise daran Schuld. Oft muss man mühsam viele verschiedene Stellen zusammensuchen und vergleichen, um den Sinn herauszufinden; oft ist auch dies vergeblich.

[2] Zum Ersatz für diese Kürze versäumt Techmer in seinen späteren Arbeiten keine Gelegenheit, um das englische System zu tadeln, freilich ohne viel auf Einzelheiten einzugehen. Die in IZ V in Aussicht gestellte eingehende Kritik von Bell ist zur Zeit, als dieses geschrieben wird (Nov. 1890), noch nicht erschienen. [Dr. Techmer ist seitdem gestorben].

in *pâte*, *E* frz. *ê* in *même*, *U* frz. *o* in *or* bedeutet. Als Varietäten von diesen Lauten oder als „Spielarten" giebt T. *Ǣ* = engl. *a* in *hat*, *Ă* = engl. *o* in *hot*, *Ĕ* = deutsches *e* in *fett*, *Ŭ* = deutsches *o* in *Gott.* S. 179 finden wir, dass ˘ „zu kurze" Aussprache bedeutet. Vollständiger lautet die betreffende Note (zur Tabelle S. 178) so: „[2] Die Buchstaben in vierseitig punktierter Umrahmung bezeichnen im Allgemeinen indifferente oder unvollkommene d. i. zu kurze (˘) oder zu schwache (\ ; ì, è . . . . ò, ù u. s. w.), in dreiseitig punktierter Umrahmung partiell unvollkommene Mundöffner. In diesen Vokalen streben die Organe zu einer mittleren Stelle oder sie entfernen sich vielmehr weniger von derselben als bei den wohlartikulierten Lauten. Vgl. meine [T.s] frühere Definition der Indifferenz, bei der nicht nur die äussern Lagen, sondern auch die innern Spannungsverhältnisse in Frage kommen". Vieles wird hier dem Leser dunkel sein und kann erst weiter unten bei Besprechung von „Indifferenz" und „unvollkommene Artikulation" etwas besser erklärt werden.

Von der 3. Reihe *a* (*œ*) *ų ǫ ų* heisst es, dass sie wie die 1. in die Höhe führt, doch nicht so hoch wie diese, „von welcher sie sich ausserdem durch die gesamte Klangfarbe [welcher Art?] unterscheidet". „Die 4. Reihe (*a*) *a̧ Ǣ̥ Ȩ ȩ į* führt gleichstufig in die Höhe analog der 1., doch nicht so hoch, und die Klangfarbe ist unbestimmter, dumpfer, während die der 1. Reihe bestimmter, heller ist". Welcher Leser kann daraus herausfinden, was für Laute gemeint sind? Erst weiter unten folgen darüber einige Andeutungen.

S. 140 fängt die „Physiologische Analyse der Mundhöhle" an. Bei den stomatoskopischen[1] Untersuchungen und Bildern, deren Wert ich nicht verkenne, ist zu bemerken, dass sie oft mehr negative als positive Bedeutung haben, indem sie ausser bei Verschlusslauten nicht so sehr zeigen, wie die Laute gebildet werden, als wie sie nicht gebildet werden; die Artikulationsstelle bei Engebildungen (Spiranten und Vokalen kleinerer und kleinster Öffnung) können sie nur durch den seitlichen Verschluss andeuten; bei grösserer Mundöffnung, wie bei *ä*, *å*, *a* erhält man gar kein Bild, wie Techmer selbst sagt S. 188. Die stomatoskopische Methode bedarf also hier der Korrektion und der Vervollständigung. So kann man z. B. aus dem stomatoskopischen Bild des slawischen *ł* Tab. IV 13 nicht

---

[1] Es ist überhaupt nicht zu verhehlen, dass auch die stomatoskopische Methode nicht unfehlbar und nicht immer hinreichend ist; das bezeugt in mehreren Fällen die Verschiedenheit der Resultate. Auch hier sind Fehler und Ungenauigkeiten nicht ausgeschlossen; der falsche Gaumen kann doch nicht ganz den wahren ersetzen; es ist nicht leicht mit ihm natürlich zu artikulieren; er ruft bes. im Hintermunde leicht Erbrechungen hervor. Einige wie Kingsley haben daher einen hinten unvollständigen Gaumen benutzt, was Techmer als zu irrigen Resultaten führend verwirft IZ III 226. 229. Endlich kann das stomatoskopische Bild nur die Berührung, nicht aber die sonstige Form der Zunge zeigen, vgl. Balassa oben S. 138, wonach der Unterschied der gewölbten von der abgeflachten Zungenhebung in der Stomatoskopie nicht zum Ausdruck kommt.

Phonetik, wie über die Probleme der Vokalbildung, sehr wenig; T. giebt uns nur verwickelte Schemata mit dürftigen Erklärungen; oft fehlen Beispiele gänzlich; die Darstellung ist mitunter so unklar und knapp, dass sie geradezu unverständlich wird[1]. Techmer beansprucht, zwischen der praktischen englischen Schule und der theoretisierenden deutschen eine vermittelnde Stellung einzunehmen; in Wirklichkeit ist er noch mehr Theoretiker als die anderen deutschen Phonetiker. Er fertigt Bell in einer (freilich langen) Note ab; Sweet's feine Bestimmungen einer Menge fremder Laute berücksichtigt er fast gar nicht[2]. Gegen die englische Schule ist die Techmersche Arbeit in dieser Beziehung ein Rückschritt. Techmer sucht einzelne fremden Laute durch Beobachtung an Ausländern stomatoskopisch zu bestimmen; er scheint aber diese Laute selbst nicht genügend zu beherrschen und daher seine Experimente nicht kontrollieren zu können. Nach dieser Richtung hin bedarf die Techmersche Methode der Verbesserung.

Ich lasse jetzt einige Bemerkungen zu Einzelheiten folgen. Statt der harmonischen Eigentöne Trautmann's u. a. zieht T. (S. 78) vor, gleiche Abstände der Tonhöhe aufzustellen, und glaubt auf diesem Weg der Wirklichkeit näher zu kommen. Auch dies ist aber ein willkürliches Verfahren; die einzige exakte Methode ist die induktive; man muss auch hier von der Wirklichkeit, von den in den betr. Sprachen wirklich vorkommenden Vokalen ausgehen.

Verf. ordnet S. 80 ff. seine Vokalreihen mit *a* als Centrum strahlenförmig in Reihen nach akustischer Verwandtschaft und Tonhöhe. Welche Laute aber mit den verschiedenen Reihen eigentlich gemeint sind, ist sehr schwer, oft unmöglich herauszufinden, da Verf. darüber nur dürftige, dunkle oder gar keine Erläuterungen giebt. Die zwei ersten Reihen werden so beschrieben:

Die 1. Reihe *a* ᴁ ᴇ *e i* führt gleichstufig in die Höhe.
Die 2. Reihe *a* ᴀ ᴜ *o u* „ „ „ „ Tiefe.

Diese Reihen sind im Ganzen bekannt; mehrere Zeichen bedürfen aber der Erklärung; erst S. 183 erfahren wir, dass ᴁ frz. *a* in *patte*, ᴀ frz. *â*

[1] Wenn Techmer sich öfter, wie IZ IV, 235 (Kirste), V, 249 (Passy), darüber beschwert, dass man seine Arbeiten nicht gebührend berücksichtigt, so ist wohl in erster Linie seine Darstellungsweise daran Schuld. Oft muss man mühsam viele verschiedene Stellen zusammensuchen und vergleichen, um den Sinn herauszufinden; oft ist auch dies vergeblich.

[2] Zum Ersatz für diese Kürze versäumt Techmer in seinen späteren Arbeiten keine Gelegenheit, um das englische System zu tadeln, freilich ohne viel auf Einzelheiten einzugehen. Die in IZ V in Aussicht gestellte eingehende Kritik von Bell ist zur Zeit, als dieses geschrieben wird (Nov. 1890), noch nicht erschienen. [Dr. Techmer ist seitdem gestorben].

in *pâte*, *ᴇ* frz. *ê* in *même*, *ᴜ* frz. *o* in *or* bedeutet. Als Varietäten von diesen Lauten oder als „Spielarten“ giebt T. *Ǣ* = engl. *a* in *hat*, *Ă* = engl. *o* in *hot*, *Ĕ* = deutsches *e* in *fett*, *Ŭ* = deutsches *o* in *Gott*. S. 179 finden wir, dass ˘ „zu kurze“ Aussprache bedeutet. Vollständiger lautet die betreffende Note (zur Tabelle S. 178) so: „[2] Die Buchstaben in vierseitig punktierter Umrahmung bezeichnen im Allgemeinen indifferente oder unvollkommene d. i. zu kurze (.˘.) oder zu schwache (\ ; ì, è .... ò, ù u. s. w.), in dreiseitig punktierter Umrahmung partiell unvollkommene Mundöffner. In diesen Vokalen streben die Organe zu einer mittleren Stelle oder sie entfernen sich vielmehr weniger von derselben als bei den wohlartikulierten Lauten. Vgl. meine [T.s] frühere Definition der Indifferenz, bei der nicht nur die äussern Lagen, sondern auch die innern Spannungsverhältnisse in Frage kommen“. Vieles wird hier dem Leser dunkel sein und kann erst weiter unten bei Besprechung von „Indifferenz“ und „unvollkommene Artikulation“ etwas besser erklärt werden.

Von der 3. Reihe *a* (*œ*) *ụ* *ọ* *ụ* heisst es, dass sie wie die 1. in die Höhe führt, doch nicht so hoch wie diese, „von welcher sie sich ausserdem durch die gesamte Klangfarbe [welcher Art?] unterscheidet“. „Die 4. Reihe (*a*) *ḁ* *Æ̥* *E̥* *e̥* *i̥* führt gleichstufig in die Höhe analog der 1., doch nicht so hoch, und die Klangfarbe ist unbestimmter, dumpfer, während die der 1. Reihe bestimmter, heller ist“. Welcher Leser kann daraus herausfinden, was für Laute gemeint sind? Erst weiter unten folgen darüber einige Andeutungen.

S. 140 fängt die „Physiologische Analyse der Mundhöhle“ an. Bei den stomatoskopischen[1] Untersuchungen und Bildern, deren Wert ich nicht verkenne, ist zu bemerken, dass sie oft mehr negative als positive Bedeutung haben, indem sie ausser bei Verschlusslauten nicht so sehr zeigen, wie die Laute gebildet werden, als wie sie nicht gebildet werden; die Artikulationsstelle bei Engebildungen (Spiranten und Vokalen kleinerer und kleinster Öffnung) können sie nur durch den seitlichen Verschluss andeuten; bei grösserer Mundöffnung, wie bei *ä*, *å*, *a* erhält man gar kein Bild, wie Techmer selbst sagt S. 188. Die stomatoskopische Methode bedarf also hier der Korrektion und der Vervollständigung. So kann man z. B. aus dem stomatoskopischen Bild des slawischen *ł* Tab. IV 13 nicht

---

[1] Es ist überhaupt nicht zu verhehlen, dass auch die stomatoskopische Methode nicht unfehlbar und nicht immer hinreichend ist; das bezeugt in mehreren Fällen die Verschiedenheit der Resultate. Auch hier sind Fehler und Ungenauigkeiten nicht ausgeschlossen; der falsche Gaumen kann doch nicht ganz den wahren ersetzen; es ist nicht leicht mit ihm natürlich zu artikulieren; er ruft bes. im Hintermunde leicht Erbrechungen hervor. Einige wie Kingsley haben daher einen hinten unvollständigen Gaumen benutzt, was Techmer als zu irrigen Resultaten führend verwirft IZ III 226. 229. Endlich kann das stomatoskopische Bild nur die Berührung, nicht aber die sonstige Form der Zunge zeigen, vgl. Balassa oben S. 138, wonach der Unterschied der gewölbten von der abgeflachten Zungenhebung in der Stomatoskopie nicht zum Ausdruck kommt.

einen Laut der lebenden Sprache, den man alltäglich beobachten kann, genau zu bestimmen". Techmer hat also hier nach mehreren unrichtigen Bestimmungen endlich die Richtigkeit der von der engl. Schule gemachten Analyse bestätigen müssen. Diese Ausführung zeigt zugleich, wie viel leichter, schärfer und klarer diese Schule die Laute bestimmt. — Ich will hier noch einige Bemerkungen über diesen schwierigen Laut hinzufügen. Genauere Untersuchungen haben mich überzeugt, dass das russ. ы etwas verschieden gebildet wird, doch immer am harten, nie am weichen Gaumen; am hintersten (postpalatal) besonders in nicht palataler Berührung wie in былъ, ты, mehr vorne (mediopalatal) bes. in Berührung mit Palatalen wie in были, тысяча. Im Polnischen ist die Bildung des *y* in *byl* vielleicht zunächst mediopalatal. In den übrigen slawischen Sprachen ist die Artikulation bis an die praepalatale Stelle vorgeschoben, d. h. es ist ein *i* daraus geworden. — Bekanntlich finden sich in den türkisch-tatarischen Sprachen ähnliche Laute, worüber s. IZ I, 481; IV, 250; im Finnischen scheint sich eine ganze Reihe vorzufinden: „hartes" (zurückgezogenes) *i*, *e*, *ę* im Gegensatz zum gewöhnlichen *i*, *e*, *ę*, IZ IV, 220.

S. 155 heisst es: „Von der Reihe *a-u* entfernt sich andrerseits die schwed. Reihe *a* . . . *ụ* (u_o), indem mit energischen Lippenartikulationen sich weniger energische Zungenartikulationen desselben Grades (*a* . . . . *ụ*) oder selbst die nächsten Zungen-Öffnungsgrade kombinieren, also eine Verschiebung der sich kombinierenden Grade eintritt (*a* . . . u_o)". Alles wieder ohne ein einziges Beispiel zur Erklärung; erst in den Beispielen S. 183 finde ich, dass *ụ* = schwed. *o* in *bō*, unser *ω*, das aber Techmer durch das beigefügte diakrit. Zeichen als annähernd mittlerer Zungenart. bezeichnet, wieder ein Irrtum; der Laut ist bekanntlich durch Hebung der Hinterzunge gegen den weichen Gaumen gebildet. Welcher Laut mit u_o gemeint ist, kann ich bei dem gänzlichen Fehlen eines Beispiels nicht ausfindig machen, nach S. 179 Anm. 7 soll es ein Lippen-*u* mit Zungenstellung von *o* bezeichnen, was auf dasselbe *ω* zu deuten scheint; eine ganze Reihe υ_Λ o_o u_o soll sich in schwed. Dialekten finden. Trotz meiner Kenntnis der schwed. Laute kann ich nicht bestimmt wissen, welche Laute hier gemeint sind[1].

S. 158 spricht Techmer von der unregelmässigen Rundung im Schwedischen, wo in der *a* . . . u_o-Reihe in dem Verhältnis der Lippen- und Zungen-Öffnungsgrade eine grössere Verschiebung von einem Grade und mehr vorkommt, welche im Bell'schen System nur schwer zu unterscheiden und zu bezeichnen sind. Techmer sagt merkwürdigerweise nichts

[1] Techmer bemerkt IZ I, 475: „Ich gestehe gern, dass ich für meinen Teil in vielen phonetischen Fragen (für die Vokale mit relativ verschobenen Artikulationen, Konsonanten der Vorderzunge, Stärke und Stimmhöhe u. a.) durch Beobachtung der skandinavischen Aussprachen genauer belehrt und zu weiteren Studien angeregt worden bin". Es ist daher zu bedauern, dass Techmer gerade in der schwedischen Phonetik besonders knapp und dunkel ist, auch die neueren Arbeiten über skandinavische Phonetik nur wenig berücksichtigt hat.

durch starke Rundung von *i* gebildet sein! Aber gerade dieser Laut findet sich im Schwedischen gar nicht, wohl aber im Französischen das davon ganz verschiedene *u* in *tu*. Verf. sagt S. 183, dass er die schwed. Wörter nach Herrn G. Stjernströms Ausspr.bezeichnet, aber Herr Stjernström, den ich zu kennen das Vergnügen habe, spricht genau wie andere Schweden ein schwach gerundetes, etwas zurückgezogenes *y*. Das stomatoskopische Bild Tab. III, 14 zeigt wie gewöhnlich nur den Verschluss der seitlichen Mundteile, nicht das Wichtigste, die Engebildung in der Mitte des Mundes.

Die 4. Reihe ist *Æ E e i* = (ʏ), „bei welcher sich je auf den einzelnen Stufen die Zungenartikulationen der zweiten mit den Lippenartikulationen der ersten Reihe kombinieren". Demnach hat ʏ die Zungenartikulation von *u*. „Von den Arten der 4. Reihe, deren Bedeutung Lepsius zuerst betont hat, habe ich", bemerkt der Verf., „bis jetzt nur eine Spielart ʏ₀> direkt beobachten können (Tab. III, 15 „russ. ы", nach IZ II, 343 aber polnisch)". Techmer befindet sich also hier im alten Irrtum, dass slaw. *y* durch *u*-Stellung der Zunge und *i*-Stellung der Lippen gebildet werde. Er hat hier die genaueren Bestimmungen der engl. Schule übersehen. Am Hintergaumen (Gaumensegel), wo gewöhnliches deutsches *u* gebildet wird, bekommt man aber durch Entrundung einen anderen, mehr „guttural" klingenden Laut, gael. *ao* in *laogh*. Nun korrigiert aber Techmer diese erstere Bestimmung im besonderen Falle der russ. „Spielart" durch das diakritische Zeichen für „Streben zur mittleren Zungenstellung"; demnach wäre der Laut annähernd ein Mittelzungenvokal, etwa praevelar (= $\gamma 3^{i}$ Jespersen). Vgl. aber damit die Bestimmung S. 178: „linguae retractio et apertura rotunda minor", d. h. mittelmässige Zurückziehung und Rundöffnung der Zunge. Was damit gemeint ist, ist mir erst aus der Bemerkung IZ IV, 250 ganz klar geworden: „[das Bild] zeigt Mittelzungenöffnung, nicht die kleinste [high-mixed], sondern die benachbarte kleinere [mid-mixed] bei relativer Ruhelage der Lippen". Dies wäre zunächst ein ə, was wahrscheinlich auf unrichtiger Analyse beruht. Diese Analyse (Mittelzungenlaut) steht aber im Widerspruch mit der ersten Analyse (Hinterzungenlaut), welche das Bild ja erläutern sollte. In Wirklichkeit verwirft Techmer IZ IV, 250 die Analyse von Lepsius und spricht von „der durch Lepsius mehr theoretisch als durch physiologische Beobachtungen festgestellten Reihe". Später hat jedoch Techmer seine berichtigte Analyse wieder berichtigen müssen. Er bemerkt weiter unten: eine spätere stomatoskopische Untersuchung ... ergab jedoch kleinste Mittelzungenöffnung; die Berührungsstelle begann hinter dem 1. Backenzahn [also schon am praepalatum] und reichte bis hinter den letzten hinaus [also am praevelum Lenz, i Jespersen]; der Öffnungsgrad war wenig grösser als bei *i*". Nach dieser Analyse erfährt man aber noch nicht, wo die grösste Hebung der Zunge stattfindet; zunächst wohl in der Mitte der angegebenen Grenzpunkte, d. h. näher postpalatum als mediopalatum; h Jespersen. Techmer bemerkt schliesslich: „Ich bin hier auf die verschiedenen Darstellungen dieses russ. Lautes ausführlicher eingegangen, um zu zeigen, wie grosse Schwierigkeiten es bereitet, russ. ы,

may, of course, be applied to (a) and the other vowels as well. It may also be neglected, as is frequently the case in English, which dulls the effect of the high vowels". Das Merkwürdigste ist aber, dass Techmer selbst diese Stelle schon in seiner *Phonetik* I 43 zitiert, dagegen später nicht erwähnt, wie er überhaupt Sweet, also gerade das Haupt der neueren engl. Schule, nur wenig berücksichtigt, was notwendig ein schiefes Bild der Leistungen dieser Schule geben muss. Noch deutlicher spricht sich Sweet in *Primer of Phon.* 16 aus. Vgl. noch die trefflichen Bemerkungen von Lloyd über *lip-spreading* Phon. Stud. IV 58. 197.

Während Techmer findet, dass die engl. Schule die Lippenartikulationen unvollständig darstellt, so scheint mir Techmer selbst der Lippenthätigkeit etwas zu grosse Bedeutung beizumessen. Die von ihm IZ I, Tab. I dargestellten Lippenöffnungen für die Vokale scheinen mir besonders für die ungerundeten, am meisten bei *a*, sehr übertrieben und haben den Anschein, als ob Jemand aus vollem Halse schriee. Im gewöhnlichen Sprechen scheinen mir die Deutschen den Mund nicht so weit aufzusperren, wenn auch einzuräumen ist, dass sie ihn mehr als wir Norweger öffnen Bei uns ist die Lippenthätigkeit wahrscheinlich etwas mehr träge und nähert sich der englischen Lage, wie wir im Ganzen weniger lebhaft sind und weniger laut sprechen als die Deutschen. Vgl. was der Bostoner Grandgent, *Vowel Measurements* S. 154 darüber sagt: „It is worthy of note that the difference in mouth-opening between my closest and my widest vowels does not exceed four millimeters. In French and German the difference is, of course, far greater". Dazu Note: "Merkel, Physiol. 103, makes the difference between *i* and *ä* [7 mm; handschriftl. Korrektion des Verf.]"[1]. Trotz alledem steht nun aber unser ganzes Vokalsystem dem deutschen entschieden näher als dem englischen; wir haben z. B. sowohl ein tiefes *a*, einen Laut, der sich im Deutschen (bes. Süddeutschen) in vielen Schattierungen findet, als *ö*- und *y*-Laute, die sich von den deutschen nicht bemerkbar entfernen. Hieraus folgt, dass die weniger energische Lippenthätigkeit nicht so sehr die einzelnen Vokallaute modifiziert wie andere Artikulationen, wenn sie auch der ganzen Aussprache ein gewisses dunkles Gepräge verleiht („a muffled utterance"). Wenn aber die Lippenthätigkeit weniger energisch ist, so tritt wohl dafür im Innern der Mundhöhle eine Art Kompensation (vgl. Lloyd Phon. Stud. IV, 198) ein, welche den Verlust weniger empfindlich macht. Erst wenn dieses ganze Verhältnis vollständig ins Reine gebracht werden kann, ist es der Mühe wert, jede kleinste Modifikation zu bezeichnen. Wenn einmal die allgemeine, durchschnittliche Lippenlage jeder einzelnen Sprache bekannt ist, so versteht sich die Lippenstellung bei den einzelnen ungerundeten Vokalen so ziemlich von selbst und wird daher von der engl. Schule nicht besonders bezeichnet. Auch diese Lücke aber, wenn es eine ist, wird durch die genaue Bezeichnung Jespersen's ausgefüllt, s. unten.

Techmer's Kritik der Kategorien „narrow" and „wide" ist beachtens-

[1] Hier ist zunächst von dem Kieferwinkel die Rede, durch diesen wird aber die Lippenöffnung bedingt.

davon, dass Sweet der Entdecker dieser „Lippenverschiebung“ ist und thut überhaupt der vielen scharfen und feinen Beobachtungen Sweets keine Erwähnung. Erst in seinen spätern Arbeiten berücksichtigt er hie und da Sweet.

S. 156 ff. findet sich in einer Note Techmer's Kritik von Bell, dessen System er zunächst als den verfehlten Versuch eines begabten Dilettanten ansieht; „er verfügte leider weder über die notwendigen naturwissenschaftlichen noch sprachwissenschaftlichen Vorkenntnisse, um ein universales phonetisch-graphisches System zu erbauen“. Es wird Techmer nicht schwer nachzuweisen, dass Bell in anatomischer Hinsicht Fehler begangen hat, so die Artikulationsgrade der Stimmbänder ungenügend analysiert und die nasalen Artikulationen falsch beschrieben hat[1]. Aber auch das Gute bei Bell weiss Techmer nicht zu würdigen. So sagt er: „Die Erzeugung nichtenglischer Laute ist grossenteils falsch angegeben; man prüfe z. B. S. 93 und namentlich 94 darauf“. Wieder ohne ein einziges Beispiel. Ich habe mehrere Fehler bei Bell nachgewiesen; aber darum verkenne ich nicht seinen für jene Zeit überraschenden Reichtum an neuen und scharfen Beobachtungen, an glücklichen Entdeckungen, welcher der gleichzeitigen deutschen Schule ganz abgeht. Wie scharf, mit einem Schlage, hat nicht Bell z. B. das Richtige getroffen in seiner Bestimmung des slawischen *y*! Dass Bell in seiner Bestimmung der „gemischten“ Vokale schwankt, mindert nicht das Verdienst, diese wichtige Reihe entdeckt zu haben; er hat das Richtige gleich, und besser als Lepsius, geahnt, nur nicht exakt bestimmen können.

S. 154 heisst es: „Von den Reihen *a* ... *i* und *a* ... *u* weichen die englischen Reihen *ḁ* ... *i̥* und *ḁ* ... *u̥* insofern ab, als letztere weniger energische Lippenthätigkeit haben, zumal *ḁ* ... *i̥*. Nach S. 179 wird ··̥· gebraucht „für partielle Unvollkommenheit der Artikulation der Lippen resp. des Kieferwinkels wie im allgemeinen im Gegensatz zu den kontinentalen bei den englischen Vokalen“.

Techmer tadelt, dass Bell an der Lippenartikulation nur Rundung, nicht Längsöffnung unterscheidet. „Das mag für die engl. Mundöffner angehen, bei denen bekanntlich die Lippenartikulationen überhaupt und namentlich in der *a* ... *i*-Reihe zur Indifferenz neigen, nicht aber für die kontinentalen“. Das ist richtig; aber die spätere engl. Schule, namentlich Sweet, hat das Verhältnis der Lippenartikulationen anderer Sprachen zu denen der englischen sehr genau beobachtet. Sweet Handb. 14 sagt ausdrücklich: „In forming the high (i) the mouth is spread out at the corners, which makes the sound of the vowel clearer. This *lip-spreading*

---

[1] Etwas Ähnliches sagt Ellis EEP 1345, weiss aber dessen ungeachtet die Verdienste Bell's wohl zu würdigen: „Mr. Melville Bell's scheme is physiological both for vowels and consonants, and though his physiological knowledge is of course greatly inferior to that of such an eminent professional physiologist as Brücke, and hence makes default in hidden laryngal actions, he has produced a system which is admirable in its general arrangements“.

einen Laut der lebenden Sprache, den man alltäglich beobachten kann, genau zu bestimmen". Techmer hat also hier nach mehreren unrichtigen Bestimmungen endlich die Richtigkeit der von der engl. Schule gemachten Analyse bestätigen müssen. Diese Ausführung zeigt zugleich, wie viel leichter, schärfer und klarer diese Schule die Laute bestimmt. — Ich will hier noch einige Bemerkungen über diesen schwierigen Laut hinzufügen. Genauere Untersuchungen haben mich überzeugt, dass das russ. ы etwas verschieden gebildet wird, doch immer am harten, nie am weichen Gaumen; am hintersten (postpalatal) besonders in nicht palataler Berührung wie in былъ, ты, mehr vorne (mediopalatal) bes. in Berührung mit Palatalen wie in были, тысяча. Im Polnischen ist die Bildung des *y* in *byl* vielleicht zunächst mediopalatal. In den übrigen slawischen Sprachen ist die Artikulation bis an die praepalatale Stelle vorgeschoben, d. h. es ist ein *i* daraus geworden. — Bekanntlich finden sich in den türkisch-tatarischen Sprachen ähnliche Laute, worüber s. IZ I, 481; IV, 250; im Finnischen scheint sich eine ganze Reihe vorzufinden: „hartes" (zurückgezogenes) *i*, *e*, *ę* im Gegensatz zum gewöhnlichen *i*, *e*, *ę*, IZ IV, 220.

S. 155 heisst es: „Von der Reihe *a-u* entfernt sich andrerseits die schwed. Reihe *a* . . . *ụ* (u_o), indem mit energischen Lippenartikulationen sich weniger energische Zungenartikulationen desselben Grades (*a* . . . . *ụ*) oder selbst die nächsten Zungen-Öffnungsgrade kombinieren, also eine Verschiebung der sich kombinierenden Grade eintritt (*a* . . . u_o)". Alles wieder ohne ein einziges Beispiel zur Erklärung; erst in den Beispielen S. 183 finde ich, dass *ụ* = schwed. *o* in *bō*, unser *ω*, das aber Techmer durch das beigefügte diakrit. Zeichen als annähernd mittlerer Zungenart. bezeichnet, wieder ein Irrtum; der Laut ist bekanntlich durch Hebung der Hinterzunge gegen den weichen Gaumen gebildet. Welcher Laut mit u_o gemeint ist, kann ich bei dem gänzlichen Fehlen eines Beispiels nicht ausfindig machen, nach S. 179 Anm. 7 soll es ein Lippen-*u* mit Zungenstellung von *o* bezeichnen, was auf dasselbe *ω* zu deuten scheint; eine ganze Reihe $υ_Λ$ o_o u_o soll sich in schwed. Dialekten finden. Trotz meiner Kenntnis der schwed. Laute kann ich nicht bestimmt wissen, welche Laute hier gemeint sind[1].

S. 158 spricht Techmer von der unregelmässigen Rundung im Schwedischen, wo in der *a* . . . u_o-Reihe in dem Verhältnis der Lippen- und Zungen-Öffnungsgrade eine grössere Verschiebung von einem Grade und mehr vorkommt, welche im Bell'schen System nur schwer zu unterscheiden und zu bezeichnen sind. Techmer sagt merkwürdigerweise nichts

---

[1] Techmer bemerkt IZ I, 475: „Ich gestehe gern, dass ich für meinen Teil in vielen phonetischen Fragen (für die Vokale mit relativ verschobenen Artikulationen, Konsonanten der Vorderzunge, Stärke und Stimmhöhe u. a.) durch Beobachtung der skandinavischen Aussprachen genauer belehrt und zu weiteren Studien angeregt worden bin". Es ist daher zu bedauern, dass Techmer gerade in der schwedischen Phonetik besonders knapp und dunkel ist, auch die neueren Arbeiten über skandinavische Phonetik nur wenig berücksichtigt hat.

davon, dass Sweet der Entdecker dieser „Lippenverschiebung“ ist und thut überhaupt der vielen scharfen und feinen Beobachtungen Sweets keine Erwähnung. Erst in seinen spätern Arbeiten berücksichtigt er hie und da Sweet.

S. 156 ff. findet sich in einer Note Techmer's Kritik von Bell, dessen System er zunächst als den verfehlten Versuch eines begabten Dilettanten ansieht; „er verfügte leider weder über die notwendigen naturwissenschaftlichen noch sprachwissenschaftlichen Vorkenntnisse, um ein universales phonetisch-graphisches System zu erbauen“. Es wird Techmer nicht schwer nachzuweisen, dass Bell in anatomischer Hinsicht Fehler begangen hat, so die Artikulationsgrade der Stimmbänder ungenügend analysiert und die nasalen Artikulationen falsch beschrieben hat[1]. Aber auch das Gute bei Bell weiss Techmer nicht zu würdigen. So sagt er: „Die Erzeugung nichtenglischer Laute ist grossenteils falsch angegeben; man prüfe z. B. S. 93 und namentlich 94 darauf“. Wieder ohne ein einziges Beispiel. Ich habe mehrere Fehler bei Bell nachgewiesen; aber darum verkenne ich nicht seinen für jene Zeit überraschenden Reichtum an neuen und scharfen Beobachtungen, an glücklichen Entdeckungen, welcher der gleichzeitigen deutschen Schule ganz abgeht. Wie scharf, mit einem Schlage, hat nicht Bell z. B. das Richtige getroffen in seiner Bestimmung des slawischen *y*! Dass Bell in seiner Bestimmung der „gemischten“ Vokale schwankt, mindert nicht das Verdienst, diese wichtige Reihe entdeckt zu haben; er hat das Richtige gleich, und besser als Lepsius, geahnt, nur nicht exakt bestimmen können.

S. 154 heisst es: „Von den Reihen *a* ... *i* und *a* ... *u* weichen die englischen Reihen *ḁ* ... *i̥* und *ḁ* ... *u̥* insofern ab, als letztere weniger energische Lippenthätigkeit haben, zumal *ḁ* ... *i̥*. Nach S. 179 wird ··̥· gebraucht „für partielle Unvollkommenheit der Artikulation der Lippen resp. des Kieferwinkels wie im allgemeinen im Gegensatz zu den kontinentalen bei den englischen Vokalen“.

Techmer tadelt, dass Bell an der Lippenartikulation nur Rundung, nicht Längsöffnung unterscheidet. „Das mag für die engl. Mundöffner angehen, bei denen bekanntlich die Lippenartikulationen überhaupt und namentlich in der *a* ... *i*-Reihe zur Indifferenz neigen, nicht aber für die kontinentalen“. Das ist richtig; aber die spätere engl. Schule, namentlich Sweet, hat das Verhältnis der Lippenartikulationen anderer Sprachen zu denen der englischen sehr genau beobachtet. Sweet Handb. 14 sagt ausdrücklich: „In forming the high (i) the mouth is spread out at the corners, which makes the sound of the vowel clearer. This *lip-spreading*

---

[1] Etwas Ähnliches sagt Ellis EEP 1345, weiss aber dessen ungeachtet die Verdienste Bell's wohl zu würdigen: „Mr. Melville Bell's scheme is physiological both for vowels and consonants, and though his physiological knowledge is of course greatly inferior to that of such an eminent professional physiologist as Brücke, and hence makes default in hidden laryngal actions, he has produced a system which is admirable in its general arrangements“.

may, of course, be applied to (a) and the other vowels as well. It may also be neglected, as is frequently the case in English, which dulls the effect of the high vowels". Das Merkwürdigste ist aber, dass Techmer selbst diese Stelle schon in seiner *Phonetik* I 43 zitiert, dagegen später nicht erwähnt, wie er überhaupt Sweet, also gerade das Haupt der neueren engl. Schule, nur wenig berücksichtigt, was notwendig ein schiefes Bild der Leistungen dieser Schule geben muss. Noch deutlicher spricht sich Sweet in *Primer of Phon.* 16 aus. Vgl. noch die trefflichen Bemerkungen von Lloyd über *lip-spreading* Phon. Stud. IV 58. 197.

Während Techmer findet, dass die engl. Schule die Lippenartikulationen unvollständig darstellt, so scheint mir Techmer selbst der Lippenthätigkeit etwas zu grosse Bedeutung beizumessen. Die von ihm IZ I, Tab. I dargestellten Lippenöffnungen für die Vokale scheinen mir besonders für die ungerundeten, am meisten bei *a*, sehr übertrieben und haben den Anschein, als ob Jemand aus vollem Halse schriee. Im gewöhnlichen Sprechen scheinen mir die Deutschen den Mund nicht so weit aufzusperren, wenn auch einzuräumen ist, dass sie ihn mehr als wir Norweger öffnen Bei uns ist die Lippenthätigkeit wahrscheinlich etwas mehr träge und nähert sich der englischen Lage, wie wir im Ganzen weniger lebhaft sind und weniger laut sprechen als die Deutschen. Vgl. was der Bostoner Grandgent, *Vowel Measurements* S. 154 darüber sagt: „It is worthy of note that the difference in mouth-opening between my closest and my widest vowels does not exceed four millimeters. In French and German the difference is, of course, far greater". Dazu Note: "Merkel, Physiol. 103, makes the difference between *i* and *ä* [7 mm; handschriftl. Korrektion des Verf.]"[1]. Trotz alledem steht nun aber unser ganzes Vokalsystem dem deutschen entschieden näher als dem englischen; wir haben z. B. sowohl ein tiefes *a*, einen Laut, der sich im Deutschen (bes. Süddeutschen) in vielen Schattierungen findet, als *ö*- und *y*-Laute, die sich von den deutschen nicht bemerkbar entfernen. Hieraus folgt, dass die weniger energische Lippenthätigkeit nicht so sehr die einzelnen Vokallaute modifiziert wie andere Artikulationen, wenn sie auch der ganzen Aussprache ein gewisses dunkles Gepräge verleiht („a muffled utterance"). Wenn aber die Lippenthätigkeit weniger energisch ist, so tritt wohl dafür im Innern der Mundhöhle eine Art Kompensation (vgl. Lloyd Phon. Stud. IV, 198) ein, welche den Verlust weniger empfindlich macht. Erst wenn dieses ganze Verhältnis vollständig ins Reine gebracht werden kann, ist es der Mühe wert, jede kleinste Modifikation zu bezeichnen. Wenn einmal die allgemeine, durchschnittliche Lippenlage jeder einzelnen Sprache bekannt ist, so versteht sich die Lippenstellung bei den einzelnen ungerundeten Vokalen so ziemlich von selbst und wird daher von der engl. Schule nicht besonders bezeichnet. Auch diese Lücke aber, wenn es eine ist, wird durch die genaue Bezeichnung Jespersen's ausgefüllt, s. unten.

Techmer's Kritik der Kategorien „narrow" and „wide" ist beachtens-

---

[1] Hier ist zunächst von dem Kieferwinkel die Rede, durch diesen wird aber die Lippenöffnung bedingt.

wert und geht darauf hinaus, dass „es sich in Wirklichkeit um verschiedenartige Unvollkommenheit handelt, entweder an einzelnen Stellen z. B. der Lippen (*H̥*)[1], der Vorderzunge (*H̡*), der Hinterzunge (*H̢*), oder um allgemeine Unvollkommenheit infolge zu schwacher (*H̀*) oder zu kurzer Artikulation (*H̆*). In allen diesen Fällen entfernt sich an den betreffenden Stellen der Öffnungsgrad in den inneren Spannungs- und Dichtigkeitsverhältnissen wie in der äussern Lage weniger von der relativen Indifferenzlage derart, dass bei den Lauten mit kleinster Öffnung: *i*, *ụ* (= *y*), *u* die Öffnung grösser wird, bei denen mit grösserer und grösster Öffnung aber kleiner, woraus sich die Unangemessenheit derselben Benennung wide für alle Fälle ohne Ausnahme von selbst ergiebt“.[2]

Zum besseren Verständnis führe ich noch einige andere Stellen an. IZ I, 98: „Treten nun in diese Funktion alle für irgend einen Klanglaut, z. B. *i*, günstigsten Faktoren ein: kleinste Länge, kleinster Raum mit länglichem Querschnitt, kleinste Längsöffnung, eine gewisse Stärke, höchster primärer Klang und endlich Dauer, so wird der Klanglaut in vollkommenster Weise gehört werden; ist ein Faktor nur annähernd günstig, ist z. B. an der Mündung nur annähernd kleinste Längsöffnung, so wird der Klanglaut partiell unvollkommen; sind sämtliche Faktoren nur annähernd günstig, oder ist die Stärke zu gering, der primäre Klang zu tief und die Dauer zu kurz, so wird der Klanglaut unvollkommen“.

Vgl. noch IZ V, 190: „Aus dem Wettkampfe der treibenden und hemmenden artikulatorischen Kräfte gehen nun die **Laute** hervor, welche letztern nur dann vollkommen artikuliert sind, wenn jene Kräfte eine gewisse Zeit in **Gleichgewicht** sind. Dieses Gleichgewicht länger zu erhalten, erfordert einen grössern Aufwand der artikulatorischen Kräfte, woraus es sich mit Notwendigkeit ergiebt, dass natürlicherweise die langen Laute stets vollkommen, d. h. mit straffern Muskeln, die verkürzten unvollkommen, d. h. mit schlaffern Muskeln und von der phonetischen Ruhelage weniger abweichenden Stellungen artikuliert werden. Laute wie die sog. *long wide vowels* sind also nichts als unnatürliche Annahmen, welche in sich selbst einen Widerspruch enthalten, insofern nur der Begriff von *wide* physiologisch richtig gestellt wird“.

---

[1] *H* ist allgemeines Zeichen eines beliebigen Vokals.

[2] Zum besseren Verständnis füge ich noch folgende Ausführungen über Indifferenz Phon. I, 51; IZ I, 146 hinzu: „Die **absolute physiologische Indifferenz** ... kommt in Frage, wenn die Sprachorgane sich ganz zur Ruhe begeben ... Die **relative** Indifferenz, die Operationsbasis der Kräfte im Felde, welche je nach der Nationalität und Gewöhnung beim Sprechen verschieden sein kann ... ist die mittlere Lage, welcher die Organe während ihrer Aktion zustreben und von der aus sie verhältnismässig am bequemsten die verschiedensten Artikulationen bewirken können. Sie ist es, welche bei den indifferenten [unvollkommenen] Vokalen und Konsonanten den Vereinigungspunkt bildet [dem sie mehr und mehr sich nähern, je unvollkommener sie werden]. In absoluter Indifferenz verharrt, wenigstens so weit meine eigenen stomato-, rhino- und laryngoskopischen Beobachtungen reichen, bei keinem natürlichen Laut von gehöriger Energie irgend eins von den wesentlichen ... artikulierenden Organe“.

kurzes *ā* bezeichnet. Eine eigentümliche[1] Theorie hat Verf. IZ I, 130 über frz. Accent: „Nach meinen Beobachtungen spielt die Stimmhöhe auch im Französischen eine eigentümliche Rolle; sie steigt in den 'männlichen' Endsilben treu dem alten 'accentus' der betr. Silbe im Lateinischen, während die Stärke oft mehr den in den modernen, besonders den germanischen Sprachen herrschenden Gesetzen gemäss auf den Stammsilben steigt oder überhaupt schwebend bleibt ... Meine Beobachtung über die französische 'Betonung' bitte ich als eine vorläufige anzusehen, welche ich demnächst durch Selbstregistrierung belegen zu können hoffe". Später, IZ V, 211 kommt T. auf diesen Punkt zurück, indem er sich der von Ackermann in 1838 gegebenen, sehr phantastischen Darstellung anschliesst, welche er sogar die beste überhaupt vorhandene Beschreibung nennt: „A. unterscheidet appui (force) und modulation musicale [soweit alles recht; nur ist *mod. mus.* nicht genügend bestimmt: an sich bedeutet dies jede Tonbewegung; nun hat aber jede Silbe eine mehr oder minder entwickelte Modulation; der Verf. scheint aber darunter musikalischen Hochton zu verstehen. J. S.]. Dans le frç. ces deux accents peuvent être réunis, mais ils se trouvent plus souvent séparés [gerade das Umgekehrte ist der Fall: Hochton und Nachdruck sind gewöhnlich verbunden. J. S.]. Nach der Darstellung des Verf. welche ich [T.] nach meinen eigenen Beobachtungen ganz bestätigen kann, haben re*dou*ble, car*riè*re, lum*iè*re, blasphémat*eurs* die mit liegenden Buchstaben gedruckten Silben die Modulation, treu entsprechend der ursprüngl. lat. Stimmhebung, acutus, aigu ' ...; c'est un chantonnement léger un peu aigu, qui s'unit à la syllabe. [! Das musikalische Element ist im Frz. mehr entwickelt, mehr wechselnd, als in den meisten andern Sprachen. J. S.] In denselben Wörtern hat je die erste Silbe Stärke, appui (mais sans modulation). Letzteres ist eine im Frz. entwickelte Neuerung, welche an die germanische Weise erinnert (vgl. Paris, S. 155). Disons en deux mots quelle est dans le français la place de l'accent: toutes les fois qu'un mot commence par une cons. ou par une *h* dite aspirée, il y a ou il peut y avoir un appui sur la première syllabe. Quand la première syllabe du mot est une voyelle, quelquefois le mot est dépourvu d'accent grave (d'appui); s'il le prend, c'est sur la seconde syllabe, z. B. s'évanou*it*, wo va stärker und tiefer, *it* höher und schwächer gesprochen wird. Von der Modulation sagt A. weiter: Selon qu'un substantif est isolé ou final, ou dans le corps de la phrase, cet accent est plus ou moins sensible: il l'est beaucoup à la fin d'une phrase, à moins que le mot n'y soit soumis à quelque intention oratoire. Tous les substantifs monosyllabiques commençant par une consonne prennent à la fois l'accent grave et l'accent aigu. Dans les substantifs ou adjectifs de deux syllabes, commençant par une voyelle, les deux accents se placent sur la seconde

[1] Vor Techmer hatte T. Merkel, *Der frz. Wortton* (1880) etwas Ähnliches ausgesprochen, indem nach ihm die letzte sonore Silbe „fast ausschliesslich steigenden Ton" [Tonhöhe], die erste Silbe aber „den wesentlichen Accent" [Tonstärke] hat. Vgl. Lbl. II 59.

Interessant sind die Ausführungen des Verf. über Silbe und Accent. Bei solchen allgemeinen Bestimmungen zeigen sich die guten Seiten der naturwissenschaftlichen Methode am besten. Die Silbe wird S. 167 als „die kleinste phonetische Einheit der Artikulationen in ihrem Nacheinander“ definiert. „Den Hauptlaut der Silbe, welcher durch verhältnismässig grösste Stimmstärke und Öffnung des Ansatzrohres hervortritt, nennen wir Phon, die damit verbundenen Mitlaute Symphone“. Diese Benennungen entsprechen den Sievers'schen „Sonanten“ und „Konsonanten“, den Jespersen'schen „Selbstlauten“ und „Mitlauten“.

„Der Sprachfluss mit seiner wellenartigen Silbenfolge ist eine komplexe Funktion und zwar vor allem 1) der Expirationsintensität, 2) der Stimmbandartikulation, 3) der Apertur des Ansatzrohrs, [4. der Zeit]. Diese mathematische Funktion würde sich graphisch durch eine Kurve darstellen, deren Berge den Phonen, deren Thäler den Symphonen entsprechen, und wo ebensoviel Berge als Silben vorkommen würden (Tab. VI, 1—4). Zu welchem Phon jeder von den zwischen zwei Phonen befindlichen Symphonen zu rechnen sei, lässt sich physiologisch nicht allgemein gültig feststellen“.

T. nimmt an der Silbenscheide ein Decrescendo-Crescendo an, wobei der Expirationsdruck nicht zur völligen Indifferenz herabsinkt, sondern bei natürlichem Sprechen nur eine Abnahme der Artikulationsintensität stattfindet. Im Allgemeinen nimmt die Stärke bis zum Phon zu, von da ab.

Techmer unterscheidet durchgehend[1] zwei phonetische Prinzipien oder Seiten der Anschauung:

1) Die genetische Seite, die Erzeugungsweise, wonach der Laut im System zu bestimmen ist, was er auch „Sprecherscheinungen“ nennt;

2) die akustische Seite, die hörbare Wirkung, „Schallerscheinungen“.

Durch das blosse Gehör unterscheiden wir zunächst Sätze und Wortgruppen, nicht aber die Wörter, sondern die Schallsilben, indem in der Schallstärke ein Ab- und Zunehmen (Aufgang, Gipfel, Niedergang) bemerkbar ist, „so dass an der Schallsilbenscheide immer eine Schallschwächung, oft eine ganz kurze Schallpause gehört wird“. (Zur Veransch. 4.) Hinsichtlich der Erzeugung unterscheidet man ebenfalls zunächst Sätze

Phonetik: „Nach meiner IZ I in Kürze angedeuteten Ansicht über die Bildung der 'Lisplaute' ist das Wesentliche die 'Zungen-Zahnartikulation', welche ein Reibegeräusch nur an den Zähnen und nicht gleichzeitig noch in einer supradentalen Enge, wie bei den Zischlauten, bedingt. Ich habe vorsichtig Zungen-Zahnartikulation gesagt, weil es unwesentlich ist, welcher Teil der Vorderzunge und mit welchem Teile der Zähne er artikuliert (ob interdental, ob mit den Spitzen oder dem Körper derselben, also postdental) . . . Bemerken will ich noch, dass die Zunge die obern Zähne z. T. selbst berühren darf; das dentale Lispgeräusch entsteht auch dann wegen der Enge in den Zahnzwischenräumen“.

[1] z. B. Techmer, *Zur Veranschaulichung der Lautbildung*, Leipzig 1885, S. 3. 4. 12. 23. Vgl. *Phonetik* I, 35. 54; IZ II, 322; III, 378; IV, 111. 217. 256. 326.

und Wortgruppen, weiter aber nicht Wörter, wohl aber Sprechsilben namentlich nach der ab- und zunehmenden Stärke der Ausatmung und Stimme, „so dass an der Sprechsilbenscheide immer eine Sprechschwächung, wenn auch nicht eine Sprechpause eintritt“ (ib.). Diese Unterscheidung scheint mit der Sievers'schen in exspiratorische und Schallsilben identisch. Fallen nun auch nach Techmer die Grenzen beiderlei Silben nicht immer zusammen? Hat z. B. das deutsche *alle* auch für ihn nur eine „Druck- oder Sprechsilbe“, aber zwei Schallsilben? Das habe ich bei dem Fehlen aller Beispiele und Erläuterungen nicht herausfinden können.

Als oberstes, im Lautsystem bestimmendes Prinzip setzt also Techmer in Übereinstimmung mit den meisten neuern Phonetikern die genetische, nicht die akustische Seite. Für mich ist eigentlich das akustische Prinzip das höchste, aber die akustische Phonetik ist in dasselbe noch nicht so tief eingedrungen, dass die Laute sich danach einteilen lassen. Man muss sich also helfen, so gut man kann, und dann bietet die Bildungsweise vorläufig die praktischste und bequemste Einteilung. Oder vielmehr: alle Momente, alle Seiten müssen ihren Beitrag zur Bestimmung der Laute liefern. Nun aber sagt Techmer IZ IV, 256: „Die Bezeichnung der Erzeugungsweise ist wichtiger und genauer, schon aus dem Grunde, weil dieselbe Erzeugungsweise nur eine und dieselbe hörbare Wirkung hervorbringt, unter gewissen kompensierenden Umständen aber verschiedene Erzeugungsweisen gleiche hörbare Wirkungen hervorbringen können“. T. ist ein entschiedener Anhänger der Kompensations- oder Polymorphismustheorie, was er öfter (IZ I, 98, 153; II, 364; IV, 220 etc.) geltend macht. Dazu bemerke ich: Wenn zwei verschiedene Bildungen wirklich oder anscheinend denselben Laut hervorbringen können, so ist derselbe nur mit einem Zeichen zu bezeichnen, nach dem allgemeinen, auch von T. anerkannten phonetischen Prinzip: Ein Laut, ein Zeichen. Techmer ist aber nicht im Stande, sein eigenes Prinzip durchzuführen, auch nicht bei annähernd gleichen Lauten. So will er IZ IV, 265 so feine Unterschiede wie 'marginal' und 'superfizial' u. a. nicht gelten lassen: „In der That, ob 'interdental' oder 'postdental', ob 'marginal' oder 'superfizial', ja ob denti-median oder -lateral ('divided', Bell), die hörbare Wirkung bleibt unter den natürlich gegebenen Umständen, ich will nicht sagen, vollkommen dieselbe, aber doch für ein gewöhnliches Menschenohr, von derselben Art“[1]. Auch scheinen ihm a. O. die dorsalen (Vorderzungenlaute) von den apikalen (Zungenspitzenlauten) so wenig verschieden, dass sie in der gewöhnlichen Schreibung nicht unterschieden zu werden brauchen. Darin kann ich nun nicht beistimmen. Die dorsalen Laute klingen denjenigen, die nur die apikalen oder dentalen gebrauchen[2], sehr deutlich verschieden, annähernd wie die Aussprache alter

---

[1] Vgl. IZ I, 180. Berichtigung IV, 112.

[2] Techmer bemerkt a. O., dass er beide Arten gebraucht. Eben das macht aber das Ohr gegen den Unterschied weniger empfindlich. Zu den dentalen rechne ich auch die postdentalen und diejenigen, bei welchen die Zunge dicht hinter den Zähnen steht.

zahnloser Leute. Das alles zeigt aber, dass auch Techmer unter Umständen das akustische Prinzip das bestimmende sein lässt.

Sievers sagt Phon.[3] 1: „Dem Naturforscher muss es mehr auf das Allgemeine, Theoretische ankommen, den Sprachforscher interessiert vorwiegend das Einzelne in seiner speziellen Verwendung innerhalb der Objekte, deren Studium er sich widmet". Dazu bemerkt Techmer IZ III, 378: „Wie wenig doch Verf. den Naturforscher kennt: Wie jedem Forscher kommt es ihm zunächst und vor allem auf das Einzelne an und wie er sollte jeder Forscher auf induktivem Wege zum Allgemeinen streben, natürlich auch der Phonetiker". Trotz der Einsprache von Techmer kann ich nicht umhin zu finden, dass Sievers' Worte auf T. passen. Seine Stärke hat T. in allgemeinen, naturwissenschaftlichen Bestimmungen; er bewegt sich mit Vorliebe in allgemeinen Sätzen und lässt sich auf das Individuelle, Konkrete nur wenig ein; wo er sich einmal darauf einlässt, ist er nicht immer glücklich. Gerade in den bekanntesten Kultursprachen, die er nach eigener Aussage vorzugsweise an Ort und Stelle studiert hat, bietet er wenig im Vergleich mit den vielen scharfen und neuen Beobachtungen der neueren engl. Schule (Sweet, Jespersen). Auch kommt mehreres Zweifelhafte vor; der Verf. scheint mit der Aussprache nicht immer genügend vertraut. So behauptet T. IZ I, 159 für frz. *h* aspirée mit Unrecht „Klappschluss" (über diesen Ausdruck vgl. IZ IV, 111) indem er weder Sweet Handb. 124 noch meine EPh[1] 52 gegebene ausführliche Darstellung berücksichtigt. Später aber, IZ IV, 213 berichtet er nach Franke, und zwar zustimmend, gerade das Umgekehrte: „Im Frz. gleitet ein Vokal leicht in den folgenden über, während im Deutschen anlautende Vokale mit einem Knackgeräusch (Kehlkopfschlusslaut) einsetzen. Der leise Übergang findet sich im Frz. auch bei Wörtern mit *h* aspirée, soweit diese nicht [ʻ] d. h. ein volles, mit Hauchenge gebildetes *h* haben; so z. B. [lə‿aza.r] le hasard". Noch deutlicher spricht sich Techmer IZ V, 212 aus: „Die Aussprache des *h* mit Hauchenge [was nach Franke gelegentlich vorkommt] findet sich nicht mehr in der natürlichen [wohl zu viel gesagt[1]], wohl aber noch in der künstlichen Sprechweise; in der natürlichen Aussprache deutet *h* nur z. T. eine Unterbrechung der Stimme mit neuem leisem [leise gehauchten[1]] Einsatz derselben an". Vgl. ib. V, 214. — IZ IV, 250 nennt T. das engl. *u* in *but* „ein dumpfes ö"; aus einem noch so dumpfen ö wird aber kein *ʌ*; höchstens könnte durch Verdunkelung d. i. Zurückziehung zur mittleren Lage ein *ə* in *Sir* daraus werden; viel besser könnte man *ʌ* 'ein dumpfes *a*' nenen[2]. Im frz. Vaterunser IZ I, 184 wird *a* in *tentation* als *Æ* d. h.

[1] Das in [ ] zugefügte ist von mir. J. S.

[2] IZ V, 247 giebt Techmer Passy's *u* im engl. *but* durch [ă] wieder; ist das ein Druckfehler oder ist es ein Versuch, die Passy'sche Auffassung als ein dunkles *a* wiederzugeben? Sonst bezeichnet T. den Laut *ʌ* als *Œ̆* d. h. nach dem Schema IZ IV, 116 ein unvollkommen gebildetes, sehr offenes, schwach gerundetes *ö*. In dieser Weise würde aber kein *ʌ*, sondern ein Laut ungefähr wie das offene skandinavische *œ* in *för* entstehen. Nach IZ I, 183 will Techmer in *but* auch *Ă*, d. h. den Vokal von *not*, namentlich von Amerikanern gehört haben; mit dieser unrichtigen Beobachtung vgl. EPh[1] 339,[2] s. unten.

Darstellung IZ I, Tab. III, 4[1] scheint mir der Zungenrücken zu stark gewölbt; doch bezweifle ich nicht, dass auf diese Weise eine Art dumpfes *a* gebildet werden kann, zunächst ein Laut wie das engl. *ɒ* in ***but***, das eben eine Annäherung an die dunkle Mittelzungenreihe bildet. Es ist nämlich zu bemerken, dass auf der Techmer'schen Abbildung eigentlich nicht die Mittelzunge ('mediodorsum' Lenz), sondern der vordere Teil der Hinterzunge ('postdorsum') den Gipfel bildet, gerade unter dem Gaumenbein. Wenn aber die eigentliche Mittelzunge entschieden gegen den Mittelgaumen gehoben wird, dann entsteht kein *a*, sondern ein getrübter Laut der „gemischten" Reihe, zunächst solche wie das engl. *ə̄* in ***bird***, ***burn*** oder das dunkle *ɐ* in *a*bout, Can*a*da, *A*meric*a*, oder das port. *ɐ* in *casa*, *cama*. Wenn aber nicht nur die Mittelzunge, sondern der ganze vordere Zungenkörper gegen den Gaumen leicht gehoben und vorgeschoben wird, entsteht das hohe *ä*. Nach Techmer's System müsste ein Mittelzungen-*a* sich der Indifferenzlage und dem 'unvollkommenen' germanischen *ə* nähern (wie beide in der Abbildung IZ IV, 119 einander sehr nahe stehen); in Wirklichkeit bildet das reine *a*, als der klarste, offenste, am meisten vokalische aller Vokale zur Indifferenz und zum dunklen *ə* einen absoluten Gegensatz.

S. 114 wird die *u*- oder Gaumenbeinsegelreihe (d. h. die Reihe der an der Grenze zwischen Gaumenbein und -segel gebildeten Laute, s. Zeichnung S. 119) erwähnt. Welches *u* wird hier nun gemeint? das deutsche, das französische, oder beide? welches *g*, *k*? darüber schweigt der Verf. Es werden eine Menge anderer Modifikationen erwähnt, ebenfalls ohne erläuternde Beispiele. S. 122 heisst es von den Zungenspitzenartikulationen: „Hier noch weiter Blatt (Blade) oder einen Saum (Corona) zu unterscheiden ist weder anatomisch, noch physiologisch berechtigt und belastet die Benennung ohne Nutzen". Techmer scheint hier nicht zu berücksichtigen, dass die Sprachen selbst in sehr grossem Umfange eine solche Unterscheidung machen; einer solchen phonetischen Differenz müssen in der Phonetik anatomische und physiologische Betrachtungen weichen und sich unterordnen. Wenn Techmer IZ IV, 230 für „Zungenblatt" „der vorderste Zungenrücken" sagt und Zusammensetzungen gebraucht wie „vorderste Zungenrücken-Zungenspitzenlaute", so scheint das nur eine schwerfälligere Benennung derselben Sache.

Bei der Frage: Was haben wir zu bezeichnen? folgt Techmer wie Bell dem genetischen Prinzip, den Laut nach seiner Bildung zu bestimmen und zu bezeichnen, IZ I, 172. Doch wirkt es störend, dass T. mitunter denselben Laut nach verschiedenen Gesichtspunkten verschieden bezeichnet, statt sich an den alten Satz zu halten: ein Laut, ein Zeichen. Im Übrigen ist Techmers Transskription oder gewöhnliche Lautschrift sehr systematisch, eine sehr sinnreiche Benutzung des lateinischen Alphabets mit zahlreichen diakritischen Nebenzeichen, aber eben darum ziemlich schwerfällig.

[1] Zu der richtigen Bemerkung von Kingsley, dass bei *a* in ***father*** „the tongue lies comparatively flat", sagt Techmer IZ III, 230: „if the tongue is well developed and not to lean (!), there is a certain convexity upward in the middle of the tongue". Dieselbe Bemerk. III 388.

syllabe“. Soweit Ackermann und Techmer. Man sieht leicht, wie unbestimmt und zugleich unbegründet diese Theorie ist. Erstens ist *modulation* = *ton aigu* ganz ungenügend, um den wechselnden Ton auf der Endsilbe zu bezeichnen. Zweitens ist es falsch, dass in Wörtern wie **re***dou***ble**, **blasphéma***teurs* der Nachdruck konstant auf der ersten, der Hochton konstant auf der letzten Silbe liegt, was ich hier nicht weiter auszuführen brauche. Es würde artig sein, die Ackermann'sche Betonungsweise in Fällen wie dem folgenden anwenden zu hören (Molière, École des Femmes V, 4):

Agnès. Non. Il vous rendra tout, jusques au dernier double.

Arnolphe. Elle a de certains mots où mon dépit *redouble.*

Hier kann man sehr gut *r'dubl̥* sprechen; wo bleibt dann der starke Tiefton? Wo bleibt in der Reimsilbe der schwache Hochton? Das Natürliche ist aber *.rədúbl̥* mit starkem Hochton auf *du*, oder *rə̀dúbl̥* mit starkem rhetorischem Hochton auf *rə*. Hochton und Nachdruck sind im Frz. gewöhnlich verbunden; nur ausnahmsweise, bei besonderen Arten des Ausdrucks, z. B. Entrüstung, Überraschung, Einwand, Einräumung, überhaupt wo unabgeschlossener Ton stattfindet, kann bes. auf langen Silben starker Tiefton mit folgendem schwächeren Hochton eintreten: (il) faut se faire une **rai***son!* Vgl. **ja***mais!* oben S. 177. Ein treffliches Beispiel bei Jean Passy, Phon. Stud. III, 348, kürzer und bündiger bei P. Passy, *Changements* 121: „S'il y a *surprise*, ou accentue une des syllabes suivantes: un enfant se jette dans mes jambes, je m'écrie: (*a*‘‘*tã*[*sjǫ̃*:*dǫ̃*) [*tã* fort, *sjǫ̃* aigu]. Cet exemple fait voir que la force se déplace même indépendamment de la hauteur musicale“. Dieses Verhältnis wird also hier ausdrücklich als ungewöhnlich hervorgehoben. Dass in *blasphémateurs* die erste, in *s'evanouit* die zweite Silbe die Hauptstärke haben soll, ist eine rein willkürliche Annahme; man kann in beiden die erste, die zweite oder beide nach Belieben oratorisch hervorheben. Was hat endlich Ton oder Nachdruck damit zu thun, ob das Wort konsonantisch oder vokalisch anfängt? oder ob es Subst. oder Adj. ist? Als ob nicht auch Verba oder Pronomina betont sein könnten! Das ist alles pure Phantasterei, auf ganz ungenügende und oberflächliche Beobachtung gegründet. Der sonst um die frz. Phonetik so verdiente Ackermann hat gerade in der Accentlehre seine schwache Seite. Nach Ackermann, Merkel und Techmer würde das französische Betonungsprinzip wesentlich dasselbe wie das norwegische sein! Denn hier (zum Teil auch im Schwedischen) haben wir gerade Stärke mit Tiefton, Schwäche mit Hochton verbunden. Jeder Norweger und Schwede würde diesen echt skandinavischen Ton im Französischen gleich wiedererkennen, wenn er sich wirklich da vorfände! In Wirklichkeit sind nordische und französische Betonung grundverschieden. Die Ackermann'sche Betonung kommt in der That bei Norwegern vor, aber nur bei solchen, die des Frz. nicht recht kundig sind und daher ihre eigene Betonung auf die fremde Sprache übertragen. Eine ähnliche Betonung scheint auch bei Deutschen nicht selten vorzukommen, indem sie den häufigen Hochton auf der Endsilbe und den mobilen Nebendruck auf einer vorhergehenden Silbe für feste Eigentümlichkeiten nehmen; so wird

kurzes *a* bezeichnet. Eine eigentümliche[1] Theorie hat Verf. IZ I, 130 über frz. Accent: „Nach meinen Beobachtungen spielt die Stimmhöhe auch im Französischen eine eigentümliche Rolle; sie steigt in den 'männlichen' Endsilben treu dem alten 'accentus' der betr. Silbe im Lateinischen, während die Stärke oft mehr den in den modernen, besonders den germanischen Sprachen herrschenden Gesetzen gemäss auf den Stammsilben steigt oder überhaupt schwebend bleibt ... Meine Beobachtung über die französische 'Betonung' bitte ich als eine vorläufige anzusehen, welche ich demnächst durch Selbstregistrierung belegen zu können hoffe". Später, IZ V, 211 kommt T. auf diesen Punkt zurück, indem er sich der von Ackermann in 1838 gegebenen, sehr phantastischen Darstellung anschliesst, welche er sogar die beste überhaupt vorhandene Beschreibung nennt: „A. unterscheidet appui (force) und modulation musicale [soweit alles recht; nur ist *mod. mus.* nicht genügend bestimmt: an sich bedeutet dies jede Tonbewegung; nun hat aber jede Silbe eine mehr oder minder entwickelte Modulation; der Verf. scheint aber darunter musikalischen Hochton zu verstehen. J. S.]. Dans le frç. ces deux accents peuvent être réunis, mais ils se trouvent plus souvent séparés [gerade das Umgekehrte ist der Fall: Hochton und Nachdruck sind gewöhnlich verbunden. J. S.]. Nach der Darstellung des Verf. welche ich [T.] nach meinen eigenen Beobachtungen ganz bestätigen kann, haben re*dou*ble, car*riè*re, lum*iè*re, blasphéma*teurs* die mit liegenden Buchstaben gedruckten Silben die Modulation, treu entsprechend der ursprüngl. lat. Stimmhebung, acutus, aigu ' ...; c'est un chantonnement léger un peu aigu, qui s'unit à la syllabe. [! Das musikalische Element ist im Frz. mehr entwickelt, mehr wechselnd, als in den meisten andern Sprachen. J. S.] In denselben Wörtern hat je die erste Silbe Stärke, appui (mais sans modulation). Letzteres ist eine im Frz. entwickelte Neuerung, welche an die germanische Weise erinnert (vgl. Paris, S. 155). Disons en deux mots quelle est dans le français la place de l'accent: toutes les fois qu'un mot commence par une cons. ou par une *h* dite aspirée, il y a ou il peut y avoir un appui sur la première syllabe. Quand la première syllabe du mot est une voyelle, quelquefois le mot est dépourvu d'accent grave (d'appui); s'il le prend, c'est sur la seconde syllabe, z. B. s'évanou*it*, wo va stärker und tiefer, *it* höher und schwächer gesprochen wird. Von der Modulation sagt A. weiter: Selon qu'un substantif est isolé ou final, ou dans le corps de la phrase, cet accent est plus ou moins sensible: il l'est beaucoup à la fin d'une phrase, à moins que le mot n'y soit soumis à quelque intention oratoire. Tous les substantifs monosyllabiques commençant par une consonne prennent à la fois l'accent grave et l'accent aigu. Dans les substantifs ou adjectifs de deux syllabes, commençant par une voyelle, les deux accents se placent sur la seconde

[1] Vor Techmer hatte T. Merkel, *Der frz. Wortton* (1880) etwas Ähnliches ausgesprochen, indem nach ihm die letzte sonore Silbe „fast ausschliesslich steigenden Ton" [Tonhöhe], die erste Silbe aber „den wesentlichen Accent" [Tonstärke] hat. Vgl. Lbl. II 59.

syllabe". Soweit Ackermann und Techmer. Man sieht leicht, wie unbestimmt und zugleich unbegründet diese Theorie ist. Erstens ist *modulation* = *ton aigu* ganz ungenügend, um den wechselnden Ton auf der Endsilbe zu bezeichnen. Zweitens ist es falsch, dass in Wörtern wie **re***dou***ble**, **blasphéma***teurs* der Nachdruck konstant auf der ersten, der Hochton konstant auf der letzten Silbe liegt, was ich hier nicht weiter auszuführen brauche. Es würde artig sein, die Ackermann'sche Betonungsweise in Fällen wie dem folgenden anwenden zu hören (Molière, École des Femmes V, 4):

Agnès. Non. Il vous rendra tout, jusques au dernier double.

Arnolphe. Elle a de certains mots où mon dépit *redouble.*

Hier kann man sehr gut *r'dubl̥* sprechen; wo bleibt dann der starke Tiefton? Wo bleibt in der Reimsilbe der schwache Hochton? Das Natürliche ist aber *rədúbl̥* mit starkem Hochton auf *du*, oder *rə̀dúbl̥* mit starkem rhetorischem Hochton auf *rə*. Hochton und Nachdruck sind im Frz. gewöhnlich verbunden; nur ausnahmsweise, bei besonderen Arten des Ausdrucks, z. B. Entrüstung, Überraschung, Einwand, Einräumung, überhaupt wo unabgeschlossener Ton stattfindet, kann bes. auf langen Silben starker Tiefton mit folgendem schwächeren Hochton eintreten: (il) faut se faire une **rai***son!* Vgl. **ja***mais!* oben S. 177. Ein treffliches Beispiel bei Jean Passy, Phon. Stud. III, 348, kürzer und bündiger bei P. Passy, *Changements* 121: „S'il y a *surprise*, ou accentue une des syllabes suivantes: un enfant se jette dans mes jambes, je m'écrie: (*a'''tā*[*sjǭ:dǭ*) [*tā* fort, *sjǭ* aigu]. Cet exemple fait voir que la force se déplace même indépendamment de la hauteur musicale". Dieses Verhältnis wird also hier ausdrücklich als ungewöhnlich hervorgehoben. Dass in *blasphémateurs* die erste, in *s'evanouït* die zweite Silbe die Hauptstärke haben soll, ist eine rein willkürliche Annahme; man kann in beiden die erste, die zweite oder beide nach Belieben oratorisch hervorheben. Was hat endlich Ton oder Nachdruck damit zu thun, ob das Wort konsonantisch oder vokalisch anfängt? oder ob es Subst. oder Adj. ist? Als ob nicht auch Verba oder Pronomina betont sein könnten! Das ist alles pure Phantasterei, auf ganz ungenügende und oberflächliche Beobachtung gegründet. Der sonst um die frz. Phonetik so verdiente Ackermann hat gerade in der Accentlehre seine schwache Seite. Nach Ackermann, Merkel und Techmer würde das französische Betonungsprinzip wesentlich dasselbe wie das norwegische sein! Denn hier (zum Teil auch im Schwedischen) haben wir gerade Stärke mit Tiefton, Schwäche mit Hochton verbunden. Jeder Norweger und Schwede würde diesen echt skandinavischen Ton im Französischen gleich wiedererkennen, wenn er sich wirklich da vorfände! In Wirklichkeit sind nordische und französische Betonung grundverschieden. Die Ackermann'sche Betonung kommt in der That bei Norwegern vor, aber nur bei solchen, die des Frz. nicht recht kundig sind und daher ihre eigene Betonung auf die fremde Sprache übertragen. Eine ähnliche Betonung scheint auch bei Deutschen nicht selten vorzukommen, indem sie den häufigen Hochton auf der Endsilbe und den mobilen Nebendruck auf einer vorhergehenden Silbe für feste Eigentümlichkeiten nehmen; so wird

in *signe* ist oben gesprochen. In Beyer's *Frz. Phonetik* erkennt Techmer einen gewissen Fortschritt. S. 267 bespricht T. A. Darmesteter, *La Question de la Réforme orthographique.* Wenn D. sagt: „*a* fermé dans *pâte* ... *a* ouvert dans *le pas*", macht T. dazu die Bemerkung: „diese Benennungen passen für die fr. Laute weniger als für die fr. e-, o-, ö-Laute; nicht der Öffnungsgrad, sondern der Rück- und Vorgang der Zunge oder, nach der hörbaren Wirkung, die Tiefe und Höhe des innern Mundhalls sind hier das Unterscheidende". Techmer bemerkt aber nichts darüber, dass *a* in *pâte* und *pas* im gewöhnlichen gebildeten Nordfranzösisch denselben Laut hat! Wenn nicht *le pas* ein Druckfehler für *la patte* ist (ich habe selbst D. vom Unterschied des *a* in *pâte* und *patte* sprechen hören), so muss *pd* bei D. eine individuelle Aussprache sein. Passy sagt mir, dass er bei einigen Kindern diese Form beobachtet hat.

Schlussbemerkungen. Über das Techmer'sche System als Ganzes ist es schwer, etwas Bestimmtes zu sagen, so lange es nicht besser erklärt ist. Das Vokalsystem des Verf. ist anscheinend bis in die äusserten Einzelheiten ausgeführt, mit einer grossen Menge Rubriken und Unterabteilungen, wo nicht bloss die wirklichen, sondern nach der Ansicht Techmers auch die möglichen lautmodifizierenden Stellungen und Kombinationen aufgeführt sind oder doch leicht eingefügt werden können. Bei dem Mangel an Erklärungen aber kann man es weder vollständig verstehen noch kontrollieren. Sein System nennt Techmer selbst ausdrücklich ein induktives, so z. B. IZ I, 156: „Alle und jede Artikulationsstellen und -grade, welche in dem System aufgeführt worden, sind von mir an den Mundöffnern der verschiedensten Personen und Sprachen mittelst der von mir angedeuteten Methoden in Wirklichkeit beobachtet worden; keine ist hypothetisch oder bloss als möglich aufgestellt". Ebenso IV, 114 und sonst. Leider hat Techmer unterlassen, dies im Einzelnen nachzuweisen, indem er uns namentlich für die Vokale ein nacktes System von Mundstellungen aufführt, zum grössten Teil ohne uns zu sagen, welche wirklich existierende Laute damit gemeint sind, meist auch ohne ihren akustischen Charakter zu beschreiben (IZ I, 152. 154. 178. IV, 116 etc.). Obgleich das System in seiner Gesamtheit so unsrer Kontrolle entzogen ist, ist es doch nicht schwer zu sehen, 1. dass die direkte Beobachtung in mehreren Fällen ungenügend gewesen ist, wie oben mehrfach nachgewiesen; 2. dass der Verf. öfter ganz umgekehrt, auf apriorischem Wege verfährt, so z. B. in der Bestimmung der 4. Vokalreihe, von welcher T. selbst gesteht, dass er nur „eine Spielart", slaw. *y*, beobachtet hat, dessen Analyse sich später obendrein als unrichtig erweist; auf diese Spielart und auf die nach T.s Aussage wesentlich theoretische Analyse von Lepsius gründet er eine ganze Vokalreihe! So spricht T. IZ IV, 115 von „den S. 114 genannten, aber noch nicht belegten [zurückgezogenen] $.E_< E_< e_< i_<$". Ib. IV, 121: „Es sind hier die S. 116 unten angeführten Reihen von Vorderzungenrücken- und Zungenspitzen-Mittelzungenengeschlusslauten möglich und zum grossen Teil auch schon belegt". IZ I, 155 sagt T.: „Übrigens bleibt die Veranschaulichung [z. B. der Vokale durch eine Pyramide u. dgl.] immer etwas Äusserliches, die physio-

palatum und mediopalatum; dass diese minutiöse Bestimmung wirklich richtig ist, hat aber T. unterlassen nachzuweisen; auch ist der Begriff der „Mittelzungenöffner", worüber gleich unten, ein ziemlich dunkler]; an der Hinterzungenstelle artikuliert die Hinterzunge bezw. gegen das Gaumenbein und vordere Segel [was T. „Gaumenbeinsegellaute" nennt], das hintere Gaumensegel oder das Zäpfchen [T. erwähnt nicht die am mittleren Gaumensegel gebildeten Laute, mediovelare Art; nach ihm ist deutsches *ach* postvelar].

S. 113 bemerkt der Verf., dass sich das Bedürfnis fühlbar gemacht, die Reihe der Mittelzungenöffner genauer zu schreiben (bezeichnen), von welchen er noch unten S. 220 sagt, dass sie im allgemeinen phonetischen System unentbehrlich ist. In Wirklichkeit sind diese nichts als die *mixed vowels* der englischen Schule nach der von Sweet schon 1877 gegebenen, später allgemein angenommenen Definition. Techmer verwirft IZ I, 157 mit Recht die unrichtige Bell'sche Definition als back + front; er kommt wiederholt auf diesen Fehlgriff zurück und hebt im Gegensatz dazu seine eigene richtige Bestimmung hervor. So z. B. IZ V, 150: „Mittelzungenlaute sind bis auf die neueste Phonetik weder gehörig beobachtet, noch beschrieben worden. Ich habe sie im Gegensatz zu den *mixed vowels* von Bell hervorgehoben". Eine ähnliche Bemerkung IZ V, 150: „Im Gegensatz zu Bell und seiner Schule"[1]. Er übersieht dabei ganz, dass Sweet, Handb. 11, Bell in aller Stille berichtigt hat: „There is also a third class, the 'mixed' (gutturo-palatal) vowels, which have **an intermediate position** [between 'back' and 'front']". Vgl. EPh[1] 57. Sweet, nicht Techmer, ist der Entdecker der Mittelzungenvokale[2]. Auch darin kann ich nicht Techmer beistimmen, dass er den Vokal *a* oder eigentlich „das mittlere *a*[3]" (mit nicht weniger als 4 Spielarten) zu dieser Reihe rechnet. Zwar giebt es ein zwischen dem hinteren, tiefen a (frz. *pâte*) und dem vorderen, hohen *á* (frz. *patte*) in der Mitte liegendes *a* (ungefähr wie im gewöhnlichen Bühnendeutsch). Dieses wird aber, wie mir scheint, ohne erhebliche Hebung der Mittelzunge gebildet; diese liegt, wie bei allen *a*-Lauten, platt oder annähernd platt, höchstens schwach gewölbt, so dass die den eigentlichen Mittelzungenvokalen eigentümliche Verdunkelung des Vokalklangs nicht eintreten kann. In Techmer's eigener

---

[1] Dagegen sagt T. IZ III, 380: „Es finden in meinem Systeme ihre Stelle neben den Artikulationen des hinteren und vorderen, die des mittleren Zungenrückens, deren Berücksichtigung ein Vorzug des Bell'schen Systems ist, wenigstens in seiner spätern Darstellung durch B.". Auch hier werden Sweets Verdienste verschwiegen.

[2] Sweet schreibt mir Jan. 1891: „As far as I can remember, I always regarded Bell's 'mixed' as intermediate vowels. I am not sure that Bell himself does not really really regard them so. His direction to try and combine back and front is meant as a practical method of finding the intermediate position, I think".

[3] Vgl. G. Michaelis, Über das mittlere *a*, IZ II, 269 ff., mit dem ich jedoch nicht in allen Punkten übereinstimme, was aus meiner Darstellung hier und sonst genugsam hervorgeht.

Darstellung IZ I, Tab. III, 4[1] scheint mir der Zungenrücken zu stark gewölbt; doch bezweifle ich nicht, dass auf diese Weise eine Art dumpfes *a* gebildet werden kann, zunächst ein Laut wie das engl. *ʌ* in *but*, das eben eine Annäherung an die dunkle Mittelzungenreihe bildet. Es ist nämlich zu bemerken, dass auf der Techmer'schen Abbildung eigentlich nicht die Mittelzunge ('mediodorsum' Lenz), sondern der vordere Teil der Hinterzunge ('postdorsum') den Gipfel bildet, gerade unter dem Gaumenbein. Wenn aber die eigentliche Mittelzunge entschieden gegen den Mittelgaumen gehoben wird, dann entsteht kein *a*, sondern ein getrübter Laut der „gemischten" Reihe, zunächst solche wie das engl. ə̄ in *bird*, *burn* oder das dunkle ɐ in *a*bout, Can*a*da, *A*meric*a*, oder das port. ɐ in *casa*, *cama*. Wenn aber nicht nur die Mittelzunge, sondern der ganze vordere Zungenkörper gegen den Gaumen leicht gehoben und vorgeschoben wird, entsteht das hohe *ȧ*. Nach Techmer's System müsste ein Mittelzungen-*a* sich der Indifferenzlage und dem 'unvollkommenen' germanischen ə nähern (wie beide in der Abbildung IZ IV, 119 einander sehr nahe stehen); in Wirklichkeit bildet das reine *a*, als der klarste, offenste, am meisten vokalische aller Vokale zur Indifferenz und zum dunklen ə einen absoluten Gegensatz.

S. 114 wird die *u*- oder Gaumenbeinsegelreihe (d. h. die Reihe der an der Grenze zwischen Gaumenbein und -segel gebildeten Laute, s. Zeichnung S. 119) erwähnt. Welches *u* wird hier nun gemeint? das deutsche, das französische, oder beide? welches *g*, *k*? darüber schweigt der Verf. Es werden eine Menge anderer Modifikationen erwähnt, ebenfalls ohne erläuternde Beispiele. S. 122 heisst es von den Zungenspitzenartikulationen: „Hier noch weiter Blatt (Blade) oder einen Saum (Corona) zu unterscheiden ist weder anatomisch, noch physiologisch berechtigt und belastet die Benennung ohne Nutzen". Techmer scheint hier nicht zu berücksichtigen, dass die Sprachen selbst in sehr grossem Umfange eine solche Unterscheidung machen; einer solchen phonetischen Differenz müssen in der Phonetik anatomische und physiologische Betrachtungen weichen und sich unterordnen. Wenn Techmer IZ IV, 230 für „Zungenblatt" „der vorderste Zungenrücken" sagt und Zusammensetzungen gebraucht wie „vorderste Zungenrücken-Zungenspitzenlaute", so scheint das nur eine schwerfälligere Benennung derselben Sache.

Bei der Frage: Was haben wir zu bezeichnen? folgt Techmer wie Bell dem genetischen Prinzip, den Laut nach seiner Bildung zu bestimmen und zu bezeichnen, IZ I, 172. Doch wirkt es störend, dass T. mitunter denselben Laut nach verschiedenen Gesichtspunkten verschieden bezeichnet, statt sich an den alten Satz zu halten: ein Laut, ein Zeichen. Im Übrigen ist Techmers Transskription oder gewöhnliche Lautschrift sehr systematisch, eine sehr sinnreiche Benutzung des lateinischen Alphabets mit zahlreichen diakritischen Nebenzeichen, aber eben darum ziemlich schwerfällig.

[1] Zu der richtigen Bemerkung von Kingsley, dass bei *a* in *father* „the tongue lies comparatively flat", sagt Techmer IZ III, 230: „if the tongue is well developed and not to lean (!), there is a certain convexity upward in the middle of the tongue". Dieselbe Bemerk. III 388.

Man muss ihr jedoch wohl den Vorzug vor allen anderen deutschen Lautschriften geben. Von einer streng wissenschaftlichen Artikulationsschrift, welche jede einzelne Bewegung der Sprachorgane bezeichnet, sieht Techmer im allgemeinen ab, und begnügt sich in seiner gewöhnlichen Lautschrift damit, die Hauptartikulationen zu bezeichnen, wobei die gewöhnlichen Übergänge (Gleitlaute) als selbstverständlich unbezeichnet bleiben, IZ I, 172. IV, 111. 126. Eine Probe seiner reinen Artikulationsschrift mit Noten giebt Techmer IZ I, Taf. V.

F. Techmer, *Beitrag zur Geschichte der französischen und englischen Phonetik und Phonographie*, IZ V, 145-295. Dieser ausführliche Beitrag enthält in Wirklichkeit bloss die französische Phonetik; später soll folgen: II. Beitrag zur Gesch. der engl. Phonetik; dazu wird S. 267 noch III. Beitrag zur Geschichte der deutschen Phonetik in Aussicht gestellt. Techmer hat sich auch sonst um die Geschichte der Phonetik grosse Verdienste erworben, indem er die Entwickelung der Lautwissenschaft von den ältesten Zeiten her verfolgt. So zeigt er schon in seiner Phon. I, 2, dass Aristoteles der erste war, welcher die naturwissenschaftliche Methode vergleichender Beobachtung auf die Lautlehre anwandte. Er weist IZ V, 156 nach, dass der Däne J. Matthiæ mit seiner Schrift *De vera literarum doctrina s. literarum physica*, Basileæ 1586, die wahre Grundlage zu einer allgemeinen Phonetik geschaffen hat; von diesem Werk hat T. IZ V, 90-132 das erste Buch neu herausgegeben. Er bemerkt S. 176, dass übrigens Matthiæ nicht der erste Skandinavier ist, welcher in der Geschichte der Phonetik unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; schon in der jüngeren Edda (12. Jh.) haben wir isl. orthographische Abhandlungen von Bedeutung für die Phonetik. „Auch in der Gegenwart wird die Phonetik nirgends mehr gepflegt als in den skandinavischen Ländern“. Techmer hat auch mehrere andere selten gewordene wichtige ältere Arbeiten über Phonetik neu herausgegeben, wie Wilkins, *An Essay towards a Real Charakter and a Philosophical Language*, Lond. 1688, in IZ V, 339 ff.; später werden noch andere folgen.

Auch gegenwärtige Arbeit hat grossen historischen Wert und zeugt von der ausserordentlichen Belesenheit und Arbeitskraft des Verf. Er berichtet darin ausführlich über die meisten wichtigeren Abhandlungen über frz. Aussprache und Phonetik von älterer bis neuester Zeit. Die Darstellung ist zum grossen Teil referierend mit kurzen kritischen Bemerkungen, welchen ich nicht immer beistimmen kann. Die ganze Darstellung ist wenig übersichtlich, indem der grösste Teil des Stoffes in die Anmerkungen verlegt worden ist; um die Ansichten des Verf. herauszufinden, muss man das ganze durchlesen und excerpieren; durch blosses Nachschlagen etwas finden zu wollen, ist meist vergebliche Mühe. Trotz alledem finden wir bei dem Verf. eine recht willkommene Übersicht der wichtigsten von frz. Forschern ausgesprochenen Ansichten über phonetische Fragen. Wir bemerken, dass mehrere phonetischen Termini und Bestimmungen, die gewöhnlich als neu gelten, sich schon bei älteren frz. Grammatikern vorfinden. So nennt schon G. des Autels (um 1550) das frz.

e in *que* '*e* imparfait', „pour ce qu'il ne semble avoir que le demy son de l'*e*". Wir haben hier eine merkwürdige Übereinstimmung mit den Brückeschen und Techmerschen „unvollkommenen" Vokalen. Pierre de la Ramée (1562-72) spricht ausdrücklich von Rundung: „entre les voyelles les unes se proférent la bouche plus ouverte, les autres la bouche plus serrée et plus arrondie". Cl. de St. Lien (1580) macht geltend, dass das *l* mouillé nicht mit der Zungenspitze, sondern mit der Mittelzunge [Zungenrücken] gebildet wird („en touchant le palais non avec la pointe, mais avec *le milieu*"), was der „Gentilhomme bourbonnois" Holyband, *The French Littelton* 1609 (Ellis EEP 227) „vorsichtiger", wie T. sagt, durch 'the *flat* of the tongue' ausdrückt. Ähnlich bildet der Franzose Erondell 1605 (Ellis 226) das frz. *gn* in *mignon* „touching the roof of the mouth with the *flat* of the tongue".

Andererseits findet man in dieser weitläufigen Abhandlung von neuen Resultaten, von sicheren selbständigen Beobachtungen weniger, als man nach dem gelehrten Apparat und dem anspruchsvollen Ton erwarten könnte. Eine der wichtigsten neueren Beobachtungen ist die genauere Bestimmung des Mechanismus der Nasalvokale; bei solchen verborgenen Bewegungen wie die der Nasenklappe, der Stimmritze u. s. w. kommt überhaupt dem Verf. sein naturwissenschaftliches Wissen zu statten. Nach Techmer IZ V, 222. 251. 275. 277 ist die Senkung des Gaumensegels mit einer unwillkürlichen Zurückziehung und schwachen Hebung der Hinterzunge verbunden, welche den Klang der Vokale vertieft. Mit Unrecht legt T. aber (wie auch einige andere Forscher, z. B. Wulff, Rousselot) dem frz. *on* die orale Basis geschlossenes *o* bei; bei T. zunächst wohl aus theoretischem Grunde, weil der Nasalvokal tieferen Eigenton haben soll. Das Wesentliche ist aber nicht der tiefere Klang, sondern der offnere Laut; durch die Nasalierung werden die Vokale offener, nicht immer tiefer. Bekanntlich bilden die Eigentöne der Vok. *o* *ǫ* a *a* eine aufsteigende Reihe; *on* lautet aber im gewöhnlichen gebildeten Nordfranzösisch offenbar *ǫ̃*, nicht *õ*; das letztere ist nur provinziell, so wohl auch bei Rousselot. Die häufige Konsonantierung des *n* in *vingt-deux* etc. scheint Techmer (wie auch Jespersen) nicht zu kennen.

Techmer bestimmt die frz. Halbvokale in *bien*, *oui*, *lui* etc. als „unvollkommene *ì ù ǜ*", IZ V, 227. 236. 241. Er scheint also diese Laute ungefähr den deutschen offenen Vokalen gleichzusetzen. Eigentlich ist dies nichts Neues; es ist schon öfter geltend gemacht worden, dass die frz. Vokale, wenigstens *ou*, *u* in diesen Verbindungen einen offneren Laut als sonst haben, so von mir in EPh[1]; damit ist aber noch nicht ausgemacht, dass sie mit den deutschen „unvollkommenen" Vokalen identisch sind. Zwar sind frz. *ou*, *u* den deutschen Lauten ähnlich, nicht aber *i* in *bien*, *mieux*, das nicht offener, sondern geschlossener, mehr konsonantisch ist, als deutsches *i* in *Fisch*. T. lässt sich von theoretischen Betrachtungen beeinflussen: weil *ou*, *u* offen sind, muss auch *i* es sein, um in das System zu passen. Der gemeinsame und charakteristische Zug ist aber der mehr oder weniger konsonantische Charakter. Daneben hat aber Techmer richtig in der Umgangssprache „Halböffner" d. h. halbkonsonantische Aussprache

beobachtet; er betrachtet die vokalische als die ältere, die konsonantische als die jüngere Entwickelung, S. 254. 265. Er erwähnt nicht, dass vor ihm Passy dieselbe Beobachtung gemacht hatte; der einzige Unterschied ist, dass Techmer Halbvokale, zwischen Vok. und Kons. schwebende Laute, annimmt, worin ich mit ihm übereinstimme. Übrigens hat Jespersen diese Laute viel feiner als Techmer bestimmt.

T. sucht die frz. Palatale wie in *qui*, *guide*, genauer zu bestimmen, bringt aber nach Lenz, den er kaum erwähnt, keine wesentliche Verbesserung. Die verschiedenen Aussprachen des frz. *gn* und die Kontroversen darüber scheint T. gar nicht zu kennen oder verstehen. Er bestimmt *gn* in *signe* ganz einfach als *N̦* d. h. mediopalatales *n*. Einen Unterschied zwischen gemeinromanischem *ŋ* und frz. *ŋ* kennt Techmer nicht.

Verf. weist öfter, wie S. 290 und sonst auf seine frühere Bestimmung der frz. Artikulationsbasis hin [*Zur Lautbildung* (1885) 18: „ein Streben der Zunge nach vorn und oben und auch der Lippen zu kräftiger Artikulation"]. Er erwähnt nicht, dass vor ihm andere, z. B. Vietor Phon.[1] (1884) 182 dieselbe Bestimmung gegeben hatten.

Über Techmer's Anschluss an die verfehlte Ackermann'sche Accenttheorie ist oben gesprochen.

Wie T. keinen Unterschied zwischen frz. und deutschem *u* kennt (welcher Unterschied in der That nicht sehr bemerkbar ist), so scheint er auch das Eigentümliche der gewöhnlichen Aussprache des frz. *ό* in *or*, *fort*, *homme* nicht aufgefasst zu haben, indem er es als ein einfaches *ǫ* betrachtet, nur durch die Länge, bzw. (in *homme*, *dot*) durch 'vollkommne' Ausspr. vom d. *o* in *Dorf* geschieden; ein Fehler, der übrigens bei Deutschen öfter begegnet, und dadurch zu entschuldigen ist, dass vor *r* auch *ǫ* vorkommt. Bei Beyers Erwähnung des 'schwach ö-haltigen *o* in *homme*' setzt T. Fragezeichen. Diese Auffassung ist jetzt aber so allgemein, dass sie T. nicht auffallen sollte. Neuerdings spricht auch der Spanier Araujo dieselbe Auffassung aus: „fr. *port* . . . la prononciation de Paris tient de l'*œ*", Phon. Stud. III, 321.

S. 220 finde ich folgende auffallende Behauptung nach stomatoskopischer Untersuchung: „bei deutschem *ach*-Laut berührt der Hinterzungenrücken das Gaumensegel weiter rückwärts als bei allen andern *ch*-Lauten, vgl. IZ I, Taf. IV, 1". T. sagt ausdrücklich: allen anderen *ch*-Lauten. Es ist aber gefährlich, ein so allgemeines Urteil ohne genaue Prüfung auszusprechen. Offenbar liegt z. B. das schweizerische *ach* weiter zurück als das gewöhnliche deutsche; ebenso das kastilianische in *ajo*, *caja*, *viejo*, *hijo*, das kymrische in *chwech*, das arabische in *bachschīsch*, *chamsa*. Bei allen diesen hört man ganz gewöhnlich das Mitschwingen des Zäpfchens wie einen räuspernden Laut. Vgl. Sievers Phon.[3] 62. Das stomatoskopische Bild des deutschen *ach*-Lauts bei T. scheint mir nicht ganz zuverlässig, die Artikulation ist wohl eher mediovelar als postvelar.

Techmers kritische Methode scheint wesentlich darauf hinaus zu gehen, zu untersuchen, ob die Resultate der verschiedenen Forscher mit seinem System übereinstimmen; thun sie das, ist es gut; thun sie es nicht,

ist es nicht gut. Am meisten interessiert uns hier T.s Kritik der neueren frz. Phonetiker. Diese behandelt T. fast alle ziemlich überlegen, namentlich die neuesten und verdientesten, Passy und Beyer. Sehen wir diese Kritik ein wenig näher an. Der Hauptgrund der Differenz ist, dass diese Forscher auf einem andern Standpunkt stehen, und sich mehr oder weniger der englischen Schule anschliessen, was T. natürlich nicht billigen kann; dies scheint aber auf T.s ganze Auffassung gewirkt zu haben. T. findet, dass Passy grosse Unkenntnis der Geschichte der Phonetik zeigt, dass Passy und Beyer sich gegenseitig zu hoch schätzen etc. Bei den Nasalvokalen zeige sich Passy nicht genügend mit dem Mechanismus des Gaumensegels vertraut. Diese Kritik gilt mehr dem Allgemeinen, dem Systeme. Wo es aber darauf ankommt, Passy's Resultate im Einzelnen zu widerlegen und zu berichtigen, ist T. nicht glücklich. S. 247 tadelt T., dass Passy in seinem FP auf Frankes [vollkommen richtige] Darstellung der frz. ungetrübten Aussprache der kurzen Vokale verweist; „der Verf. hätte die Unterschiede der verkürzten germanischen und der kurzen frz. Öffner an dieser Stelle eingehend für die Lehrer des Auslandes klarstellen sollen, weil letztere gerade hier mit einer Schwierigkeit zu kämpfen haben, welche nicht einmal die meist empfohlenen Phonetiker [? welche? und wie weiss T. das?] überwunden haben". Diese Ausstellung ist sonderbar, wenn man weiss, dass gerade Passy der erste ist, welcher deutlich auf den Unterschied der gespannten Artikulation aller kurzen frz. Vokale, im Gegensatz zu der schlaffen Artikulation der kurzen deutschen Vokale hingewiesen, Phon. Stud. I, 25. Dies erkennt auch T. selbst einige Seiten weiter unten (S. 250), aber erst nach einem wiederholten Tadel „der verfehlten Vergleichungen im FP", die Passy selbst ausdrücklich als „des à peu près", d. h. als die zunächst liegenden, aber nicht identischen Laute fremder Sprachen bezeichnet hatte! Passy sagt, KD (Phon. Stud. I) 23: „Ich meinerseits merke keinen wesentlichen Unterschied zwischen den *ü-ö*-Lauten im Deutschen, Dänischen und Französischen. Dazu bemerkt T.: „Genaue stomatoskopische Untersuchungen haben mich eines andern belehrt: bei den d. *ü ö* ist die Zungenartikulation verhältnismässig unvollkommener als bei den frz. *u. o.* [d. h. *y ø*]". Das muss aber auch Passy's Meinung sein, nach dem was er S. 25 über die deutschen Kürzen im allg. und bes. über *ö* in *können* bemerkt; hier also nur als für den akustischen Eindruck unwesentlich weggelassen. Bestimmter und wohl auch genauer als Techmer drückt sich aber Sievers über deutsches *ü, ö* aus, worüber oben. Beide Laute sind weiter hinten gebildet als die entsprechenden frz.; die kurzen wie in *Mütter, Götter* sind schlaffer und offener als die langen.

Techmer tadelt Passy's wesentlich richtige Darstellung der französischen Betonung, worin Passy mit den meisten neueren Forschern ausser Sweet übereinstimmt. Es ist sonderbar, dass Techmer glaubt, sich über die gewöhnliche französische Auffassung der Betonung ohne weiteres hinweg setzen zu können; dass nicht nur Sprachforscher wie Littré, Gaston Paris, sondern auch Phonetiker von Fach wie Ballu, Thurot, Prinz Napoleon, Paul und Jean Passy den normalen Nachdruck auf der Endsilbe hören, sollte ihn doch vorsichtiger machen. Es ist doch im

Voraus wahrscheinlich, dass phonetisch gebildete Franzosen dies besser hören als die Deutschen, welche gerade hier öfter ein ziemlich stumpfes Ohr zeigen. Techmer referiert nun Passy's Ansicht folgendermassen (das Eingeklammerte ist von T., die Noten von mir): „Über die Betonung sagt Passy: L'accent tonique, qui dans les langues germaniques tombe sur la syllabe radicale [P. hätte hinzufügen sollen: avec plus de force[1]] tombe [avec un accent musical, une élévation de voix[2], vgl. Ackermann] toujours sur la dernière syllabe du mot; il est du reste peu marqué. . . . Dans les textes, j'ai réuni par des traits d'union les mots qu'on ne doit pas accentuer isolément: il faut donc élever[3] la voix sur la dernière syllabe de chaque de groupe, mais avec moins de force [![4]] que dans les langues germaniques".

„Diese Bemerkungen", sagt T. weiter, „sind für den Ausländer viel zu allgemein gehalten; letzterer vermisst eine scharfe Unterscheidung von Stärke und Stimmhöhe ('hoch und schwach', 'tief und stark' sind im Frz. verbunden[5]), welche Elemente der Betonung sich in der frz. Ausspr. jedenfalls nach ganz andern Gesetzen regeln als z. B. in der deutschen"[6]. Es ist dies ein gutes Beispiel von Techmers kritischer Methode. — Auch den Deutschen Beyer behandelt T. ziemlich überlegen, besonders seine erste Schrift, *Lautsystem des Nfrz.* Von der Terminologie des Verf. bemerkt er u. a.: „Zu solchen bereits von andern gebrauchten Ausdrücken fügt B. ebenso unpassende neue hinzu, wie 35 'die (Guttural-) Nasalvok.'. Es zeigt sich hier wie öfter, dass T. meine EPh[1] nicht genügend kennt. Guttural ist bei mir natürlich nichts als die ältere Benennung von velar. T. nimmt aber selbst eine velare Verengerung an, aber als unwillkürliche Bewegung bei den Nasalvokalen im Allgemeinen; er scheint die verschiedenen Schattierungen der Nasalvokale nicht aufgefasst zu haben. Zu Beyer's Äusserung: 'œ (low-front-narrow-round), ein Laut der im Fr. als selbständiger, reiner (Mund-) Vokal nicht existiert', bemerkt T.: „er ist längst anerkannt z. B. in *peur*" etc. T. hat aber nicht verstanden, dass die orale Basis in *œ̃* ein offenerer Laut ist als *eu* in *peuple*, *peur*. Über T.s Mangel an Auffassung der eigentümlichen Schattierung des frz. *o* in *homme*, *dot* und *gn*

---

[1] Überflüssig, da T. weiter unten den frz. Accent zum Unterschied von dem normalen ausdrücklich als „peu marqué" bezeichnet, und als weniger stark als den germanischen.

[2] Unrichtig von T. als konstanter Charakter angegeben.

[3] Darunter verstehen die Franzosen nicht nur Tonhebung, sondern auch Tonverstärkung. Dieser Ausdruck ist also frz. Gebrauche gemäss, aber an sich nicht ganz genau oder vollständig; besser *renforcer*.

[4] Das von T. gesetzte Ausrufungszeichen grundlos; es ist wirklich wahr, dass die Endsilbe in der normalen, ruhigen Aussprache das Übergewicht hat, wenn auch nicht so stark wie im Deutschen.

[5] Techmer kommt immer auf diese Lieblingstheorie zurück, worüber s. oben.

[6] Der Hauptunterschied liegt im Nachdruck und Rhythmus; der Tonunterschied, das musikalische Element, beruht wesentlich auf der grösseren Lebhaftigkeit des frz. Geistes und Ausdrucks; der Franzose ist „fast immer erregt". Das eigentliche Prinzip, dass der Ton bei erregtem Ausdruck gehoben wird, ist derselbe wie im Deutschen; nur die Anwendung ist eine andere; es ist ein Gradunterschied, kein Artunterschied.

in *signe* ist oben gesprochen. In Beyer's *Frz. Phonetik* erkennt Techmer einen gewissen Fortschritt. S. 267 bespricht T. A. Darmesteter, *La Question de la Réforme orthographique.* Wenn D. sagt: „*a* fermé dans *pâte* ... *a* ouvert dans *le pas*“, macht T. dazu die Bemerkung: „diese Benennungen passen für die fr. Laute weniger als für die fr. e-, o-, ö-Laute; nicht der Öffnungsgrad, sondern der Rück- und Vorgang der Zunge oder, nach der hörbaren Wirkung, die Tiefe und Höhe des innern Mundhalls sind hier das Unterscheidende“. Techmer bemerkt aber nichts darüber, dass *a* in *pâte* und *pas* im gewöhnlichen gebildeten Nordfranzösisch denselben Laut hat! Wenn nicht *le pas* ein Druckfehler für *la patte* ist (ich habe selbst D. vom Unterschied des *a* in *pâte* und *patte* sprechen hören), so muss *pd* bei D. eine individuelle Aussprache sein. Passy sagt mir, dass er bei einigen Kindern diese Form beobachtet hat.

Schlussbemerkungen. Über das Techmer'sche System als Ganzes ist es schwer, etwas Bestimmtes zu sagen, so lange es nicht besser erklärt ist. Das Vokalsystem des Verf. ist anscheinend bis in die äusserten Einzelheiten ausgeführt, mit einer grossen Menge Rubriken und Unterabteilungen, wo nicht bloss die wirklichen, sondern nach der Ansicht Techmers auch die möglichen lautmodifizierenden Stellungen und Kombinationen aufgeführt sind oder doch leicht eingefügt werden können. Bei dem Mangel an Erklärungen aber kann man es weder vollständig verstehen noch kontrollieren. Sein System nennt Techmer selbst ausdrücklich ein induktives, so z. B. IZ I, 156: „Alle und jede Artikulationsstellen und -grade, welche in dem System aufgeführt worden, sind von mir an den Mundöffnern der verschiedensten Personen und Sprachen mittelst der von mir angedeuteten Methoden in Wirklichkeit beobachtet worden; keine ist hypothetisch oder bloss als möglich aufgestellt“. Ebenso IV, 114 und sonst. Leider hat Techmer unterlassen, dies im Einzelnen nachzuweisen, indem er uns namentlich für die Vokale ein nacktes System von Mundstellungen aufführt, zum grössten Teil ohne uns zu sagen, welche wirklich existierende Laute damit gemeint sind, meist auch ohne ihren akustischen Charakter zu beschreiben (IZ I, 152. 154. 178. IV, 116 etc.). Obgleich das System in seiner Gesamtheit so unsrer Kontrolle entzogen ist, ist es doch nicht schwer zu sehen, 1. dass die direkte Beobachtung in mehreren Fällen ungenügend gewesen ist, wie oben mehrfach nachgewiesen; 2. dass der Verf. öfter ganz umgekehrt, auf apriorischem Wege verfährt, so z. B. in der Bestimmung der 4. Vokalreihe, von welcher T. selbst gesteht, dass er nur „eine Spielart“, slaw. *y*, beobachtet hat, dessen Analyse sich später obendrein als unrichtig erweist; auf diese Spielart und auf die nach T.s Aussage wesentlich theoretische Analyse von Lepsius gründet er eine ganze Vokalreihe! So spricht T. IZ IV, 115 von „den S. 114 genannten, aber noch nicht belegten [zurückgezogenen] $Æ_< E_< e_< i_<$“. Ib. IV, 121: „Es sind hier die S. 116 unten angeführten Reihen von Vorderzungenrücken- und Zungenspitzen-Mittelzungenengeschlusslauten möglich und zum grossen Teil auch schon belegt“. IZ I, 155 sagt T.: „Übrigens bleibt die Veranschaulichung [z. B. der Vokale durch eine Pyramide u. dgl.] immer etwas Äusserliches, die physio-

logischen Grundlagen und Prinzipien sind das Wesentliche. Die Aussenstehenden beurteilen den Wert des Baues mehr oder nur nach jener Aussenseite; doch die Kenner prüfen das durch die Induktion herbeigeschaffte Material und den innern Plan des Ganzen. Zu einer solchen gründlichen Prüfung möchte ich den Fachgenossen mein obiges System der Mundöffner empfehlen". Wie ist aber das möglich, wenn uns nur das System, nicht die dasselbe bildenden Elemente vorgeführt werden? IZ III, 378 zitiert T. die Äusserung von Sievers: „Jedenfalls ist die Aufstellung eines blossen Lautsystems, so wichtig sie an sich ist, doch immer nur eine der elementarsten Thätigkeiten des Phonetikers". Dazu bemerkt Techmer: „Es kommt doch sehr darauf an, was für ein System das ist. Der Aufbau eines wissenschaftlichen Systems ist nicht elementare Thätigkeit, sondern Abschluss und Endziel der Wissenschaft, das Ergebnis der gesamten Induktion". Dem entsprechend geht denn auch das ganze Streben Techmers darauf hinaus, ein System zu bilden. Darum betrachtet er meist nur das Allgemeine und vernachlässigt das Besondere. Wir erfahren bei ihm z. B. viel über die Bildung der Nasalvokale im Allgemeinen, nichts über die Eigentümlichkeit der französischen, der deutschen, der portugiesischen u. s. w. Nasalvokale, höchstens eine Andeutung wie IZ V, 222: „die Grade der Öffnung können verschieden sein". Auch über die verschiedenen Arten von *u* ist es schwer bei Techmer bestimmte Auskunft zu finden. Wir erfahren IZ I, 150. 183. 188, dass das normale *u* im d. *du* grössten Rückgang der Zunge mit kleinster Rundöffnung der Hinterzungen-Gaumensegelstelle, grössten Vorgang der Lippen mit kleinster Rundöffnung hat. Gegen welchen Teil des Gaumensegels die Zunge sich erhebt, was doch sehr wichtig ist, erfahren wir nicht. Betrachten wir die Abbildung mit IZ I, Tab. III, 5, so finden wir die Hinterzunge fast parallel gegen das Gaumensegel gehoben, nur in der Mitte schwach gewölbt, zunächst also mediovelar. Dagegen streitet aber die IZ IV, 114 gegebene Erklärung, wonach *u* zu den „Gaumenbeinsegel-Hinterzungenöffnern" gerechnet wird, also palatovelar (an der Grenze des harten und weichen Gaumens gebildet). Dass dies eine neue Bestimmung ist, und wie T. zu ihr gekommen, darüber erfahren wir nichts. Hier wird auch ein noch weiter hinten liegendes *u* (Hinterzunge gegen -Gaumensegel) und ein weiter vorne liegendes *u* (Mittelzunge gegen -Mittelgaumen) erwähnt, wieder ohne ein einziges Beispiel; nur eine karelische Abart wird erwähnt, womit den meisten Lesern sehr wenig geholfen ist. IZ V, 262 bestimmt endlich Techmer das frz. *ou* als an der Grenze zwischen weichem Gaumen und Gaumenbein gebildet, d. h. er identifiziert es, jedoch ohne es ausdrücklich zu sagen, mit dem deutschen *u* in *du*. Dies fällt ungefähr mit der Hagelin'schen Bestimmung zusammen, wo dies aber als besondere frz. Bildung dargestellt wird. Ist nun aber das deutsche *u* wirklich „normal", und warum? Ist es gar nicht vom frz. *ou*, ital. *u* verschieden? Über diese Probleme erhält man bei T. keine Aufklärung. Die Behandlung des *u* ist aber ein gutes Beispiel der abstrakten und dunkeln Techmer'schen Darstellung im Allgemeinen.

Aus lauter Systematik will T. den dänischen Stosston nicht als

„Accent“ anerkennen, er soll ein „Konsonant“ sein, und zwar derselbe wie der feste Einsatz im deutschen *'ein'ander* etc. Ein Jeder aber, der den dänischen Ton wirklich kennt, urteilt anders. Der dän. Stosston ist in Wirklichkeit eine momentane Verstärkung, gleichsam Überspannung des Druckaccents, welche eine entsprechende Abspannung, Schwächung oder Unterbrechung der Stimme hervorruft.

In seiner Schrift *Zur Veranschaulichung der Lautbildung* 19 sagt T.: „Andere abweichende Verbindungen werden die Sprachforscher um so mehr feststellen, je mehr sie sich daran gewöhnen, die Artikulationsgrade an den verschiedenen Stellen gesondert zu beobachten. Frühere Systeme schreckten von solchen gesonderten genaueren Beobachtungen ab, während das meinige im Gegenteil dazu einladet, also in dieser Richtung nur fördernd wirken kann“. Noch mehr fördernd würde es wirken, wenn es besser erklärt und begründet wäre.

Erst wenn das trockene Gerippe des Techmer'schen Systems mit Fleisch und Blut bekleidet, d. h. mit wirklich existierenden Lauten belegt ist und sich diese durch fachmässige Kontrolle als richtig bestimmt erweisen, erst dann wird man sich über sein System verständigen können. Mir würde nichts lieber sein, als eine auf diesem Wege zu Stande gebrachte Vermittlung zwischen der englischen und der deutschen, oder genauer zwischen der Sweet'schen und der Techmer'schen Schule. Mir scheint eine solche nicht undenkbar. Insofern ich nämlich das Techmer'sche Vokalsystem verstehe, kann ich darin nichts anderes sehen, als eine, zum Teil feiner ausgeführte, Modifikation des Bell-Sweet'schen Systems, nur durch den Mangel an Beispielen viel unverständlicher, dazu in mehreren Einzelheiten zweifelhaft. Auch hier zeigt sich T. mehr als Korrektor des Alten, denn als Erfinder von etwas Neuem. Das gegenseitige Verhältnis der beiden Systeme wird sich am besten durch Wiedergabe des Techmer'schen Vokalsystems IZ IV, 116 zeigen.

(Siehe die Lauttafel S. 289.)

Bei den zusammengesetzten Zeichen für unregelmässige Verbindungen bezeichnet nach S. 113 der Hauptbuchstabe die sichtbare Lippenartikulation, während das Nebenzeichen die abweichende Zungenartikulation andeutet, wie in den herkömmlichen Schreibungen ů ő, bei Techmer *u. o.*; u_o, l_u[1]. „Wie schon bisher kleinere stehende Nebenbuchstaben zar Bezeichnung von gleichzeitigen Zungenartikulationen verwendet worden, z. B. in $u_{\ddot{o}}$, l_u, p_i ... so mögen auch stehende Hauptbuchstaben für Mundöffner mit alleiniger Zungenartikulation d. h. bei gleichzeitiger mittlerer, indifferenter Lippenstellung gebraucht werden, also i e E Æ für die Vorderzungenöffner (nach engl. Aussprache z. B. in see cane care man), u o ɔ A für die Hinterzungenöffner und a_1 a_2 a_3 a_4 für die Mittelzungenöffner, letztere mit kleinster, kleinerer, grösserer, grösster, bezw. mit der betr. Ziffer bezeichneten Öffnung des

[1] Also umgekehrt wie die Ellis'sche Bezeichnung (o_u) = dän. ω, (A_o) = dän. *å*, „the principal form giving the position of the tongue, and the subscribed that of the lips“, EEP 1116[b].

Mundöffnungslaute mit ihren Zungen-Lippenartikulationen.

[Back] Linguae [Front]

retractio cum apertura rotunda: minima	minore	majore	maxima	aperturae mediae [mixed]	productio cum apertura longa: maxima	majore	minore	minima	Labiorum
(𝒥‿ i˯) i˱ i				(𝒥⌒ i˯) i̤				(j) i i˲	[Unrounded] retractio cum apertura longa: minima
	e˱ e̮			e̯			e e˲		minore
		E˱ E̮		E̯		E E˲			majore
			Æ˱ Æ̮	Æ̯	Æ Æ˲				maxima
(w)u˛u	o˱ o	ɔ˱ ɔ	ʌ˱ ʌ	a_1 a_2 ɑ a_4 a_3	Æ Æ˲	E E˲	e e˲	i i˲ (j)	aperturae mediae [indiff.]
			A˱ A	A̯	Œ Œ˲				[Round] productio cum apertura rotunda: maxima
		ɔ˱ ɔ	ɔʌ	ɔ̯	ɔ̈	ɔ. ɔ.˲			majore
	o˱ o	o,		o̯		ö	o. o.˲		minore
u˱ u (W)	u₀			u̯ (𝒥⌒ u˯)			ü	u. u.˲ (W)	minima

Erklärung der Zeichen.

…… ˱ bedeutet Hinterzungen-Gaumensegel-Artikulation.
…… ◡ „ Hinterzungen-Gaumenbeinsegel-Art.
…… ⌒ „ Mittelzungen-Art.
…… . „ Vorderzungenrücken- (kakum. [praepalat.]) Art.
…… ˲ „ Vorderzungenrücken- (dentale) Art.

Kieferwinkels (IZ I, 185) und alle mit gleichzeitiger mittlerer Lippenöffnung. Für den Laut mit grösster Zungen- und Lippenöffnung bei mittlerer Lage beider Organe, also a_4 mag auch ferner der Einfachheit wegen liegendes *a* geschrieben werden".

Wenn man nach diesen Erläuterungen das System überblickt, sieht man, dass die Aufstellung quadratisch geordnet ist und in wesentlichen Punkten mit der Bell'schen übereinstimmt. Wir haben auch hier *front* und *back* Vokale, sogar „gemischte" oder Mittelzungenvokale; gerundete und ungerundete mit feinerer Einteilung als bei Bell, sinnreich so geordnet, dass man bei jedem Vokale die betr. Stellung und den Artikulationsgrad sowohl der Zunge als der Lippen ersehen kann. Nur die „weiten" oder schlaffen, unvollkommenen Artikulationen erhalten folgerecht keine besondere Stelle, sondern werden durch Nebenzeichen als Modificationen der vollkommenen bezeichnet.

In den allgemeinen Zügen der zwei Systeme findet also eine bedeutende Übereinstimmung statt. Erst wenn es zur Identifikation der einzelnen Laute kommt, wird das Verhältnis mehr problematisch und kann bei dem Schweigen Techmers zur Zeit nicht näher bestimmt werden.

Was die Methode der Untersuchung der Laute betrifft, glaubt Techmer mehr an experimentelle Untersuchungen der Lautbildung bei Eingebornen durch physiologische Instrumente als an die bisherige Methode, worin er mehrfache „Fehlerquellen" findet. Er sagt darüber IZ IV 250 bei Erwähnung der Sweet'schen Methode: „Durch solche Beobachtungsweise können mancherlei Fehler bedingt werden: zunächst kommt für Lautverhältnisse fremder Sprachen jene 'partielle Taubstummheit' in Betracht, von welcher Czermak spricht und die auch der Phonetiker nicht vollkommen überwindet. Weder hören noch erzeugen wir die fremden Laute so gut wie die betr. Eingeborenen. Dann kommen die Selbsttäuschungen bei der 'Analyse der Mundstellungen', um von mehr verborgenen Artikulationen zu schweigen. Diese Fehlerquellen werden möglichst vermieden, wenn der Phonetiker die betr. Artikulationen unmittelbar an den Eingebornen nach den neuern phonetischen Methoden beobachtet, am besten wenn er sie sich selbst registrieren lässt". Das Beobachtungsvermögen ist aber doch bei den Phonetikern sehr verschieden; es geht nicht an, in dieser Beziehung alle über einen Kamm zu scheren; auch nach der Einführung der Stomatoskopie und anderer physischen Methoden wird dem Phonetiker immer eine scharfe Beobachtung zu statten kommen. Wir sehen, dass Techmer mittelst seiner Methode mehrere fremden Laute ungenügend analysiert, andrerseits, abgesehen von Bell, die engl. Schule (Sweet) kaum einer einzigen falschen Analyse überführt hat. Der Phonetiker muss noch immer praktischer Sprachkenner sein, die Laute selbst beherrschen können; der, welcher die meisten fremden Laute beherrscht, und zugleich die sicheren Resultate der naturwissenschaftlichen Methode verwertet, ist noch immer anderen Phonetikern überlegen. Ich habe Phon. Stud. II, 141 gesagt, dass ich keinen grossen Glauben an mechanische Bestimmungen durch Maschinen habe; das gilt aber selbstverständlich nur von unvollkommenen Methoden. Die Instrumente und Methoden be-

dürfen noch grosser Vervollkommnung um sichere, endgültige Resultate geben zu können. Ich begrüsse mit Freude jeden wirklichen Fortschritt auf diesem Gebiete, und bezweifle nicht, dass die Phonetik auf diesem Wege grosse Förderung empfangen wird. Selbständige Beobachtung aber wird der Phonetiker nie entbehren können.

Mit Genugthuung bemerke ich, dass Techmer in seinen späteren Arbeiten etwas mehr auf die konkrete Wirklichkeit eingeht. So liefert er Beobachtungen über einzelne lautliche Eigentümlichkeiten verschiedener, meist entlegener Sprachen und Dialekte wie Karelisch IZ IV, 216 ff., Russisch ib. 249 ff., Bulgarisch ib. 251, Serbisch ib. 121, Japanisch ib. 271, Ungarisch ib. 157. Doch sind es meist nur kurze Andeutungen. Am besten geht man bei induktivem Aufbau eines Lautsystems von den bekannten Kultursprachen aus, und geht erst dann zu Dialekten und entlegeneren Sprachen über. Was aber Techmer uns von den Lautverhältnissen europäischer Kultursprachen Neues lehrt, ist nicht sehr bedeutend und bisweilen zweifelhaft[1].

Rudolf Lenz, *Zur Physiologie und Geschichte der Palatalen.* Bonner Dissertation, Gütersloh 1887.

Der Verfasser dieser trefflichen Abhandlung zeichnet sich durch scharfe Beobachtung und exakte Methode aus. Mit den gewöhnlichen deutschen Vorzügen, Belesenheit und historischem Wissen, verbindet er eine praktische Richtung; er beherrscht eine ziemliche Anzahl fremder Laute; nicht selten lässt er sich jedoch auf Spekulationen über Laute ein, die er nicht kennt. Dabei vermisst man bei seinen Beschreibungen öfter Beispiele.

Ein Hauptverdienst bei Lenz ist die genaue Einteilung der festen Organe, zunächst nach der Mittellinie des Gaumens, wo die meisten Artikulationen geschehen. Da die Verschlüsse in der Regel etwa einen Centimeter breit sind, setzt Lenz dies als Durchschnittsmass der einzelnen Abteilungen. Die Abbildungen, Medianschnitte und stomatoskopische Bilder, die der Verfasser nach seinem eigenen Gaumen geliefert hat, sind zwar etwas grob gezeichnet, aber doch als eine getreue Wiedergabe anzusehen; auch haben sie das grosse Verdienst der Lebensgrösse, wodurch nicht nur die Anschaulichkeit erhöht, sondern auch die Kontrolle erleichtert wird; der Leser wird leicht die Abstände und Messungen an sich selbst prüfen können. Um so sicher als möglich zu verfahren, hat der Verfasser eine Anzahl Wachsabdrücke anderer Gaumen genommen und sich dadurch überzeugt, dass gröbere Verschiedenheiten des Gaumens jedenfalls selten vorkommen. Durch dieses exakte Verfahren wird L. in Stand gesetzt, die Abbildungen und Wiedergaben seiner Vorgänger zu kritisieren; er findet die meisten früheren Abbildungen, auch diejenigen Techmers, ungenau oder falsch; insbesondere sei die Wölbung am Vordergaumen

[1] Nachdem Obiges längst geschrieben ist, erfahre ich aus den Phon. Stud. IV 402, V 127, dass Dr. F. Techmer schon am 8. Januar 1891 in Charlottenburg gestorben ist.

meist viel zu flach[1]. Die Einteilung bei Lenz ergiebt sich am besten aus einer seiner Abbildungen, die ich hier mitteile.

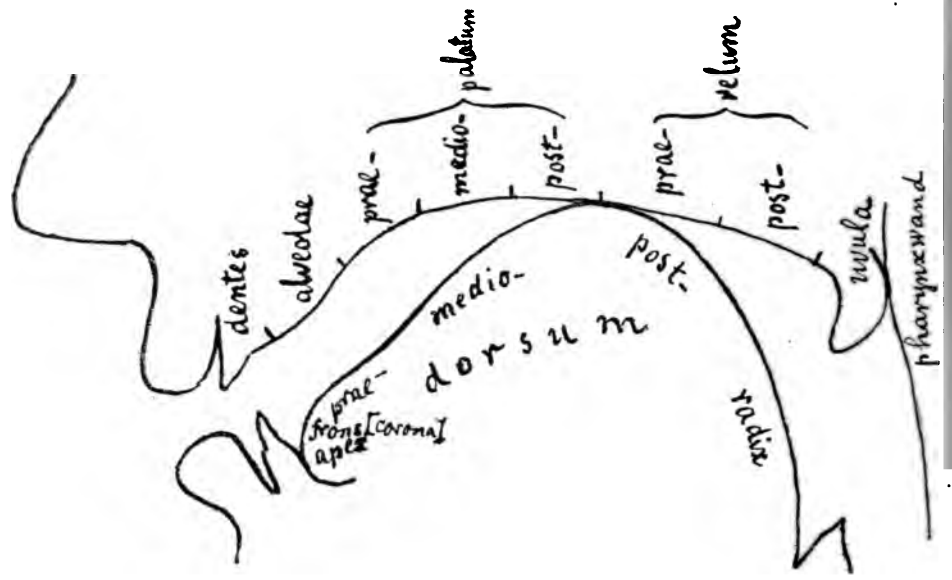


Fig. 1.

Ein Hauptvorteil bei Lenz ist, dass die Teile des Gaumens anatomisch bestimmt und gemessen sind. Ein fester anatomischer Punkt ist die Grenze des harten und des weichen Gaumens, welche vom Anfang des Zahnfleisches durchschnittlich c. 47—49 mm entfernt ist[2]. Der Verfasser findet es notwendig, den harten Gaumen in drei Teile zu teilen, auf je 11 oder 12 mm; „dann bleibt für das Alveolargebiet ein Rest von 13 - 14 mm“; genauer wäre dicht hinter den Zähnen ein schmales postdentales Gebiet anzusetzen (e bei Jespersen). Den weichen Gaumen teilt Lenz in praevelum und postvelum, was der gewöhnlichen Einteilung der „Gutturalen“ in vordere

[1] Techmer IZ III, 248. IV, 238 bestreitet dies; die Alveolen seien bei L. besonders stark, dementsprechend die postalveolare Stelle [praepalatum] schwach entwickelt; T. verwirft folglich die darauf gebauten Schlüsse. Es scheint mir aber nicht so ausgemacht, dass diese Bildungsweise so selten oder abnorm ist; ich finde bei mir ungefähr dieselbe Form; so auch bei Grandgent, *Vowel Measurements*, nach seinen Abbildungen.

[2] Ich finde es praktischer, den Abstand von der Spitze der vordersten Schneidezähne bis zu dem betreffenden Punkt zu messen. So ist der Abstand von der Zahnspitze zur Velargrenze bei mir wie bei Lenz c. 56 mm. Die Länge des gebogenen Mundkanals ist etwas länger, vgl. Helmholtz, Tonempfindungen[4] 174: „Die Länge des Kanals [bei dem Vokal *i*] zwischen Zunge und Gaumen von den Oberzähnen bis zum hinteren Rande des knöchernen Gaumens gemessen beträgt etwa 6 Centimeter“. Vgl. S. 336.

und hintere entspricht. Das bewegliche Organ, die Zunge, teilt Lenz in *apex* (Zungenspitze), *frons*[1] (Zungensaum, vorderes Zungenblatt, Sweet's blade point), *praedorsum* (nach S. 27 der Zungenrücken bis gerade über dem Zungenbändchen, ungefähr Sweet's blade front), *mediodorsum* (Vorderzunge, Sweets front), *postdorsum* (Hinterzunge), *radix* (Zungenwurzel).

Der eigentliche Gegenstand der Abhandlung sind die mouillierten Laute, welche der Verf. als wesentlich dorso-praepalatale bezeichnet. Etwas unklar ist dabei des Verfassers Kritik von Sievers, welcher nur gesagt hat, dass cerebrale (kakuminale, bei Techmer postalveolare, bei L. apico-praepalatale) Artikulation gleichzeitige dorsale (mouillierte) Artikulation nicht wohl zulässt, was Lenz selbst S. 19 anerkennt; nur insofern hat Lenz Recht, von einem Widerspruch bei Sievers zu reden, als dieser Phon.[2] 53 = [3]61 erst den Begriff der Palatalen zu eng (als *k*-ähnlicher Laute) definiert, später das Richtige giebt ohne die erstere Definition zu berichtigen. Lenz spricht von „der unglücklichen Verschmelzungstheorie"; seine eigenen Untersuchungen zeigen aber, dass die mouillierten Laute [nach L. mit einigen Ausnahmen] nichts anderes sind, als *k*, *t* etc. mit gleichzeitigem *j* (*ʝ*) oder k-, t-Laute an die j-Stellung angenähert, was eben eine Verschmelzung mit *j* ist. Die Polemik bei L. gegen die veraltete Ansicht, dass die mouillierten Laute als Verbindungen mit parasitischen nachfolgenden j zu betrachten seien, scheint ziemlich überflüssig, da wohl alle wirklichen Phonetiker über die Natur dieser Laute im wesentlichen längst übereinstimmen; vgl. EPh[1] 26. 46 etc.

Im experimentellen Teil S. 20 ff. untersucht der Verf. mittelst stomatoskopischer Gaumenbilder die Bildung der einzelnen Laute sehr genau. Die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchung sind folgende. Ein deutsches *k* in *aka* spricht L. mit palato-velarem Verschluss, auf dem Grenzgebiet von postpalatum und praevelum; ungefähr so bilde auch ich norw. *k* in *aka*, während nach Techmer IZ I, Tab. IV 4-6 vgl. 188; IZ V 263 [deutsches] *k[a]* velar ist. *k* in *ecke* ist nach L. postpalataler Verschluss; deutsches *k* in *iki* ist mehr medio- als postpalatal (nach Techmer IZ V, 228 zunächst postpalatal). Davon wird sehr fein frz. *qui*, ital. *chi* unterschieden, als rein mediopalataler Verschluss: „Die Zunge lässt dabei auf dem praepalatum nur einen ganz schmalen Streifen unberührt", was auch die betreffende, sehr interessante Abbildung sehr deutlich zeigt. (Nach Passy zwischen hartem und weichem Gaumen, nach Techmer IZ V, 259 richtiger zwischen mediopal. und postpal.) Durch weiteres Vorrücken entsteht der medio-praepalatale Verschluss, k', das sogenannte mouillierte *k*, „ein durch seine grosse Berührungsfläche auffälliger Verschluss"[2]; hier ist auch die Mitte verschlossen, aber nicht so fest wie die beiden Seiten der vorderen Mediopalatalgrenze. Bei der Lösung des Verschlusses wird wieder eine schwache Mittelrinne des praepalatum blossgelegt, die von vorn nach hinten fortschreitet, bis ein vollständiger Durch-

[1] Statt *frons* sagt man besser *corona* (Sievers Phon.[3] 58), um Verwechslung mit dem Bell-Sweet'schen *front* = mediodorsum zu entgehen.
[2] Eine ähnliche Bemerkung später bei Techmer IZ IV, 238 (1889).

bruch entstanden ist ... Der Laut ist daher ein schwacher Explosivlaut mit unmittelbar anschliessendem kurzem Reibegeräusch. Lenz sagt leider nicht, wo gerade dieses k' existiert; es ist zu bedauern, dass nicht überall angegeben wird, welche wirklich existierenden Laute gemeint sind. Vielleicht ist dabei auf slawisches *k* vor *i*, *ie* etc. zu denken. Oder sollte diese Artikulation nur theoretisch aufgestellt sein? Lenz sagt auch nicht, welcher Teil der Zunge dabei wirksam ist; die Zungenstellung wird überhaupt bei ihm nicht genau berücksichtigt. Nach Hagelin (s. unten) S. 14 ist dieses k' mit dem vorderen mediodorsum und praedorsum gebildet; er identifiziert den Laut mit schwed. dial. *kif*, *tjog*; nach dem undeutlichen Verweis auf Lundell 57. 63 vermute ich, dass damit mein *ķ* im norw. *biķķja* (N. Valders, s. oben) gemeint ist; dieser Laut erinnert schwach an *ţ* (pal. *t*) Hagelin vergleicht auch frz. dial. *ke* (*quié*), was damit genau übereinstimmt, vgl. Jespersen Art. 48 über frz. *piquié* f. pitié. Durch weiteres Vorschieben des Verschlusses entsteht das alveolar-praepalatale *t* oder mouilliertes *t* (t', mein *ţ*). Auch hier wird ein Beispiel wie russ. *ddţ* vermisst. Ich vermisse auch hier eine bestimmte Angabe der Zungenstellung; es genügt nicht, dass L. ein für allemal gesagt hat, alle diese Laute seien dorsal. Nach Hagelin 14 fungiert hier neben medio- auch praedorsum; er identifiziert den Laut mit gemeinschwed. *k*, *tj* in *kif*, *tjog*, was ich mit meinem *ţʒ* gleichsetze; auch Lenz 48 hat schwed. *kenna* = *t'enna*. Das ist aber nicht genau derselbe Laut, sondern was Lenz S. 29 den Kombinationslaut *t'χ'* nennt, der davon bemerkbar verschieden klingt; man unterscheidet in norw. Dialekten sehr wohl *iţţe* und *iţţʒe* (geschr. itte, ikkje), wenn die beiden Formen auch einander ähnlich lauten (s. unten); *ţ* in *ţʒ* liegt weiter hinten.

Die Darstellung der Unterschiede sowohl zwischen t' und k' als überhaupt zwischen *t*- und *k*-Lauten ist verdienstlich, aber nicht in allen Punkten gleich klar. Das Wesentliche ist meines Erachtens, dass *t*-Laute durch die bewegliche Zungenspitze, bzw. bei pal. Ausspr. durch die Vorderzunge, dagegen *k*-Laute durch die Hinterzunge, bzw. bei pal. Ausspr. durch die Mittelzunge gebildet werden. Bei allen *k*-Lauten, sagt Lenz, liegt der Hauptdruck nicht in der Mitte, sondern auf zwei Muskelstreifen, die längs der Mitte der Zunge laufen; der Verschluss ist daher unvollkommen und lässt leicht Rinnebildung zu. Bei *t*-Lauten liegt dagegen der Hauptverschluss in der Mitte. Der Ort der Rinnebildung ist in beiden Fällen das praepalatum, mit dem Unterschied jedoch, dass bei k' die Hauptverschlussstelle wesentlich an der Rinnebildung beteiligt ist [dies ist etwas unklar, da oben gesagt ist, dass gerade bei *k*-Lauten der Hauptverschluss nicht in der Mitte, sondern gegen zwei der Mittellinie der Zunge parallel laufenden Muskelstreifen stattfindet; durch „Hauptverschlussstelle" ist wohl aber

[1] Vgl. Jessen Tidskr. II, 118: „Der Unterschied zwischen den [dentalen, palatalen, cerebralen etc.] Reihen der Zungenlaute liegt hauptsächlich in der Weise, worin die Zunge den Gaumen berührt; sie ordnen sich nicht in regelrechten Abständen hinter einander im Munde: die hinterste Stelle wo Laute der *t*-Reihe hervorgebracht werden können, liegt weit hinter der vordersten, wo Laute der *k*-Reihe hervorgebracht werden können".

die ganze mittlere praepalatale-mediodorsale Region gemeint], während letztere beim t' erst unmittelbar hinter dem supraalveolaren Verschluss einsetzt. Ich glaube nicht, dass dies richtig ist; ich finde sowohl bei *ţ* als bei *ķ*, dass die *j*-Stellung während des ganzen Verlaufes des mouillierten Lautes gehalten wird; sowohl im Verschlusslaut (Einsatz) als im Öffnungslaut (Absatz) ist dies deutlich vernehmbar, z. B. im norw. *gøţţ*, *kåţţa*, oder im russ. *dåţ*. Dasselbe ist auch mit den russischen mouillierten Labialen und dem mouillierten r (in царь (*tsaŗ*) der Fall, denen Lenz den einheitlichen Charakter absprechen will. Sweet hat die Natur der russischen Palatalen ganz richtig beschrieben, wenn er sagt, Russ. Pron. 5: „The front vowels communicate their own front articulation to most preceding consonants, but in various degrees, according to the nature of the consonant. *r*, *z*, *s*, *v*, *f*, *m*, *b*, *p* simply arch the tongue into the *i*-position, or, in other words, anticipate an *i*, but without otherwise modifying their original articulations. The lip and front movements being entirely independent of one another, it is easiest to begin with such a combination as *imi*, maintaining the *i*-position throughout. Then try *mi*, by bringing the tongue into the *i*-position simultaneously with the closure of the lips. Lastly, *ma* (мя) and *ami*, observing that they sound almost (mja) and (aimi) [or *aimji*] to an unaccusterned ear, the *j*-effect being due to the palatal off- and on-glide respectively. If the off-glide in *ma* were dwelt upon, we should have full *mja* or *mia*, according to the degree of closeness. In the lip stops the glide constitutes the whole of the audible palatalization, the *i*-position in *pi* not being heard till the lips are opened to form the vowel. In *ŗ*, *ẓ*, *and ş* the palatalization seems to move the original point and blade position somewhat forward". Vgl. Jespersen Art. 47. 48. Es ist also ganz unzulässig, wenn Lenz ohne weiteres die russischen mouillierten Labialen dem schwed. *mj*, *bj* gleichsetzt; im russ. *vremja* lautet *m* ganz anders mit *j* verschmolzen als im schwed. *främja*.

Auf den historischen Teil, welcher darauf hinausgeht, zu beweisen, dass die Entwickelung von $k^{e,i}$ im Romanischen aus Vorschieben des Kontakts zu erklären ist, kann ich hier nicht näher eingehen. Ich bemerke nur, dass die Untersuchung sehr fein ausgeführt ist, dass aber mehrere Beispiele daran leiden, dass der Verf. über die Laute spekuliert, ohne sie zu kennen.

Otto Jespersen, *The Articulations* of Speech Sounds represented by means of Analphabetic Symbols. Marburg, Elwert. 1889. 94 S.[1]

---

[1] Vgl. die Besprechungen von Logeman, *Maître Phonétique* 1889 p. 100; Western, *Quousque Tandem Revy*, Upsala 1890, S. 67; ausführlichere Besprechung *Engl. Stud.* XVI, 113 ff. Das Engl. Jespersen's ist im Ganzen gut, lässt aber hie und da zu wünschen übrig. Für *words as Gud* S. 45 und sonst würde ich entweder *such words as* oder *words like* setzen: für *either the vowel or the consonant* following it *immediately* würde ich sagen: *the consonant immediately following.* Über *I disagree with him in believing* s. S. 301.

Der schon rühmlich bekannte junge dänische Forscher hat hier eine Arbeit geliefert, die als eine der wichtigsten der in den letzten Jahren über allgemeine Phonetik erschienenen bezeichnet werden darf. Die in ihrer Kürze so inhaltreiche Abhandlung geht zunächst darauf aus, der herrschenden Verwirrung und Unklarheit der phonetischen Terminologie und Bezeichnung durch eine streng systematische, erschöpfende formelhafte Bezeichnung ein Ende zu machen; nur dadurch könne eine wirklich „wissenschaftliche Sprache“ und Behandlung zu Stande kommen. Diese Bezeichnung wird in der Weise zu Stande gebracht, dass jedes Organ, jede Artikulation durch Zeichen ungefähr der Art wie die chemischen Formeln ausgedrückt werden. Griechische Typen bezeichnen die beweglichen Artikulationsorgane: α Lippen, β Zungenspitze, γ Zungenrücken, δ weicher Gaumen und Zäpfchen, ε Larynx und Stimmbänder, ζ Atmungsorgane. Lateinische Typen bezeichnen die festen Artikulationsstellen: a hervorgeschobene, b neutrale, c zurückgezogene Lippen; d = interdentale, e = dentale od. postdentale Stelle. Leider erklärt der Verf. nicht die folgenden Buchstaben, indem er sich damit begnügt, den Leser auf die Abbildung und den Text mit Register zu verweisen. Es ist aber alles hier nicht so klar und selbstverständlich, wie es dem Verf. scheint. Es würde weit einfacher gewesen sein, diese Punkte anatomisch bestimmt zu haben, wie es Lenz gemacht hat. Namentlich die Einteilung des Gaumens bedarf der Erklärung und der Begründung. Lassen wir indessen, nach der Anleitung des Verfassers, die Zeichnung selbst sprechen, welche glücklicherweise in natürlicher Grösse ausgeführt ist.

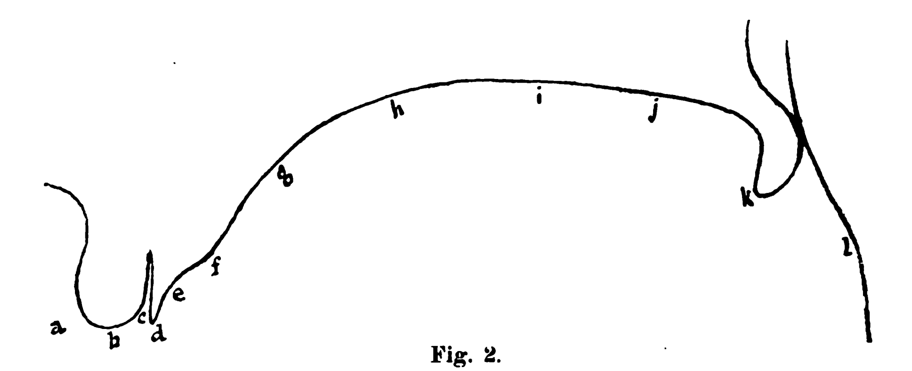


Fig. 2.

Hier ist offenbar g = Vordergaumen; medio- und postpalatum sind bei J. vereinigt, was zwar bequem, aber nicht immer hinreichend genau ist. Wo aber ist die Grenze des harten Gaumens? ist es i? Und wie

verhält sich überhaupt die Jespersen'sche Einteilung zur Lenz'schen? Es ist sonderbar, dass J., der so viele andere Phonetiker erwähnt und berücksichtigt, von seinem nächsten Vorgänger Lenz, so weit ich sehe, gar nicht spricht. Wenn ich mich, um dieses Rätsel zu lösen, an Text und Register wende, finde ich mehrere Unklarheiten. Das russ. *y* in *ty*, *syn* wird S. 77 als γ3i bestimmt; da dieser typische „gemischte" Vokal bekanntlich am harten Gaumen gebildet wird, so muss wohl i zunächst postpalatum bezeichnen. Nun wird aber auch das hinterste eur. *k* S. 44 als γ0i dargestellt; nach der gewöhnlichen Analyse wäre demnach i das praevelum, nach Lenz aber die palato-velare Grenze. Befragt man das Register, kommt man nicht weiter: praevelar (nach Seelmann) ist γxi; postpalatal (nach Vietor) wird aber auch γxi gleichgesetzt etc. Um das ganze Verhältnis ins Reine zu bringen, bleibt nichts anderes übrig, als die Jespersen'sche Zeichnung mit dem anatomisch bestimmten und eingeteilen Lenzschen Medianschnitte direkt zu vergleichen; glücklicherweise sind beide in natürlicher Grösse gezeichnet und decken sich fast vollständig, wenn man Zahnspitze auf Zahnspitze und Gaumen auf Gaumen legt; doch ist die Wölbung am paepalatum bei Lenz schroffer[1]. Folgende Zeichnung zeigt das Verhältnis zwischen beiden Einteilungen; die punktierte Linie ist die Abbildung Jespersens, wo dieselbe von der Lenz'schen abweicht.

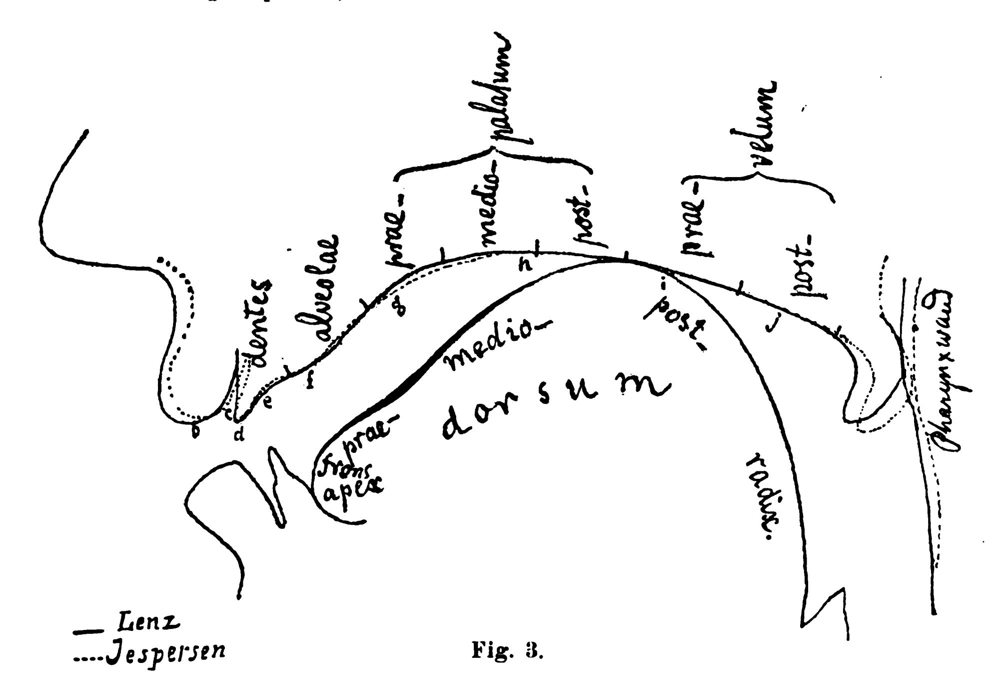


Fig. 3.

[1] Jespersen bemerkt brieflich: „Der unbedeutende Unterschied von

Nach dieser Vergleichung stellt es sich aus, dass g = vorderes praepalatum, h = hinteres mediopalatum; i = praevelum, j = postvelum. Nach brieflicher Mitteilung Jespersens bezeichnet i den Punkt, wo der bewegliche Teil des weichen Gaumens, das eigentliche Segel anfängt. Dies hätte aber im Buche erklärt sein sollen. Sowohl Techmer als Jespersen finden die Lenz'sche Einteilung zu fein; ich finde sie für genauere Bestimmung der Artikulationen sehr vorteilhaft, da sie sowohl der Anatomie als der Lautschattierungen Rechnung trägt; ich habe sie daher selbst als die rationellste angenommen.

Bei der Jespersen'schen Bezeichnung ist noch zu bemerken: ab bedeutet näher a als b, ba näher b als a u. s. w. Man vermisst dabei eine Bezeichnung des Mittelpunktes zwischen g und h, zwischen h und i etc., welche bei dem ziemlich grossen Abstande nicht überflüssig ist; ich schlage vor, $\gamma x^{h|i}$ zu setzen. Verdoppelung oder fette Schrift bedeutet ein weiteres Artikulationsfeld, z. B. wenn die Zunge nicht einen einzelnen Punkt berührt, sondern sich über eine grössere Strecke des Gaumens verbreitet: $\gamma 0^{gg}$; $\gamma x^{f,g}$, $\gamma x^{f,h}$ etc. bedeutet gleichzeitigen Anschluss an zwei verschiedene Punkte. Zahlen bezeichnen den Abstand der festen von den beweglichen Organen, und zwar 0 keinen Abstand, also Verschluss, 1 enge spirantische, 2 weite spirantische Öffnung, 3—8 die verschiedenen Grade der vokalischen Öffnungen, so bezeichnet $\gamma 0^{g}$ Zungenrücken an Vordergaumen anliegend d. h. eine praepalatale Explosiva; $\beta 0^{e}$ Zungenspitze an Zahnwurzel d. h. postdentale Explosiva, $\beta 2^{e}$ einen postdentalen Spiranten etc. Die lat. Buchstaben werden in der Regel als Exponenten oben hinter die Zahl gesetzt.

So weit ist die Bezeichnung klar. Namentlich ist dadurch, dass die festen Artikulationspunkte zur genauen Bestimmung der beweglichen dienen, eine grosse Präzision gewonnen. Es könnte vielleicht gegen das Bell'sche System der Einwand gerichtet werden, dass es die festen Punkte nicht genau bestimmte, indem nur von einem Vor- und Zurückschieben der Zunge die Rede war; dieser Einwand muss aber wegfallen, nachdem die Bestimmungen der engl. Phonetiker durch Arbeiten wie die Jespersen'sche präzisiert worden sind; es gilt jetzt nur die Bestimmungen Jespersens wieder zu kontrollieren. In diesem System ist für unbestimmte und schwankende Definitionen kein Raum mehr; man muss sich für die eine oder die andere Artikulationsstelle bestimmen. Die Phonetik als exakte Wissenschaft hat in diesem Buch einen Schritt vorwärts gemacht[1].

Lenz in der Wölbung des harten Gaumens beruht auf einem Gypsabgusse meines eigenen Gaumens".

[1] Prof. Vietor bemerkt brieflich sehr treffend: „Ihr günstiges Urteil über Jespersens Buch wundert mich nicht. Mit der Anwendung von J.s „analphabetic symbols" wird es freilich gute Wege haben, aber die systematische Zerlegung der Artikulationen, auf der sie beruhen, involviert eine Exaktheit der Forschung, die bisher fast nur ausnahmsweise geübt wurde". Western bemerkt, Engl. Stud. XVI 116: „Während *Visible Speech* für jeden, welcher das englische Viereck nicht anerkennt, unbrauchbar oder wenigstens unpraktisch ist, so kann Jespersens System von einem Jeden gebraucht werden, mag er der englischen oder deutschen phonetischen Schule angehören; es passt zu jeder beliebigen Form des Vokal-

Zwar fordert das neue System eine Feinheit, die unsere Beobachtung noch nicht immer erreicht hat; es stellt uns aber das Ideal vor die Augen, dem wir nachstreben sollen.

Aber Vorteile sind selten ohne Opfer zu gewinnen. Die Jespersen'sche Bezeichnung wird, indem sie alles erschöpfend bezeichnet, sehr weitläufig und verwickelt. Dazu kommt noch, dass sie nicht ohne ziemlich viele Willkürlichkeiten und Inkonsequenzen hat zu Stande kommen können. Das alles macht sie sehr schwer lesbar und sehr wenig übersichtlich. Zur genauen Bestimmung eines einzelnen Lauts ist sie vorzüglich, zur Aufschreibung eines ganzen Wortes schon sehr unbequem, zur Aufzeichnung ganzer Sätze fast unbrauchbar. Aber wenn auch verwickelt, ist sie doch bis jetzt die beste erschöpfende systematische Bezeichnung, die wir haben.

Sowohl im allgemeinen Teile des Buches (I. Principles, II. Symbols) als noch mehr im speziellen Teil (III. Sounds), wo das System zur praktischen Anwendung kommt, findet sich eine Fülle scharfer und neuer Beobachtungen und Analysen, die kein Phonetiker unbeachtet lassen darf. Das Buch bildet in seiner Kürze fast eine vollständige Phonetik und ist um so willkommener, als die 2. Ausgabe des Sweet'schen *Handbook* noch lange auf sich warten lassen wird. Gerade über die schwierigsten Fragen der Phonetik hat Jespersen sehr Bedeutendes geleistet. Seine Auffassung ist merkwürdig schnell, bisweilen vielleicht ein wenig zu rasch. Die Resultate des Verf. sind, wie er selbst anerkennt, nicht überall endgültig, aber immer beachtenswert. Dabei zeigt Jespersen grosse Belesenheit. Nichts entgeht ihm, auch nicht die kleinsten Fehler seiner Vorgänger. Er schliesst sich zunächst der Bell-Sweet'schen Schule an, weicht aber in mehreren Punkten ab; Bells *Visible Speech* sei zwar als systematische Bezeichnung ein grosser Fortschritt, aber im Grunde doch auf die alten Systeme gebaut, wo Vokale und Konsonanten streng geschieden sind[1]. Auch sonst urteilt er über seine Vorgänger ziemlich streng, und fertigt bisweilen selbst Männer wie Ellis, Bell und Sweet ziemlich kurz ab.

Ein so reicher Stoff hat sich in einen so engen Raum nicht anhäufen lassen, ohne dass die Darstellung eine sehr gedrängte geworden ist. Das Buch ist daher „tough reading“. Es kostet Mühe, sich durch dieses Buch durchzuarbeiten, aber es verlohnt sich. Ich habe es mir angelegen sein lassen, es genau durchzumustern; es ist aber so reichhaltig, dass ich hier nur auf die wichtigsten Einzelheiten eingehen kann.

---

und Konsonantenschemas, eben weil es selbst auf kein bestimmtes Schema aufgebaut ist, sondern nur die einzelnen Elemente der einzelnen Laute registriert. Es kann sowohl von Sweet wie Trautmann in der schönsten Einigkeit gebraucht werden“.

[1] Ich halte wie Bell diese Unterscheidung fest. Auch Jespersen scheidet aber in der Praxis Vokale und Konsonanten sehr scharf, unterscheidet aber davon „Selbstlaut“ = Hauptlaut (Phon, Sonanten) der Silbe und „Mitlaut“ = Nebenlaut (Symphon, Konsonanten) der Silbe. S. unten.

Die Darstellung ist nicht selten so mathematisch abstrakt, dass sie dunkel wird. Was z. B. S. 13 von dem Platze der Exponenten gesagt wird, ist kaum verständlich, bis man das Folgende durchgelesen hat. Statt x = any numeral, z = any exponent, würden bestimmte Beispiele deutlicher gewesen sein. Die normale Stellung ist x^z; es folgt aber eine verwirrende Menge abweichender Stellungen, die dazu dienen, die verschiedenen Teile der beweglichen Organe zu bestimmen. Als erstes (normales) Beispiel steht „αx^z = both lips articulating against each other“. Der Leser wird hier über z grübeln: wie kann z = „any exponent“ sein, wenn es sich nur um die Lippen handelt, also höchstens um a, b, c? Wir finden in der That weiter unten $\alpha 0^a$ = bilabiale Explosiva, $\alpha 1^b$ und $\alpha 2^b$ = bilabiale Frikativa. Dann folgen die abweichenden Bezeichnungen: $\alpha^z x$ = upper lip alone active, $\alpha_z x$ = lower lip alone active [z. B. $\alpha_{dc}2$ = *f*, *v*]. Hier bezeichnet ^{z} die Ober-, $_z$ die Unterlippe, was anschaulich genug ist; dagegen in $\beta^z x$ bezeichnet ^{z} die Unterfläche der Zunge (Sweets 'lower blade'). Wir finden in der Stellung des Exponenten kein allgemeines Prinzip der Bezeichnung. Auch in βx^z = Zungenspitze hat der Exponent nur eine beschränkte Gültigkeit. βx^z und γx^z bezeichnen beide das Zungenblatt ('blade'), ersteres den vorderen Teil, den Zungensaum, Sweets 'blade-point', in der Ruhelage ungefähr senkrecht unter d, e; letzteres den inneren Teil, Sweets 'blade-front' od. 'outer front', ungefähr senkrecht unter e, f. Hier wäre eine genauere Massangabe in Millimetern erwünscht; (Hagelin (s. unten) schlägt das ganze praedorsum = Zungenblatt auf 12 mm an. Auch ein Diagramm würde hier willkommen sein. Die ganze übrige Zungenfläche wird nur in zwei Teile geteilt: γx^z = front, γx_z = back. Eine so grobe Einteilung wird oft ungenügend sein; man sieht z. B. bei γx^h nicht genau, welcher Zungenteil den Mittelgaumen berührt; wenn gleich dies sich in der Regel aus der β-Angabe vermuten lässt, kommt es doch nicht zur unmittelbaren Anschauung. Namentlich vermisse ich hier eine klare Bezeichnung der gemischten Vokale als mit Mittelzunge gegen den harten Gaumen gebildet. Jespersen kommt auch selbst S. 89 zur Erkenntnis dieses Mangels: „it would, perhaps, have been better in my symbols to subdivide γ into four parts: $\gamma^z x$ = blade; γx_z = front; γx^z = middle part of the tongue; γx_z = back“. Ich nenne die entsprechenden Teile der Kürze wegen: Zungenblatt, Vorderzunge, Mittelzunge, Hinterzunge, aber nur als eine weitere, zusammenfassende Einteilung; sonst gebrauche ich die genauere Lenz'sche Einteilung, worin auch zwischen Hinterzunge und Zungenwurzel geschieden wird. Auch Jespersen hat später, in der *Dania*, eine ähnliche Einteilung, s. unten.

Auch die Zahlen erhalten eine Menge verschiedene Anwendungen. Arabische Zahlen bezeichnen den Abstand centraler, römische den lateraler Artikulation. Nicht aber I, das hier als arabisch gilt, sondern das undeutliche i wird gebraucht, und zwar einzelnes i für enges *l*, ii für weites *l*, ï für schlaff geteilten *l*-Laut, i̤ für unilaterales *l*. Dieses i ist mit dem Exponenten $_i$ z. B. $\gamma 2_i$ nicht zu verwechseln. Bei den Nasalen (δ) aber bezeichnen die (arabischen) Zahlen nicht den Abstand, sondern den Nasalitätsgrad. Bei der Bezeichnung der Stimme (ε) bedeutet 0 'glottal catch'

(Stosston), ɪ Stimme und zwar Bruststimme, / Hauptstimme, 2 glottale Frikativa, 3 Stimmlosigkeit. Damit ist wieder nicht zu verwechseln, dass bei den Mundartikulationen ɪ und 2 Konsonanten, 3—8 Vokale bezeichnen. Bei den Respirationsorganen (ζ) bezeichnen Zahlen die Stärke der Respiration, ɪ schwachen, 2 und 3 mittleren, 4 starken, 5 extra starken Nachdruck.

Nach S. 35 werden kleine Zahlen 1, 2 u. s. w. gebraucht, um eine kürzere Zeit als die Einheit zu bezeichnen. Bei den Exponenten des Abstandes wird aber das Mehr oder das Weniger durch > und < ausgedrückt. Wie man sieht, hat man hier eine ganze Menge verschiedenartiger Zahlenbezeichnungen. Auch mehrere andere Komplikationen finden sich, z. B. „thick exponent $\beta > 1^f$ = sagittal länger" S. 61, während sonst fette Schrift eine Verbreiterung oder Verstärkung ausdrückt; wieder Anderes wird durch βR ausgedrückt u. s. w. Bisweilen ist der Verf. selbst genötigt, der Bequemlichkeit wegen sein System aufzugeben, so bei alveolarem *r*, das systematisch eigentlich $\beta\ 2^{fg}\ 1^f\ 2^{fe}\ 1^f\ 2^{fg}$ ... bezeichnet werden sollte, wofür er sich entschliesst, „to use the well-known letter r as sign for trilling", jedoch so, dass r als eine Zahlenbezeichnung zu betrachten ist.

Eine Übersichtstafel mit Erklärung der verschiedenen Zeichen würde zur Unterstützung des Gedächtnisses beigetragen haben.

Ich werde im Folgenden auf einige von Jespersen behandelten Einzelheiten näher eingehen.

1. Die Bestimmung von *s* und *š* als enge, von *f þ j* als weite Spiranten ist nicht ganz klar, oder bildet wenigstens eine Inkonsequenz, indem die Zahlen nicht wie sonst bei den Mundartikulationen die (vertikale) Weite, sondern die (horizontale) Breite bezeichnen. Der Verf., der sich im Ganzen der Lyttkens-Wulff'schen Distinktion konkaver und konvexer Spiranten anschliesst, sagt: „I only disagree with them in believing that in the 'concave' group represented by [s] and [š] less breath escapes and the aperture is smaller than in forming 'convex' sounds such as [f] etc.". Dies sieht aus, als ob der Sinn wäre: „I only disagree with them in their belief that ..."; besser etwa: I only disagree with them in one point: I believe etc.

2. Bei den Vokalen macht Jespersen eine doppelte Unterscheidung geltend, einerseits *thin* (wie *i* in frz. *il*) — *broad* (wie engl. *i* in *ill*), andererseits *tense* = narrow — *lax* = wide. Diese doppelte Bestimmung wird durch die Zwitternatur der engl. Kategorien gerechtfertigt, ist aber nicht immer klar. Die ersteren Arten werden S. 17 so erklärt: „If we compare the initial sounds of French *il* and English *ill*, we find that in the latter the furrow is a little deeper, than in the former, but the possibility of letting out more air is mainly effected by rendering the orifice broader". Wie ɪ die engen, dünnen, 2 die weiten, breiten Spiranten bezeichnen, so wird 3 für frz. *i*, 4 für engl. *i* in *ill* u. s. w. gebraucht, so dass die „dünnen" Vokale die Zahlen 3, 5, 7, die „breiten" Vokale 4, 6, 8 bekommen, der englischen Einteilung entsprechend. Nach der Terminologie und Beschreibung scheint hier die Breite der Öffnung das eigent-

liche Merkmal, in zweiter Linie aber auch die Tiefe der Rinne, also der Abstand vom Gaumen. Die Zahlen 3, 4 etc. bezeichnen also nicht lediglich den Abstand, wie sie nach der Definition eigentlich thun sollten. Nachdem der Verf. nun das Verhältnis zwischen *i* und *ɩ* gezeigt hat, scheint er dasselbe Verhältnis für die übrigen Vokale des Bell'schen Systems (mit einzelnen Ausnahmen) für selbstverständlich zu halten. Ist aber nicht z. B. das „dünne" *e* (frz. *été*) doch breiter als *ɩ*, und das „dünne" *æ* (norw. *være*) breiter als das „breite" *ę*? Wenn man das „dünne" *æ* mit dem breiten *ä* in engl. *man* vergleicht, findet man bei *æ* die Zunge fast eben so breit wie bei *ä*; es findet nur eine zunehmende Abflachung der Zunge statt. Somit sind die Zahlen als Exponenten des horizontalen Abstandes doch berechtigt, aber nicht notwendig auf 3—8 beschränkt; diese Zahlen mögen als dem engl. System angepasst bequem sein, aber ihre innere Wahrheit ist nicht hinreichend erwiesen. Auch Jespersen scheint Zweifel gehabt zu haben, indem er bemerkt, dass „der Natur der Sprechorgane zufolge die Rinnebildung bei den höheren Vokalen leichter ist als bei den niedrigeren, und dass bei diesen die Distinktion mehr auf einer blossen Senkung der Zunge beruht". Am Ende beruht auch bei den höheren Vokalen die Breite der Öffnung wesentlich auf der Höhe der Zunge. Folglich bleibt diese doch das eigentliche Kriterium.

Die „lax vowels", schlaffen Vokale, werden von J. durch kursive Zahlen gekennzeichnet, wie γ*3*g = *ɩ*. Dies scheint praktisch, da Spannung und Schlaffheit nur Modifikationen derselben Stellung sind.

Auf diese doppelte Unterscheidung ist Jespersen dadurch geführt worden, dass Sweet gewisse *wide vowels* (wie engl. *ɩ*, *ů*) zugleich für *lowered* erklärt. Da nun Jespersen selbst einerseits die Weite (Breite) andererseits die Schlaffheit als Faktor der Vokalbildung erkennt, hat er darauf zweierlei Einteilungen gegründet. Man sieht aber nicht recht ein, wie sich eigentlich diese zwei Kategorien zu einander verhalten. Nach S. 17 ist engl. *i* in *ill* „breit". Davon verschieden ist nach S. 22 ein *i*, das sich nur durch weniger Muskelspannung vom dünnen *i* scheidet, aber ihm lautlich viel näher liegt; dies ist das schlaffe geschlossene *i* im dän. *dit*, *hvidt*, *lidt*[1]; vgl. Lloyd's 'blunt *i*', Phon. Stud. IV, 62]. Dazu bemerke ich: Ist aber auch nicht engl. *i* in *ill* sowohl „schlaff" als „breit"? Wenn je ein *i*-Laut schlaff gebildet ist, ist es dieser. S. 76 finden wir: „Engl. *[i]* in *bit*: $\alpha 4^b$ βe $\gamma 4g$ or $> 4g$; decidedly $\gamma > 4g$ in unaccented syllables such as *lucky*". Hier scheint das kursive *[i]* Schlaffheit auszudrücken, aber die nicht kursive Zahl 4 Spannung; wie ist dies zu vereinigen? Da es mehrfach wiederholt wird, und da der Verf. öfter zwischen γ*3*g und γ4g schwankt, z. B. „germ. *[i]* in *bitte* γ*3*g or oftener 4g", so kann dies nicht Druckfehler sein. Die Kursive im 'Romic' scheint somit einfach das alte „wide" zu bedeuten, also *broad* und *lax* in sich zu begreifen[2]. Auch sonst schwankt

[1] Wir vermissen hier wie öfter erläuternde Beispiele und müssen solche im Folgenden aufsuchen.

[2] Die Kursive wird also im 'Romic' anders als in den 'Symbols' gebraucht. Eine Erklärung des Jespersen'schen 'Romic' wäre nicht ganz

J. zwischen „tense“ und „lax“, bzw. „thin“ und „broad“, so: „Swed. short *u* in *kung*: „γ3j or? 4j“; Germ. *[u]* in *und*: „λ4j (or 3j?“. Überhaupt haben bei ihm die schlaffen Vokale einen kleineren Spielraum als bei Sweet erhalten, d. h. *broad* ist mehrfach an die Stelle von *wide* eingetreten. So ist nicht nur *[i]* in engl. *bit*, sondern auch *[u]* in *put* bei J. *broad*, nicht *lax*. Am sichersten bestimmt J. natürlich die Vokale seiner dänischen Muttersprache, und wir müssen ihm hier eine grosse Autorität beilegen. Die dänische Sprache hat besonders im Vokalismus eigentümliche Feinheiten, welche das Ohr auch für kleine Differenzen fremder Laute empfindlich machen. Es wäre sehr erwünscht, das schwierige Verhältnis der *narrows* und *wides* einmal vollständig aufgeklärt zu sehen; aber auch einem so scharfen Beobachter wie Jespersen ist dies nicht ganz gelungen.

3. Die Franke'sche Lehre, welcher sich Jespersen S. 23 anschliesst, dass der Grund des weiten *i* im englischen und deutschen [und dänischen] *bitter* etc. im „scharf geschnittenen“ Accent zu suchen sei, verdient Beachtung, ist aber mit Vorsicht aufzunehmen oder mit Beschränkung zu verstehen. Jespersen, der sich anfangs zu dieser Theorie ziemlich skeptisch verhielt, ist später ganz zu ihr übergegangen, dazu namentlich durch eine neue Analyse der dänischen Vokale veranlasst, indem er die verkürzten, aber qualitativ unveränderten Vokale in *læse-óp* (ablesen), *let-úd* (ausgelacht) und *ledt-úd* (hinausgeleitet) als gespannt von den ursprüngl. kurzen, schlaffen in *læsse-óm* (umladen), *lidt* (spr. *lėt*, wenig) unterschied. Er ist sogar geneigt, denselben Unterschied bei den gerundeten, ja bei den hohen ungerundeten Vokalen geltend zu machen, obschon hier der Unterschied noch schwerer wahrzunehmen sei, „but it certainly seems to me that the [i] in *lidt* ‘suffered’, *ilde* ‘badly’, etc., is not the clear sound in *lide* ‘suffer’, or in French *quitte*, *il*“. Vgl. S. 76, wo das geschlossene schlaffe *i* in *dit*, *sidst* [*lidt* gelitten], als γ3g bestimmt, aber von dem gekürzten [gespannten] *i* = γ3g [z. B. *bide-áf* abbeissen, nach briefl. Mitteilung Jespersens 1885] als kaum bemerkbar unterschieden beschrieben wird. Also haben wir wohl eigentlich hier drei verschiedene geschlossene *i*-Laute, „die kaum zu unterscheiden sind“, die aber vom gespannten *ė* in *let-úd*, vom schlaffen *ė* in *lidt* ‘wenig’ deutlich unterschieden sind. Es mag bedenklich scheinen, auf solche winzige Differenzen ein System zu gründen; ich bezweifle aber

---

überflüssig. — An derselben Stelle S. 76 bemerkt Jespersen weiter: „Before an *s* (in *mister*, *miss*) ist seems often to be γ3g“, d. h. schlaffes geschlossenes *i*. Eine ähnliche Bemerkung macht schon Jessen Tidskr. II 135 (1861): „Der Laut [*ĭ* in *ill*] ist vielleicht nicht immer vollkommen derselbe, sondern vielleicht vor *sh*, *ch* etwas geschlossener als sonst“. Ich bemerke hier keinen wesentlichen Unterschied, aber die Dänen sind hier feinhöriger als wir Norweger. Die Engländer mögen die Frage entscheiden. Die Verwandtschaft von *s* und *i* ist öfter bemerkt worden. Jessen bemerkt, Tidskr. I, 216 über Deutsch: „deutsch *Biss*, *füllen*, *Hund* wird mit *e*, *ø*, *o* [d. h. dän. *ė*, *ȯ*, *ω*, unrichtig statt *ĭ*, *ẏ*, *ŭ*] ausgesprochen, jedoch nähert sich *i* vor *ch* [ich *ich*] vielleicht dem Laut [geschlossenes] *i*“. Hierüber mögen die Deutschen entscheiden. Trautmann, Sprachl. 268, Vietor, Phon.[2] 77 bemerken nichts derartiges. Auch ich höre keinen Unterschied. Vgl. Lloyd: *i* in *see* höher als in *key*, Phon. Stud. IV, 67.

than for *d*". Dazu ist aber wieder zu bemerken: **zwar ist gew. *t* ein stärkerer Laut als *d*, oder wird als solcher gefühlt, bes. in Sprachen wie die deutsche und dänische, wo der Stimmlaut geschwächt worden ist. Aber in den meisten anderen Sprachen kann man leicht und deutlich ein schwaches *t* und ein starkes *d* sprechen, wie ich schon EPh[1] 41 [[2]68] bemerkt habe. Ein noch so schwaches *t* wird hier kein *d*. (Eine Ausnahme s. weiter unten.) Folglich ist die Schwäche kein allgemein gültiges Merkmal der Mediae; ein solches ist nur der Stimmlaut. Dass einige Sprachen diese Unterscheidung nicht oder nur unvollkommen besitzen, ist als eigentümliche Abweichung zu betrachten. Vgl. über stimmlose Mediae weiter unten.

8. Es ist kaum berechtigt zu sagen, dass „voiceless *l* is constantly misheard for *s*" (S. 28), sondern nur, dass *hl* (eig. *l̥l*) im Norw. Schwed. etc. mit *sl* häufig verwechselt wird, z. B. *hlå* statt *slå* schlagen. Vgl. u. a. Wulff, Phonétique andalouse 48. Das kymr. *ll* = *l̥* wird von den Engländern nie als *sl* aufgefasst, sondern als *þl* oder einfach *l*: Llangollen wie *längqþ'len*.

9. S. 30 handelt Jespersen von den Nasalen. *δ*1 = das Näseln; *δ*2 = gewöhnliche Nasalvokale wie in dänischen und deutschen Dialekten, nach Jespersen auch der gewöhnliche Nasalierungsgrad der Konsonanten. Die mit Enge zwischen Hinterzunge und Zäpfchen gebildeten frz. Nasalvokale werden dagegen von Jespersen mit *δ*3 bezeichnet. Ohne hinreichenden Grund vermutet Jespersen, dass ein Missverständnis des Bell'schen Ausdrucks 'guttural compression" mich u. a. auf die rechte Fährte geführt hat, was sich jedoch aus meinen Bemerkungen EPh[1] 36 nicht schliessen lässt. Das Wahre ist, dass ich aus Versehen daselbst „guttural compression" statt 'nasality' gesetzt hatte, auf die Eigentümlichkeit der frz. Laute aber durch eigene Beobachtung der deutschen Nasalvokale vor Jahren geführt worden war.

10. Die Bezeichnungen des musikalischen Tonfalls (S. 33) sind weniger systematisch als die übrigen; sie sind konventionelle Zeichen für hohen, niedrigen, mittleren Ton, von denen die ersten wieder steigend, fallend oder eben sein können; warum der mittlere nur eben? Sie sind daher ungenügend um die Intervalle oder die Satzmelodie zu notieren. Um z. B. eine so einfache Bewegung wie den zusammengesetzten (zweisilbigen) schwedischen Ton in *An'na*, *fat'ta* zu bezeichnen, genügt es nicht mit Jespersen S. 33 zu sagen: „Their (Lyttkens-Wulffs] *Anna* is (almost?) equivalent to ζ4͵3ˀ [d. h. low falling + high level tone], oder S. 37: „*fatta* = ζ4ˈ!(>)2ˀ [high falling + high level]". Die eigentümliche Melodie, für welche es charakteristisch ist, dass der letzte Ton (der Grundton) ungefähr um einen halben Ton höher ist als der Anfangston (die Septima), kommt hier nicht zum Ausdruck. Dann muss man fragen: warum in *Anna* „low falling", aber in *fatta* „high falling"? Diese zwei Wörter haben genau denselben Accent.

11. Jespersen bemerkt S. 34 mit Recht, dass die gewöhnliche Beschreibung der engl. vortonigen Vokale in *fatigue*, *particular* etc. als „whispered" nicht korrekt ist; ich glaube, dass überhaupt der Flüster-

stimme von Sweet ein zu grosses Gebiet eingeräumt ist. Die besagten Vokale bestimmt nun Jespersen als ein Hingleiten zur Stimmbildung ohne dass diese völlig erreicht wird.

12. Jespersens Verteidigung der Sievers'schen Schallsilben (S. 36) scheint mir nicht ganz befriedigend (vgl. meine Bemerkungen zu Sievers). J. fasst die Sievers'sche Lehre in folgenden Sätzen zusammen: „1. Whenever there is discontinuity of expiratory force, we have two syllables, even if the sonority of the sounds thus separated is the same. (Expiration syllables). 2. Whenever a less sonorous sound is pronounced between two more sonorous sounds, we have two syllables, even if there is no discontinuity in the expiratory force. (Sonority syllables, Schallsilben)". Dazu bemerke ich: Wann aber findet Unterbrechung der Exspirationsstärke statt, wann nicht? Das hätte erst genau bestimmt werden sollen. Werden wirklich Wörter wie deutsches *alle* mit einem Exspirationshub oder gar mit ganz einheitlicher Exspirationsstärke gesprochen? Findet nicht eine Abstufung derselben statt? Vgl. oben S. 87. 91. 143. Ich finde hier nur eine Kürzung und Schwächung des ganzen Wortes; das gegenseitige Verhältnis der Laute bleibt aber wie im ursprünglichen *al-le* das im Norw. und Schwed. bewahrt ist. Wir haben aber auch bei uns eine ganz ähnliche Kürzung, nämlich wenn das ganze Wort oder der Lautkomplex unbetont wird, z. B. in *alleréde* (schon), *allegórisk*, *allegorí*, *gallerí*, *fallerá*. Die norw. schwed. Aussprache ist hier nicht von der deutschen in *Allegorie* zu unterscheiden. Das deutsche betonte *alle* hat eine ähnliche Kürzung erlitten wie das norw. schwed. unbetonte; die kurze Aussprache ist von den unbetonten auf die betonten Silben übertragen worden; auch der Nachdruck ist wegen der schnellen Aussprache geschwächt; der „scharf geschnittene Accent" ist eine Schwächung, nicht eine Verstärkung. Aber aus dieser Kürzung folgt noch nicht, dass *alle* eine Silbe bildet; wenn auch die Silbenteilung wegen des geschwächten Nachdruckes weniger hervortritt, so ist doch eine Abstufung des Nachdruckes nicht in Abrede zu stellen; zwei Silben werden darum nicht eine, weil sie schwächer betont sind. In *allə* ist *lə* deutlich schwächer als *al*, was sich auch darin kund giebt, dass es ganz wegfallen kann[1].

[1] Es ist eigentlich derselbe Vorgang, wenn die lateinische Vulgärsprache ganz nachdruckslose Wörter wie *ille*, *iste*, *ipse* kurz sprach, während sonst doppelte oder zusammengesetzte Konsonanz (trotz der Einsprüche Seelmanns) Positionslänge bewirkte (wie noch im italienischen *èlla* wenn betont; sogar in Fällen mit Nebendruck wie *alláto* gegen *aláto*, *cappèllo* gegen *capéllo*, *avvedére* gegen *avére*). Aus der kurzen unbetonten Form rühren Fälle der Aphärese wie *lo*, *la*, *stamáne*, vulg. *sto signóre*, *sta dònna*, sardischer Artikel *su fizu* = ipsum filium, plur. *sos fizus*, *sa muzère* it. la moglie. Wie Wörter wie *ille*, *iste* sowohl kurz als lang ausgesprochen werden können, erhellt aus der Vergleichung der kurzen dänischen Ausspr. von *koste* mit kurzem *s*, und der langen norw., schwed., ital. von *costa* mit langem *s*, s. meine Rom. Quant., Phon. Stud. II, 166. Die Italiener sagen *kuannto kǫssta*, italienisch sprechende Dänen *kvanto kǫsta*. Es ist merkwürdig, dass Jessen im deutschen *alle*, *amme*, *wanne* lange, aber im dän. *alle* etc. nur kurze Konsonanz anerkennt. Es ist aber in diesem Falle

Die Theorie der Schallsilben scheint speziell mit **Rücksicht auf die** Sprachen eingerichtet zu sein, welche solche accentuelle **Sonderentwickelungen** wie das kurze *alle* besitzen. **Allgemeine Bestimmungen sind aber** nicht auf die Ausnahme, sondern auf die Regel zu **gründen**.

13. Eine sehr minutiöse Distinktion macht der Verf. S. 37 in der Silbenteilung zwischen schwed. *fat-ta* und ital. *fa-tta* **geltend**. Über die schwed. Teilung herrscht kein Zweifel; das erste *t* (Verschlussbewegung) gehört deutlich zur ersten Silbe, mit dem zweiten (Öffnungsbewegung) fängt ebenso deutlich ein neuer Impuls an. Auch die Italiener aber, wie die Romanisten, teilen gewöhnlich *fat-to*[1], *fat-ta* nicht nur orthographisch, sondern auch phonetisch. Ich kann allerdings verstehen, dass man das ital. Wort als *fa-tto* auffassen könnte, Während nämlich im Schwed. das erste *a* kurz ist und daher das erste *t* schnell nach sich zieht, hat im Ital. das erste *a* vor *t* von seiner Länge nur wenig eingebüsst, so dass *fa* mehr in sich abgeschlossen lautet[2]; der Nebenaccent auf *ta* ist nicht so stark wie im Schwedischen, so dass *tt* hier mehr wie ein doppeltes, im Ital. mehr wie ein langes *t* klingt[3]. Ich beobachte nicht bei dem ersten, wohl aber bei dem zweiten *t* einen neuen Accentimpuls; der Hauptunterschied scheint darin zu bestehen, dass derselbe im Ital. schwächer als im Schwed. ist. Ich teile daher auch im Italienischen *fat-ta*. Wie schwer es für einen Ausländer ist, über solche feine Differenzen („sfumature", wie die Italiener sagen) zu urteilen, kann man aus einer Bemerkung bei P. **Raina**, Il Dialetto Milanese, schliessen, wonach im Mailändischen *e-cco*, im Toskanischen *ec-co* zu teilen ist, vgl. Techmer IZ II, 362.

---

zwischen deutscher und dänischer Quantität kein Unterschied zu bemerken. Dagegen fasst Jessen wie alle früheren dänischen Phonetiker (z. B. Rask Retskrivn. 4. 267) die Doppelkonsonanten in *ikke, ligge, bytte, lykke, oppe* auch lautlich als doppelte Konsonanz, indem die beiden Hälften der Explosiva, Öffnungs- und Verschlussbewegung, deutlich hörbar und unterscheidbar sind [inlautend kommt einzelnes *k t p* etc. nach betontem langem Vokal in einheimischen Wörtern nicht vor; in fremden wie *Căto, ŏpus*, sind die zwei Hälften wenig unterscheidbar], wenn auch die Pause nicht lang genug ist, um Position zu bilden. Tidskr. f. Philol. I, 205. 216. II, 63. 65. Hist. Tidskr. III, 10.

[1] So z. B. Blanc, Ital. Gramm. 85; Fornaciari, Gramm. 43; Petrocchi, Gramm. 22; Mussafia, Ital. Sprachlehre, Wien 1874, S. 5; F. D'Ovidio, Dieresi e Sineresi 13 *ub-bi-diente*; Schuchardt, Rom. III, 7: *fat-to, fat—to, fat—-to*. Vgl. Ellis EEP 56: The Italians, dividing the glide, say (at,to). Passy, Changem. 73: *car-ro*.

[2] Ital. *a* in *fatto* ist, wenigstens in der toskanischen Volkssprache, nicht viel kürzer als in *fato*. S. *Rom. Lang.*, Enc. Brit. XX 666 § 4; *Rom. Quant.* Phon. Stud. II 140. Eine ähnliche Bemerkung machte mir einst der italienische Gelehrte Prof. Comparetti. Das schwed. *a* in *fatta* ist wiederum nicht ganz so kurz wie das dänische in *fatte* oder das deutsche in *Gevatter*. Jedoch sind diese Unterschiede sehr fein, fast verschwindend. Vielleicht wird man solche Differenzen mit Hülfe physischer Instrumente dereinst messen können.

[3] Doch bezeichnen auch die schwed. Sprachforscher wie Lundell und Noreen in den SvL die Geminaten als lang, nicht als doppelt. Vgl. oben S. 44.

14. Es ist gewiss richtig, die engl. Supradentale zu f zu ziehen, also als Alveolare zu bezeichnen (S. 43), „selten zu fg oder gar g, bes. bei *point-inverted vowels*“, wobei auf § 131 verwiesen wird, welcher Paragraph nicht zu finden ist; § 129 wird wohl gemeint sein, wo von *point-rise vowels* (also die Benennung nicht dieselbe), wie im engl. Dial. *hard*, gesprochen wird, wahrscheinlich mit Recht. Nach Jespersen werden die norw. schwed. Kakuminale mit der Unterfläche der Zunge (lower blade, also „inverted“) gebildet; ich finde hier die Zungenspitze nur schwach umgebogen, so dass nur ein kleiner Teil der Zungenunterfläche sich einen Augenblick dem Gaumen nähert oder anschliesst. Jedenfalls werden die indischen Cerebrale ohne Inversion mit der Zungenspitze gegen den Vordergaumen gebildet, s. oben S. 43.

15. Jespersen liefert S. 44 ff. eine eingehende, lehrreiche Darstellung des dänischen Stosstons, aus der ich folgendes entnehme, indem ich zum besseren Verständnis die Erklärungen S. 40 vorausschicke: „The symbol 0 is the natural sign for absence of aperture, that is to say perfect closure. If we have such a closure in the larynx (ε0), the air is completely hindered from escaping, and consequently no air-vibrations, no ‘sound’ in the ordinary sense of the word can be formed. A similar effect can, in the upper organs, only be produced, if we have two simultaneous closures, one of which must be that of the nasal cavity by δ0 [Gaumensegelverschluss]. Then, as in the case of ε0, a ‘pause’ is the necessary consequence of the position of the organs“. S. 44: „ε0 in so far resembles δ0, that no varieties can be produced by articulating at different places; but here a distinction between a stronger (ε0) and a weaker (*ε0*) seems to exist. The former is the Danish ‘stød’, which serves to distinguish words as *må·lər* ‘(he) paints’ and *målər* ‘painter’, both written maler, or *ul·n* ‘the wool’ and *ull'n* ‘woollen’, both written ulden. As this distinction corresponds to an older tonic difference still preserved in Swedish and Norwegian, the ε0 is almost universally named by the inappropriate term ‘stødtone’.

The development of this stød depends on two conditions; first the word must have the original Scandinavian accent No. 1 [Simple Tone], and secondly there must be a long voiced sound in it, either the vowel or the consonant following it immediately. Thus words as *guđ* or *kǫr̥s*, which in Swedish and Norw. have accent No. 1, are not capable of receiving ε0 in Danish because of the shortness of the vowels and the following consonants. In modern Danish, however, the stød has shortened the sound, so that the vowel in *må·lər* is not so long as that of *mā'lər*, and the *l* in *ul·n* not so long as that in *ull'n* (s. Jessen, *Tidskr. f. Fil.* II, 56); nay it may be said that they have almost the same quantity as ordinary short sounds, if we only take into account that part of the sound that is *heard.* But the position of the organs is retained while the glottis is shut, during which time nothing, of course, is heard of the *a* or *l* sound [in *må·lər*]. In some of our dialects (Seeland), however, the quantity of the heard vowel is decidedly greater than in the Copenhagen pronunciation; and similarly when the vowel is short, the ε0 is heard before the consonant

while in the standard language the consonant *l* in **ulden** is heard immediately after the vowel just as where there is no stød; then the stød comes and breaks off the sound of the consonant a moment after it has appeared and in such a manner that nothing more of it is heard: the transition from *l* to *n* in *ul·n* takes place exactly at the same time as the explosion of the glottal stop".

S. 46: It must be remarked also that as a consequence of the strong articulation of the ε0 the vocal chords are often separated so violently that the position for voice (εI) is surpassed: a voiceless moment (ε3) then follows the (ε0), and this, combined with the general tendency in Danish to devocalize the last sound or the latter part of the last sound before a pause, makes ε3 the general glottis-status for final consonants after a stød, as *l̥* in *så·l̥* (Jessen, *Tidskr.* II, 61). Also between ε0 and a voiceless consonant as in *tå·l̥t* 'spoken', *l* is generally quite voiceless .... In other languages ε0 may be heard final after a vowel, but not used as a regular element of the language. Thus I have heard individually in a Norwegian's pronunciation of *ja* and *nej*[1], and also in France, when *oui*, *non* or *tiens* are pronounced in a short, almost sullen way. [Der Nachdruck ist allerdings hier sehr kurz und energisch, s. *Non!* oben 219, aber doch kein wirklicher Stosston mit Abbrechung oder Einhalten der Stimme.] The French language also possesses an interjection *hę·*; I was very much astonished one day by hearing it pronounced quite spontaneously by my friend Paul Passy, just after he had made some efforts to acquire the Danish ε0 after a vowel as if it were a completely new sound[2].

---

[1] Einen wirklichen Stosston wie im Dänischen habe ich im Norwegischen nie beobachtet. Vgl. oben S. 209. Das von Jespersen gehörte ist vielleicht ein individuelles oder gelegentliches Stocken oder plötzliches Einhalten der Stimme, durch irgend eine Störung oder Überraschung bewirkt, wie bei dem Passy'schen *hę·*. Ich erinnere mich, dass Jespersen 1885 in meiner Aussprache norwegischer Dialektformen wie *jdisl̥* (Geissel), *fúgl̥*, *åkr̥* (oben S. 252) den dän. Stosston zu hören glaubte, während ich einen deutlichen Unterschied beobachtete.

[2] Vgl. Passy, Phon. Stud. I, 126: „Als ich bei Jespersen in Kopenhagen war, bemühte ich mich erst vergebens, den dänischen Stosston nachzuahmen. Eines Tags, als wir zusammen spazieren gingen, stürzte ein Kind vor meinen Füssen zu Boden: *hä'* *[hę·]*, rief ich aus. „Da hast du ja einen prächtigen Stosston", sagte Jespersen. Ich erkannte, dass er Recht hatte, und konnte bald diesen schwierigen Laut, wenn auch nicht ohne Mühe (besonders im Inlaut vor Konsonant), aussprechen. — Dass wir den festen Absatz auch im *wi* [oui] und sonst verwenden, darauf hat mich ebenfalls ein Däne (Kand. Boysen aus Kopenhagen) aufmerksam gemacht". Vgl. weiter oben: „Wenn der Sinn scharf abgeschlossen wird, kommt auch der feste Absatz zum Vorschein, so ziemlich oft in oui = *wi·*, jedoch lange nicht so stark wie im Dänischen". — Mir scheint der Unterschied zwischen der dänischen und der frz. Form sehr merklich. Im Frz. findet kein Abbrechen und Einhalten, kein plötzlicher Ruck der Stimme in Mitte eines Lautes statt, wie im Dänischen. Der dän. Stoss erinnert einen Ausländer zunächst an ein Husten (Sweet, *Dan. Pron.* 4) oder ein Schluchzen (*hiccup*), was der frz. Absatz nicht thut, ausser vielleicht in Fällen wie dem Ausruf *hę·*.

Before vowels ε0 is more common, generally in the weaker form ε0. This is the 'Kehlkopfverschluss' so frequent in German as an introduction to a vowel, also in the middle of a sentence, nay of a word: *'ainə 'andərə 'er'innəruŋk"*. Hier haben wir also den Unterschied zwischen dem dänischen Stosston und dem deutschen Kehlkopfverschluss, welchen Techmer damit verwechselte, deutlich ausgedrückt.

Über dän. Stosston vgl. noch Jespersens Ausführungen in der *Dania*, s. weiter unten.

16. Welche ausserordentliche, fast mathematische Exaktheit der Bestimmung Jespersens Formeln gestatten, zeigt sich u. a. S. 48 in der Formulierung der Jespersen'schen und der Sweet'schen Auffassung des russischen palatalen *t*: Jespersen hat $\beta 0^{ef}$ $\gamma 3^{g}$ [Zungenspitze mehr Zahnwurzeln als Alveolen angeschlossen, Vorderzunge gegen Vordergaumen in *i*-Stellung], Sweet dagegen beschreibt es als „stoppage shifted back to the outer front (ĭ)-position . . . the point of the tongue not being employed at all", also $\gamma 0^{gf}$ [Vorderzunge mehr Vordergaumen als Alveolen angeschlossen]. Hier scheint mir Sweet das Richtige zu haben. Dieselbe dorsale Bildung auch in norw. Dialekten, s. *Norvegia* I, 115. Auch für frz. *gn* (wenigstens als eine der Formen desselben) scheint Jespersen S. 48. mir mit Unrecht $\beta 0^{ef}$ $\gamma 2^{g}$ [Zungenspitze wie oben, Vorderzunge in *j*-Stellung] anzunehmen. Bei den mouillierten Lauten scheint mir die von Sweet und Lenz (vgl. Norv. I, 113) beschriebene dorso-palatale Bildung die gewöhnliche und normale; die von Jespersen (und Techmer IZ IV, 121) beschriebene, mit Zungenspitzenverschluss und gleichzeitiger Zungenrückenenge ist die seltenere und bildet nur eine Annäherung an die wahren Palatale. Es ist dabei die sehr richtige Bemerkung von Techmer IZ IV, 328 nicht zu übersehen, dass gerade hier die Unterscheidung von einstelliger und zweistelliger Artikulation besonders schwierig ist. Das frz. *t* in *pitié* bestimmt J. als $\beta 0_{ef}$ $\gamma 3^{g}$ od. 2^{g} = palatalisierter Zungenblattlaut; mir scheint es oft näher der dorsalen Artikulation zu liegen, fast wie russisches palatales *t*, norwegisches *ţ*. Etwas näher der Jespersen'schen Bestimmung liegt das halb palatalisierte, halb assibilierte *t*, das man bisweilen in frz. Wörtern wie *utile* hört.

17. Die viel umstrittenen stimmlosen Mediae im Dänischen und Deutschen sind nach Franke mit halboffener Stimmritze gebildet, weiter als Stimmhafte, enger als Stimmlose. Jespersen nimmt diese Bestimmung als wenn auch nicht unbedenklich, doch die beste vorhandene an. Mich befriedigt diese Definition nicht ganz. Nach Franke sind es stimmlose Laute, nur mit grösserer Hemmung als diese gesprochen, und daher schwächer als die normalen Stimmlosen, stärker als die Stimmhaften. Dies beruht wieder auf der oben besprochenen falschen Annahme, dass die Stimmlosen notwendig stärker als die Stimmhaften sein müssen. Offenbar ist aber das dän. *ĝ* in *begge* ein viel schwächerer Laut als das deutlich stimmhafte *g* im norwegischen *begge*. Ich glaube, wie schon oben S. 68 bemerkt, im Dänischen einen schwachen Stimmlaut zu hören; der Laut klingt nicht einfach wie ein schwaches *k*, sondern wie ein Mittellaut von *k* und *g*. Ich halte daher diese Laute für halb oder schwach stimmhaft,

d. h. mit halb erschlafften Stimmbändern und schwacher Vibration gebildet, also Stimmbildung 'wide' oder 'lax' schlaff. Eigentlich scheint mir dies folgerecht aus Jespersens eigner Darstellung hervorzugehen. Jespersen sagt selbst Art. 52, dass die problematischen Mittellaute nicht allein in Fällen wie *ikke*, *ligge*, sondern auch in der gewöhnlichen dänischen Aussprache der anlautenden und inlautenden *b d g* stattfinden, wonach also z. B. *gække*, *datter*, *dette* denselben Laut anlautend und inlautend haben. Ebenso Jespersen und Dahlerup *Dansk Lydlære* 23, wo ausdrücklich gesagt wird, dass dän. *b d g* schwach stimmhaft sind, was wohl unzweifelhaft ist. Zugleich bemerkt Jespersen ausdrücklich Art. 53 Note 1, dass statt 0ε2 auch *0ε*2 [glottis 'lax'] gesetzt werden könne, da der Energiegrad der Lippen- und Zungenartikulation eher der von *b* als von *p* ist. Ich glaube um so mehr an die schwache Stimmhaftigkeit dieser Laute, als diese in provinzieller dänischer Aussprache voll oder doch deutlich stimmhaft werden können[1].

Ein einziger Fall mag hier Bedenken erregen. Im Norwegischen wie auch im Schwedischen und Dänischen werden *p t k* nach *s* schwach und hauchlos und machen dann fast den Eindruck von *b d g* ohne stimmhaft zu sein, vgl. EPh [1]41 ([2]67), Norv. I 67, Lyttkens-Wulff 268. Jespersen identifiziert diese Aussprache mit den gewöhnlichen dänischen Mediae: *stille* [s*d*elə] etc., Art. 52. Auch mir lautet norw. *stå* fast wie *sdå*, *sisken* (Zeisig) wie *sisgen* (wie es ebenfalls geschrieben wird), *sku* (aus *skulde*) wie *s'gu* (bei Gott)[1]. Etwas Ähnliches findet bei Spiranten statt. Norw. *sfære* (Sphäre) lautet ganz wie *svære* (schwere, Adj. pl.) ohne stimmhaft zu sein, weil *v* in *sv̥ǣrə* nach *s* stimmlos wird; im engl. *sphere*, frz. *sphère* lautet aber ein deutliches *f*, das sich durch stärkeren Hauch von unserem stimmlosen *v* unterscheidet. Ebenso wird in *tvē-* (zwie-), schwed. *två* (zwei) das *v* schwach und stimmlos ohne mit *f* zusammen zu fallen[3]. Vgl. russ. *matvéj* aus *matféj* (*Ματθαῖος*, r. Матвей). Nach stimmlosen Konsonanten also scheint der Unterschied zwischen Tenuis und Media auf dem Stärkegrad zu beruhen, also die Unterscheidung von *fortis* und *lenis* doch

[1] „Der einzige Dialekt, wo *p* und *b* scharf aus einander gehalten werden, ist das Bornholmische", sagt Jespersen, *Dania* I, 41. Der in Fünen erzogene Däne Dr. Torup, seit 1889 Professor der Physiologie an der Universität Christiania und von norwegischer Aussprache nicht im geringsten beeinflusst, spricht *kk* in *ikke* von *gg* in *ligge* deutlich unterschieden aus, bzw. mit stimmlosem *k* und deutlich simmhaftem *g*. — Rask, der ein aus Fühnen gebürtiger Bauernsohn war, sagt Retskrivn. 70. 192, dass dän. *gg* und *kk*, *bb* und *pp* zwar einander sehr nahe stehen, aber nur in platter und nachlässiger Rede [er meint zunächst die Kopenhagener Vulgärsprache] ganz zusammenfallen.

[2] Schon Bredsdorff (1817) hörte *b d g* in *skade*, *stige*, *spinde*, welche Auffassung Rask bestreitet, Retskrivn. 64. 68. 69. — Helms, Dän. Wörterbuch, hat: „*saagu*, *s'gu*, sprich *sku*"; eig. *så Gud*, so [helfe mir] Gott. Dies lautet ganz wie das gekürzte *sku'* aus *skulde* sollte. Im dänischen *Punch* finde ich: „*Du skuska hyttedai skuduskü*", du solltest dich bei Gott hüten, [das] solltest du bei Gott.

[3] Vielleicht tritt im letzten Moment vor dem Anfang des Vokals Stimme ein, sowohl *svære* als in *tve*.

die höchste zu sein. Man könnte sich nun denken, dass die dänischen *b d g* gerade diese Art *lenis*, also schwache Tenues, wären. Das ist aber doch kaum der Fall. Durch die enge Verbindung mit vorhergehenden Stimmlosen verliert die Media allerdings ihre Stimmhaftigkeit und fällt mit schwacher Tenuis zusammen. Zwischen Vokalen aber ist das nicht der Fall. Auch wenn man norw. *ikke* noch so schnell, schwach und hauchlos spricht, z. B. in *ikkədē* (dás nicht), wird daraus nie das dän. *g̊* in *ĕg̊ə* (= ikke)[1]. Um den dänischen Laut nachzuahmen, muss man einen schwachen Stimmlaut zu Hülfe nehmen. — Endgültig werden diese Fragen erst durch hinreichend feine physische Instrumente entschieden werden können.

18. S. 56 folgen feine Untersuchungen über frz. Tenues, die Jespersen wie Sweet und ich gegen Ellis von den englischen unterscheidet; vgl. oben S. 85. Zu den reinen Tennes rechnet J. auch die holländischen. Er sagt S. 54: „The French 'pure tenues' in *pas*, *cas*, *tas* are the same sounds as Dutch *p t k*.“ S. 56: „I have only heard very few Englishmen pronounce 'pure tenues' as Frenchmen do, and the pure tenues of a Dutchman with whom I conversed much in England, always struck me as almost the only feature by which I could hear that he was not an Englishmen.“ Auch mir sind bei englischsprechenden Holländern[2] ihre Tenues aufgefallen, aber *I can* lautete mir fast wie *I gan* etc., verschieden von den Tenues der Franzosen, und ich war geneigt, eine halbstimmige Aussprache anzunehmen, wie eine solche im Holl. auch sonst, namentlich bei „weichen“ Spiranten vorkommt: in *zeven* glaubt man einen Mittellaut von *z* und *s*, bzw. von *v* und *f* zu hören; auch *g* in *tegen negen* lautet meist mit unreinem Stimmlaut, wie ein Zwischenlaut von *x* und *ǥ*.[3] Dagegen ist aber

---

[1] Ausnahmen davon sind nur individuell und haben eben schwachen Stimmlaut. So bemerke ich bei einigen Norwegern eine geschwächte, flüchtige, eilige Ausspracheform *maŋəḍak* statt mange Tak *maŋŋə takk* (vielen Dank). Hier wird das geschwächte *t* wirklich zu einer Art *d*, aber dies ist ein deutlich, wenn auch schwach stimmhafter Laut, indem der schon im Voraus geschwächte Stimmlaut wegen der Trägheit der Organe durch den Konsonanten hindurch fortgesetzt wird. Der ganze Wortkomplex wird in acceleriertem Tempo gesprochen und klingt fast dänisch. Dagegen kommt eine Form wie *ig̊ə* st. *ikkə* im Norw. gar nicht vor; die doppelte Tenuis kann nicht so stark geschwächt werden.

[2] Besonders bei dem Schriftsteller Beets, den ich in Edinburgh beim Universitätsjubiläum 1884 eine englische Rede halten hörte; auch bei andern Holländern habe ich etwas Ähnliches bemerkt.

[3] Sweet, der Hb. 142 die halbstimmige Asuspr. des holl. anl. *z*, *v* erwähnt, bemerkt von *g* nichts derartiges; doch bestätigte er einst eine mündliche Bemerkung von mir darüber. Kern sprach selbst *g* in *gegeven* voll stimmhaft aus und sagte, so solle es eigentlich gesprochen werden, gab aber zu, dass diese Asuspr. selten sei. Der Holländer Logeman, Darstellung des niederländischen Lautsystems, Phon. Stud. III, 28 ff., scheint wie seine meisten Landsleute diesen Unterschied nicht aufgefasst zu haben, indem er S. 31 *v* in holl. *over* ohne weiteres mit *v* im engl. *oval*, frz. *nouveau* identifiziert, und S. 280 ohne nähere Bemerkung *g* in *dagen* als dem *ch* entsprechenden stimmhaften Laut bezeichnet. Vgl. über holl. *v* und *z* oben S. 45. — Der Holländer K. ten Bruggencate findet

wieder zu bemerken: Der Umstand, dass stimmhafte Laute nicht vollen Stimmlaut haben, ist kein Grund, warum auch stimmlose denselhen Laut haben sollen; vielmehr ist es wahrscheinlich, dass beide Kategorien auseinander gehalten werden. Auch muss ich gestehen, dass ich im Holländischen und Vlämischen nie einen solchen Mittellaut bemerkt habe. Darum hat wahrscheinlich Jespersen Recht, um so mehr, als seine Analyse mir brieflich von Prof. Kern bestätigt wird. Die Ausführungen Kerns sind so interessant, dass ich mir erlaube, einige Bruchstücke davon anzuführen: „De opmerking van Jespersen is volkomen juist. Alle Nederlanders spreken de *k*, *t* en *p* zonder een zweem van aspiratie uit, gelijk de Franschen, de Hindu's enz. Te recht maakt Gij de opmerking dat de Engelschen niet de zuivere tenuis uitspreken; vooral in London treft het ieder Hollander dat de Engelschen *could*, enz. uitspreken als *khud*, enz. Intusschen is het mij opgevallen dat niet alle Engelschen even sterk aspireeren.“

19. S. 58. Span. *b* ist nur nach Sweet's Analyse meiner Aussprache „divided“; meine eigene Analyse EPh[1] 86 fällt mit derjenigen Schuchardt's als spirantisches *b* zusammen. Jespersen bestimmt dies genauer dahin, dass vielleicht engerer Anschluss an der Mitte der Lippen als seitwärts stattfindet, was auch mir wahrscheinlich ist. Dadurch unterscheidet sich vermutlich span. *b* sowohl 1. vom mittel- und süddeutschen *w*, dem das wallonische in *le wallon* gleich scheint, als 2. vom holländischen *w* in *wat*, das lautlich dem frz. *v* in *vie* näher kommt.

20. Das russische palatale *l* identificirt Sweet nicht, wie Jespersen S. 58 sagt, mit frz. *l* in *elle*, sondern mit *l* in *li* und giebt ausdrücklich gleichzeitige Annäherung [der Vorderzunge] an die palatale Lage [Vordergaumen] zu, Russ. Pron. 6, was der Jespersen'schen Bestimmung $\gamma 3^g$ [*i*-Stellung] sehr nahe kommt. Mir scheint das russ. ль in *ļubļú* ich liebe, *pólę* Ebene wes. das gewöhnliche *ļ*, jedenfalls stärker palatal als das polnische in *pole*, vgl. oben S. 141.

Über Jespersen's Bestimmungen der frz. Halbvokale in *nui*, *oui* etc. s. oben zu Passy.

21. Das viel umstrittene Verhältniss zwischen *s* und *š* bestimmt Jespersen S. 61 so: normales $s = \beta 1_e \, \gamma^g 2$; normales $š = \beta 2_e \, \gamma^g 1$; d. h. *s* wird mit enger spirantischer Öffnung zwischen vorderem Zungenblatt und Zahnwurzeln, mit weiter spir. Öffnung zwischen hinterem Zungenblatt und Vordergaumen gebildet; *š* wird dagegen umgekehrt mit weiter spirantischer Öffnung vorne, enger spir. Öffnung hinten am Zungenblatt gebildet. Hier kann ich Jespersen nicht ganz folgen. In dieser Weise würde, wie mir scheint, statt *š* ein prädorsales *s* entstehen. Gleichseitig stimmt aber J. auch der oben S. 73 besprochenen Definition von Ellis (tongue retracted, back hollowed) bei, welche er klarer findet als die Sievers'sche. Weiter bemerkt J.: „Note also that Ellis does not say that *š* is formed further

---

Phon. Stud. III, 218 mit Unrecht im engl. Subst. *rise* einen Zwischenlaut von *s* in *rice* und *z* im Verbum *to rise*, „ein stimmloses *z*, oder weiches *s*“. Hier hat er wohl eigentlich sein holländisches *z* herausgehört.

back than *s*, but that the tongue is more retracted for the former sound; the position of the tongue is best indicated by stating where the tip of it is." Auch nach Jespersen aber ist ja *š* weiter hinten gebildet, indem hier die grösste Enge an dem hinteren Teil des Zungenblatts stattfindet. Die meisten Leser werden bei den unten folgenden Analysen gerade die Angabe der hinteren Zungenstellung vermissen, welche nach Jespersen's System ohne weiteres aus den übrigen Bestimmungen klar sein soll. Bei den speciellen Analysen der verschiedenen *š*-Laute schwankt Jespersen selbst mehrfach. Er bemerkt schliesslich: „This analysis of the [š] sounds is only a very rough attempt; in many of the sounds there seems to be, immediately behind the proper point of articulation, a hollowing of the tongue ($\gamma 5g$) terminated further back by a new approach of the tongue to the palate ($\gamma 2$?)" [soll wohl $\gamma 2_i$ od. $_j$ heissen]. Jespersen erkennt also hier selbst, dass es notwendig ist, auch die hintere Zungenstellung anzugeben. Die hintere Enge hat schon Brücke[1] für das gewöhnliche deutsche *sch* beansprucht; ich habe eine solche EPh[1] 43 für das schwed. *š* nachgewiesen. Techmer, der IZ IV, 127 Brücke's Verdienst rühmt, trägt V 203 eine ähnliche Ansicht vor: *š* habe zwei gleichzeitige Artikulationen, eine der Vorder- und eine der Mittelzunge [so würde aber ein palater Laut hervorgebracht werden]. Vom frz. *š* bemerkt derselbe V 266 (vgl. 126. 254): „Das Wesentliche ist, das neben einer Vorderzungenenge gleichzeitig eine geringere Hebung der Mittelzunge stattfindet, gleichgültig ob die Spitze oder der Vorderzungenrücken artikuliert". — Nachträglich bemerkt Jespersen brieflich: „Ich wollte [in. *Art.*] andeuten, dass es zweierlei *š* giebt: das eine, durch engl. *sh* vertreten und mit norw. schwed. *ṣ* verwandt, wird weit vorne an der Zunge gebildet; bei dem anderen (deutschem frz. *š*) ist die Rinne tiefer und länger und die Zungenartikulation liegt weiter hinten. Hier passen also wesentlich Vietor's und Techmer's Beschreibungen. Was ich damals nicht sah, war, dass diese zwei Arten etwas Gemeinsames haben, nämlich dass irgend ein Teil der Zungenfläche gegen einen anderen Punkt des Gaumens als den in Ruhestellung ihm gegenüberliegenden wirkt."

22. S. 71 ff. werden mehrere Arten des dänischen *r* erwähnt, worüber Genaueres unten, zu Dania. S. 72 ff. findet sich eine längere tüchtig geführte Polemik gegen Prof. Trautmann's Ansichten über den Ursprung des Zäpfchen-*r*. Dass dieses eine schwächere weichlichere Form des alveolaren gerollten *r* ist, ist wohl ziemlich selbstverständlich.

Andere von Jespersen behandelte Fragen, wie die Bildung des *ich*-Lautes, die Aussprache von *vingt-deux* u. a. m. sind schon oben zur Sprache gekommen.

23. Der Abschnitt "Vowels" S. 76—80 ist sehr kurz gefasst; die Idee Jespersen's „to let the symbols speak for themselves" war kaum auf die Bedürfnisse der Leser abgesehen. Gerade hier war jede Auskunft

[1] Ihm folgt wohl auch Schuchardt GZ V, 315: „Das neuspan. χ = asp. *š* darf man nicht als ein Beispiel von Stellenvertauschung anführen; *š* ist ein guttural-dentaler Laut, dessen Natur freilich noch nicht vollständig aufgehellt ist; indem die dentale Enge gelöst wird, bleibt der gutturale Reibelaut übrig".

erwünscht, jede Hülfe zum Verständniss willkommen. Es würde gar nicht geschadet haben, die Bildung genauer zu erklären, auch die akustische Seite etwas mehr zu berücksichtigen. Im Ganzen scheinen die Analysen der Vokale sehr scharf und genau.

Vom offenen *i* in engl. *bit* etc. haben wir schon oben gesprochen. Von den da besprochenen dänischen drei geschlossenen *i* unterscheidet Jespersen noch drei offene *i*, oder genauer drei gehobene *e*, das lange dünne, gespannte *ė* in *se*, *bede* = $\gamma > 5^g$, das gekürzte dünne gespannte *ė* in *let-úd*, *ledt-ud* (S. 25), und das kurze, breite schlaffe *ė* in *fik*, *finde*, *hedt*, *fedt* od. *fidt* (Fett), *fisk* etc. = $\gamma < 5^g$. Diese Formen sind so ähnlich, dass ich sie alle drei unter *ė* vereinige. Mir ist es nicht darum zu thun, infinitesimale Unterschiede aufzufinden; es ist mir wichtiger zu verbinden, was verbunden werden kann; wenn nicht, würde man am Ende dahin gelangen, dass keine zwei Vokale dieselben seien. In Wirklichkeit ist das fast die Wahrheit. Was wir denselben Laut nennen, ändert sich jeden Augenblick mehr oder weniger nach den umgebenden Lauten, nach den Individuen, ja bei demselben Individuum nach Gesundheitszustand, Gemütsstimmung, Aufgelegtheit etc. *k* ist nicht derselbe Laut vor *a*, *o*, *u*, *e*, *i*, *y*, *ä*, *ö* und vor Konsonanten; sollte man aber darum 7 oder 10 verschiedene Kategorien oder Zeichen dafür haben? In Formeln wie die Jespersen'schen mag das angehen, nicht aber in einer praktischen Lautschrift.[1] Solche unendlich kleine Differenzen bleiben der unendlich grossen Mehrheit der Sprechenden ganz unbemerkbar, und „nur was bemerkbar ist, hat in den Sprachen Bedeutung.“ Mögen die sprachlichen Anatomen, die Phonetiker, immerhin die haarfeinsten Artunterschiede entdecken und beschreiben; die strenge Wissenschaft kann nichts unbeachtet lassen. Es gilt aber für den gewöhnlichen Philologen aus dieser unendlichen Mannichfaltigkeit das Wesentliche, das Gemeinschaftliche, das Typische auszuscheiden.

24. Es ist schon oben bemerkt worden, dass J. *a* in *father* abweichend als „low“ betrachtet. Eine ähnliche Bestimmung hat er von *ę* in frz. *faire* als „low“ = $\gamma\ 7^h$ od. ^{gh}, dän. *æ* in *læse* = $\gamma < 7$, dan. *læsse* = $\gamma\ 7^h$, während einerseits das mit dem letzteren fast oder ganz identische *ę* in engl. *pen*, norw. *Pen* zu „mid“ = $\gamma\ 6^{gh}$ gerechnet wird, andererseits das bedeutend offnere, wirklich „niedrige“ ostnorw. schwed. *ä* in *lära* nur als eine unbedeutend offnere Abart = $\gamma > 7^{hg}$ od. 7_l aufgeführt wird. Das heisst das rechte Verhältniss zu verrücken zu Gunsten einiger Sprachen wie Dänisch und Französisch, welche die wahren „niedrigen“ Laute nicht besitzen. Mit Bezug auf das Französische ist wohl Jespersen auch von Passy beeinflusst worden, s. oben S. 163.[2]

---

[1] Darum verzichtet selbst Jespersen darauf, in seiner dänischen Lautschrift die Schattierungen des *k* und *g* zu bezeichnen, *Dania* I 51.

[2] Jespersen bemerkt brieflich, dass er als Normalstufen der Höhengrade nicht dänische, sondern bes. französische Vokale gewählt habe, deren Mittelabstand ihm als der ebenste, gleichmässigste vorkam. Er glaubt in seiner Auffassung gar nicht von seiner Muttersprache beeinflusst zu sein. Er bedenkt nicht, dass eine Menge Sprachen, wie Schwedisch, Norwegisch, Italienisch, Katalanisch, Polnisch, und eine Unzahl Dialekte, darunter auch

25. In einem Appendix giebt J. ein Verzeichniss der verschiedenen, von den Phonetikern oft ungenau oder unklar, bisweilen sogar widersprechend gebrauchten Termini, welche J. formelhaft genau bestimmt oder zu bestimmen versucht. Ich mache nur einige Bemerkungen zu einigen mir beigelegten Bestimmungen. „Alveolar = βx^f, not ef? EPh[1] 38 cf. 428.“ Dies geht eigentlich nur auf das von mir (annäherungsweise) als dental beschriebene *r*, nicht auf die sonstigen Alveolaren. Es sollte also eher als eine ungenaue Anwendung von Dental gegeben sein.“ Vgl. oben S. 64. 278. „Cerebral = βx^f and x^g, *Nord. tidskr.* 1880, 242“ ist einfach nach älterem Gebrauch, wo man Supradentale und Kakuminale noch nicht streng unterschied.

Dental = postdental habe ich mit Ellis, Passy u. a. gemein.

Guttural = velar (das ich jetzt vorziehe) ist mir nicht eigentümlich, sondern einfach älterer Gebrauch; noch z. T. bei Sweet.

Mediopalatal = γx^g soll sich bei mir, Seelmann und Beyer finden. Unter Midtganelyd (Mittelgaumenlaute) oder Mediopalatale verstand ich Norw. I 24. 113 solche wie palatales *k* und *g* mit ihren entsprechenden Spiranten *ȷ̊* und *j*, welche letztere ich geneigt bin, etwas weiter nach hinten (zwischen praepal. und mediopal., oder geradezu mediopal., also γx^{glh} od. γ^h) zu legen, als Jespersen es thut. Auch Jespersen selbst betrachtet norw. kj *(ȷ̊)* als $\gamma 2^h$ (s. unten), was mit meiner Darstellung übereinstimmt; ebenso dän. pal. *k*, *g* in *Dania* I. 51, s. unten.

O. Jespersen, *Danias Lydskrift*, in der Zeitschrift *Dania*[1] I 33—88, Kopenhagen 1890.

Der unermüdliche dänische Forscher, welcher die eine bedeutende Arbeit nach der andern Schlag auf Schlag folgen lässt[2], hat sich auch auf das Studium der dänischen Dialekte geworfen und hat sich mit der ihm eigenen Raschheit in kurzer Zeit zum Führer der dän. Dialektforscher gemacht. Für die neue Zeitschrift hat Dr. Jespersen ein neues Lautschriftalphabet gebildet, indem er Elemente sowohl der schwedischen als der norw. Lautschrift entlehnt und neue Zeichen hinzugefügt hat. J. geht in der Unterscheidung der Laut-

---

deutsche, die breiten, niedrigen Vokale *æ* und [zum Teil] *œ* besitzen, welche also nicht als vereinzelte Ausnahmen betrachtet werden können. Überhaupt muss meiner Ansicht nach in erster Linie das faktische Verhältnis der Laute, nicht die Symmetrie des Systems berücksichtigt werden, weder was Stellungen noch was Eigentöne betrifft.

[1] *Dania*, Zeitschrift für Volkssprache und Volkskunde, herausgegeben von O. Jespersen und Kr. Nyrop. Jespersen hat wohl den sprachlichen, Nyrop den folkloristischen Teil übernommen. Unter der Redaktion zweier so hervorragender Forscher wird die neugestiftete Zeitschrift sicher gedeihen. Ich wünsche dem neuen Unternehmen ein langes und glückliches Leben.

[2] *Studier over engelske Kasus*, Kopenhagen 1891. Dissertation für die Doktorwürde.

schattierungen zum Teil weiter als die Schweden und Norweger. Die dänische Sprache hat sehr feine Lautabstufungen, und die Dänen sind daher für solche Schattierungen sehr feinhörig; aber Jespersen übertrifft hierin alle übrigen, so dass er mitunter Unterscheidungen macht, die nicht nur anderen, sondern auch ihm selbst zweifelhaft oder schwer erfassbar erscheinen. Wegen dieser haarfeinen Unterscheidungen und der vielen Zeichen wird daher diese Lautschrift ziemlich schwer; vielleicht werden sie die Dänen leichter als ich finden [1]. Die Abhandlung stützt sich durchweg auf die frühere, eben besprochene, grundlegende Arbeit, die *Articulations* desselben Verfassers. Die Erklärungen der Laute sind in dem von Jespersen beliebten kurzen und knappen Style gehalten, mit Verweisen auf die *Articulations*, was das Verständnis nicht immer leicht macht. Man vermisst nicht selten Beispiele.

Unter „Selbstlaut" versteht der Vf. den Hauptlaut (Sonanten, Phon) der Silbe, unter „Mitlaut" die demselben untergeordneten Laute (Konsonanten, Symphon) während er „Vokal" und „Konsonant" in der gewöhnlichen Bedeutung gebraucht.

Von Einzelheiten notire ich folgende:

1. Der einzige Dialekt, welcher *p*, *t*, *k* und *b*, *d*, *g* scharf aus einander hält, in dem letztere deutlich stimmhaft sind, ist der Dialekt von Bornholm [2]: *lápá* (dän. Lap, pl. Lapper) Lappen, Fetzen, *lábá* (dän. Lab, pl. Labber) Tatze, Pfote, während in der gebildeten Landessprache [*rigsmål* [3], Reichssprache] *lapper* und *labber* beide gleich mit *b̦* lauten.

2. *ƀ* = d. *w* in *schwer*, soll sich in einigen jütischen Dialekten in Wörtern wie *gab*, *gabe* (gaffen) finden. [4]

---

[1] Ich gebrauche für die Jespersen'sche Lautschrift, so gut es geht, meine eigenen Zeichen, und wo diese nicht ausreichen, fasse ich mehrere der Jespersen'schen Schattierungen unter einem Zeichen zusammen; wo es nötig ist, mit diakritischen Nebenzeichen.

[2] Dabei ist zu beachten, dass das Bornholmische, wenn es nicht halb schwedisch ist, doch in mehreren Beziehungen den Übergang zum Schwedischen bildet.

[3] „Unter *rm.* wird *rigsmaal* verstanden, d. h. die gebildete Sprache derjenigen, an deren Aussprache man nicht hören kann, aus welcher Gegend sie gebürtig sind. Dieses „dialektfreie Dänisch" ist natürlich wesentlich durch die Rede der oberen Klassen in Kopenhagen bestimmt und vom vulgären (platten) Kopenhagener Dialekt verschieden" (S. 41).

[4] Nach der gew. Ansicht wird in der dän. Landessprache intervokalisches *b* ganz gewöhnlich wie *ƀ* neben *v* ausgesprochen, so in *Abe* Affe, *gabe* gaffen, *skabe* schaffen, *tabe* verlieren, *råbe* rufen, *æble* Apfel, *København* Kopenhagen. Vgl. Jessen Tidskr. II, 121: „Die neben spir. *d* und *d* von der Sprachentwickelung geforderte Ausspr. des in- und auslautenden *b* wie *v* (am häufigsten wohl das bilabiale) sucht der Schulunterricht zurückzudrängen". Ich habe gew. *v*, seltener einen *ƀ*-artigen Laut gehört. In Fremdwörtern wie *Globus* hört man wohl nur *b̦*.

3. Die gewöhnliche jütische Form von *v* ist *w* = engl. *w*: jüt. *wi* wir. Dieser Laut wurde früher in den dän. Verbindungen av, ev, ov angenommen, z. B. *havn* Hafen, *Skov* Wald, wie j in aj, ej, öj: *ej* nicht, *Vej* weg, *Haj* Haifisch, *höj* hoch. Ich finde mit grösster Genugthuung, dass Jespersen diese Ansicht nicht teilt; er sagt darüber: „Wesentlich durch die Autorität von Rask und seinen Nachfolgern ist es ein allgemeiner Glaubensartikel geworden, dass diese Lautverbindung der Reichssprache in Wörtern wie havne [den Hafen erreichen], hævne [rächen], hovne [schwellen] u. s. w. kein richtiger Diphthong sei, sondern aus einem Vokal und dem Konsonanten *w* bestehe. Verlängert man indessen dieses vermeintliche *w*, das in den gegebenen Beispielen schon ziemlich lang ist, so wird man leicht hören, dass es es ein wirklicher Vokal ist, meist ein *ω* oder ein ähnlicher Laut[1]; ebenso wird man sehen können, dass die Lippenöffnung weit grösser ist, als bei dem nordjütischen *w* in *wi*. Es ist also kein Grund vorhanden, unserer Sprache Dipthonge abzusprechen, d. h. Verbindungen von zwei Vokalen in einer Silbe". Die Aussprache der genannten Wörter sei in der Landessprache *háōnə* (*háω̄nə*, *háů̊nə*) *hę̄ů̊nə*, *hǭů̊nə*. „Nach hohen Vokalen findet sich jedoch oft ein wirkliches *w* (od. ein unsilbiges *u*) z. B. im landesdän. livlig *liwli* (lebhaft, e. lively)[2]; ähnlich in jüt. *daw* Tag". Weiter unten macht J. eine ähnliche Bemerkung über die j-Verbindungen aj, ej, öj: sie seien wirkliche Diphthonge mit *ı̊* oder *ė*: egne [eigene, auch Gegenden] *áėnə* od. *áı̊nə*; øjne [Augen] *óėnə* od. *óı̊nə*. Auch anlautend wie in jeg [ich] *jaj* sei in Wirklichkeit oft *ı̊aı̊* oder *ėaė* zu hören; ein wirkliches *j* hört dagegen Jespersen im energischen schwed. *nęj*. Ich bin immer dazu geneigt gewesen, diese dänischen Verbindungen als Diphthonge anzusehen, aber der fast einstimmigen entgegengesetzten Ansicht der dän. Sprachforscher gegenüber habe ich nicht gewagt, die meinige geltend zu machen; vgl. oben S. 47.

4. Nordjüt. *hwa* = dän. hvad (was) wie eng. what *w̥ǫt* (*hwǫt*) nach der nordengl. und „korrekten" Aussprache. Dentilab. *ṁ* in *kamfer* wie im Norw. und sonst. Stimmloser ausl. Spirant: zuweilen Halm *hal·m̥*, Havn *haw·n̥*. Ein hohles, gutturalisirtes *l* wie eng. in *will*, holl. in *volk* gebildet, finde sich in jüt. *fålk* Volk, *hjęlp* helfen.

---

[1] Schon Jessen bemerkt Tidskr. II, 58: „*w* und *j* über ein gewisses Mass ausgezogen, gehen in *u* und *i* über". Vgl. II, 118: „Schwierigkeit macht die Unterscheidung wirklicher Zweilaute von Verbindungen der Selbstlaute mit *w* und *j*. In germanischen Sprachen habe ich die letzteren, in romanischen die ersteren angesetzt". Sweet betrachtete die betr. Elemente zuerst zweifelnd als Konsonanten, Dan. Pron. 14; später aber als Vokale, Handb. 114.

[2] Nach Jessen Tidskr. II, 121. 122 ist in der gebildeten Ausspr. *w* für *v* nur nach den offenen Vokalen *a ę ŏ å* statthaft, nach den geschlossenen Vokalen *ė i y ø* dagegen vulgär, so in *stivne* erstarren, *syv* sieben, *Løvfald* Laubfall, *Grevskab* Grafschaft. Nach Rask Retskrivn. 73 ist *Liw* und *Liv* gebräuchlich, letzteres in Kopenhagen gewöhnlicher, besonders in feierlicher Rede, aber *w* vor Kons.: *Livet*, *Liwlæge* [Leibarzt]. Auch ich glaube häufig *liwli*, *lewneđ*, *syw* gehört zu haben, traue mir aber nicht zu, zu entscheiden, ob in Wirklichkeit *w* oder *ů* lautet.

5. Bei den Palatalen unterscheidet Jespersen sehr fein 1. die mit Zungenspitze + Vorderzunge, 2. die mit Vorderzunge allein, 3. die mit Mittelzunge gebildeten Laute. Statt der Jespersen'schen Zeichen setze ich z. B. $ŋ_1$, $ŋ_2$, $ŋ_3$ (= *ŋ*) etc. „Vorderzunge" gebraucht J. nach S. 39 statt Mittelzunge in Übereinstimmung mit der bei den Vokalen angewendeten Einteilung, also [*prae-* und] *mediodorsum*, Sweet's *front;* dadurch entsteht aber eine gewisse Unklarheit, indem „Mittelzunge" daneben in einem anderen, beschränkteren Sinn (γx^h, hinteres *mediodorsum*) gebraucht ist. Zu den Zungenspitzen-Vorderzungenlauten bemerkt J. 46: „Die Palatalisirung kann verschiedener Art sein: γ2^g oder γ3^g, vielleicht noch niedriger, da es oft schwer ist, zwischen *n* und $ŋ_1$ zu unterscheiden." Also findet Jespersen es mitunter selbst schwer, diese von den reinen Zungenspitzenlauten zu unterscheiden; wie soll es dann Anderen gehen? Die Vorderzungenlaute werden nach S. 50 und 40 in der *j*-Lage gebildet; dazu rechnet J. richtig den Anfangslaut im schwed. kär *tʒær*, (das jedoch nach ihm auch mit t_1 anlauten kann), aber sonderbarerweise nicht das russische und ungarische palatale *t*, Art. 48, s. oben; dagegen stellt er hier richtig *l ŋ* in ital. o g n i, e g l i. Zur Mittelzungenreihe rechnet J. dän. palatales *k* und *g*, ki gi = *ķi ġi*, das ungefähr wie deutsches *k*, *g* in *kiel*, *kehle*, *gier*, *geben* lautet; das isländ. ki gi ke ge lautet noch mehr palatal und mit stärkerem *j*-Gleitlaut, also fast *ķʒi*, *ġji;* ich finde es praktischer, dän. deutsch *ki gi*, isl. *ķi ġi* etc. zu schreiben[1]. Derselbe Laut wie im Isl. kommt wohl im Jütischen vor; vgl. was Jespersen über diese Laute weiter sagt: „Ein Jeder wird bemerken können, dass *k* in *ka* weiter innen im Munde gebildet ist als *k* in *ki*; dieses letzere, der Mittelzungenlaut *ķ*, ist der erste Schritt auf dem Wege, den *k* vor Vokalen wie *e*, *æ* in so vielen Sprachen eingeschlagen hat; es entwickelt sich nach *ķ* leicht ein *j* oder *ʒ* (vgl jüt. *ķjær'ə*[2], *ķhjær'ə* Garbe); die Lautverbindung wird weiter vorgeschoben und wird zu *tʒ* oder *tš* wie im Schwedischen[3], Bornholmischen, oder $ʒ_2$ ($ʒ_3$) wie

---

[1] J e s p e r s e n erwähnt, so weit ich sehe, den isl. Laut nicht. Vgl. dagegen Dr. J e s s e n Tidskr. II, 128: „Isl. kj gj, k g vor e i etc. wird *kj*, *gj* ausgesprochen, wo *k*, *g* zugleich mouilliert ist (der Laut ist kaum blosses mouilliertes *k*, *g* ohne nachfolgendes *j*)". Vom dänischen Laut sagt Jessen ib. 122-3: „Die Ausspr. von k g vor æ e i etc. (kær, gærne) wie mouilliertes *k g* oder gar wie *kj gj* ist nicht die von Kopenhagen, und ist gegenwärtig bei den gebildeten Ständen selten. Die Kopenhagener sprechen *k* in *kid* [Zicklein], *kær* [lieb] ganz wie in *kan*, und *g* in *gik gærne* [ging gern] ganz wie in *gå*; dasselbe thue ich, obgleich ich aus Jütland bin". Das zeigt jedenfalls die grosse Ä h n l i c h k e i t der beiden Laute. (R a s k, der wohl von seiner provinziellen Aussprache beeinflusst war, hörte sowohl im Dän. als im Isl. *kj gj* „mit weichem j"; „*g* in *göre* aus *g* und schwachem *j* verschmolzen". Retskrivn. 57. 62. 64; Anvisn. till Isl. 9. 17. 20. E l l i s hört im Isl. das ältere engl. palatale *g k* in *regard*, *sky*, EEP 543).

[2] Hier nimmt J. Art. 48 gleichzeitige *i*-Stellung an: „thus γ0h seems in Jutlandic words as [k'jæ.r] to be accompanied by γ3^g (γ0^{sg}_h)".

[3] Ein wenig undeutlich; Jespersen meint: *tʒ* wie im Schwedischen, *tş* wie im Bornholmischen. Ältere dän. Phonetiker fassen schwed. *k* in *kinn* fehlerhaft wie engl. *ch* in *chin* auf, so R a s k Retskrivn. 25. 105.

im Norwegischen" etc. Vgl. dän. kjød (kød) *kød* Fleisch, Bornholm. *tšyd*; dän. Gjæs (Gæs) *gęs* Gänse, Bornh. *džęs* (ich glaubte im Bornh.[1] eher *dž* zu hören: *liddžà* = altn. *liggja* liegen).

6. Bei den stimmlosen palatalen Spiranten unterscheidet Jespersen drei Arten:

1. $ʝ_1$, stimmloses *j*, Vorderzungenlaut; eig. ist aber stimmloser Anfang + stimmhafter Schluss gemeint, also *hj* oder genauer *ʝj*: jüt. *hjęlp* helfen; im gewöhnl. dän. hjælpe ist das *h* stumm: *jęlpə*.

2. $ʝ_2$, *ich*-Laut, derselbe Laut durchweg stimmlos, also *ʝ*; bisweilen dän. nach *i*: sligt *sliʝt*[2].

3. $ʝ_3$ Mittelzungenlaut, spirantisches *k*, weiter hinten gebildet als $ʝ_2$; bisweilen dän. nach *e, ę*: ægte *ęʝ₃tə* (bei denselben die *sliʝt* sagen)[2]; nach J. gew. in norw. kjær *ʝ₃ær*. Diese Schattirung ist meines Erachtens von $ʝ_2$ kaum zu unterscheiden; ich vereinige beide unter *ʝ*. Der Unterschied ist wohl derselbe wie im Deutschen zwischen *ich* und *echt*. Jespersen's „*χ*" oder $ʝ_3$ ist selbstverständlich wiederum vom Hinterzungenlaut *x* in Magt *maxt* Macht zu unterscheiden. Von diesem Laut sagt Jespersen: „es ist der deutsche *ach*-Laut, welcher nicht selten im Magt *maxt* der Reichssprache vorkommt"; genauer Jessen Tidskr. II 54: „*g* vor *t* z. B. in *Magt* hat im Dän. in der Aussprache vieler (nicht aller) den Laut *x* bekommen, jedoch schwächer als in d. *Macht.*"[3] Ein früheres **g* ist dagegen im jüt. *mawt* vorauszusetzen; vgl. sp. *auto* aus actus.

7. Bei den stimmhaften Palatalen unterscheidet J. dementsprechend: 1. j_1, Vorderzungenlaut, gew. *j* in *ja*. 2. j_2, Mittelzungenlaut palatales *g* in Tiger [ligne, rig]. Der Unterschied von dem Hinterzungenlaut *g* in Dage ist so fein, dass selbst ein so hervorragender Phonetiker wie Thomsen einst darüber unsicher war. Solche winzigen Unterscheidungen ist es wohl praktischer unter einem Zeichen zu vereinigen, ich setze in meiner eigenen Lautschrift hier überall *g*.[4] Bei *ŋ* hat Jespersen selbst

---

Jessen Tidskr. II, 126 hat: „*tš*, zugleich mouilliert", also *tš*, was nur dialektisch ist, oben S. 234. Vgl. Jessen Hist. Tidskr. III, 9 (1875): „Schwed. *kj*, *tj* nicht unähnlich engl. *ch*"; doch spricht er ebenda von „Mouillierung von schwed. *k* zu *tj*". Sogar Sweet Sp. Sw. 16 sagt: „The effect is hardly distinguishable from that of the Engl. *ch* in *church*". Dagegen giebt Jespersen die vollständig richtige Analyse *tʝ* Art. 44.

[1] Durch die Vermittlung meines Freundes Prof. Vilh. Thomsen konnte ich 1885 bornholmische Laute bei einem geborenen Bornholmer während einiger Stunden untersuchen. Auch einige andere dialektische Laute konnte ich bei Eingebornen flüchtig beobachten.

[2] Auch Ellis unterscheidet stimmloses *j* vom *ich*-Laut EEP 1150, wie stimmhaftes *j* vom palatalen *g* 1149. — Dr. Jessen bemerkt, Tidskr. II, 122: „In *xt* nach *ę e i ø y* (z. B. rigtig richtig, dygtig tüchtig) wird *x* in der Aussprache vieler mouilliert".

[3] Schon Bredsdorff (1817) hatte hier deutsches *ch* beobachtet; Rask Retskrivn. 58. 247 bestreitet diese Auffassung und hört [in der gutenAusspr.] nur „reines, hartes *g* wie in isl. *vigt*, *bygt*"; er betrachtet *macht* etc. als eine fehlerhafte, germanisierende Ausspracheform, die höchstens bisweilen in Kopenhagen zu hören ist.

[4] Andererseits sagt schon Dr. Jessen Tidskr. II, 54 (1861): „Ob

darauf verzichtet, den Mittelzungenlaut von dem Vorderzungenlaut zu unterscheiden, vielleicht weil der erstere nicht vorkommt; es schien mir aber im Bornholmischen *siŋŋ* genau wie im Frz. *signe* zu lauten, also Mittelzungenlaut. Ob auch mediopalatal, lasse ich unentschieden. Vgl. S. 254.

8. Von *ǥ*, dem spirantischen *g*, sagt Jespersen: „*ǥ* ist das gew. „offene *g*" in bage *bāǥə* backen [*dāǥ* Tag, *dāǥə* Tage]; es wechselt sehr nach den Umgebungen, indem es, wie oben bemerkt, nach *i* zu j_2 vorgeschoben wird oder ganz wegfällt; nach *o* und *u* bekommt es die Lippenrundung dieser Vokale: *dɩω̄·ǥ̄* zog, *bɩūǥ̄ə* [ge]brauchen, und wird oft (bes. nach *u*) vom Vokal absorbiert: *bɩūə*; immer vor *l*: Fugl *fū·l* Vogel, Kugle *kūlə* Kugel." Nach *ǫ* wird es ebenfalls gew. gerundet und geht leicht in ein diphthongbildendes *ů (w)* über: Vogn *vǫǥ̄·n vǫů·n vǫw·n* Wagen. (Nach Rask Retskr. 245 gewöhnlich, nach Jessen Tidskr. II 122 fast immer *vǫwn*; ebenso Hagl *haǥl* und *hawl*, womit ostnorw. Dial. *haǥǥəl*, *hauəl* zu vergleichen ist; ich glaube dän. auch Dagblad *daǥ̄blād̄* gehört zu haben.) Vgl. isl. ljúga *ljūǥá ljūǥ̄á ljūwa ljūa*, Ellis EEP 543, Sweet Handb. 147.

9. In Wörtern wie *sjæl* schwankt nach J. die Ausspr. zwischen *sję̄l*, *sj̊ę̄l* und *şę̄l*. „Es ist eine starke Neigung vorhanden, die zwei Laute in einen zu verschmelzen: *ş*, wo die Rinne, welche für *s* eigentümlich ist, auf einer langen Strecke zwischen der Vorderzunge und dem harten Gaumen gebildet wird." Jedoch komme in Kopenhagen auch das fremde *š* vor. Ganz anders Sweet, welcher Dän. Pron. 15 bemerkt: „It is interesting to observe that the combination *sj* has the simple sound of (sh). This fact has never been noticed by Danish phoneticians, who probably regard even the Eng. (sh) as a compound of (S) and (J)". Die Sache ist aber nicht so einfach wie Sweet glaubt, und Jessen hatte schon 1861, Tidskr. II 52 *š* in verschiedenen fremden Sprachen als einzelnen Laut erkannt; das dän. *sj* spricht er nach II 122 wie *sj* aus mit der Bemerkung: „Die Kopenhagener sind zu mouilliertem *s* sehr geneigt" Ja schon Rask 1826 hatte dasselbe gethan, indem er bemerkt, dass der Laut *š* dem Dänischen fremd ist.[1]

10. Von *r*-Lauten finden sich bei J. eine grosse, fast abschreckende Menge, mit 7 bis 8 verschiedenen Zeichen: ein gerolltes Zungenspitzen-*r*,

---

palatales *ǥ* von *j* unterschieden werden kann, ist wohl zweifelhaft". Derselbe II, 118: „Die Unterscheidung des mouillierten *ǥ* von *j* ist nicht leicht nachzuweisen". Er vermutet ebenda [mit Unrecht], dass norw. schwed. gj [in *gjøre*, *göra* machen] ein solches palatales *ǥ* sei.

[1] Rask, Retskrivn. 69: „Das weiche deutsche *s*, holl. engl. frz. *z*, findet sich gar nicht in den nordischen Sprachen; auch nicht das gehauchte [„åndende"] engl. *sh*, z. in *shell*, d. *sch*. Ebenda 297: Engl. *shawl* wird dän. zu *sjal*; „*sh* ist das deutsche *sch*, das wir nicht haben und durch *sj* ersetzen". Rask, Danish Grammar ([1]1830) [2]1846 p. 6: „The English sounds of *j*, *ch*, *sh*, *th* sharp are entirely foreign to the Danish Language". Bonaparte, Slav. Sounds 27 führt diese Stelle gegen Sweet an. — Indessen ist Rask noch nicht über die Natur des *š* im Klaren, indem er es Retskrivn. 78 schwer zu entscheiden findet, ob es ein einzelner oder zusammengesetzter Laut sei, was uns nicht Wunder nehmen kann, wenn wir bedenken, dass dieses Problem immer noch die Phonetiker beschäftigt.

stimmhaft und stimmlos; ein nicht gerollter Zungenspitzenlaut, ähnlich dem amerik. *ṛ*; ein gerolltes Zäpfchen-*r*, stimmhaft und stimmlos; ein offener (spirantischer) Zungenwurzellaut, stimmhaft und stimmlos. Dazu kommt noch *ɹ*, eine Art Zungenwurzel-*r*-Vokal, welcher noch loser und schlaffer gebildet wird als der offene Zungenwurzelkonsonant. Die meisten dän. *r*-Laute sind als Schwächungen des nunmehr selten gewordenen gerollten Zungenspitzen-*r* zu betrachten. „Dänemark scheint eins der Länder zu sein, wo die Schwächung des *r* am weitesten vorgeschritten ist." Am besten ist *r* in Jütland bewahrt. Jespersen bereitet eine grössere Arbeit über die verschiedenen *r*-Lauten in den germanischen und romanischen Sprachen vor. Ich bezeichne sowohl das uvulare als das damit verwandte Zungenwurzel-*r* durch *ʀ*.[1]

11. Dänische Vokale schliessen, wie schon Sweet bemerkt, oft stimmlos, jedoch nur *in pausa*: vi *vih*, nu *nuh*. „Dadurch bildet die dän.Усspr. einen Gegensatz zu derjenigen der meisten anderen Völker, vgl. z. B. frz. *vie*, *nous*." Auch bei konsonantischem stimmhaftem Auslaut hat die Sprache eine starke Neigung, stimmlos zu schliessen, in Wörtern wie *kar* Gefäss verliert *r* durchaus den Stimmlaut; man spricht dog *dǫgh*, vel *vęlh*, ven *vęnh* etc.

12. Bei den Verbindungen *hl*, *hn* etc. unterscheidet J. sehr genau *hl*, *hn* = stimmloser Anfang + stimmhafter Schluss [genauer *l̥l n̥n*], und *lh nh* = stimmhafter Anfang + stimmloser Schluss [= *ll̥ nn̥*]. Jespersen hat indessen unterlassen, dieses Princip in seiner Bezeichnung durchzuführen, indem er für *hj* und *hw* einzelne (verschlungene) Zeichen gebraucht.

13. Die Vokale werden im Anschluss an die Ausführungen in den *Art.* mindestens ebenso minutiös unterschieden wie die Konsonanten. Es liegt in der Natur der Sache, dass dieser Abschnitt noch schwerer zu verstehen ist, auch für einen Norweger, der wie ich das Dänische von Kindheit an gehört hat. Das schwedisch-norwegische und das dänische Lautsystem stehen sich so fern, dass sie sich zu einander fast wie diejenigen fremder Sprachen verhalten, was die gegenseitige Auffassung der Laute sehr erschwert. Man versteht zwar Alles, kann es aber nicht oder nur unvollkommen nachahmen. Es gelingt einem Schweden oder

---

[1] Jessen Tidskr. II, 52 sagt nur: „Der dän. *r*-Laut (in der gebildeten Aussprache) wird weit hinten im Munde, am Zäpfchen, gebildet". Dagegen Sweet Dan. Pron. 16: „The point trill is the regular *r* in Iceland, Norway, and Sweden, and also occurs in some of the Danish Dialects, especially that of Funen. The back or uvula *r* is common in Jutland. The throat or glottal *r* is that of the present Copenhagen pronunciation. It probably arose from an imitation of the uvula-*r*, which it closely resembles in sound. It is pronounced stronger at the end of a word. It has a very vocalic effect everywhere (*ret*, *træt*, *være*, *var*, *smörrebröd*)". Vgl. Jespersen Art. 32. 67. Nach Art. 75 kommt „trilling of the vocal chords" [= glottal trill] nur ausnahmsweise, für stimmhaftes *r* mit Stosston, vor: *arret* die Narbe. „But this is the only case in which Danish uses *ɛr* [glottal trill] which accordingly is not to be described as our usual *r*, as has often been done". S. auch Sweet Handb. 162, und Jespersen's Bemerkungen dazu Art. 32. 75.

einem Norweger eher Deutsch oder Englisch ohne fremden Accent zu sprechen als Dänisch. Dasselbe gilt von Dänen in ihrem Verhältnis zum Norwegischen oder Schwedischen.[1] Ich will aber versuchen, das Jespersen'sche Vokalsystem zu besprechen, so gut ich es vermag.

14. Das geschlossene *y* in *bȳ* Stadt, *pyt* Pfütze vergleicht J. mit frz. *u* in *lu* und zugleich mit d. *ü* in *über*, obgleich, wie J. selbst ebensogut wie ich weiss, nur das erstere mit dem dän. Laut identisch ist.

15. Vollkommen billigen muss ich, dass J. das eng. *ĭ* in *bit*, *fish* vom hohen *é* in dän. fedt *fét*, fisk *fésk* unterscheidet; aber einerseits hat er den engl. Vok. vom deutschen in *bitte* nicht unterschieden, welches, wie Sweet gezeigt hat (Hb. 132), höher und mehr *i*-haltig ist; andererseits unterscheidet er das gespannte *ė* in se *sē̇*, en Mand *ė̇n man* vom schlaffen *ė* in *fėt fėsk*, was mir viel zu fein ist; jedoch gestattet J. beide Schattirungen *e* zu schreiben. Dagegen scheidet er das lange gespannte *ė* in *sē̇* nicht vom gekürzten in *ėn*, das doch auch wohl streng genommen nicht absolut identisch ist. Jespersen, der so haarfein unterscheidet, hätte konsequent jede bemerkbare Differenz bezeichnen müssen; das hat sich aber ihm selbst als unpraktisch erwiesen. Da das System also doch nicht durchgeführt werden kann, so ist es m. E. besser bei einem System stehen zu bleiben, das nur das Wesentliche unterscheidet und durchführbar ist.

16. Die dialektischen Diphthonge, welche Andere *i^e*, *y^ö* *u^o* etc. schreiben, bestimmt J. genauer: jüt. *bi'ən* [eig *ę* > *ə*] = dän. *bē̇n* Bein, jüt. *dýön* = dän. *dȳnə* Pfühl, jüt. *kúön* = dän. *kō̇nə* Weib. (Ich kann die Jespersen'schen Zeichen nur ungefähr wiedergeben.) J. gesteht selbst, dass das zweite Glied schwankend und schwer bestimmbar ist.

17. Statt *ī ȳ* finde sich an mehreren Orten allmählige Gleitungen vom offenen zum geschlossenen Laut: *ı̇i*, *ẏy*, ungefähr wie eng. *ee* in *see* das J. als *ı̇i* od. *ij* fasst.

18. Dem gehobenen *ė* in *sē̇* entspricht das gehobene *ȯ* in *sȫ̇*. *ę* in læse *lęsə*, das sowohl vom gemeineur. als vom norw.-schwed. Standpunkt als ein offenes *e* betrachtet werden muss, und das nach J. selbst „ein wenig höher als der Vokal in frz. *fête*, *faire* ist“, bezeichnet er dennoch mit *æ* und bestimmt es vom dän. Standpunkt als einen „niedrigen Vorderzungenvokal“. Vom gemeineuropäischen Standpunkt muss man wohl sagen, dass das Dänische in Wirklichkeit keine niedrigen Vorderzungenvokale besitzt; die ganze Skala liegt hier höher als die in den meisten anderen Sprachen. Eine offenere Schattirung hat man nach J. im kurzen dän. læsse, dessen Vokal er 65 dem des frz. cher gleichsetzt.[2] Jedoch ge-

[1] Jespersen sagt Tidskr. N. R. VIII 77: „Es ist überhaupt erstaunlich, wie schwer es schwedischen (und norwegischen) Phonetikern fällt, dänische Laute aufzufassen und wiederzugeben — und leider auch umgekehrt! Die eigentümlichen Accentverhältnisse tragen wohl auch dazu bei“. Dr. Jessen sagt sogar, dass die dänische und die schwedische Lautskala so verschieden sind wie keine zwei in Europa! (Historisk Tidskr. III, 2, Christiania 1875) was natürlich sehr übertrieben ist.

[2] Schon Sweet Dan. Pron. 12 unterschied nach Fausböll das lange (ee) = mid front wide in *træ* Holz, *læse* lesen, vom kurzen (E) =

steht J. selbst, dass der Unterschied der beiden Vokale in der Landessprache nicht bedeutend ist.

19. *R*-Laute wirken meist dazu, benachbarte Vokale zu ändern, bes. erweitern, namentlich „niedrige“ kurze Vorderzungenlaute: Ret *ıät* statt *ıẹt* Recht; diesen Laut nennt J. „extra low“ und identifiziert ihn nahezu mit engl. *ä* in *man* und norw. æ in L æ r k e Lerche. Ich aber höre im Dän. *ret* nur ein sehr offenes *ę*, ungefähr Sweet's (E) Dan. Pron. 12, (æ) Handb. 161. Der Unterschied von æ in l æ s s e ist jedenfalls unbedeutend. Auch Sweet hat keine Ähnlichkeit mit eng. *ä* bemerkt. — Ähnlich wird auch *ö* vor *r* offener als sonst: *tör* darf, *hör* Flachs.[1]

20. Bei den *a*-Lauten stimmt Jespersen im Wesentlichen mit mir überein. Was er darüber bemerkt, kann ungefähr so zusammengefasst werden: *á*, das helle *a* in frz. *patte* wird mit ziemlich vorgeschobener Zunge und mit etwas gehobener Vorderzunge gesprochen; *a*, das mittlere oder normale *a* in dän. *ıāı*, *kat* [e. *father*], ist von *æ* und *å* gleich weit entfernt, indem die Zunge im offenen Mund ganz flach liegt; die grösste Annäherung findet sich zwischen der Hinterzunge und dem weichen Gaumen; also ungerundeter Hinterzungenlaut; a, das dunkle *a* in frz. *pâte*, wird mit mehr zurückgezogener Zunge gebildet; der Laut nähert sich *å* [bes. nach dänischer Auffassung, da hier die ganze Skala höher liegt; in der gew. frz.Usspr. von *lâche* höre ich keine Annäherung an *å*].

21. Dem geschlossenen *u* in dän. *hūs* entspricht das offene *ů* im nordd. Hund, e. full, südjüt. *hůn* sie, Bornholm *hůŋ* Hund. In der Reichssprache tritt für den offenen Laut gew. *ω* ein: b u n d e n gebunden und B o n d e n der Bauer lauten beide *bωnn'n*; „wenn es einen Unterschied giebt, so ist derselbe so gering, dass es zwei besonderer Zeichen nicht bedarf.“ Auf der andern Seite macht J. geltend, dass das dän. *ω* in b ō, s ō l [gōd, ond, ost] vom schwed. *ω* in denselben Wörtern verschieden sei, indem bei diesem die Lippen einander ganz nahe kommen wie bei dän. *u*, daher der Laut von Dänen oft als *u* aufgefasst werde.[2] Aber nach Sweet Dan. Pron 9 hat schon das Dän. *ω* „the rounding of (u)“; jedoch bemerkt auch er: „In Swedish this (*o*) has been moved up nearly into the place of (u), but in Norwegian it is formed as in Danish“. Etwas anders drückt er sich Spoken Swed. 9 aus: das schwed. *ω* scheine dasselbe wie das norwegische und dänische und habe hohe Rundung; jedoch fügt er hinzu:

---

low front narrow in *træsnit* Holzschnitt, *hest* Pferd, mit der Bemerkung: „Mr. F a u s b ö l l first noticed the difference between (ee) and (E)“.

[1] Schon R a s k Retskrivn. 39-40 hat auf diese Wirkung des *ı* aufmerksam gemacht, was Jespersen nicht unterlässt, hervorzuheben. Rask setzt wohl mit Unrecht *æ* in *Lærred* (Leinwand) = finnischem *ä* in *pää* (Kopf), das doch wohl einen viel offneren Laut hat.

[2] Auch nach J e s s e n 1861 Tidskr. II, 125 ist das schwed. geschlossene *o* in *bok, bo, grodd* vom dän. verschieden; „S t r ö m b o r g setzt diesen Laut ganz gleich dem [eur.] *u* anderer Sprachen; doch ist er m. E. ein Zwischenlaut; reines [dän.] *u* und *o*, wohl auch reines *å*, fehlen im Schwedischen“. Derselbe sagt 1875, Hist. Tidskr. III, 8 sogar, dass schwed. geschlossenes *o* u n g e f ä h r wie dän. *u* [in *hūs*?] lautet, was noch weniger genau ist.

„it is possible that the tongue may be sometimes raised towards the high position;“ dies entspricht dem was er oben über Annäherung an *u* sagt. Nun ist es aber merkwürdig, dass früher Prof. Wulff und ich eher einen Unterschied in der entgegengesetzten Richtung zu bemerken glaubten, EPh [1]70. [2]132. Damit stimmt auch die Aussprache des unbetonten o in *varor* wie eur. *o* überein. Jetzt aber vermag ich nach widerholten Versuchen keinen wesentlichen Unterschied zwischen norw. und schwed. *gωd*, *ωnd* zu bemerken. Der Unterschied muss jedenfalls äusserst gering sein, oder die behauptete schwed. Annäherung an *u* ist ein dialektischer Zug. Man kann die drei nordischen *ω* getrost als wesentlich einen und denselben Laut ansehen.

22. Nach Jespersen wird auch im Dänischen das unbetonte *o* in Otto, ekko nahezu mit dem eur. *o* in d. *so*, frz. *beau* gesprochen; J. hört nach S. 65 dieses *o* in engl. *stone*. Es gebe davon eine offnere, jedoch mehr vorgeschobene, der Ruhestellung nähere Form [also eine Annäherung an *ȯ*], die wesentlich dem norw. *ǫ* in *godt*[1] gleich und dem schwed. in *Stockholm*, dem nordd. in *Gott* sehr ähnlich sei; nach S. 70 engl. *o* in *boy*. Eigentlich ist aber dies die unbetonte Form des dän. *ǫ*: in *nǫk'sǫm* genugsam hört man beide; das unbetonte ist nicht ganz so offen und klar wie das betonte, d. h. es ist schlaffer und der „gemischten“ oder Indifferenzlage angenähert. J. räumt selbst ein, dass es nicht leicht ist, diesen Laut vom gekürzten *å* zu unterscheiden. Über das Verhältnis von gekürztem *å* zu *ǫ* sagt Jespersen: „Was die Bildungsweise betrifft, so sieht man leicht, wenn man *å* und *ǫ* nach einander wie in *gå ǫp'* [aufgehen] ausspricht, dass der letztere Laut mit grösserem Abstand zwischen den Lippen und ebenso zwischen Zunge und Gaumen als der erstere ausgesprochen wird; *å* liegt genau in der Mitte zwischen d. *o* in *so* und engl. *aw* in *law*, während dän. *ǫ* in *godt* dem engl. *o* in *got* näher steht als dem deutschen *o* in *Gott*“[2].

---

[1] Diese Vergleichung hängt damit zusammen, dass, wie es scheint, sowohl norw. als schwed. *ǫ* für dänische Ohren wie eine Annäherung an *ö*, also wie *ȯ*, lautet, weil das dän. *ǫ* offner ist. So scheint auch Dr. Jessen Hist. Tidskr. III, 9 im gewöhnlichen schwed. *o* z. B. in *Göteborg* einen Zwischenlaut von *o* und *ö* zu hören; nur im Stockholmischen sei dafür *å* [= *ǫ*] eingetreten. Eine wirkliche Annäherung an *ȯ* kommt im gebildeten Norw. individuell vor, oben S. 162; in der gewöhnlichen Aussprache ist eine solche unbedeutend oder verschwindend; im Vergleich mit frz. *ȯ* ist der norw. Laut als *back* zu betrachten. Es ist ein gew. norw. Fehler, *bǫn dǫt* statt *bȯn dȯt* zu sprechen.

[2] Die früheren dänischen Phonetiker unterschieden nicht das [kurze] offene *å* d. h. *ǫ* in *blaat* blaues, *godt* gutes vom [langen] geschlossenen *å* in *blaa* blau, *gaa* gehen, so noch Bloch 1817, Rask 1826 (Retskrivn. 29. 31), Jessen 1861. Wenn Sweet Dan. Pron. 2 sich darüber wundert, dass vor Prof. Fausböll niemand diese Laute unterschieden hat (vgl. Jespersen Dan. I, 63), so ist wohl dies daraus zu erklären, dass schon das geschlossene dän. *å* offener als sonst (im Schwed. Norw.) ist.

Vgl. V. Fausböll, *Om 3 Lyde i almindelig dannet Dansk, der hidtil ikke have været anerkjendte og opførte som selvstændige Selvlyd*, in *Blandinger til Oplysning om dansk Sprog* etc. II, Kopenhagen 1882; s. Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. III, 402.

23. Auch Mittelzungenvokale [„gemischte“ Vokale] finden sich, die J. sehr genau beschreibt: „Hier bleibt die Zunge, ob auch in der Mitte gegen die Grenze des harten und weichen Gaumens gehoben, doch ihrer natürl. Ruhelage näher; in Verbindung damit steht es, dass die Mittelzungenvokale im Ganzen nicht so kräftig gebildet wie die übrigen sind, und sich zum grossen Teil nur in schwachen Silben finden, wo sie sich oft nach den Umgebungen ändern und in gewissen Fällen [„mixed wide“, schlaffe Bildung] ganz wegfallen“. Man sieht, wie genau dies mit meinen Ausführungen oben S. 117 übereinstimmt. Hier werden dann erst die gerundeten, dann die ungerundeten Vokale angeführt. Ungefähr das norw. *ü* in *hus* finde sich im Fünenschen *müus*, Bornholmischen *hüuz*; *ȯ* im seltenen *früȯ* st. *früə* Frau. Eine offenere Form findet sich im gew. dän. *øj* *ȯĭ* od. *ȯə* z. B. høj hoch, øje Auge[1]. Dieser Laut findet sich m. E. auch häufig im deutschen eu in neu und ist dem frz. *ȯ* in homme sehr ähnlich. Entsprechende ungerundete, jedoch etwas mehr vorgeschobene Formen finden sich, welche alle Schattierungen von *ə* sind, nur in schwachen Silben vorkommen, und lautlich nach dem Grade der Undeutlichkeit schwanken. So finde sich ein dunkles *i*, das J. *ɨ* schreibt, besonders vor *s*, am ausgeprägtesten nach *i*: *hȧvɨs* haberi, *gīvɨs* dari. [Dieses *ɨ* ist wohl sicher vom slawischen *y*, meinem *ɨ*, verschieden. — Mit diesem Laut ist die ältere dänische Schreibung *givis* (es gibt) zu vergleichen.] Neben *ə* in *gåvə*, d. *gābə* finde sich in *hȧvən* der Garten und jüt. *bı͂'ən* Bein ein Zwischenlaut von *ę* und *ə*[2]; ɐ, ein dunkles *a*, in *Emma*, nach J. vielleicht das port. *a* in *cama*, was ich jedoch bezweifeln möchte.

24. Nasalierte Aussprache oder Nasalvokale finden sich nicht nur dialektisch, sondern zum Teil auch in der Reichssprache, jedoch nicht regelrecht, indem Viele bes. einen langen Vokal zwischen zwei nasalen Konsonanten nasalieren: *mīne* meine, *mēnə* meinen, *mą̊nə* Mond; oft auch *mãn* Mann etc. [So habe ich nicht nur von Süddeutschen, sondern bisweilen auch von Norddeutschen nun näselnd wie *nũn* sprechen hören][3].

25. Über dänischen Stosston giebt Jespersen nach den allgemeinen Erörterungen Art. 44 ff. (oben S. 309) noch Dania I 74 ff. willkommene speziellere Erläuterungen, wo es u. a. heisst: „Mit ' [ich setze dafür ·] bezeichnen wir Stoss — das plötzliche Abbrechen der Stimme durch das Zusammenklappen der Stimmbänder, welches für das Dänische so charakteristisch ist“. J. unterscheidet hier verschiedene Fälle.

---

[1] Vgl. Jessen Tidskr. II, 120: „Dän. (Kopenhagener Desspr.) öj, ög [z. B. *Løg* Lauch] = *åj* (bei Vielen Zwischenlaut von *å* und *ö* [d. h. eben *ȯ*]), in der Volkssprache *öj*“. Ähnlich wird ej in der gebildeten Desspr. *aj*, *ȧj*, in der Volksspr. *æj* (*ęj*) gesprochen, Jessen ib.

[2] Schon Rask Retskrivningslære (1826) S. 38 unterscheidet diese zwei Laute, das auslautende *e* als „ein stummes oder halbes é“, das zweite als „ein stummes oder halbes *æ*“, also einen offneren Laut. Vgl. schwed. *ə* in *gosse*, *syster*, oben S. 226.

[3] Schon Rask Retskrivn. 44 hat die nasale Aussprache bemerkt, welche er sogar als ganz konstant betrachtet. Seine Auffassung ist wohl durch seine fünensche Aussprache beeinflusst worden.

1) Der Stoss tritt ein, nachdem ein voll langer Vokal ausgesprochen ist: *a*˙; ein Fall, der in der Sprache keine praktische Bedeutung hat; man kann sie bei Ausländern hören, wenn sie die dän. Aussprache ungeschickt nachahmen. (Vgl. oben S. 310.)

2) Der Stoss bricht einen langen Vokal so, dass der letzte Teil desselben lautlos wird; das was vom Vokal gehört wird + der Dauer des Stosses füllen zusammen dasselbe Zeitmass wie ein gewöhnlicher langer Vokal, z. B. læser *lę̄sər* (ich) lese, vgl. *lę̄'sər* Leser.

3) Der Stoss tritt nach kurzen Vokalen ein; wenn ein Mitlaut in derselben Silbe [unmittelbar] darauf folgt, hindert der Stoss, dass der Übergang zum Mitlaut hörbar wird, z. B. westjüt. Hat *ha˙t* Hut, Kopper *kǫ˙bər* Tassen; lad os *lá˙ǫs*, af os *á˙ǫs* etc.

4) Der Stoss fällt auf den dem Silbenhauptlaut unmittelbar folgenden Mitlaut, welcher abgebrochen wird, so dass nur ein sehr kurzer Anfang davon hörbar wird, z. B. Sejl *sái˙l* Segel, Avl *aŭ˙l* Zucht, Halm *hal˙m* Stroh. „So meiner Ansicht nach auch in der üblichsten Aussprache von Mand, Bal etc. *man˙*, *bal˙*. Will man prüfen, ob man *ma˙n* oder *man˙* sagt, muss man sich darin üben, die Stimmbänder einige Zeit zugeklappt zu halten (also den Stoss verlängern); hört man dann etwas von *n*, hat man *man˙* gesagt; dagegen sagt man *ma˙n*, wenn der *n*-Laut ganz wegbleibt".

Jespersen ist unter den jüngeren Phonetikern wohl der schärfste und feinste Beobachter, ja mitunter so fein, dass ihm nur wenige folgen können. Wenigstens glaube ich, dass es bei einer nationalen Lautschrift praktischer sein würde, einige von diesen infinitesimalen, zum Teil problematischen Feinheiten aufzugeben, damit so viele als möglich an der grossen nationalen Arbeit, der Aufzeichnung und wissenschaftlichen Bearbeitung der Dialekte, Teil nehmen können. Dies ist den Schweden gelungen und diese Rücksicht ist auch bei der Bildung meiner Lautschrift massgebend gewesen.

H. Hagelin, *Stomatoskopiska undersökningar* af franska språkljud[1]. Stockholm 1889. 18 S. 4⁰. mit 5 Tafeln.

Der junge schwedische Forscher ist auf dem neuen, experimentellen Wege der Stomatoskopie noch einen Schritt weiter als seine Vorgänger gegangen, indem er durch seine Methode noch genauere Gaumenbilder erhalten zu haben scheint. Es waren ihm bei der Bildung der Laute mehrere Franzosen wie Passy, Rousselot u. a. behülflich. Die Bilder wurden nach Photographie in Heliogravure wiedergegeben; nicht weniger als 48 solche liegen vor; es ist aber nicht leicht, sich danach eine Vorstellung der Zungenstellung zu bilden. Während Hagelin bescheiden sagt, das einzig wertvolle seiner Abhandlung seien die Bilder, lege ich dagegen seinen äusserst genauen Beschreibungen einen grösseren Wert bei; ohne

---

[1] Stomatoskopische Untersuchungen französischer Sprachlaute.

sie würden die meisten Leser die Bilder kaum verstehen können. Sehr genau ist bei Hagelin die Einteilung der Organe ausgeführt und gemessen. So wird *palatum durum* in *alveolæ* (bei H. 13—14 mm), *præpalatum* (c. 11 mm), *mediopalatum* (c. 11 mm), *postpalatum* (c. 11 mm) eingeteilt. Dann kommt *velum*. Die Zunge besteht aus *apex* (Spitze); mit dem Namen *prædorsum* wird das ganze Zungenblatt (sowohl 'blade point' als 'blade front') bezeichnet, was ich aus der Massangabe „bis c. 12 mm von der Spitze" schliesse; ebenso bezeichnet *mediodorsum* nach der Massangabe „bis c. 20 mm hinter prædorsum" wie bei Lenz nicht die Mittel-, sondern die Vorderzunge. Der ganze übrige Teil der Zunge wird dagegen unter dem Namen *postdorsum* zusammengefasst; man vermisst hier eine derjenigen des Gaumens entsprechende genauere Einteilung in Hinterzunge und Zungenwurzel, wie bei Lenz.

Mehrere streitige Punkte der frz. Phonetik haben durch Hagelin eine präzisere Fassung erhalten. Das frz. a in *hélas [pâte, lâche]* bestimmt er folgendermassen: „Grösster im Frz. vorkommender Kieferwinkel, keine oder fast keine Rundung ausser nach Labialen (*pas*, *baron*), wo *á* etwas an schwed. *å* mahnt [dies wohl nur individuell]. Die Zunge liegt schlaff mit der Spitze auf den Wurzeln der Unterzähne lose ruhend; der Kehlkopf gesenkt; das ganze dem schwed. langen *a* in *al, vas [hat, matsal]* sehr ähnlich". Dass die Zunge hier schlaff liegt, kann ich nicht zugeben; vielmehr ist sie, wenn je, eben hier straff gespannt. Die beste Beschreibung der Bildung des frz. a scheint mir noch die von Passy Phon. Stud. I, 171: „a se prononce avec la bouche grande ouverte; la langue est à plat dans la bouche, un peu retirée en arrière; le fond se lève un tant soit peu vers la luette, tandis que le milieu est un peu concave; les muscles sont tendus". Die leichte Hebung der Zungenwurzel findet auch bei mir gewöhnlich statt, jedoch weniger stark als im Schwedischen; auch bei flacher Zunge erhalte ich noch ein deutliches frz. a.

Die mehrfach umstrittene Bildung des frz. *à* in *patte* wird von Hagelin so beschrieben: „Der gewöhnliche kurze *a*-Laut in *qualité*, *tache* wird mit bedeutend kleinerer Mundöffnung [als *á*] gebildet; Mundwinkel etwas seitwärts gezogen, Lippen gespannt; der hintere Teil des mediodorsum ist gegen den Gaumen bis an die vorderen molares gehoben, und die Zunge nimmt eine schwach geneigte Stellung ein, mit der Spitze etwas stärker als bei *á* gegen die unteren Zahnränder gestützt; Kehlkopf etwas gehoben". Zwar ist hier nicht alles gleich klar; die Zungenspitze ist nach H. ebenso stark vorgeschoben als bei den palatalen Vokalen; von der Stellung der Hinterzunge wird nichts gesagt; aber das Wesentliche und Charakteristische des Lauts, seine Annäherung an palatale Bildung, tritt bei H. klar hervor, welcher schliesslich richtig bemerkt: „Das frz. hohe *a* bildet die erste Stufe der vorderen Vokalreihe, die durch Hebung des *mediodorsum*, Spannung der Lippen und Auspreizen der Mundwinkel gekennzeichnet wird[1]. Er bemerkt richtig, dass *à* in das

[1] Sehr gut sagt Kruszewski IZ III, 158: „Wenn im Frz. häufig das *a* durch *e* ersetzt wurde, so hängt das, wie uns dünkt, von der besondern Aussprache des frz. *a* ab; es wird hier weniger offen als in andern

engl. System nicht hineinpasst. Weniger genau bestimmt Jespersen Art. 80 (vgl. 26) frz. *á* als $\gamma 7 \mathrm{ij}$ = low-back-narrow (vgl. a = $\gamma 7 \mathrm{jk}$ od. > $7 \mathrm{jk}$), indem er die vordere Hebung, die er bei allen a-Lauten wahrnimmt, vernachlässigt, Art. 19, wo jedoch eine Andeutung des Richtigen sich findet: „If the raising of the middle part of the tongue is exaggerated a little, that is to say, if still more of the muscular bulk is moved forward, the result will be that on the one hand the distance between the back of the tongue and the back of the palate is increased, and on the other hand the passage is narrowed in the anterior part of the mouth: this passage now becomes the prominent one, and the vowel no more belongs to the back class". Wegen des Mangels an Beispielen kann man indessen nur raten, dass mit diesem ersten Schritte gegen Front-Bildung frz. *á* gemeint ist. Auch verweist Jespersen Dania I, 66, wo *á* sehr richtig beschrieben wird, gerade auf diese Stelle.

Zu einem bemerkenswerten Resultat ist Hagelin mit Bezug auf frz. *ou* in cou gelangt, nämlich, dass sich bei der Bildung desselben, der hintere Teil des mittleren Zungenrückens gegen den Gaumen hebt; es kann also nicht high-back sein und passt überhaupt in das engl. System nicht hinein. Er sagt nicht, dass frz. *ou* „mixed" ist, da er, Vietor folgend, diese Kategorie nicht anerkennt. Man sieht aber aus der Beschreibung Hagelin's nicht deutlich, an welchen Organteilen die Enge stattfindet; auch am Bild vermag ich dies nicht zu erkennen. Nach dem Ausdruck „hinteres *mediodorsum* ist gegen den Gaumen gehoben" wäre frz. *ou* zunächst ein postpalataler Vokal, was sich von meiner Bestimmung desselben Lauts als palato-velar (s. oben, S. 39. 117) nicht weit entfernt. Während norw. *u* in *Hus* postpalatal, „gemischt" ist, klingt das frz. *ou* wesentlich wie das ital. und spanische *u*. Dass es aber doch auf dem Übergange zu den gemischten steht, ist besonders daraus ersichtlich, dass es nicht selten, besonders unbetont und flüchtig oder nachlässig gesprochen, fast ganz wie das norw. *u* lautet. Schon Brekke, *Bidrag* S. 11 hat diese Form besonders in nachlässiger Rede (*tout* d' suite) bemerkt. Ich fühle bei der gewöhnlichen Aussprache des frz. *ou* die Zunge deutlich gegen die Grenze des harten und des weichen Gaumens gehoben; bei norw. *u* in *hus* schiebe ich die Enge etwas vorwärts, bei schwed. *u* noch mehr. Jespersen Art. 77 bestimmt die drei Laute so: frz. *ou* in *sou* = $\gamma 3 \mathrm{j}$, norw. = $\gamma 3 \mathrm{i}$, schwed. *u* = $\gamma 3^{\mathrm{h}}$. Ich möchte frz. *ou* als $\gamma 3^{\mathrm{ih}}$ (palatovelar), norw. *u* als γ^{hi} (postpalatal) setzen, während schwed. *u* = $\gamma 3^{\mathrm{h}}$ (mediopalatal) bleibt.

Ein anderes beachtenswertes Resultat der H.'schen Untersuchungen

---

Sprachen ausgesprochen, erhält die Nüance des Vokals *e*. Damit muss man auch die Erweichung des hinterlingualen Konsonanten vor *a* im Frz. (*charbon* carbonem) in Verbindung bringen — eine Erscheinung, die den übrigen roman. Sprachen fremd ist". Vgl. churw. chiamp *tʃamp* neben chemp *tʃęmp*, s. meine Voy. Atones, Mém. Soc. Ling. II, 128. Ellis EEP 53 bemerkt: „Most persons are familiar with *ķārd*, *gārd* f. card, guard, but few are aware that it was through a precisely similar change that the Lat. *cantus*, *campus* fell through *ķant*, *ķamp* into French chant, champ".

ist, dass bei *eu* in *queue* und *u* in *une* der Zungenrücken bedeutend weniger gehoben ist als bei den entsprechenden (oder als entsprechend angesehenen) ungerundeten Lauten *é* und *i*. Mit anderen Worten, es wird hier von frz. *ø* und *y* dasselbe gesagt, was Sievers von deutschem *ø* und *y* behauptete, nämlich dass sie eigentlich ein gerundetes *ä* bzw. *e* seien. Dies scheint mir aber im Französischen nicht der Fall zu sein. Hagelin's Ergebnisse scheinen entweder individuelle Züge oder Resultate ungenauer Beobachtungen. Wenn ich frz. *u* entrunde, finde ich die Zunge fast ebenso hoch wie bei *i*, was auch mit Jespersen's Analyse stimmt: frz. $i = \gamma 3^{gf}$ oder $\gamma 3^{fg}$, frz. $u = \gamma > 3^{gf}$; frz. $é = \gamma 5^{g}$, frz. $eu = \gamma 5^{g}$ oder γ^{gh}[1].

Norman W. Kingsley, *Illustrations of the Articulations of the Tongue*, in Techmers IZ III, 225 ff. (1887). Recht gut ausgeführte stomatoskopische Bilder, welche jedoch im Ganzen unsere Kenntnis nicht erheblich fördern; vgl. oben S. 265. Die Artikulation von *u* liegt bei K. auffallend weit hinten, postvelar oder uvular; so bilde ich mein *ω*. Bei *a* in *father* „the tongue lies comparatively flat“; auf dem Bild ist die Vorderzunge etwas ausgehöhlt, die Hinterzunge etwas mehr gehoben als bei dem engl. *a* gewöhnlich; vgl. Grandgent's Darstellung, die mit der engl. Artikulation besser stimmt. Einige der Kingsley'schen Bilder z. B. von *e* und *i* scheinen noch mehr abnorm als die Grandgent'schen. K. findet bei *g* den Kontakt grösser als bei *k*, giebt aber S. 239 zu, dass dies nicht notwendig ist; dazu scheint mir die Enge auch hier zu weit hinten zu liegen; in dieser Weise würden postvelare Laute wie arab. *q*, *ẋ* entstehen. Auch Techmer hat gegen K.s Darstellung verschiedene Einwendungen zu machen. Der Laut *s* wird richtig als der dem *t*-Laut entsprechende Spirant erkannt. Die Analyse von *sh* ist weniger klar. Von *th* sagt K.: „the tongue lies close to the gum against the back teeth, and the narrow passage in front is broad, similar to that in SH, but the tongue is more advanced and lies closer to the front teeth. There may be some latitude in the position of the tip of the tongue without materially affecting the result. The sound can be produced with the tongue projecting beyond the edges of the upper teeth, or retracted within the dental border“. Auf der Zeichnung sieht man die Zunge in der „projecting“ oder „protruding“ d. h. interdentalen Stellung, welche von engl. Phonetikern mit Unrecht als unenglisch bezeichnet wird.

Charles H. Grandgent, *Vowel Measurements*. Deprinted from the *Publications* of the Modern Language Association of America, Supplement to Vol. V, nº 2, [Baltimore] 1890. Die bisherigen Bestimmungen der Vokalbildung, sagt der Verf., waren zu sehr Analysen fremder, nicht angeborner Laute und beruhten zu sehr auf subjektivem Gefühl und Augenmass, um exakt zu sein. Bei wenigen Vokalen können wir in die Mundhöhle hineinblicken ohne die natürliche Stellung zu ändern[2]. „How far

---

[1] Vgl. jedoch G. Paris, Rom. XVI 630; Lloyd, Phon. Stud. V 12.

[2] Hierzu eine interessante Note: „See an article by Prof. Sheldon and myself, called *'Phonetic Compensations'*, in Mod. Lang. Notes III, 6. [Vgl. Lloyd, Phon. Stud. V, 3.] This kind of compensation is, I think, illustrated in the chart that accompanies Dr. Techmer's pamphlet 'Zur

engl. System nicht hineinpasst. Weniger genau bestimmt **Jespersen** Art. 80 (vgl. 26) frz. *á* als $\gamma 7_{\text{ij}}$ = low-back-narrow (vgl. **a** = $\gamma 7_{\text{jk}}$ od. > 7_{jk}), indem er die vordere Hebung, die er bei allen a-Lauten wahrnimmt, vernachlässigt, Art. 19, wo jedoch eine Andeutung des Richtigen sich findet: „If the raising of the middle part of the tongue is exaggerated a little, that is to say, if still more of the muscular bulk is moved forward, the result will be that on the one hand the distance between the back of the tongue and the back of the palate is increased, and on the other hand the passage is narrowed in the anterior part of the mouth: this passage now becomes the prominent one, and the vowel no more belongs to the back class". Wegen des Mangels an Beispielen kann man indessen nur raten, dass mit diesem ersten Schritte gegen Front-Bildung frz. *á* gemeint ist. Auch verweist Jespersen Dania I, 66, wo *á* sehr richtig beschrieben wird, gerade auf diese Stelle.

Zu einem bemerkenswerten Resultat ist Hagelin mit Bezug auf frz. *ou* in cou gelangt, nämlich, dass sich bei der Bildung desselben, der hintere Teil des mittleren Zungenrückens gegen den Gaumen hebt; es kann also nicht high-back sein und passt überhaupt in das engl. System nicht hinein. Er sagt nicht, dass frz. *ou* „mixed" ist, da er, Vietor folgend, diese Kategorie nicht anerkennt. Man sieht aber aus der Beschreibung Hagelin's nicht deutlich, an welchen Organteilen die Enge stattfindet; auch am Bild vermag ich dies nicht zu erkennen. Nach dem Ausdruck „hinteres *mediodorsum* ist gegen den Gaumen gehoben" wäre frz. *ou* zunächst ein postpalataler Vokal, was sich von meiner Bestimmung desselben Lauts als palato-velar (s. oben, S. 39. 117) nicht weit entfernt. Während norw. *u* in *Hus* postpalatal, „gemischt" ist, klingt das frz. *ou* wesentlich wie das ital. und spanische *u*. Dass es aber doch auf dem Übergange zu den gemischten steht, ist besonders daraus ersichtlich, dass es nicht selten, besonders unbetont und flüchtig oder nachlässig gesprochen, fast ganz wie das norw. *u* lautet. Schon Brekke, *Bidrag* S. 11 hat diese Form besonders in nachlässiger Rede (*tout* d' suite) bemerkt. Ich fühle bei der gewöhnlichen Aussprache des frz. *ou* die Zunge deutlich gegen die Grenze des harten und des weichen Gaumens gehoben; bei norw. *u* in *hus* schiebe ich die Enge etwas vorwärts, bei schwed. *u* noch mehr. Jespersen Art. 77 bestimmt die drei Laute so: frz. *ou* in *sou* = $\gamma 3_{\text{j}}$, norw. = $\gamma 3_{\text{i}}$, schwed. *u* = $\gamma 3^{\text{h}}$. Ich möchte frz. *ou* als $\gamma 3^{\text{ih}}$ (palatovelar), norw. *u* als γ^{hi} (postpalatal) setzen, während schwed. *u* = $\gamma 3^{\text{h}}$ (mediopalatal) bleibt.

Ein anderes beachtenswertes Resultat der H.'schen Untersuchungen

---

Sprachen ausgesprochen, erhält die Nüance des Vokals *e*. Damit muss man auch die Erweichung des hinterlingualen Konsonanten vor *a* im Frz. (*charbon* carbonem) in Verbindung bringen — eine Erscheinung, die den übrigen roman. Sprachen fremd ist". Vgl. churw. chiamp *tʃamp* neben chemp *tʃęmp*, s. meine Voy. Atones, Mém. Soc. Ling. II, 128. Ellis EEP 53 bemerkt: „Most persons are familiar with *ķārd*, *ģārd* f. card, guard, but few are aware that it was through a precisely similar change that the Lat. *cantus*, *campus* fell through *ķant*, *ķamp* into French chant, champ".

ist, dass bei *eu* in *queue* und *u* in *une* der Zungenrücken bedeutend weniger gehoben ist als bei den entsprechenden (oder als entsprechend angesehenen) ungerundeten Lauten *é* und *i*. Mit anderen Worten, es wird hier von frz. *ø* und *y* dasselbe gesagt, was Sievers von deutschem *ø* und *y* behauptete, nämlich dass sie eigentlich ein gerundetes *ä* bzw. *e* seien. Dies scheint mir aber im Französischen nicht der Fall zu sein. Hagelin's Ergebnisse scheinen entweder individuelle Züge oder Resultate ungenauer Beobachtungen. Wenn ich frz. *u* entrunde, finde ich die Zunge fast ebenso hoch wie bei *i*, was auch mit Jespersen's Analyse stimmt: frz. $i = \gamma 3^{gf}$ oder $\gamma 3^{fg}$, frz. $u = \gamma > 3^{gf}$; frz. $é = \gamma 5^{g}$, frz. $eu = \gamma 5^{g}$ oder γ^{gh}[1].

Norman W. Kingsley, *Illustrations of the Articulations of the Tongue*, in Techmers IZ III, 225 ff. (1887). Recht gut ausgeführte stomatoskopische Bilder, welche jedoch im Ganzen unsere Kenntnis nicht erheblich fördern; vgl. oben S. 265. Die Artikulation von *u* liegt bei K. auffallend weit hinten, postvelar oder uvular; so bilde ich mein *ω*. Bei *a* in *father* „the tongue lies comparatively flat"; auf dem Bild ist die Vorderzunge etwas ausgehöhlt, die Hinterzunge etwas mehr gehoben als bei dem engl. *a* gewöhnlich; vgl. Grandgent's Darstellung, die mit der engl. Artikulation besser stimmt. Einige der Kingsley'schen Bilder z. B. von *e* und *i* scheinen noch mehr abnorm als die Grandgent'schen. K. findet bei *g* den Kontakt grösser als bei *k*, giebt aber S. 239 zu, dass dies nicht notwendig ist; dazu scheint mir die Enge auch hier zu weit hinten zu liegen; in dieser Weise würden postvelare Laute wie arab. *q*, *ẋ* entstehen. Auch Techmer hat gegen K.s Darstellung verschiedene Einwendungen zu machen. Der Laut *s* wird richtig als der dem *t*-Laut entsprechende Spirant erkannt. Die Analyse von *sh* ist weniger klar. Von *th* sagt K.: „the tongue lies close to the gum against the back teeth, and the narrow passage in front is broad, similar to that in SH, but the tongue is more advanced and lies closer to the front teeth. There may be some latitude in the position of the tip of the tongue without materially affecting the result. The sound can be produced with the tongue projecting beyond the edges of the upper teeth, or retracted within the dental border". Auf der Zeichnung sieht man die Zunge in der „projecting" oder „protruding" d. h. interdentalen Stellung, welche von engl. Phonetikern mit Unrecht als unenglisch bezeichnet wird.

Charles H. Grandgent, *Vowel Measurements*. Deprinted from the *Publications* of the Modern Language Association of America, Supplement to Vol. V, n° 2, [Baltimore] 1890. Die bisherigen Bestimmungen der Vokalbildung, sagt der Verf., waren zu sehr Analysen fremder, nicht angeborner Laute und beruhten zu sehr auf subjektivem Gefühl und Augenmass, um exakt zu sein. Bei wenigen Vokalen können wir in die Mundhöhle hineinblicken ohne die natürliche Stellung zu ändern[2]. „How far

---

[1] Vgl. jedoch G. Paris, Rom. XVI 630; Lloyd, Phon. Stud. V 12.

[2] Hierzu eine interessante Note: „See an article by Prof. Sheldon and myself, called '*Phonetic Compensations*', in Mod. Lang. Notes III, 6. [Vgl. Lloyd, Phon. Stud. V, 3.] This kind of compensation is, I think, illustrated in the chart that accompanies Dr. Techmer's pamphlet 'Zur

a really good observer may be led astray by 'sensation' is sadly apparent in some parts of the article 'On the Bell vowel-system' by the late W. R. Evans". Grandgent hat sich daher vorgenommen, durch genaue Messungen der ganzen Mundhöhle in allen Richtungen die Bildung der fünfzehn Hauptvokale des ihm angebornen Bostoner Dialektes zu bestimmen. Die Messungen werden mittelst gradierter Pappenstreifen u. dgl. ausgeführt[1]. Nach diesen genauen Messungen hat dann der Verf. lebensgrosse Medianschnitte der verschiedenen Vokalstellungen geliefert. Wir müssen ihm für diesen energischen Versuch, die Schwierigkeiten der direkten Beobachtung der Mundstellungen zu überwinden, im hohen Grade dankbar sein. Diese Arbeit gestattet uns wirklich einen uns früher nicht vergönnten Einblick in die geheime Werkstätte der Lautbildung zu werfen. Die experimentelle Methode des Verf. zeigt sich der stomatoskopischen überlegen.

Meine Bedenken bei der Arbeit sind hauptsächlich folgende:

1. Der Verf. hat zwar sehr genaue Messungen und zum Teil auch Zeichnungen ausgeführt; er hat aber daraus sehr unbedeutende Resultate gezogen; der augenblickliche Gewinn ist anscheinend sehr gering. Er fordert Phonetiker anderer Nationalitäten auf, ähnliche Messungen der eigenen Vokale vorzunehmen; nur so könne man zu sicheren Resultaten gelangen. Bei den eigentümlichen mit solchen Messungen verbundenen Schwierigkeiten wird es wohl damit noch gute Zeit haben. Bis dieses geschehen kann, bleibt es also dem Leser überlassen, selbst seine Folgerungen zu ziehen und Vergleichungen anzustellen.

2. Der Verf. ist in der Vergleichung mit fremden Lauten grundsätzlich sehr sparsam gewesen, und die wenigen angeführten Vergleichungen

---

Veranschaulichung' etc.: if I remember his pronunciation rightly, the author forms *a*, as I do, with the tongue lying nearly flat in the bottom of the mouth; but in the drawing, which represents a man uttering *a* with his mouth stretched open to its widest extent, the middle of the tongue is violently raised, evidently to compensate for the enlargement of the mouth-cavity through unnatural jaw-lowering. Similar compensations are to be noted in *Phon. Stud.* II, 2 [Evans], 'On the Bell Vowel-System'". Dies ist eine willkommene Ergänzung meiner Bemerkungen S. 280, welche geschrieben wurden, ehe ich noch Grantgent's Arbeit kannte. Ich bezweifle nicht, dass Grantgent's Erklärung die richtige ist.

[1] Über seine Methode bemerkt der Verf. u. a.: Das Einfachste ist die Messung der Lippenstellung und des Kieferwinkels. „Before beginning any systematic measurements it is well thoroughly to explore with the finger all parts of the mouth and as much as possible of the pharynx... In the course of varied experiments I have gained sufficient mastery over these sensitive organs [palate and tongue] to make, at will, either of them assume the correct position for any vowel in my dialect, and retain that position in spite of the presence of a finger or an instrument ... A helpful instrument in all these researches is a tiny electric light held in the mouth ... For our main investigations the starting point must be the upper teeth and the hard palate. The first thing to be done is to make an outline drawing of the whole palate from front to back. I ought perhaps to say that I made hundreds and hundreds of preparatory measurements before I thought myself sufficiently skilled to begin on the final experiments, the results of which are set forth in this article".

scheinen nicht immer sicher. Namentlich würde es erwünscht sein, durchgehend das Verhältnis zu der südenglischen[1] Aussprache, sowohl in Lautschattierung als in Bildungsweise, genau dargestellt zu finden; dann auch das Verhältnis zu den entsprechenden Lauten der bekanntesten Kultursprachen, wie Deutsch und Französisch. Es zeigt sich hier noch einmal, dass wir in der Phonetik bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft Vergleichungen nicht entbehren können, um die Laute systematisch zu bestimmen.

3. Endlich fällt es auf, dass der Verf., der so genaue Messungen ausgeführt hat, fast keine dieser Messungen mitteilt, nicht einmal die wichtigsten Abstände der Mundhöhle; nur der weniger wesentliche Kieferwinkel ist angegeben. Allerdings kann der Leser auf den Abbildungen selbst die Abstände messen, damit sind aber verschiedene Übelstände verbunden, worüber unten.

Da Prof. Grandgent aus seiner Arbeit so dürftige Resultate gezogen hat, habe ich mir vorgenommen, seine Experimente kritisch zu untersuchen und näher zu beleuchten.

Was an den Medianschnitten Grandgent's zuerst auffällt, ist die Kleinheit seiner Mundhöhle. Der Abstand von der vorderen Zahnspitze (d) bis zur Rachenwand (l) ist bei Jespersen und Lenz c. 90 mm, bei Grandgent in den Einzeldarstellungen nur c. 80. Andererseits ist nach S. 155 und 174 der Abstand zwischen Zahnspitze und Velargrenze abnorm gross, 63 mm. Wenn also die erste Dimension richtig angegeben ist, muss, nach dem, was uns Phonetikern bisher bekannt ist[2], eine abnorm starke Entwickelung des harten Gaumens, und eine noch mehr abnorm geringe Entwickelung des weichen Gaumens vorliegen. Drittens steigt der Vordergaumen sehr schroff gegen das mediopalatum empor, ungefähr wie bei Lenz; zum Ersatz dafür ist aber der mittlere Gaumen stark nach innen gesenkt. Um diese Unterschiede besser zu veranschaulichen, habe ich einen Riss von Grandgent auf einen von Lenz gelegt, indem ich zugleich die Jespersen'schen Punkte hinzugefügt habe (Fig. 5). Weiter unten habe ich die verschiedenen Grandgent'schen Vokalbilder mit einander verglichen. Diese Vergleichungen sind aber mit Schwierigkeiten verbunden, weil die verschiedenen Grand-

---

[1] Ich nenne das Südenglische, weil dieses am besten gekannt ist; sonst schätze ich das mehr konservative gebildete Nordenglische sehr hoch, welches jetzt in Lloyd einen hervorragenden phonetischen Vertreter gefunden hat; vgl. seine vorzügliche Darstellung der gebildeten nordengl. Musspr. Phon. Stud. V, 78 ff., wo gezeigt wird, dass die beste südengl. Aussprache mit der guten nordenglischen sehr nahe übereinstimmt.

[2] Ich kann hier natürlich nicht mit absoluter Sicherheit urteilen. In letzter Instanz müssen die Anatomen die Frage entscheiden. Von verschiedener Bildung des Gaumens spricht auch Lloyd, Phon. Stud. IV, 188: „if the speaker's hard palate is very high, and arched in a longitudinal direction, the tongue will have to be raised in a very convex form into this arch to form the required tube-porch [for ɪ]: whilst if the speaker's mouth is short, it may be difficult to form a tube of sufficient length etc.“.

gent'schen Risse der festen Organteile unter sich **nicht ganz genau übereinstimmen**, indem die Linie des harten Gaumens bald rechts, bald links ausweicht; so sind z. B. in der Abbildung von ɪ̆ die Alveolen stärker entwickelt, dagegen ist in der von ɪ der Gaumen stärker gewölbt. Ich habe daher versucht, diese Abweichungen so weit als möglich zu eliminieren und die Mittellinie zu halten. Um die verschiedenen Zeichnungen möglichst kongruent auf einander zu stellen, habe ich als feste Punkte die Zahnspitze (d) und den Vordergaumen (g) genommen.

Hierzu kommt aber eine neue Schwierigkeit. Die von G. vollständiger ausgeführte Fig. 2 (S. 174), bei mir Fig. 4, wo die verschiedenen Teile der Sprachorgane genauer bestimmt sind, und worauf der Verf. zur Ausführung ähnlicher Versuche verweist, hat leider **nicht dieselben Dimensionen** wie die übrigen; der Abstand von Zahnspitze bis Rachenwand ist hier fast 90 mm, stimmt also mit Lenz und Jespersen. Man sollte also glauben, dass auch die festen Punkte, namentlich die Velargrenze, mit denen von L. und J. zusammenfallen würde; das ist aber

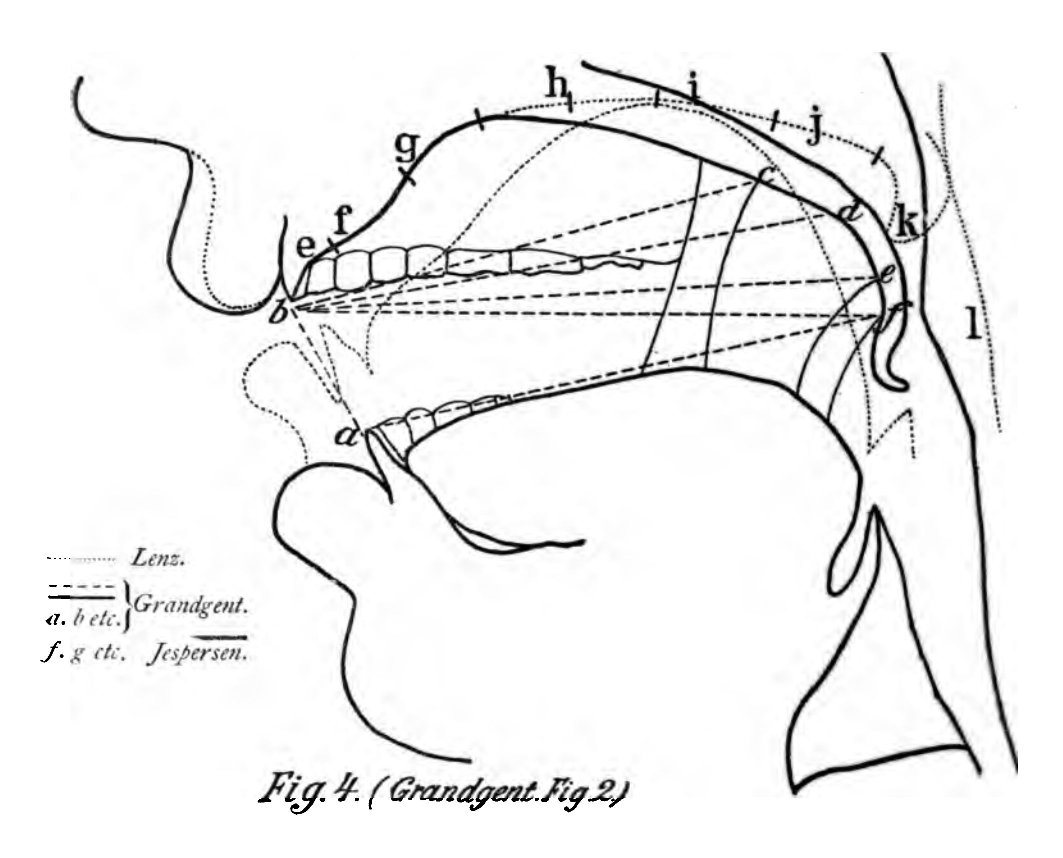


Fig. 4. (Grandgent. Fig 2)

keineswegs der Fall; vielmehr fällt die Velargrenze G.s bei L. und J. auf die Mitte des Gaumensegels! Der Abstand von Zahnspitze zu Velargrenze ist nämlich bei G. 63 mm, bei L. (und J. wie bei mir) c. 56 mm. Giebt nun diese Fig. oder die 15 anderen die eigentlichen Dimensionen des Grandgent'schen Gaumens? Ich habe angenommen, dass die 15 Einzeldarstellungen der Vokale die richtigen Verhältnisse geben, wie sie auch, trotz der kleineren Dimensionen, im ganzen besser mit andern Darstellungen übereinstimmen. Ich habe daher Fig. 2 (bei mir 4) im Folgenden ausser Betracht gelassen.

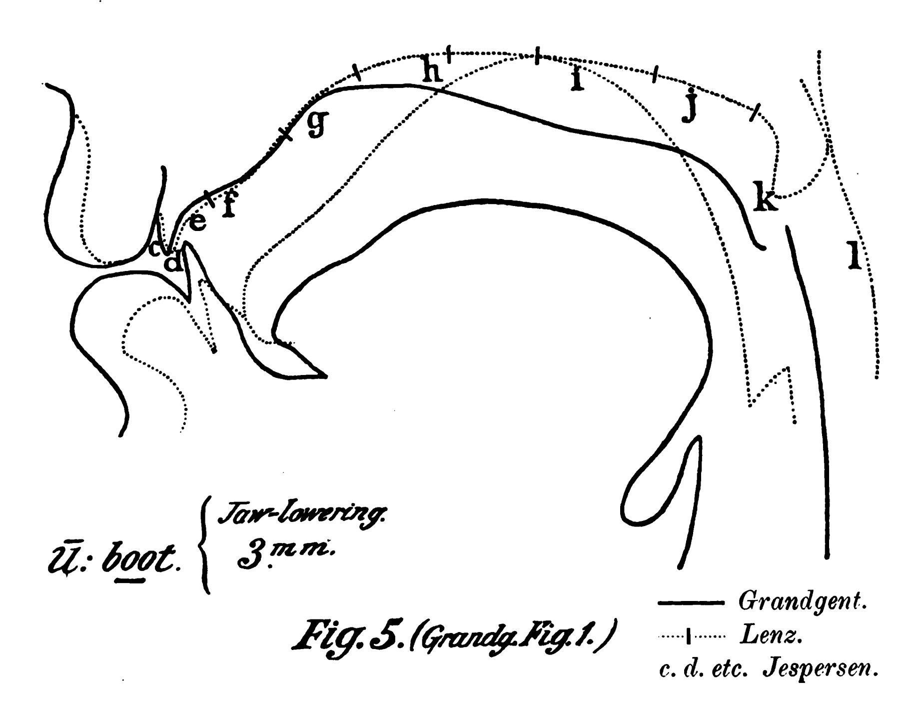


Fig. 5. (Grandg. Fig. 1.)

Wie schon oben erwähnt, habe ich, um das gegenseitige Verhältnis der Grandgent'schen Vokale besser zu veranschaulichen, noch zwei andere Figuren konstruiert, wo ich soviele der Diagramme als möglich auf einander gelegt habe; in Fig. 6 hauptsächlich die vorderen und hinteren Vokale nebst *a* in *part*; in Fig. 7 besonders die mittleren (*mixed*) Vokale, wo übrigens die Mittelzungenhebung bei G. wenig ausgeprägt ist, sich von der Ruhelage wenig entfernt; ich habe hier der Vergleichung wegen auch einen vorderen und einen hinteren Vokal hinzugefügt. Ich habe wesentlich nur die Form der Zunge und ihre Stellung zum harten Gaumen,

als die wesentlichsten Faktoren der Vokalbildung, dargestellt. Der Deutlichkeit wegen habe ich von den Veränderungen des Gaumensegels, der Zungenwurzel, der Lippen und der Unterzähne nur ein paar Varietäten gegeben. Bei jeder Linie habe ich den betr. Vokal in G.s Bezeichnung hinzugefügt; nur habe ich der Deutlichkeit wegen *v* für u, *ó* für o, *ə* für e gesetzt.

Es kann wohl nach dem Angeführten kaum zweifelhaft sein, dass Grandgent's Gaumen ziemlich abnorm entwickelt ist. Die Frage ist nun: werden die Vokale bei ihm genau wie sonst gebildet? *A priori* scheint dies unmöglich; so starke Abweichungen in den Organteilen können nicht stattfinden ohne entsprechende Modifikationen, Kompensationen in der Vokalbildung mit sich zu bringen. In der That scheint dies auch aus den Abbildungen hervorzugehen. Namentlich scheinen die geschlossenen Vokale viel offener als sonst gebildet[1]. Im Übrigen aber scheint das gegenseitige Verhältnis der Vokalformen im Ganzen recht gut bewahrt und dargestellt. Erst aus den von mir in Fig. 6 und 7 ausgeführten Zusammenstellungen ersieht man, welche Bedeutung für die organische Phonetik die Grandgent'schen Experimente und graphischen Darstellungen haben.

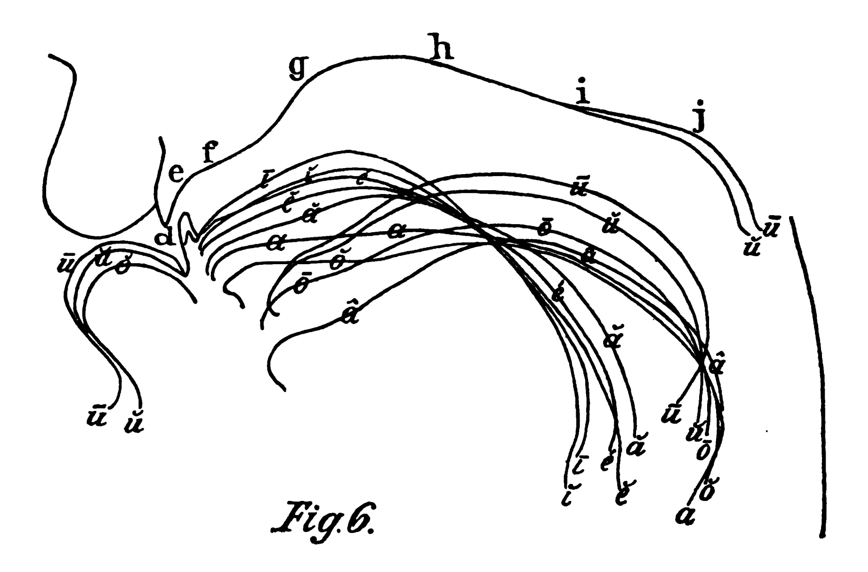


Fig. 6.

---

[1] Ist dies so zu erklären, dass das vordere Ansatzrohr („der Hals") durch die stark gewölbte Form des harten Gaumens gekürzt und zum Ersatz für diese Kürzung entsprechend erweitert worden ist, um dasselbe Volumen zu bewahren? Man kann wohl in diesem Falle den „Hals" nicht bis zur Velargrenze rechnen, wie es Helmholtz thut, Tonempfind.[4] 174. Oder sind wirklich die Grandgent'schen Vokale lautlich so abnorm offen, wie es nach der Öffnung den Anschein hat?

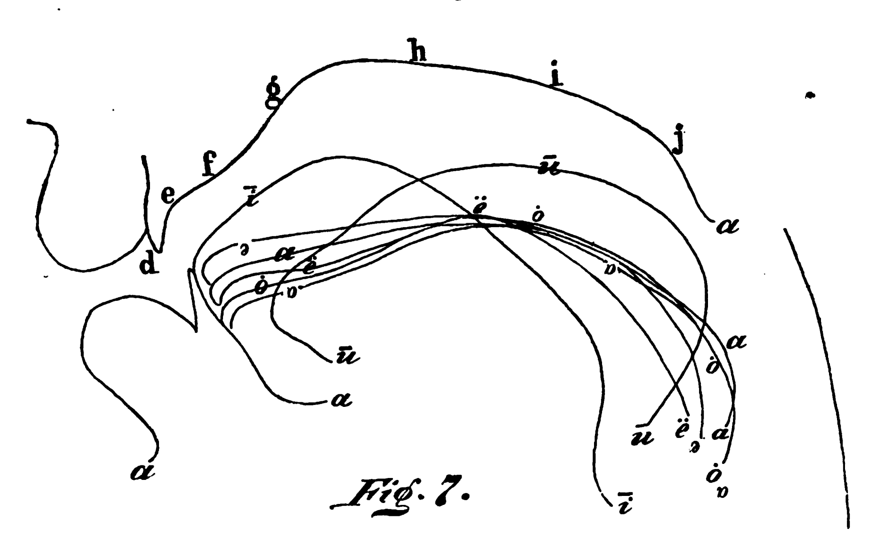


Fig. 7.

Ich gehe jetzt zu Grandgent's Darstellungen der einzelnen Vokale über.

1. *ū* in *boot.* „I measure the latter half of the vowel, which is somewhat more rounded than the first. The latter part of my *ū* sounds nearly like German *u* in *gut* and French *ou* in *doute* but it has less energetic lip rounding, and seems to be pronounced a little further forward in the mouth". G. spricht also eher *ūū* (= *ůu*) als mit Sweet *ůw*. Der Kieferwinkel ist nach G. 3 mm. Da es jetzt erwiesen ist, dass es nicht so sehr auf den Kieferwinkel, als auf den kleinsten Abstand der Zunge vom Gaumen ankommt, werde ich im Folgenden vorzugsweise diesen letzteren, von G. nicht in Betracht gezogenen Faktor berechnen. Nach der Zeichnung findet sich nun die grösste Enge bei i (praevelum); Abstand $10^1/_2$ mm, auffallend gross; Mundkanal fast parallel. Von der Lloyd'schen „wasp-waisted configuration" sieht man nur wenig. Die Bildung ist danach zunächst als *mid-back-wide advanced* anzusetzen, also von der engl. *high back* stark abweichend, vgl. Jespersen Art. 77: $\gamma < 4$j. Die Artikulationsstelle nähert sich bei G. entschieden der französischen, die Öffnung ist aber viel grösser. Eine genauere Bestimmung der lautlichen Schattierung, besonders im Verhältnis zur engl. Aussprache, wäre daher von Interesse gewesen. Bemerkt Grandgent in der Bostoner Aussprache von *oo* irgend einen Unterschied vom englischen Laut? Ich habe bei mir bekannten Bostonern keinen Unterschied bemerkt. Wenn dem so ist und auch die Zeichnung die richtige Bildung wiedergiebt, muss bei Grandgent hier eine kompensierende Abweichung in der Bildung vorliegen. Sehr auffallend ist der Unterschied von der Kingsley'schen Darstellung, was ebenfalls auf Polymorphismus hindeutet.

2. *ŭ* in *bull.* Der wesentliche Unterschied von *ū* ist der wenig grössere Abstand ($11^1/_2$ mm), und die auffallend viel schwächere Rundung: bei *ū* ist die Lippenöffnung 9 mm lang, 1 mm breit (abgekürzt 9 × 1), bei

ŭ 15 × 2[1]. Der Verf. hätte uns sagen sollen, ob sein *ŭ* genau denselben Laut hat wie das engl. *u* in *bull*; ich habe bei Amerikanern hier gew. keinen Unterschied bemerkt[2].

Sowohl bei *ū* als bei *ŭ* fällt es auf, dass die grösste Zungenhebung in der Mitte, gerade unter dem postpalatum, stattfindet; vertikaler Abstand vom Gaumen bzw. 12 und 15 mm. Übrigens findet dasselbe statt bei weitaus den meisten von Grandgent's Vokalen, was wohl auch als Kompensation für abnorme Entwickelung zu betrachten ist. Hieraus erhellt, wie unmöglich es ist, die so gebildeten Vokale als Mittelzungenlaute zu definieren, und wie richtig es ist, mit Jespersen die Artikulation nach dem kleinsten Abstand zu bestimmen. Eine Varietät von *ŭ* soll sich nach G. vor *ū* bei vokalischem oder stimmhaftem Auslaut finden: do fast *dŭū*, room *rŭūm*. G. sagt nicht, worin der Unterschied besteht; aus dem, was er über eine analoge Varietät von *ĭ* bemerkt, darf man wohl schliessen, dass er einen Zwischenlaut von *ĭ* und *ī* meint, also ein halboffenes *i*.

3. *ō* in *boat*. G. misst die letztere, mehr gerundete Hälfte, die nach ihm dem deutschen *ō* in *Not*, frz. *ô* in *côte* sehr ähnlich ist; er spricht also nicht wie die Engländer *bo*^{u}*t*. Kieferwinkel 4 mm. Ich finde auch hier die kleinste Öffnung bei i, Abstand 15 mm. Nach der Zeichnung ist die Artikulation eher *low-back* als *mid-back*: Also auch hier Nichtübereinstimmung mit andern Phonetikern.

4. *â* in *all*; „somewhat similar in sound to Fr. *o* in *tort*, but with less lowering of the jaw, and no real rounding". Dies ist kaum der gew. am. Laut; nach Vietor Phon. Stud. III 92 der ältere ne. Die Entrundung, die wirklich vorzukommen scheint, stimmt mit der Beschreibung von *ŏ*. Auf der Zeichnung liegt die kleinste Öffnung hinter der von *ō* und beträgt 18 mm, also entschieden *low back*. Was die Rundung betrifft, so ist die Lippenöffnung nach den Abbildungen in der That von derjenigen der ungerundeten Vokale nicht wesentlich verschieden, vgl.:

Gerundete:	Ungerundete:
ū (boot) 9 × 2	*ŏ* (pot) 25 × 4
ŭ (bull) 15 × 2	*â* (all) 24 × 3
ó (whole) 19 × 2	*a* (part) 24 × 4
ō (boat) 14 × 2	*ä* (bat) 28 × 5
ë (hurl) $13^1/_2 \times 2^1/_2$	*ĕ* (bet) $32 \times 4^1/_2$
	e (bait) $25 \times 2^1/_2$
	ĭ (bit) $24 \times 2^1/_2$
	ī (beat) 24 × 2
	ə (upp*e*r) 22 × 3
	v (but) 26 × 4.

[1] Ich begnüge mich hier und im Folgenden mit dieser ungefähren Berechnung der Mundöffnung, statt der genauen Messung des Areals in □mm, welche wegen der Krümmung der Lippen mit Schwierigkeiten verbunden ist.

[2] Ich habe jedoch bei einzelnen Amerikanern, z. B. in *looking* (Mrs. Leavitt, Rede bei einem Kongress, Christiania 1890) ein sehr vorgeschobenes *u* gehört, das sowohl an frz. *ou* als noch mehr an norw. *u* in *hus* erinnerte.

5. *ȯ* (Grandgent o), das Yankee-*ŏ* in *whole* („hull", vgl. *to hum* = at home, etc.), „somewhat similar to Fr. *o* in *bonne*, *botte*, but is apparently pronounced further back in the mouth"; findet sich u. a. „in unaccented syllables of some words oftener seen than heard, as phonetic *fȯnęt'ĭk*, november *nȯvęm'bə*". Wir können wohl diesen Laut *ȯ* bezeichnen, und ihn dem engl. in october *ȯktȯ"bə*, auch *ȯktŏ"bə*, gleichstellen, Sweet's *ö*, Elb.[2] 16; vgl. Primer of Phon. 76: „American-English has often mid-back *ǫ* [in Germ. *Stock*], which seems often to verge on the mixed *ȯ*·, also ein Mittellaut von *ǫ* und frz. *ȯ*. Es sollte dies nach Jessen und Jespersen mit norw. *o* in *godt* ziemlich identisch sein. Ich kann indessen in der Aussprache mir bekannter Bostoner diesen Laut nicht wiedererkennen; ich höre eher einen mit amerik. *u* in *but* verwandten Laut. In der That entfernt sich auf der Zeichnung (Fig. 7) die *ȯ*-Stellung nur unbedeutend von der *ʌ*-Stellung; beide sind Mittelzungenlaute; wie alle solchen bei G., sind sie eher *low* als *mid*; der wesentlichste Unterschied ist die Rundung, die jedoch nicht sehr stark ist. Vgl. Bell, Sounds 54.

6. *ʌ* (Grandgent u) in *but*, bei G. auch in *squirrel*, das man amerik. sonst wie in *bird* spricht, „and sometimes in *got*, *what*". Von der akustischen Wirkung wird nichts gesagt; die Ausspr. wird wohl die in Amerika gewöhnliche sein, ein Zwischenlaut von engl. *ʌ* und frz. *ȯ*. Vgl. Sweet Primer 72: „In Am.-Engl. *ʌ* is advanced and lowered to *mid-back-narrow-forward-lowered*, which approximates in formation and sound to the *e* in *err*". Mir scheint die gewöhnliche amerik. Ausspr. frz. *ȯ* noch viel ähnlicher, und dies wird durch Fig. 7 bestätigt, vgl. oben unter 5.

7. *ë* in *bird, hurl*, ohne Erläuterung über den Laut; wird sowohl von *ʌ* in *but* als von *ȯ* in *whŏle* unterschieden. Die Abbildung zeigt entschieden die Stellung *low-mixed*, mit einer ziemlich scharfen Kurve an der Artikulationsstelle, d. h. nach der engl. Schule 'enge' Bildung, im Verhältnis zu den übrigen Vokalen ist dieser zugleich mässig gerundet (worüber Verf. nichts bemerkt), was mit der gew. Ansicht nicht übereinstimmt; also im Ganzen *low-mixed-narrow-round*. Anscheinend giebt es hier und sonst eine vordere kleinste Enge, aber dies ist nur die Ruhelage der Zungenspitze gegen die Unterzähne und ist für die Lautbildung unerheblich; die dem Luftstrom zuerst begegnende Hemmung ist die wirksame oder bestimmende. Vgl. die oben S. 278 citierte Bemerkung von Techmer IZ IV, 120.

Miss Soames MF VI, 75 beschreibt die amerik. Auspr. von *err*, *bird* als „a diphthong beginning with (ä) [low-mixed *ə*] and ending with an *i* sound, instead of the long *ə* used by the English". Passy bemerkt dazu: „Sweet Primer § 195 mentions this diphthong, but makes the second element *ị*[1]. I have repeatedly heard it, but thought the second element war nearly *u*. Prof. Grandgent in a private letter says it is rounded *ị*, that is, *ü*; this is probably the correct analysis". Wie ich den Laut öfter gehört habe, stimmt er besser mit der Analyse Sweet's. Übrigens

[1] [Nach Bell V. S. 94, Sounds 41 ist amerikanisches *e* in *err* einfach *ị*.]

bemerkt Sweet a. O., dass *err* im Am. gewöhnlich mit dem Vokal von *come* zusammenfällt, in einigen Dialekten aber, bes. in New-York, zu **əị** [mid-mixed-narrow + high-mixed-narrow] wird.

8. *ŏ* in *pot*. „My *ŏ* is unrounded and hence unlike that of Sweet and of some Americans, from which it seems to differ also in other respects [welchen?]. When pronounced with the mouth very wide open, it sounds strikingly like Fr. *â* in *pâte*. Vgl. Sweet Primer 85: „Fr. *â* in *pâte* is easily obtained by unrounding the E. *o* in *pot*"; ib. 76: „Am.-Engl. has sometimes the unrounded *a* of *father*: *nat* not, *fallô* follow". Dies scheint ein Überrest der älteren englischen Aussprache *Gad* f. God etc. In einem norw. Korrespondenz-Artikel aus Amerika las ich neulich, dass die Amerikaner politics „*paltix*" aussprechen. Nach der Abbildung hält *ŏ* in Zungenstellung zwischen *â* und *a* die Mitte, flacher als *â*, aber nicht so flach wie *a*; entschieden *low-back*.

9. *a* in *part*, *father*, nach am. Ausspr. auch in *quarrel*, „and sometimes in *got*, *what* [wohl kaum von *pot*, Nr. 8, verschieden]". Auf der Abbildung findet man die Zunge ziemlich flach, in der Mitte nur schwach gewölbt, nur 2 mm über das Niveau der Unterzähne gehoben. Die kleinste Öffnung bildet bei i einen breiten Streifen, Abstand c. 17 mm. Auch hier findet sich eine unwirksame vordere kleinste Öffnung. Die im am. und in engl. Dial. vor *r* vorkommende *point-modification* (Sweet Pr. 79; *point-inverted vowels* Jespersen Art. 43, *point-rise vowels* ib. 80; *coronal vowels* Lloyd Phon. Stud. III, 258. V, 14. 89) erfordert wohl gewöhnlich eine viel stärkere Hebung der Zungenspitze. Durch diese *r*-Modifikation scheint *a* in *part* zum Teil im Am. verdunkelt zu werden und sich *ə̄* in pert *pə̄ṛt* zu näheren, besonders im Westen? Ich habe diese Ausspr. von Bewohnern von Minneapolis gehört. Indem die Vorderzunge hinter der aufwärts gebogenen Zungenspitze gesenkt ist, wird wohl hier die Mittelzunge wiederum gehoben.

10. *ə* (Grandgent e) in upp*e*r, *a*gain, sof*a*; wieder ohne Erklärung der Lautschattierung. Kieferwinkel $4^1/_2$ mm. Um die Bedeutung dieser Bestimmung besser zu beleuchten, gebe ich hier alle von G. gemessenen Kieferwinkel, von dem kleinsten bis zum grössten; der Unterschied beträgt nur 4 *mm*.

3 mm: *ū*	5 mm: *ë ĭ*	7 mm *a ă ŏ*.
$3^1/_2$ „ *ŭ*	$5^1/_2$ „ *é*	
4 „ *ō*	6 „ *ɒ ĕ*	
$4^1/_2$ „ *ȯ ə ī*	$6^1/_2$ „ *â*	

Es scheint aus dieser Zusammenstellung hervorzugehen: 1) dass der Kieferwinkel für die Grandgent'schen Vokale wenig charakteristisch ist; 2) dass bei G. die gemischten (neutralen, der Indifferenz nahen) Vokale einen Kieferwinkel von $4^1/_2$ bis 5 mm haben, also, wie zu erwarten war, im Öffnungsgrad ziemlich die Mitte halten, jedoch der kleinsten Öffnung näher als der grössten stehen. 3) Es fällt auf, dass *u* einen viel kleineren Kieferwinkel hat als *ī*. 4) *ɒ* kann seinem Kieferwinkel nach nicht zu den neutralen Vokalen gerechnet werden.

Das ə stellt bei G. „die relative Indifferenz" dar. Ohne Zweifel aber ist dies ein viel offenerer Laut als das gew. germanische ə in nordd. *Gabe*, skand. *gave*; schon der gew. engl. Laut in upp*er* ist offener, nach Sweet mid-mixed-wide. Ich spreche mein ə mit noch kleinerem Kieferwinkel als G. das seinige. Dieses ə ist bei G. von *a* in Zungenstellung nur unbedeutend verschieden, hauptsächlich durch etwas höhere Lage vorne und etwas schroffere Senkung hinten; der grösste Unterschied ist der Kieferwinkel oder Öffnungsgrad. Der Laut ist wohl mit der engl. Stutzer-Aussprache upp*ah*, wait*ah* (Sweet Handb. 70) ziemlich identisch, d. h. ein Zwischenlaut von ə und *a*, und sollte, wenn dem so ist, in meiner Lautschrift eig. ɐ geschrieben werden.

11. ī in *beat*, letztere Hälfte als die geschlossenere gemessen; „the first part tends slightly towards ĭ". G. spricht also eher ĭī = i̧i als mit Sweet i̧j. Kleinste Öffnung bei f, Abstand 5 mm, ist jedoch für ein geschlossenes *i* auffallend gross; nach der Abbildung ist das Ansatzrohr auch hier nahezu parallel, die Bildung also nach dem engl. System nicht nur „wide", sondern eher „mid" als „high". Aber wenn auch die Öffnung grösser als gewöhnlich ist, sieht man doch hier deutlich die Helmholtz'sche „Flasche mit engem Halse".

12. ĭ in *bit*; die kleinste Öffnung auch hier bei f, Abstand $6^1/_2$ mm. Das Ansatzrohr ist auch hier nur relativ parallel, nicht absolut parallel, wie es nach Lloyd Phon. Stud. IV, 37-38 bei besonders deutlicher Aussprache sein sollte. Nach dem engl. System sind ī und ĭ bei G. beide „wide", ĭ nur durch grössere Senkung von ī verschieden. Die grösste Zungenhebung liegt bei ĭ ungefähr 1 mm hinter der von ī. Bei vokalischem oder stimmhaftem Auslaut soll sich vor ī eine mehr geschlossene Varietät finden („an ĭ that tends somewhat towards *i*"): fee *fĭī*, feed *fĭīd*. „When ĭ is unaccented, as in the last syllable of city *sĭtĭ*, naked *nékĭd*, it is slightly flattened and retracted, approaching *é* in sound, cp. Sweet Primer 15. 74. 77".

13. *é* in *fate*, *bait*. Messung der letzteren, geschlosseneren Hälfte, ohne Erklärung des Lautes; mittleres *e* wie in d. *See* wird wohl gemeint sein. Die kleinste Öffnung liegt hier kaum hinter der von *i*, also nicht wie nach Sweet und Jespersen; Lloyd sagt sogar: viel weiter hinten. Abstand c. 7 mm; demnach sollte der Unterschied in Bildung zwischen *é* und ĭ nicht grösser, sondern vielmehr kleiner sein als der zwischen ī und ĭ (vgl. dagegen Lloyd: zwischen ī̊ und *e* ist eine Kluft); doch ist die Zungenstellung bei *é* im Ganzen flacher, weniger gewölbt vorne, weniger schroff hinten; dagegen liegt die grösste Zungenhebung vor der von ĭ, nicht dahinter, wie man erwarten sollte. Vielleicht ist dieses *é* in Wirklichkeit *ẹ*? um so mehr, als G. das unbetonte ĭ damit fast gleichsetzt. Indessen ist dieses gehobene *e* in Fällen wie *fate* sonst nicht gewöhnlich; Lloyd wie Sweet hört hier ę, ein offenes *e*.

14. *ĕ* in *bet*. Kleinste Öffnung an derselben Stelle wie bei *é*, nur der Abstand etwas grösser: $8^1/_2$ und 9 mm, also Verhältnis wie zwischen ī und ĭ. Das Ansatzrohr ist bei beiden nahezu parallel. Es fällt auf, dass bei ī, ĭ, ē, ĕ die Engebildung wesentlich an derselben Stelle stattfindet,

nicht, wie zu erwarten war, mehr und mehr nach hinten verschoben wird. Die Ursache davon ist wohl die starke Wölbung des Gaumens, welche wesentlich nur Verbreiterung, nicht Verlängerung des „Halses" gestattet. Vielleicht zum Ersatz dafür ist die Ausspreizung der Lippen hier grösser als bei allen übrigen Vokalen, nämlich 32 × 4½. Wir haben also auch hier, wie es scheint, ein Beispiel von Kompensation.

Eine [wohl mehr geschlossene] Varietät von diesem *ĕ* findet sich bei vokalischem und stimmhaftem Auslaut: say *sĕé*, afraid *əfrĕéd*.

15. *ă* in *cat*. Kieferwinkel 7 mm, ebenso gross wie bei *a*, *ŏ*. Lippenöffnung grösser als bei *a*. Die Vorderzunge fast platt, mit einer kaum merklichen Einsenkung in der Mitte; kleinste Öffnung auch hier bei f, Abstand 10 mm; mediodorsum stark gewölbt. Bei der Reihe *i*—*ă* ist die hintere Zungensenkung anfangs schroff, wird aber allmählich ebener; zwischen *ă* (= *ä*) und *a* ist eine grosse Kluft: bei *ă* bildet die Hinterzunge einen Zirkelbogen von 35½ mm Radius, dagegen bei *a* einen Bogen von 56 mm Radius, also bei weitem flacher.

Das Resultat meiner kritischen Untersuchung ist, dass ich in Grandgent's *Vowel Measurements* trotz verschiedener Bedenken eine interessante Arbeit sehe, die zu weiteren Forschungen auf demselben Felde anregt. Die positiven Ergebnisse derselben sind nicht so sehr Aufschlüsse über das absolute, als über das relative Verhältnis der Vokale. Noch grössere Frucht kann daraus erst durch genaue Vergleichung mit englischen und anderen Lauten erwachsen. Ähnliche Messungen der Vokalstellungen anderer Sprachen sind allerdings erwünscht, aber solche auszuführen ist nicht Jedermanns Sache. Auch bei Grandgent kann man sich gewisser Zweifel nicht überheben. Wegen der Schwierigkeit der Ausführung werden daher bei Anderen immer Unebenheiten in der Behandlung zu befürchten sein. Es wäre zu wünschen, dass man eine leichtere und sicherere Messungsmethode erfinden könnte. Vor der Hand müssen wir auf andere Weise die Lücke unseres Wissens auszufüllen suchen, zunächst durch die akustische Phonetik. Grandgent und Lloyd ergänzen sich gegenseitig.

R. J. Lloyd, *Speech Sounds*, Phonetische Studien III, 251 ff. IV, 37 ff. 138 ff. (wird fortgesetzt)[1].

Ein neuer Stern ist an dem phonetischen Horizont aufgegangen; eine neue Richtung ist angebahnt worden.

Bisher standen zwei phonetische Schulen einander gegenüber, die akustische und die organische (artikulatorische). Die bisherige akustische Schule berücksichtigt Laut und Ton, bestimmt aber den Mechanismus der Lautbildung ungenügend. Die organische Schule dagegen bestimmt den Mechanismus, die Mundstellungen und Artikulationen sehr genau, glaubt

---

[1] Von demselben Verfasser: *Vowel-Sound*. Thesis presented to the University of London, 1890.

aber damit alles gethan zu haben. Es liegt aber auf der Hand, dass die Untersuchungen lediglich der Mechanik der Laute nicht das Endziel der Wissenschaft sein kann; erst die Untersuchung der Laute selbst, die Ergründung ihres Wesens und der Ursachen, warum der gegebene Mechanismus in jedem gegebenen Fall einen bestimmten Laut hervorbringt, kann der Aufgabe der wissenschaftlichen Phonetik Genüge leisten. „The science", sagt Lloyd, „which has hitherto appropriated to itself the name of *Phonetics* (which I take to mean the science of speech *sounds*) has not been a science of sounds but of articulations. If it had gone by its right name it would have been called the science of vocal motions (*Sprechthätigkeit* [besser *Lautmechanik*]), and then the fact would not have remained so long concealed from the world that the science of speech *sound* did not exist". (Phon. Stud. IV, 116, Rezension von Bell's *Popular Manual.*)

Lloyd sucht nun diese Lücke auszufüllen, indem er die Arbeit von Helmholtz fortsetzt und durch neue, tief eingreifende Untersuchungen weiter führt. Lloyd wirft ein ganz neues Licht auf diese schwierigen Probleme. Er erkennt die Verdienste sowohl der deutschen Schule als der englischen an, findet aber beide Schulen einseitig und ungenügend. Er strebt daher beide Richtungen zu vermitteln, indem er die letzten Ursachen der Vokalbildung auf experimentellem Wege festzustellen sucht. Ich bin zu wenig Naturforscher, um über die Resultate ein entscheidendes Urteil sprechen zu können; aber so viel scheint mir gewiss, dass hier eine epochemachende Leistung vorliegt. So haben auch deutsche Phonetiker geurteilt, z. B. Vietor im Lit. Centralbl. 19. Sept. 1891, Sp. 1365. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen; ich kann daher nur den Anfang berücksichtigen.

Von seinem grossen Vorgänger sagt Lloyd: „Helmholtz's researches entitle us to conclude that vowel-quality is of a nature very analogous to the *timbre* [Klangfarbe] of musical instruments. We readily discriminate the tone of a violin from that of a flute, although both may be playing exactly the same notes: and if a human voice were to sing the same tune to a prolonged *i*, *a* or *u* vowel, we should perceive and know that it was being sung to these respective vowels exactly in the same way that we previously perceived the notes to be played on a violin and on a flute respectively.

nicht, wie zu erwarten war, mehr und mehr nach hinten verschoben wird. Die Ursache davon ist wohl die starke Wölbung des Gaumens, welche wesentlich nur Verbreiterung, nicht Verlängerung des „Halses" gestattet. Vielleicht zum Ersatz dafür ist die Ausspreizung der Lippen hier grösser als bei allen übrigen Vokalen, nämlich 32 × 4½. Wir haben also auch hier, wie es scheint, ein Beispiel von Kompensation.

Eine [wohl mehr geschlossene] Varietät von diesem *ĕ* findet sich bei vokalischem und stimmhaftem Auslaut: say *sĕé*, afraid *əfrĕéd.*

15. *ă* in *cat.* Kieferwinkel 7 mm, ebenso gross wie bei *a*, *ŏ*. Lippenöffnung grösser als bei *a*. Die Vorderzunge fast platt, mit einer kaum merklichen Einsenkung in der Mitte; kleinste Öffnung auch hier bei f, Abstand 10 mm; mediodorsum stark gewölbt. Bei der Reihe *i—ă* ist die hintere Zungensenkung anfangs schroff, wird aber allmählich ebener; zwischen *ă* (= *ä*) und *a* ist eine grosse Kluft: bei *ă* bildet die Hinterzunge einen Zirkelbogen von 35½ mm Radius, dagegen bei *a* einen Bogen von 56 mm Radius, also bei weitem flacher.

Das Resultat meiner kritischen Untersuchung ist, dass ich in Grandgent's *Vowel Measurements* trotz verschiedener Bedenken eine interessante Arbeit sehe, die zu weiteren Forschungen auf demselben Felde anregt. Die positiven Ergebnisse derselben sind nicht so sehr Aufschlüsse über das absolute, als über das relative Verhältnis der Vokale. Noch grössere Frucht kann daraus erst durch genaue Vergleichung mit englischen und anderen Lauten erwachsen. Ähnliche Messungen der Vokalstellungen anderer Sprachen sind allerdings erwünscht, aber solche auszuführen ist nicht Jedermanns Sache. Auch bei Grandgent kann man sich gewisser Zweifel nicht überheben. Wegen der Schwierigkeit der Ausführung werden daher bei Anderen immer Unebenheiten in der Behandlung zu befürchten sein. Es wäre zu wünschen, dass man eine leichtere und sicherere Messungsmethode erfinden könnte. Vor der Hand müssen wir auf andere Weise die Lücke unseres Wissens auszufüllen suchen, zunächst durch die akustische Phonetik. Grandgent und Lloyd ergänzen sich gegenseitig.

R. J. Lloyd, *Speech Sounds*, Phonetische Studien III, 251 ff. IV, 37 ff. 138 ff. (wird fortgesetzt)[1].

Ein neuer Stern ist an dem phonetischen Horizont aufgegangen; eine neue Richtung ist angebahnt worden.

Bisher standen zwei phonetische Schulen einander gegenüber, die akustische und die organische (artikulatorische). Die bisherige akustische Schule berücksichtigt Laut und Ton, bestimmt aber den Mechanismus der Lautbildung ungenügend. Die organische Schule dagegen bestimmt den Mechanismus, die Mundstellungen und Artikulationen sehr genau, glaubt

---

[1] Von demselben Verfasser: *Vowel-Sound.* Thesis presented to the University of London, 1890.

aber damit alles gethan zu haben. Es liegt aber auf der Hand, dass die Untersuchungen lediglich der Mechanik der Laute nicht das Endziel der Wissenschaft sein kann; erst die Untersuchung der Laute selbst, die Ergründung ihres Wesens und der Ursachen, warum der gegebene Mechanismus in jedem gegebenen Fall einen bestimmten Laut hervorbringt, kann der Aufgabe der wissenschaftlichen Phonetik Genüge leisten. „The science", sagt Lloyd, „which has hitherto appropriated to itself the name of *Phonetics* (which I take to mean the science of speech *sounds*) has not been a science of sounds but of articulations. If it had gone by its right name it would have been called the science of vocal motions (*Sprechthätigkeit* [besser *Lautmechanik*]), and then the fact would not have remained so long concealed from the world that the science of speech *sound* did not exist". (Phon. Stud. IV, 116, Rezension von Bell's *Popular Manual.*)

Lloyd sucht nun diese Lücke auszufüllen, indem er die Arbeit von Helmholtz fortsetzt und durch neue, tief eingreifende Untersuchungen weiter führt. Lloyd wirft ein ganz neues Licht auf diese schwierigen Probleme. Er erkennt die Verdienste sowohl der deutschen Schule als der englischen an, findet aber beide Schulen einseitig und ungenügend. Er strebt daher beide Richtungen zu vermitteln, indem er die letzten Ursachen der Vokalbildung auf experimentellem Wege festzustellen sucht. Ich bin zu wenig Naturforscher, um über die Resultate ein entscheidendes Urteil sprechen zu können; aber so viel scheint mir gewiss, dass hier eine epochemachende Leistung vorliegt. So haben auch deutsche Phonetiker geurteilt, z. B. Vietor im Lit. Centralbl. 19. Sept. 1891, Sp. 1365. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen; ich kann daher nur den Anfang berücksichtigen.

Von seinem grossen Vorgänger sagt Lloyd: „Helmholtz's researches entitle us to conclude that vowel-quality is of a nature very analogous to the *timbre* [Klangfarbe] of musical instruments. We readily discriminate the tone of a violin from that of a flute, although both may be playing exactly the same notes: and if a human voice were to sing the same tune to a prolonged *i*, *a* or *u* vowel, we should perceive and know that it was being sung to these respective vowels exactly in the same way that we previously perceived the notes to be played on a violin and on a flute respectively.

Helmholtz has very beautifully shewn that in the case of musical instruments this characteristic difference of quality is due to a special series of accompanying or subsidiary tones (mostly overtones) which each respective kind of instrument tends to give forth, along with its prime or principal tones, in various degrees of intensity. He has also determined, with more or less accuracy, for many musical instruments, what these concomitant tones are: and he has endeavoured to extend the same analytic process to the German vowels, but hardly with the same conspicuous success. The reason no doubt is partly that the task is in itself more intricate and arduous, and partly that Helmholtz had not bent his unrivalled powers with the same minuteness to the study of the facts of speech as he had done to those connected with hearing. But he has nevertheless placed on record a memorable series of observations, especially his attempted analysis of German vowels, and his two attempted syntheses [Tonempfind.[4] 190. 200 ff.] ... The contrast between the analysis and the syntheses just mentioned is very instructive, because it seems to shew that Helmholtz continued to realize more fully as he advanced in his researches the essentially composite nature of vowel quality ... Other passages from Helmholtz might easily be adduced to prove that the general drift of his evidence is to shew, not that vowel-quality is differentiated by concomitant tones of a certain absolute pitch, but rather by a plurality of tones, whose absolute pitch we shall find to be much less important than their relation in pitch to one another".

Gegen Helmholtz hatte schon Graham Bell (der Sohn von A. M. Bell) nachgewiesen, dass alle Vokale durch wenigstens zwei Resonanzen oder Eigentöne bestimmt werden, 1) die des vorderen Mundkanals (*porch*, Vorhof, „Hals der Flasche"), und 2) die der inneren Mundhöhle (*chamber*, Hauptresonanzraum, „Bauch der Flasche"), welche beide durch die Zungenhebung geschieden sind. Dieser Satz wird nun von Lloyd weiter entwickelt. Nicht der absolute Eigenton bestimmt den Vokal, sondern die relative Tonhöhe, d. h. das Verhältnis der zwei Resonanzen zu einander. Durch ihre Verbindung wird der Ton beider Räume gesenkt, namentlich der des Hauptraumes durch die des Vorhofs; die hervorgebrachte Totalresonanz ist daher das Produkt der Resonanzen der ganzen Flasche, Vorhof oder Hals mitbegriffen, und ist tiefer als die Resonanz irgend eines Teils der Flasche. Bisweilen hat der „Hals" selbst eine excentrische, unregelmässige Gestalt und hat daher mehr als eine Resonanz. Dazu kommen noch Vokale mit unbestimmten oder flüchtigen Resonanzverbindungen (vgl. Sievers über „Reduktion", Phon.[3] 169). So erhalten wir drei Klassen Vokalbildungen: 1) Vokale bestimmter zwiefacher Resonanz, 2) Vokale bestimmter dreifacher Resonanz, 3) Vokale weniger bestimmter Resonanz.

Die erste und nach L. bei weitem wichtigste Klasse sind die neun bekannten engl. Vokale *i ĭ e æ* [in *care*] *a å o ŭ u*, welche besonders durch die Form des „Halses" bestimmt werden. Bei *i ĭ e* bildet der Vorhof einen röhrenförmigen, für jeden folgenden Vokal bedeutend längeren Hals; der Vorhof von *æ a* å baucht sich immer mehr in der Mitte aus, wird tulpenförmig.

Schon bei å fängt die vordere Öffnung an, sich zusammenzuziehen (runden), was bei *o ů u* immer mehr zunimmt, indem hier zugleich auch die hintere Öffnung mehr und mehr verengert, und so der Vorhof zwiebelförmig wird. Hiermit sind die Grandgent'schen Abbildungen zu vergleichen, die mit Lloyd's Beschreibungen ziemlich gut übereinstimmen. In allen diesen Vokalen hat der Vorhof nie eine excentrische, sondern immer eine einfache, regelmässige Form. Der Ton sinkt, je nachdem die Röhre verlängert wird; dieselbe Wirkung hat die Ausbauchung und endlich die vordere und hintere Verengerung. Das alles stimmt mit dem was man früher wusste. Neu ist die Lehre, dass die vordere Resonanz nie die einzige Resonanz eines Vokals ist. Nach Helmholtz sind bekanntlich nur die vorderen Vokale, wo die Halsbildung am leichtesten wahrnehmbar ist, das Produkt zweier Resonanzen, Tonempfind.[4] 174.

In seinen Untersuchungen über die Klangbildung der ersten Reihe fängt Lloyd mit der *i*-Gruppe als der am leichtesten wahrnehmbaren an. Die Form der Mundhöhle ist hier einer chemischen Retorte ziemlich ähnlich [vgl. Grandgent, oben S. 336]. L. geht nun von dem Satze aus, dass die Resonanz einer Flasche mit konstantem Halse von der Form des Bauches wesentlich unabhängig ist, so lange das Volumen des Bauches unverändert bleibt[1]. Die Resonanz solcher Hohlräume lässt sich genau berechnen, was L. näher ausführt. Diese Berechnung der Schwingungszahlen ist so genau, dass Fehler in der Oktave ganz ausgeschlossen sind. Dagegen ist die Analyse mittelst Stimmgabeln nicht so unfehlbar, wie Trautmann glaubt, weil dieselben in Wirklichkeit dem Resonanzraum ihren eigenen Ton aufdrängen.

Lloyd untersucht nun näher die Bildung der Vokale *ī, i, e, æ*. Der Vokal *ī* in *kin* wird mit ebnerem „Hals" oder Vorhof gebildet als *i*, entsprechend der Unterscheidung von *narrow* und *wide* der engl. Schule, welche indessen L. bei der Mehrzahl der Vokale nicht anerkennt, s. oben S. 139. Zugleich findet aber eine Erweiterung der hinteren Mundhöhle statt. Dies entspricht jedoch nicht der Bell'schen *expansion of the pharynx* bei den *wide vowels*, da bei dem 'narrow' *i* eine ganz ähnliche Erweiterung stattfindet, was man jetzt an den Grandgent'schen Vokalbildern deutlich wahrnehmen kann[2].

---

[1] „Lord Rayleigh in his *Theory of Sound* records a most suggestive observation of Liscovius. It is simply that the resonance of a flask partly filled with liquid is not affected in pitch by *tilting* the flask. Simple as the observation is, its importance for the present subject can hardly be exaggerated; for it shews at once that the resonance of a cavity of constant neck is very largely independent of the *shape* of the cavity so long as its *volume* remains constant. If this be true of the very changeable cavities of half-filled flasks it may be concluded to be generally true of all cavities of similar formation, that is to say, of all necked figures whose cavities have a length of not more than two or three times their breadth and possess a surface which does not present any important inward or re-entering curvature. In that case it will certainly be true, for example, of all configurations of the *i* group".

[2] Vgl. Lloyd's Kritik von Bell, *Pop. Manual*, Phon. Stud. IV, 117: „In regard to „wideness", Mr. Bell's definition of it is just what it has

Zur näheren Bestimmung der Vokale macht nun Lloyd eine Reihe Experimente, indem er durch einen sinnreich konstruierten und doch einfachen Apparat künstliche geflüsterte Vokale hervorbringt und analysiert. Der Apparat enthält die Hauptbedingungen für die Erzeugung der Vokale ohne die Analyse derselben zu hindern, und ist zugleich so fein, dass er die Bildung einer zusammenhängenden Reihe der feinsten Lautabstufungen, mit je $^1/_{20}$ Ton Zwischenraum, zulässt. Verschiedene Übelstände, welche mit den Helmholtz'schen Experimenten verbunden waren, werden dadurch beseitigt. Um dies zu ermitteln bedient Lloyd sich einer cylindrischen Flasche mit einem 44 mm dicken Pfropf [Länge des „Halses" bei den *i*-Lauten[1]], worin Röhren verschiedener Dicke luftdicht befestigt werden. Diese Röhren sind mit klein gestossenen Glasscherben u. dgl. gefüllt und stellen zugleich den „Hals" und die Stimmritze vor. Durch Anblasen erhält nun Lloyd Laute, die sich den gewöhnlichen geflüsterten Vokalen nähern. Er erhält in dieser Weise eine ganze zusammenhängende Reihe von Vokalen: die weiteste Röhre giebt einen *y*-haltigen Laut, die nächstfolgenden *ö*-haltige Vokale; dann folgt *ĭ* in *kin*, darauf *ə* in *bird*, endlich geschlossenes *i*, zuletzt *j*; alles mit zahlreichen Zwischenlauten; so findet sich auch ein Zwischenlaut von *i* und *j*, worüber oben mehrmals gesprochen ist.

Lloyd fängt seine Analysen mit dem echt englischen Vokal *ĭ* (bei L. i^2) an. Es ergiebt sich hier, dass *ĭ* 1) zwei Eigentöne oder Grundtöne

---

been before — „widening" of the organic aperture and expansion of the cavity „behind the tongue". The acoustic objections to this definition are (1) that the widening of the cavity would simply neutralize *pro tanto* the widening of the aperture so far as the production of vowel quality is concerned; and (2) that widening of aperture and lowering of tongue are synonymons expressions and cannot therefore be justly made the basis of two distinct kinds of differentiation in vowels.

I am quite willing to recognise the quality of „wideness" as exemplified in the contrast between Mr. Bell's wide and narrow key words. It seems to be in some sense an *acoustic* fact: but I fail to associate it universally with what Mr. Bell says are its organic conditions, or in fact with any constant organic conditions whatever. It seems really to be an acoustic distinction, which demanded to be somehow accounted for, and which has therefore been baptised into the organic system by a name which it has no right to receive".

[1] „It is clear that the i^2 configuration consists of a tube and a chamber . . . the tube is a passage abbout 44 mm long in a full-sized male organism". L. sagt uns nicht, wie er zu diesem Masse kommt. Zwischen welchen zwei Punkten ist der Abstand gerechnet? Von d bis h? Dagegen spricht aber, dass die Zunge schon gleich hinter g stark zu fallen anfängt (s. Fig. 6, oben S. 336), und die wirksame Röhre ja nach L. wesentlich die parallele Öffnung ist. Ich finde nachträglich Phon. Stud. V, 4, dass Lloyd wirklich so rechnet: „There [at the hart palate] the tube ends, being terminated by the abrupt declivity of the tongue". Vielleicht ist Lloyd's Gaumen ganz anders gebildet, namentlich flacher, als derjenige Grandgent's. Entschieden unrichtig ist wohl die Helmholtz'sche Massangabe 60 mm, oben S. 292. Bei Sprachforschern überrascht solche Nichtübereinstimmung nicht; es ist aber merkwürdig, dass man auch bei Physikern solche Verschiedenheiten in exakten Bestimmungen finden kann.

hat: eine absolute Tonhöhe ein wenig unter a'''' für die obere Resonanz, nicht mehr als 1/2 Ton über oder unter B für die untere Resonanz; 2) eine relative Tonhöhe ungefähr im Verhältnis von 29:1, d. h. der obere Eigenton macht 29 mal so viele Schwingungen wie der untere, oder sie sind durch ein Intervall von 5 Oktaven ÷ 1/2 Ton von einander entfernt. Die untere Resonanz kann nicht vollkommen isoliert werden. Wenn aber die obere Resonanz verstummt, macht der hörbare Rest der unteren nicht mehr den Eindruck von ĭ. Es ist aber leicht, die obere Resonanz zu isolieren, indem man die Röhre herausnimmt; aber es ergiebt sich dann, dass „the tubes yield nothing but an indistinguishable whistle of g♯⁴ or a⁴ [gis'''' oder a''''], without any vowel quality whatever". Beide Resonanzen sind also für die Erzeugung des ĭ-Lautes wesentlich.

Lloyd macht nun mehrere Reihen von Experimenten, indem er bald den „Hals", bald den „Bauch" modifiziert, und jede Veränderung durch eine entsprechende, z. B. eine Verlängerung des Halses durch Erweiterung desselben, ersetzt, um das Volumen und das Verhältnis zum Bauch unverändert zu erhalten; in dieser Weise werden zwar die absoluten Eigentöne verändert, der relative Ton aber bleibt derselbe; L. erhält daher durch diese Modifikationen wesentlich dieselben Vokalreihen, mit denselben Zwischenstufen. Es ist merkwürdig, dass sich durchgehend ein Zunehmen und Abnehmen zeigt, mit Maxima und Minima der Klarheit, indem auf jeden Vokal erst dunkle Zwischenlaute, dann derselbe Vokal oder der nächst verwandte, dann wieder dunkle Übergangslaute folgen u. s. w. Die Resultate werden in mehreren Tafeln verzeichnet.

Tafel I giebt die Resultate der oben beschriebenen Experimente mittelst Röhren von 44 mm Länge (Hals von ĭ) und wechselnder Dicke; Vokale der *i*- und *y*-Reihe mit dunklen Zwischenlauten.

Tafel II. Experimente mit Röhren von 55 mm (Hals von *y* [wohl eigentlich ɪ̣]) mit entsprechender Verengerung. Die Verlängerung senkt den Ton ungefähr um eine grosse Terz. Die Vokallaute ergeben sich als im Ganzen dieselben wie die von Taf. I, also innerhalb der *i*- und *y*-Reihe, mit ungefähr denselben Zwischenlauten.

Es folgen Experimente mit veränderter Länge des Hauptresonanzraumes (des Bauches der Flasche), für welche hier ein Glascylinder verwendet wird.

Tafel III. Länge der Kammer 75 bis 126 mm; Röhre Nr. 11 [55 mm Länge], welche bei II 'gutes ĭ' gab. Auch hier werden wesentlich dieselben Vokalreihen hervorgebracht, indem die Verhältniszahl ('radical ratio') zwischen den zwei Resonanzen dieselbe bleibt. Aber unter eine gewisse Länge (109 mm) darf die Kammer nicht verkürzt werden um ĭ hervorzubringen.

Phon. Stud. IV 57 folgt eine Untersuchung über die Bildung des geschlossenen *i*. Die Hauptschwierigkeit bei der Bestimmung dieses Lautes ist die mittlere Verengerung des Ansatzrohres. Wenn man die Konvexität der Zunge nach und nach abflacht, erhält man zuerst nicht ganz ĭ („wide *i*"), sondern ein dumpfes *i* („dull *i*", oder „blunt *i*"). Es wird nachgewiesen, dass ĭ „is not simply the blunt (or „wide") form of *i*, but that ĭ and *i*

are totally distinct vowels, each of which is capable of being produced in a keen or blunt form". Dies trifft mit dem zusammen, was ich oben erörtert habe. Im engl. *ee* hört L. 'blunt *i*', nicht mit Sweet 'blunt *ɩ* + *j* glide'[1]. Der Unterschied zwischen konvexer und planer Zungenstellung gleicht dem zwischen der divergierenden Trompete und der cylindrischen Flöte. Die Verengerung in der Mitte bringt besondere Schwingungen in jeder Hälfte hervor, indem besonders die äussere Hälfte (als Schalltrichter) die Obertöne verstärkt. Der Unterschied zwischen *keen* und *blunt* ist von der Verhältniszahl unabhängig, wird aber durch die Obertöne des oberen Resonanztones bewirkt[2]. An diese Ausführung schliesst sich nun:

Tafel IV. Experimente mit konvergierenden Röhren von 30.5 mm Länge (Hals von *i*). Das Hellerwerden des *i* durch die mittlere Verengerung der Röhre zeigt sich deutlich; sonst ist das Verhältnis ungefähr dasselbe wie früher; nur treten „*keen* vowels" an den Stellen der früheren „*blunt* vowels" ein, da die Verhältniszahl in beiden Arten dieselbe bleibt. Bei *i* nimmt die Röhre (der „Hals") $^1/_{102}$ des ganzen Volumens, bei *ɩ* $^1/_{67}$ oder $^1/_{63}$ ein. Zwischen *ɩ* und *e* ist eine Kluft. Nach *ɩ* scheinen zunächst dunklere Laute zu folgen, ehe man zu *e* gelangt. Dies zeigt genauer:

Tafel V. Experimente mit Röhren von 66 mm Länge und Cylindern wechselnder Länge, welche die obige Reihe weiter führen: von dem längsten Cylinder anfangend erhält man zuerst ungefähr *ø* in frz. *peu*, dann *ü*[*ɪ*]-ähnliche Laute, darauf eine lange Reihe von *ö*-Lauten, endlich nach und nach *e*, dann wieder dunklere Laute (*ə* in *her*), zuletzt engl. *ę* in *feign*, welches wieder an Deutlichkeit allmählich abnimmt.

Tafel VI. *e* und *ę*. Experimente mit Röhren von 75 mm Länge und Cylindern von 124 bis 90 mm. Hier erhalten wir erst *e*-Laute, dann durch allmähliche Kürzung des Cylinders *ə*-artige, dann *ę*, endlich dunklere Formen. „In this case, as in that of *i* and *ü* [*y* oder *ɪ*] the sounds thus artificially realised do not entirely correspond with their extant natural antitypes: but we are now better able to put our finger at once upon the reason of the difference ... Now it is very easy to see by the aid of the mirror and search-light, that when we try to pronounce a very clear and keen *e* or *ę*, we „bunch" the tongue and create a double-funnel tube,

[1] Von Sweet's Analyse *ɩj* sagt er: „it makes the English long *i* and the English short *i* to be identical in quality, which is certainly not the case even in Southern English. The truth seems to be that the English long *i* is a real *i*, but that in London and the South it is often the blunt *i*, which finds no place in the organic table [Bell-Sweet's System]". Von seinem eigenen Dialekt sagt der Verf. III, 257: „that his English is more of the national conservative type embodied in Bell and Murray than of the metropolitan colloquial description recently popularized in Germany by Mr. Sweet in his *Gesprochenes English*". Lloyd ist Nordengländer, aus Liverpool.

[2] Vgl. Helmholtz, Tonempfind. [4]187: „Schmetternder, scharfer Klang heisst Klang mit vielen und starken Obertönen; je stärker diese sind, desto deutlicher treten natürlich auch die durch ihre Differenzen bedingten Unterschiede der Vokale hervor". Vgl. auch S. 192-3, und Anhang VII, S. 621 ff.

just as we did in the case of *i*, except of course that the waist of the tube and therefore the „bunching" of the tongue is situated a little further inward". Folglich erkennt L. auch bei *e* und *ẹ* „enge" Bildung (konvexe Zungenhebung) an, was er oben nur bei *i* zuzugeben schien. Das durch L.s Apparat hervorgebrachte *e* (und *ẹ*) ist „blunt", während das natürliche z. B. frz. *é* „keen" ist. Im Fluss der Rede [bes. im Englischen] erreichen diese wie andere Artikulationen gewöhnlich nicht vollkommene Schärfe, sondern werden unvollkommen gebildet, was L. *cursive* nennt; dies fällt jedoch nicht ganz zusammen mit dem Jespersen'schen *lax*.

Es ist merkwürdig, dass bei L. überall dunkle, den gemischten Vokalen *ị ə ə̄* ähnliche Laute zwischen den vorderen Vokalen *i ī e* liegen. Wenn aber L. hieraus die Nichtigkeit der gemischten Reihe folgern will, und sogar behauptet, dass *ị* auch seiner Artikulation nach zwischen *i* und *ī* liegt, so kann ich ihm hier nicht folgen. Der Umstand, dass *ị* in relativer Tonhöhe zwischen *i* und *ī* liegt, scheint allerdings für L. zu sprechen; indessen scheint dies für das wirkliche, im Munde hervorgebrachte *ị* nicht bewiesen. Der absolute Eigenton, welcher auch nach L. bei einem und demselben Individuum bei gleicher Tonstärke wesentlich konstant ist, kann doch wohl nicht ganz bedeutungslos sein. Nun liegt bei Sweet wie bei mir *ị* (russ. poln. *y* in *syn*) in Eigenton wenigstens zwei ganze Töne unter *i*, dagegen *ī* nur einen halben Ton unter *i*. Zweitens ist *ị* seiner Artikulation nach offenbar ein zurückgezogenes *i*, dessen Zungenhebung zwischen der von *i* und *u*, nicht aber zwischen *i* und *ī* liegt. Wenn die thatsächliche Artikulation überall mit L.'s Ergebnissen stimmen sollte, müsste auch *ø* in Zungenstellung zwischen *y* und *i* liegen, was offenbar nicht der Fall ist. Es ist hieraus zu folgern, dass in der wirklichen organischen Artikulation das Verhältnis ein anderes ist als das, welches Lloyd durch seinen künstlichen Apparat konstruiert; dieser hat, wie auch L. selbst zum Teil erkennt, eine Regelmässigkeit, welche die natürliche Mundhöhle nicht besitzt.

Es herrscht bei Lloyd eine gewisse Verwirrung bei den Lauten *y* und *ị*, die er nicht streng unterscheidet; er scheint beide unter die Kategorie von 'modified *u*' (*ù*) zu vereinigen. Er bestätigt zwar IV 186 die gewöhnliche Bestimmung des frz. *u* („protruded *u*"), während er vom russ. und kymr. *ị* sagt: „it is formed without any lip contraction at all, and with a tube porch which exceeds that of the *i* vowel both in width and length". Die Bestimmung der Länge ist offenbar richtig, aber andererseits scheint der Verf. *y* einen ebenso langen Hals zu geben, so IV 50. 51 vgl. 42. Hier liegt also eine gewisse Unklarheit vor, welche der Verf. später wird aufhellen müssen. Jedenfalls sind *ø* und *ə*, *y* und *ị* ganz verschiedene Laute. Es ist daher sonderbar, dass der *y*-Laut, welchen der Verf. selbst so klar und evident findet, auf keiner der Tafeln einen eigenen, von *ù* (= *ị*) unterschiedenen Platz bekommen hat. Am deutlichsten drückt sich Verf. IV 183 aus: „Table I carries us through the obscure [!] *peu* vowel to a definite 'modified *u*', possessing a distinct resemblance to the German *ü*, the French *u*, and still more to the Welsh vowel of similar [?] sound, which Sweet classifies as the high-mixed-narrow". Hier haben wir einen schwachen Punkt bei L. Der künstliche Vokal kann allen diesen

Vokalen auf einmal nicht ähnlich sein ohne von ihnen allen verschieden zu sein. Wir müssen von dieser Gleichung folgern, entweder dass der Apparat die Laute nicht vollkommen wiedergiebt, oder dass der Verf. die betr. Laute nicht vollkommen beherrscht oder mit englischen Ohren auffasst. Es ist auch nicht klar, welche Unterscheidung er zwischen dem Vokal in frz. *peu* und d. *schön* macht, und ob er mit den drei durch *schön*, *böse* und *Göthe* vertretenen Stufen S. 185 drei verschiedene Schattierungen oder denselben Laut meint. Warum spricht L. von 'the obscure *peu* vowel'? Wenige Laute sind für diejenigen, welche ihn in ihrer Sprache besitzen, klarer. III 184 nennt L. die 3 Zwischenstufen *peu*, *schön*, e. *her* alle „less definite". Ich bezweifle nicht, dass die Zwischenstufen unbebestimmt sind, aber dann können sie nicht mit *ø* identisch sein. L. scheint den Unterschied zwischen dem bestimmten *ø* und dem unbestimmten *ə̄* in *her* nicht scharf aufgefasst zu haben, sich also von engl. Associationen nicht freigemacht zu haben.

Weiter lehrt Lloyd ib. IV 193: „The *ị*, *e* and *ẹ* porches have each been longer than the last and have each pushed the limits of the inner chamber further back in the mouth. In the last case the chamber almost ceases to extend into the mouth at all, for both the distension of the neck and the lifting of the soft palate are slight, though perceptible. And we shall find that in the next vowel [*æ* in *care*] both movements completely disappear; the neck is not distended at all, and the uvula hangs down to its full length; it is simply drawn backward to shut off the nose. The chamber of this *æ* vowel is in fact simply the pharynx, and its porch is simply the mouth". Hier scheint L. einige unserer phonetischen Grundbegriffe umstürzen zu wollen, indem er aus dem vorderen Vokal *æ* einen hinteren machen will. Ich meine, dass Sweet diesen Vokal vollkommen richtig als *low-front-narrow* bestimmt hat. Die einfachste direkte Beobachtung scheint ja doch zu lehren, dass hier wie bei *ę* die kleinste Öffnung zwischen Vorderzunge und Vordergaumen stattfindet; man braucht nur bei Grandgent (oben Fig. 6 S. 336) zwischen *ĕ* (*ę*) und *ă* (*ä*) eine Mittellinie zu ziehen, so hat man *æ* in care (wo übrigens Viele zunächst *kęə* sprechen[1]). Bei den *e*-Lauten geht die kleinste Öffnung kaum über g (praepalatum) hinaus; man könnte höchstens noch h (mediopalatum) zum erweiterten Hinterende der Röhre mitrechnen. Hier stimmen Sweet, Jespersen, Passy und ich vollkommen überein. Um uns zu überzeugen, dass der Irrtum auf unserer Seite ist, bedarf es viel eingehenderer Nachweise durch direkte und kontrollierte Beobachtungen der Mundstellungen, als uns Lloyd gegeben hat.

Es erhellt aus dem Vorhergehenden, dass Lloyd ein Akustiker ersten Ranges ist, und dass seine Arbeit für die Bestimmung der feinsten Lautschattierungen von geradezu epochemachender Bedeutung sind. Mit Bezug auf die Artikulationen und Mundstellungen hat er einige neue Behauptungen gemacht, die Zweifel erregen; wenigstens wird er hier eine

---

[1] Vgl. Bell V. S. 94. 114; Sounds 36.

ordentliche Auseinandersetzung mit der „organischen" Schule nötig haben, um eine vollkommene Übereinstimmung zu erreichen.

Auch ist es wohl nicht so ganz sicher, dass der Lloyd'sche Apparat absolut vollkommen ist. Man fühlt sich nicht ganz überzeugt, dass die auf diese Weise gebildeten Vokale mit den wirklichen ganz identisch sind. Lloyd räumt selbst gewisse kleinere Abweichungen ein. Sollte es ganz und gar unmöglich sein, einen Apparat zu konstruieren, der ein treues Abbild des menschlichen Sprechorgans darstellte und doch die Analyse zuliesse? Man müsste freilich nicht nur die Weichteile beweglich und verschiebbar, sondern auch die Wangen und den Hals durchsichtig machen, um alle Vorgänge ungehindert beobachten zu können.

Nach dieser Einführung wird es dem Leser hoffentlich ein wenig leichter werden, zur Abhandlung selbst zu gehen, was ich einem Jeden, der sich über die schwierigen Probleme der Vokalbildung unterrichten will, auf das dringendste empfehle.

Lloyd's Arbeit gehört zur Phonetik der Zukunft.

Ed. Schwan und **E. Pringsheim**, *Der französische Accent.* Eine phonetische Untersuchung (Archiv für das Stud. der neueren Sprachen). Leipzig 1890. Ein bekannter Romanist schreibt über diese Arbeit an einen Korrespondenten: „Schwans Arbeit hat mir keinen besonderen Eindruck gemacht. Der historische Teil ist ungenau und stellenweise sogar unkritisch; die neueren Phonetiker werden von ihm spitzfindig interpretiert; die angestellten Versuche mit dem Phonographen sind ungeschickt unternommen und ihr Resultat eigentlich gleich Null". Diese Bemerkungen scheinen mir in ihrer Kürze so zutreffend, dass ich mich bei der Knappheit des Raums begnüge, sie hier abzuschreiben.

Wenn der von Edison erfundene Phonograph in seiner neuesten, vervollkommneten Gestalt erst recht allgemein zugänglich geworden ist, wird derselbe zu sehr interessanten Experimenten dienen können. Zwar wird die menschliche Stimme im Phonographen etwas metallisch, und ist von begleitenden Geräuschen nicht frei; aber im Ganzen ist die Reproduktion erstaunend getreu, wenn man gute Exemplare benutzen kann. Ich habe mit einem solchen hier in Christiania einige Zeit Experimente machen können; ich habe schwierige norwegische Dialektproben und andere Sprachproben darin gesprochen, und jeden Laut, jeden Ton mit den feinsten Modulationen absolut genau reproduzieren hören. Man wird künftig eine mit der Post versandte Probe einer fremden Sprache, eines entlegenen Dialekts am Phonographen in aller Bequemlichkeit in seinem Zimmer studieren können. Die Wiedergabe kann, wenn man die Cylinder vorsichtig behandelt, hundert, ja tausendmal unverändert wiederholt werden. Von den leicht zerstörbaren Wachscylindern können galvanoplastische Abgüsse genommen werden.

Über den Phonautographen und andere physisch-akustischen Instrumente, verweisse ich, ausser auf Holmholtz's *Tonempfindungen* und Techmer's oben besprochene Arbeiten noch auf folgende Abhandlungen:

L. Hermann, *Über das Verhalten der Vokale am neuen Edison'schen Phonographen.* (Aus dem physiol. Institut zu Königsberg.) Archiv für die gesamte Physiologie, herausgegeben von Dr. Pflüger, Bd. 46 und 47, S. 42 ff.

L. Hermann, *Phonophotographische Untersuchungen* III, ebenda S. 347 ff. Vgl. Lloyd, Phon. Stud. IV 295 ff.

Ph. Wagner, *Über die Verwendung des Grützner-Marey'schen Apparats* und des Phonographen zu phonet. Untersuchungen, Phon. Stud. IV 68 ff.

Dr. Hugo Pipping, *Om Klangfärgen hos sjungne vokaler*[1]. Undersökning udförd vid fysiologiska institutet i Kiel medels Hensens fonautograf. Helsingfors 1890. Dissertation.

Dr. Hugo Pipping, Om Hensens Fonautograf som ett hjälpmedel för språkvetenskapen[2]. Helsingfors 1890.

Wendeler, Ein Versuch, die Schallbewegungen einiger Konsonanten und anderer Geräusche mit Hilfe des Hensen'schen Sprachzeichners darzustellen. Zeitschrift für Biologie XIII. Kiel.

Die wichtigsten phonetischen Zeitschriften:

Phonetische Studien, Zeitschrift für wissenschaftliche und praktische Phonetik, mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht in der Aussprache. Unter Mitwirkung von [den meisten neueren Phonetikern] herausgegeben von **Wilhelm Vietor**. Marburg, Elwert, von 1887 an. Dies ist die den Philologen zu empfehlende Hauptquelle, wo man den neuesten Fortschritten der phonetischen Wissenschaft zu jeder Zeit am besten folgen kann.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft ... herausgegeben von **F. Techmer**. I—III. Leipzig, Barth, 1884—87. IV bis V. Heilbronn, Henninger, 1889—90. Enthält viele gelehrte phonetische Artikel und Rezensionen, bes. von Techmer, vgl. oben.

Transactions of the Philological Society, London von 1854. Viele phonetische Arbeiten besonders von Sweet, s. oben, passim.

Dhi Fonètik Tîtcer, dhi organ ov dhi fonètik tîtcer'z assóciécon, édited bai **Paul Passy**, I: Neuilly 1886. II: dhə fɔnetik tîtcer, dhi orgən ov dhə fɔnetik tîtcerz əsɔucieicən. 1887. III: ðə fɔnetik tîtcer. θerd yîr 1888.

IV—VI: lə mɛːtr fɔnetik, ɔrgan də l asɔsjʌsjɔ̃ fɔnetik de prɔfɛsœr də lɑ̃g vivɑ̃t. 1889-91.

Wie man sieht, haben Lautschrift und Titel mehrfach Verwandlungen durchzugehen gehabt. Diese Zeitschrift enthält viele wertvolle phonetische Aufsätze von Passy, Sweet, Miss Soames[3], Vianna u. a.

---

[1] Über die Klangfarbe gesungener Vokale.

[2] Über den Hensen'schen Phonautographen als ein Hilfsmittel für die Sprachwissenschaft.

[3] Über das wertvolle Buch von Miss **Soames**, *An Introduction to Phonetics* (English, French, and German), muss ich wegen Mangels an Zeit und Raum auf die sehr günstigen Besprechungen von Vietor in Lit. Centralblatt 19. Sept. 1891 und Lloyd Phon. Stud. V 78 ff. verweisen. Während gelehrte phonetische Abhandlungen genug vorlagen, besass man

Keine Disziplin der neusprachlichen Philologie hat in den letzten Jahren eine so reiche und starke Entwickelung erfahren wie die Phonetik. Sie ist das neue Element, das Ferment, geworden, das jetzt die ganze Sprachwissenschaft belebt. Es schien mir daher geboten, dass die neue Wissenschaft in der „Englischen Philologie“, welche zu so vielen alten und neuen Sprachen Beziehungen hat, verhältnismässig stark vertreten würde.

Ich hoffe den Leser jetzt in das Studium der allgemeinen Phonetik und namentlich auch in die Diskussion der auf der Tagesordnung stehenden phonetischen Probleme eingeführt zu haben. Bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft scheint mir dies fruchtbarer als eine dogmatische Darstellung eines Systems, dessen einzelne Teile nicht immer ganz feststehen, sondern fortwährend Gegenstand der Diskussion und der Untersuchung sind.

Kap. II. Englische Aussprache.

Von der allgemeinen Phonetik gehen wir jetzt zur speziell englischen Aussprache über. Dieselbe bietet bekanntlich bedeutende Schwierigkeiten; diese liegen zum Teil in der inkonsequenten Orthographie, der gemäss es eine Menge Ausnahmen zu geben scheint, wo aber die Aussprache in Wirklichkeit auf regelmässiger historischer Entwickelung beruht; derselbe Laut wird oft in vielen verschiedenen Weisen bezeichnet. Diese Inkonsequenz rührt von einer Mischung des historischen und des phonetischen Prinzips her. Im Mittelalter war die Schreibung wesentlich phonetisch; man hatte wenigstens die Absicht, die Laute auszudrücken, wenn man auch in ihrer Bezeichnung sehr schwankend verfuhr. So wurden z. B. die angelsächsischen Diphthonge mehrere Jahrhun-

bes. in englischer Sprache keine leicht fassliche, auf den Schulunterricht berechnete Darstellung. Diese Lücke füllt Miss Soames' Buch durch lichtvolle Darstellung, Ausschliessung von allem Problematischen und Aufrechterhalten der guten südenglischen Aussprache mit besonderem Glück aus.

derte nachdem sie in der Aussprache zusammengezogen oder vereinfacht worden, vielfach in der Schrift beibehalten; im 14. Jh. schrieb man noch zuweilen *dead* (so Wycliffe, älteste Handschrift, Matth. 2, 20 etc.) neben dem damals gewöhnlichen *deed*, mit langem *e*-Laute gesprochen; es war das ags. *deád* (nach Anderen[1] *déad*), welches durch die Tradition überliefert worden. Dieser Digraph wurde z. B. bei Chaucer (MS. Harley 4337) auf französische Wörter wie *ease* (frz. aise), *please* (frz. plais, Conj. plaise) übertragen, vgl. Behrens, *Beiträge zur Geschichte der frz. Sprache in England*, Frz. Studien V, 2, 129 ff. Im 16. Jh. wurde dieses *ea* allgemein um die Aussprache ē zu bezeichnen im Gegensatz zu *ee*, das den Laut ī bezeichnete, so *great* ags. greát, *greet* ags. grētan. Später ist die Aussprache geändert worden, so dass *ea* grösstenteils zu ī geworden ist (*great* bildet noch eine Ausnahme), aber die Rechtschreibung des 16. Jhs. ist hier wie überhaupt im Wesentlichen behalten worden, und der Digraph *ea* rührt somit schon vom Angelsächsischen her, von einer Aussprache, die am Schluss des 12. Jahrhunderts ausstarb. In gewissen Fällen wurde die Schreibung französischer Wörter auf die lateinische Form zurückgeführt, z. B. *victuals* Victualien (auch neufrz. *victuailles*[2]), das der Aussprache nach *vittles* geschrieben werden sollte (wie es Swift, *Polite Conversation* wirklich schreibt; die

---

[1] Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 128. 140 ff.; Koch in Zeitschr. f. deutsche Philologie II, 147 ff.; ten Brink, Zum englischen Vokalismus in Zeitschr. f. deutsches Altertum XIX, 218. 220; Trautmann, Besprechung von Sweets A. S. Reader in Anglia I, 381 ff. Auch Sweet ist später teilweise dieser Ansicht beigetreten und hat sich in einem Vortrag in der *Philological Society* 21. Feb. 1879 nach dem Referat in *The Academy* so darüber ausgesprochen: „The diphthongs in [A. S.] *heard* [hard], *heorte* [heart], *dream*, *freosan* [freeze] all originally had the stress on the first element, which was long in the second pair; *æa*, *éo*; *ææa*, *eeo*. Afterwards the stress was often shifted together with the quantity, *ææa* becoming *æaa*“ [oder *ē'a* wurde *eā'*; indessen gründet sich das lange *e* im engl. *great* offenbar auf die Grundform *grē'at*; die Aussprache wird wohl besonders in der Übergangszeit schwankend gewesen sein]. Genauer Sweet HES² 124. 128.

[2] Im Französischen herrscht die gelehrte Form auch in der Aussprache, im Englischen nur in der Schreibung. Sonst sind französische Formen im Englischen auch in der Aussprache latinisiert worden: aus frz. *avis* ist engl. *advice*, aus frz. *avertir*, *avertissant* etc. engl. *advertise* geworden, was wohl teilweise von der mittelfranzösischen etymologischen Schreibung herrührt; die in Frankreich stummen Buchstaben wurden in England ausgesprochen. Vgl. *baptize* gegen *baptiser* = *bâtizé*, it. battezzare.

Humoristen geben *wittles* als vulgäre Form; übrigens sehen jetzt viele das Wort überhaupt als vulgär an); vgl. afrz. und aengl. *vitaille*, nfrz. *ravitailler*[1]; *'vittles'* aus *vitaille* wie *battle* aus *bataille*, bei Shakespeare noch *battaile* (historische Schreibung) Macb. I, 1 Fol. 1, neben *battel*[2] (phonetische Schreibung) Macb. V, 6 ibid. Es ist wesentlich die Buchdruckerkunst und das rege literarische Leben der Renaissancezeit, die die Rechtschreibung des 16. Jahrhunderts festgestellt haben; die späteren Veränderungen sind verhältnismässig unbedeutend gewesen. Kurz, das Englische hat im Wesentlichen die Rechtschreibung Shakespeares und der Bibel beibehalten.

Um eine gute englische Aussprache zu erlangen hat man nicht nur einen guten Lehrer oder Umgang mit Eingeborenen nötig; sondern auch gute theoretische Anleitung. Von den allgemeinen phonetischen Lehrbüchern abgesehen, die auf die speziellen „Ausspracheregeln" d. h. auf das Verhältnis zwischen Laut und Bezeichnung nicht oder nur wenig eingehen können, gab es zur Zeit der ersten Ausgabe dieses Buches kaum eine befriedigende Darstellung der englischen Aussprache. Der Anhang von der Aussprache, welchen ich für Bennett's *Praktisches Lehrbuch der engl. Sprache*, Christiania 1862 schrieb, ist wesentlich nur eine Beschreibung der einzelnen Laute, in welcher mehreres jetzt der Umarbeitung bedarf.

Ehe ich dazu übergehe, die besten mir bekannten Anleitungen zur engl. Aussprache zu besprechen, will ich kurz meine Bezeichnung bes. der engl. Laute erklären. Sie ist nicht immer streng phonetisch, aber doch hinreichend genau; ich gebrauche hier der genaueren Unterscheidung wegen einige neuen leicht verständlichen Zeichen. Ich bezeichne Vokallänge durch übergesetzten Strich[3]. Den Accent (') setze ich

---

[1] Dem Deutschen entlehnt ist das vulg. (ziemlich veraltete) dän. *Fetalie*, pl. *Fetalier* Victualien („ohne *pl.*" Helms, Dän. Wörterb. unrichtig); mittelnordisch *Fetaliebrödre* „Victualienbrüder", Namen der bekannten mecklenburgischen Kaper oder Seeräuber im 14. Jh. Vgl. mnd. *Vitalie*, *-nbroder*.

[2] In der Rechtssprache 'wager of *battel*', Entscheidungsstreit, Duell als Gottesurteil. Doch wird daneben auch die gewöhnliche Schreibung beibehalten: „*Wager of battle* is abolished by 59 G. 3 [statute of 59th year of George the Third] c. 46", Cabinet Lawyer S. 803.

[3] Ich bezeichne jetzt die Vokallänge in der alten Weise, teils weil die früher von mir gebrauchte Verdoppelung den Wörtern oft ein ungefüges, schwerfälliges Aussehen gab, teils weil ich den phonetischen

nach der Silbe; Hauptaccent wird durch ′, Nebenaccent durch ‵ bezeichnet.

a bezeichnet *a* in father *fā′ðə[r]*, past *pāst*, norddeutsches *a* in Vater. Wird auch zur Bezeichnung des 1. Elements des Diphthongs *ai* in I, eye, *au* in now, house gebraucht, s. oben und unten.

a schottisches *a* in father, man (das den Engländern wie „fawther", „mon" klingt), ostnorw. schwed. langes *a* in fader; wesentlich frz. *â* in lâche.

å tiefes labiales *a* in call *kål*, law *lå*, lord *låd*, wohl ziemlich identisch mit dem tiefen *a* vieler deutschen Mundarten, vgl. Sweet, Handb. 29; Mittellaut zwischen a und nordischem *å*.

å in norw. Aar *år* (Jahr), scheint mir wesentlich derselbe Laut wie engl. *o* in more, mourning nach der ältern Aussprache. S. *ǫ*.

ȧ helles *a* in past *pȧst*, zwischen *a* und *ä*, eine verfeinerte, künstliche Aussprache, Smart's „compromise"; ungefähr frz. *a* in madame, mal.

ä in hat, cat, zwischen deutschem *a* und *ä*; nähert sich in der südengl. Aussprache oft dem *ę*, Ellis EEP 106. 1147; Sw. HES² 275.

æ breites ostnorw. *æ* in *bærə*, schwed. *bærȧ*, zwischen *ä* und *ę*; nahezu zentralitalienisches *e* in *bello*; etwas breiter und niedriger (offener) als Bell-Sweet's low-front-narrow.

ɛ in air *ɛ̄ə*, care *kɛ̄ə*, Sweet's low-front-narrow; nicht ganz so offen wie *æ*, aber offener als *ę*.

ę[1] in let *lęt*, men *męn*, very *vęrĭ*, norddeutsches offenes *e* in Mensch, Männer.

e in schott. name *nēm*, day *dē*, Mary *mē′rĭ*; deutsches geschlossenes *e* in See.

Grundsatz, für jeden Laut nur ein Zeichen zu gebrauchen, so viel wie möglich festhalte. — Bekanntlich giebt es eine kürzere (halbe) Länge vor harten (stimmlosen) Konsonanten: *take*, *race*, volle Länge vor weichen (stimmhaften) Kons.: *vague*, *rays*; dieser Unterschied könnte durch *eⁱ* und *ēⁱ* bezeichnet werden, ist aber hier unberücksichtigt geblieben. Nach Sweet Handb. 73. 111 etc. bleibt kein langer Vokal homogen, sondern wird nach dem Ende hin abgeschwächt oder (bei *u*, *i*) halbvokalisch, so dass man in der That *aə*, *ij*, *ůw* etc. statt *ā*, *ī*, *ū* spricht. Ich finde diese Modifikation so unmerkbar, dass ich sie unbezeichnet gelassen habe.

[1] Das Zeichen ist der mittelalterlichen Schreibung entnommen; das Häkchen ist eigentlich ein Rest von *a*.

eⁱ in südengl. name *nēⁱm*; fängt gewöhnlich mit einem Zwischenlaut von *e* und *ę* an, und schliesst mit einem Zwischenlaut von *ĭ* und *i* (Sweet Sp.[1] 6). Vor Stimmlosen ist der Anfang kürzer: dace *deⁱs*, day *dēⁱ*, days *dēⁱz* (vgl. Murray, unten). Ich lasse jedoch gew. diese Feinheiten ausser Betracht und gebrauche *eⁱ* als hinreichend genaue, praktische Bezeichnung.

ė gehobenes *e*, nach kontinentaler Auffassung *e* näher als *i*, in houses *hauzėz*, ended *ęndėd*; oft in here, hear *hėə* (*hėɐ*), auch *hĭə*[2], *hįə* etc., pity *pĭtė* (auch *pĭtĭ*), honest *ǫnėst* (auch *ǫnęst*).

ə̣ eine dunklere Form von *ė*, s. unten, Rec. von Sweet.

ə der unbetonte, verdunkelte Vokal in better *bęt'ə*, writer *rai'tə*[3], here *hĭə*, nation *neⁱšən*, villa *vĭl'ə*, about *əbaut'*, Amerika *əmęr'ĭkə*; Sweet's mid-mixed-wide, offener als deutsches *ə* in *Gabe* und etwas mehr nach *a* hin; nähert sich im Diphthongen *əi* zum Teil *ɐ*, *a*.

ə der dunkle, mehr *ö*-ähnliche Laut in Sir *sə̄*, bird *bə̄d*, burn *bə̄n*; etwas kürzer in hurt *hə̄t*; Sweet's low-mixed-narrow. Fällt in tonlosen Silben mit *ə* zusammen: murmur *mə̄mə*, yes Sir *jęs sə*, *jęs'ə*.

ɒ der dunkle, mehr *a*- als *ö*-ähnliche Laut in but *bɒt*, come up *kɒm ɒp*; Sweet's mid-back-narrow-advanced.

---

[1] *Sp.* = Spoken English.

[2] Nach Sweet *hĭə* mit „*i* slightly lowered", Sp. 7. Inlautend wie in barring, stared, reared lasse ich diesen Gleitlaut meist unbezeichnet, um so mehr, als die Aussprache zum Teil schwankt: barring *bārĭŋ*, *baərĭŋ*, stared *stɛəd*, *stɛd*. In Fällen wie Mary *mɛərĭ*, weary *wiərĭ*, wiry *waiərĭ*, curious *kjuəriəs* findet sich immer ein Gleitlaut, welchen ich als selbstverständlich meist nicht bezeichnet habe. Am deutlichsten ist der Gleitlaut nach geschlossenen Vokalen wie *i*-, *e*-, *u*-Lauten.

[3] Kann auch *rai'tə[r]* geschrieben werden, da *r* vor Vokalen ausgesprochen wird: the writer of the book *ðə rai'tər ǫv* (*əv*) *ðə buk*. Da *r* sonst mit vokalischem Auslaut zusammenfällt, wird es oft auf Fälle, wo es nicht ursprünglich ist, besonders in der Vulgärsprache, aber auch bisweilen bei Gebildeten, unwillkürlich übertragen. Ich habe oft „an *idear* of it" u. desgl. gehört. Sweet erzählt in der *Academy*, dass „a Welshman abruptly asked him: 'Why do you say *idear of?*'" Sweet antwortete, dass diese Aussprache ihm wohl bekannt war; er glaubte sie aber selbst nicht zu haben. Man findet bei Humoristen oft Formen wie *feller*, *fellar* fellow, *foller* follow; diese bezeichnen eigentlich *ə* vor Kons., *ər* vor Vok. — Dagegen halte ich es für das richtigste den mit *l* verbundenen Stimmlaut nicht selbständig zu bezeichnen, also handle *hän'dl*, nicht (wie einige schreiben) *hän'dəl*. Der *l*-Laut scheint mir hier unmittelbar auf *d* zu folgen, und der dunkle Vokallaut ist der Stimmton des *l*, nur tiefer als im Deutschen, weil engl. *l* mehr guttural ist.

ɐ dunkles a, zwischen *ə* und *a* oder *ä*[1], in how ***hɐù*** oder *hɐö* (Sweet); Sweets low-mixed-wide; idea *əidī'ə* oder ***əidīɐ***[2], Amerika *əmẹr'ĭkə* oder *ɐmẹr'ĭkɐ*, palace *pälɐs, päləs,* about *ɐbaut, əbaut*[3].

ai ungefähre praktische Bezeichnung des betonten Diphthongs in time *taim* (genauer *təĭm*, fast *tɐĭm*).

əi unbetonte, leichtere Form von *ai*: likewise *laikwəiz*, vgl. Bell VS 113, Sweet Sp. 6. 7, Prim. Phon. 76.

au ungefähre praktische Bezeichnung des betonten Diphthongs in how, s. ɐ.

əu unbetonte, leichtere Form von *au*: outhouse ***authəus***, however *həuẹvə*, s. Bell, Sweet ll. cc.

i in see *sī*, machine *məšīn*; fängt eig. mit einem Mittellaut von reinem *i* und *ĭ* an, und schliesst mehr geschlossen; nach Sweet zunächst *ĭj*, nach Sp. 7 auch *ĭi*. Ich höre zunächst *ĭi*, lasse aber diese Modifikation unbezeichnet.

ĭ in bit *bĭt*, fish *fĭš*, das offene *i*, offener als das norddeutsche in Fisch. Unbetontes *ĭ* nähert sich oft *ė*: pity *pĭtė*, mit Satzaccent *pĭt'ė*; bes. wo *e* geschrieben wird: honest *ǫnėst*, goodness *gůd'nės*.

ị dunklere Form von *ĭ*, s. unten, Rezension von Sweet.

ı̣ dunkles *i*, Sweet's high-mixed-wide, oft in pretty ***prı̣tĭ***, bisweilen in fishes *fĭšı̣z*, besonders in nachlässiger Aussprache. Vgl. dän. *gīvı̣s*, oben S. 327. Offener und loser gebildet als slawisches *ı̣* in russ. *syn*.

o schottisches *o* in so *sō*; deutsches *o* in so *zō*.

*o*ᵘ in engl. so *sō*ᵘ; fängt eig. mit einem Mittellaut von reinem *o* und *ǫ* an, und schliesst geschlossener, ungefähr mit *ů*. Vor Stimmlosen kürzer: gross *gro*ᵘ*s*, dagegen rose *rō*ᵘ*z*, nach Sweet Sp. 2 beide halblang, fast *rō-ůz*. Gew. begnüge ich mich überall mit *o*ᵘ.

---

[1] Das erste Element in *ai* liegt in der gebildeten Aussprache etwas höher als in *au* (nach Sweet mid- und low-mixed), aber der Unterschied ist nicht gross. Im Cockney Dialekt eher umgekehrt: *ai*; *äu*, sogar *ẹu*.

[2] Mit idea *əidī'ɐ* vgl. die scherzhaften Reime:

Jerem*iah*,	und: Said the Sq*uire* to Ma*ria*:
Blow the *fire*!	Your beauty I ad*mire*, etc.
(Trautmann, Angl. III, 210.)	(Mitteilung von Prof. D. Seitz.)

[3] Ich habe mit ɐ auch portugiesisches *a* in *cama* bezeichnet, welches Vianna, Rom. XII, 31 mit engl. *a* in *about* vergleicht, worin ihm Sweet beistimmt, Spok. Port. 1. 32.

ȯ vorgeschobenes, gemischtes *o*, mit Annäherung an *ə*, Sweet's mid-mixed-wide-round, ziemlich gleich frz. *o* in *bonne dot*; besonders für unbetontes *o*ᵘ: follow *fǫl'ȯ*ᵘ, wo ᵘ oft verschwindend flüchtig ist; dann als Varietät von betontem *o*ᵘ, wo es etwas Zuvorkommendes oder Gesuchtes hat, Sw. Handb. 29, HES² 17, Prim. 76; endlich für kurzes unbetontes *o*, wenn die Schwächung nicht bis zu *ə* geht, was besonders in „words oftener seen than heard“ (oben S. 339), und überhaupt bei deutlicher oder sorgfältiger Aussprache der Fall ist: october (*ǫktō*ᵘ*bə*) *ȯktō*ᵘ*bə* oder *ȯktȫ*ᵘ*bə*; november *nȯvęm'bə*, polite *pȯlait'*, oblige *ȯblaidž'*.

ǫ deutsches offenes *o* in Stock, Sonne, norw. godt, Sweet's mid-back-wide-round; nach den engl. Phonetikern auch in der älteren[1] engl., noch amerikanischen und nordengl. Aussprache von more, mourning, welche mir norwegischem *å* in *år* ähnlicher klingt.

---

[1] Diese Unterscheidung findet nach Ellis und Sweet in der jüngeren südengl. Generation kaum mehr statt: man spricht mourning wie morning mit dem offeneren Laut *måning*. Ellis EEP 94 sagt, dass langes offenes *o* „is the sound most esteemed in *oar*, *glory*, *story*, *memorial*, once called, and still so called by elderly people, *ôôr*“ etc. Sweet bemerkt in einem Briefe: „I certainly make no distinction between mourning and morning. Scotchmen do, as also archaic speakers in London, but it is certainly extinct in the younger generation“. Auch ich habe in den letzten Jahren gewöhnlich glory *glåri*, Victoria *viktårià* gehört; daneben ziemlich oft *å*, was noch zum Teil in den Schulen gelehrt wird. Der Laut muss einen historischen Ursprung haben. Bei Chaucer wechselt in den Handschriften *mourne* und *morne*, und dieses reimt auf *Sydinborne*, jetzt *Sittingbourne* (Name eines Dorfes, vgl. *bourn* = d. Born), Canterbury Tales ed. Wright 6430. Dies weist auf den Laut *u* mit der Nebenform *ů* oder *o* hin, dem ags. *murnan* vb., frz. *morne* adj. entsprechend. [Nach L. Soames Introd. 59 wird Bournemouth, Eastbourne teils *būən*, teils *bån* gesprochen.] Vgl. court spr. *kåt* gleich frz. *cour*, it. *córte* mit geschlossenem *o*. Etwas anderes ist es, dass dieser Laut auf Fälle, wo er nicht ursprünglich war, übertragen wurde. Es ist offenbar, dass die Scheidung zwischen borne *bån* und born *bån* nicht ursprünglich ist; nichts destoweniger ist sie mehrere Jahrhunderte alt und wird z. B. von dem Franzosen Miège 1686 erwähnt, s. Ellis EEP 102. Der geschlossene Laut wird im 16.—17. Jahrhundert geradezu als langes *u* bescrieben, so in *afford*, *board*, *sword* etc., s. Ellis 98. Die erste Folio-Ausgabe von Shakespeare schreibt *foorth* Macb. IV, 3, *vp-hoorded* Haml. I, 1, *aboorḍ* Haml. I, 3, ebenso Chaucer *boorde*: Oxenford 3188, *hoord* (hoard) 3262 etc. (Harley MS. ed. Wright). Ein Überrest davon noch in der Schreibung *door* (ags. duru), *floor* (ags. flōr). Das alte *u* lebt noch in Dialekten: „In *coorse*; in *coorse* [of course]. That's right. Must larn as he did it, afore I does ist“, Trollope, The Way we live now II, 106. Im Schottischen wird course gew. *kūrs* oder *kurs* gesprochen, Ellis EEP V 746. 751. 785 etc.; so habe ich es auch in Edinburg sprechen hören; door, force etc. mit sehr geschlossenem *o*.

ǫ engl. offenes *o* in not *nǫt*, pot *pǫt*; um eine Stufe offener als deutsches *ǫ*; Sweet's low-back-narrow-round.

oi ungefähre praktische Bezeichnung des Diphthongen in oil *oil*, boy *boi*; nach Sweet HES[1] 5, Handb. 71. 110 etc. eig. *ǫi*, nach den meisten anderen engl. Phonetikern aber ǫi oder åi, Bell VS 116, Sounds 61; Ellis EEP 132; Murray DSS 116; L. Soames Introd. 54. Auch Sweet erkennt Prim. Phon. 76 an, dass ǫ bisweilen vorkommt; dies scheint mir die gewöhnlichere Aussprache.

u in you too *jū tū*, fool *fūl*; fängt eig. mit einem Zwischenlaut vom reinen *u* (in d. du) und *ů* an, und endigt geschlossener, fast *ůu*; Sweet schreibt *uw*, aber der Laut ist nach ihm zunächst *ůw*. Diese Modifikation lasse ich unbezeichnet.

ů in full *fůl* (eig. mit langem *l*, was ich unbezeichnet lasse), etwas offener als norddeutsches *u* in Lust, Mutter, Null.

ü in value *väl'jü*, useful *jusfül* vorgeschobenes, gemischtes *u* mit Annäherung an *ə*, Sweet's high-mixed-wide-round; ziemlich das norw. *u* in huske.

Von Konsonanten sind zu merken:

ð in father, spirantisches *d*, wie isländ. *ð* in *faðir*; neugriech. δ.

þ in thing, spirantisches *t*, wie isländ. *þ* in *þing*; neugriech. ϑ.

s in seal, deutsches *ss*, ß; nordisches *s*, aber mehr supradental (alveolar).

z in zeal, weiches (stimmhaftes) *s* wie in norddeutsch Rose, frz. *z* in zèle, aber mehr supradental.

š in fish, mission, deutsches *sch*, aber weniger labial und ein wenig mehr supradental; *tš* in child *tšaild*; in *tš* werden beide Konsonanten an derselben Stelle des Mundes hervorgebracht und klingen daher sehr nahe verbunden, bilden einen „konsonantischen Diphthong" derselben Art wie deutsches z = *ts*.

ž in rouge, division, pleasure, frz. *j*, aber mehr supradental; *dž* in John *džǫn*; *dž* bilden einen ähnlichen konsonantischen Diphthong wie *tš*.

j in you *jū* (*ju*) germanisches *j*, zum Teil mehr vokalisch.

ⁱ bezeichnet einen schwachen *i*-Laut oder halb palatale Aus-

sprache z. B. *l*ⁱ in lute *lⁱūt* (gewöhnl. *lūt*); *s*ⁱ in suit *sⁱūt*, superior *sⁱupīriə* (häufig *sūt*, *supīriə*).

ķ, *ģ* in card *ķād*, garden *ģā'dn*, veraltete palatale Aussprache der Velare [1].

ŋ der Gutturalnasal in thing, d. Ding, singen; finger *fiŋ'gə*[*r*], singer *siŋ'gə*[*r*]. Wir vermissen in unseren Alphabeten ein eigenes Zeichen für diesen Laut. Ich habe darum eine Ligatur von *n* und *g* aufgenommen, die bisweilen in altnordischen Handschriften vorkommt. Dagegen sind die frz. Nasenvokale durch ã (an), *ę̃* (vin), *ǭ̃* (on), *œ̃* (un) bezeichnet.

g gutturales *g* in go, give.

B. Schmitz (Verf. der Encyclopädie der neueren Sprachen), *Die englische Aussprache* in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung, nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Berlin 1849, 112 S. Preis 1 Mk. 50 Pfg. Obschon dieses Buch nicht mehr neu ist und darum auf einem älteren phonetischen Standpunkt steht, erhebt es sich doch entschieden über die gleichzeitigen deutschen Beschreibungen der Aussprache. Die einzelnen Laute sind zwar oft unbefriedigend beschrieben, die Regeln sind dagegen im Ganzen klar und verständig. Schmitz scheint eine grössere praktische Kenntnis der Sprache zu besitzen als Mätzner. Der Verf. hat mit Recht Smart's Pronouncing Dictionary zu Grunde gelegt; aber diese Quelle ist jetzt in mehreren Stücken veraltet. Der Unterschied zwischen engl. diphthongischem *i* und deutschem *ei* ist unklar dargestellt: „Der englische Laut *i* ist nicht ganz so starr oder einig wie der deutsche Laut *ei*, sondern mehr eine Ineinander-

---

[1] Ellis Earl. Eng. Pron. 1219 bemerkt, dass er girl *ģəl* ausspricht; „this is perhaps one of the most difficult words to note in English; it is perhaps the only word in which I persistently palatalise *g*, as *gəl* is very harsh to my ears; of course *gāl* [„*gal*“ als vulgär bei den Humoristen] is very common, and I have heard *ģā'l* as a studied pronunciation“. Vgl. ibid. 1156. 1228. Ich habe diese Aussprache bei der älteren Generation wahrgenommen. Es ist die rein velare Aussprache, welche ältere Humoristen durch die Schreibung „gurl“ lächerlich machen, so Tackeray Misc. V, 91: Natty complained to Edward that he, Nat, could neither see his *Mar* [Ma f. Mamma], nor the *Gurls*“. Diese Aussprache ist jetzt gewöhnlich. Sweet schreibt mir: „I think palatal *k* and *g* must be quite extinct in my generation. I only know *girl* as *gəəl*, *gāl*, and *gāāl*, which last is my father's pronunciation“. Über einen Überrest der pal. Ausspr. s. unten bei Miss Soames.

schleifung der beiden Bestandteile *a* und *i*". Beide sind gleich vollkommene Diphthonge, aber der deutsche fängt mit *a* (nur in einigen Provinzen, wie nach Schleicher, Litauische Gram. 13 im Thüringisch-Hennebergischen und in Königsberg in Preussen mit *e*), der englische gewöhnlich mit *ə* oder *ä* an (genaueres oben S. 141), nur in vulgärer Aussprache mit *a* wie im Deutschen. Dagegen hat der Verf. S. 6 **ou** in *house* mit deutschem **au** in *Haus* identifiziert, wo ein ähnlicher Unterschied stattfindet[1] (s. oben S. 142). S. 8 wiederholt der Verf. die alte unpraktische Walkersche Beschreibung des harten *th* als eines harten *s* mit gegen die Zähne gedrückter Zunge und des weichen *th* als ein ebenso gebildetes weiches *s*; wie viele sind nicht hierdurch zu einer unrichtigen Aussprache verleitet worden! S. 11 wird gelehrt, dass plant, ask etc. mit kurzem Vokal zu sprechen sei. Bekanntlich ist die gewöhnliche gebildete südenglische Aussprache langes *a* wie in father, die seltenere *äsk*, *äsk*; nur in Nordengland und Amerika ist *plänt*, *äsk* das Gewöhnliche [vgl. Sweet Sp. VII]. S. 19 statuiert der Verf. sogar einen neuen *a*-Laut: „Über *a* insbesondere ist noch zu erinnern, dass es vor einem weichen, dehnbaren Auslaute (wie in man, bad, cab, hand, hang) nicht ganz wie *a* in *hat*, sondern annähernd wie deutsches *äh* — wir veranschaulichen [?] diesen Laut durch das Zeichen *ă* — ausgesprochen wird". Bekanntlich hört man oft *mān*, *hānd*, *bādd* (Sweet, Sp. 2, Elb.² 11) etc., und im Cockneydialekt *kęb*, *kę̄b* f. cab, *kętsh* f. catch; *demmit* f. damn it bei Dickens.

Eduard Mätzner, Aussprache in *Englische Grammatik*, Berlin 1860 S. 12—91 und spätere wesentlich unveränderte Auflagen. Die Darstellung ist ausführlicher, namentlich sind die Beispiele reichlicher (aber bei weitem nicht erschöpfend),

[1] Dass auch englischen Ohren der deutsche Laut verschieden klingt, kann aus Trollope Ralph the Heir I, 57 ersehen werden: „D'you think I don't know *Bawwah*'s 'and [hand]?' The name of the foreign artist was not exactly known; but it is pronounced as we have written it, and spelt in that fashion by sporting gentlemen when writing to each other". Mit *Baw-wah* ist natürlich *Bauer* gemeint, welches Engländern ungefähr wie *båu'ə* klingt, was bei affektierter engl. Aussprache zu *båu'a* wird. [Auch Sweet, welcher früher (wie Ellis EEP 136) dieses *a* als das gewöhnliche in *father* ansah, Handb. 133, bestimmt es jetzt als tiefes a: „the low-back a is usual in North German in the diphthong *aǫ* as in [Haus] *haǫs*", Prim. Phon. 95. Ich würde *haůs* mit mittlerem *a* aussprechen, nicht so tief wie a.]

als bei Schmitz; auch sind hier Regeln und Ausnahmen zusammengestellt, während sie bei Schmitz geschieden sind. Mätzner ist einer der gründlichsten Kenner des Alt- und Mittelenglischen und hat sich auch redlich bemüht, eine erschöpfende Darstellung der neuenglischen Sprache und Aussprache zu geben, scheint aber von seinen Quellen zu sehr abhängig und mit dem lebenden Gebrauch nicht wirklich vertraut. Sonst hätte er wohl nicht Aussprachen wie diese von *china* geben können: „*China* Porzellan spricht man tschehni;“ bekanntlich ist diese Aussprache, die im vorigen Jahrhundert die gute war und von Walker gebilligt wurde, von Smart aber nicht einmal erwähnt wird, später ganz vulgär geworden und wird von den Humoristen lächerlich gemacht: On the *chany* dish, Tack. Misc. I, 30. Vgl. To take a voyage to *Chaney,* Dick. Dombey I, 33; *Chayner* men, Dick. Drood II, 134. Die neuere Aussprache *tschaï′nə*[-ɐ] wird aber schon von Walker (wenigstens in Youngs Ausg. 1849) neben der alten angegeben. Andererseits scheint jetzt „*chaney*“ selbst in der Vulgärsprache veraltet, Ellis EEP V 227. Wir können die Arbeit des Verf. hier nicht in allen Einzelnheiten durchprüfen; nur einiges soll hier hervorgehoben werden. Im Ganzen sind die Regeln zu verwickelt und künstlich. Der Verf. hat gelehrte und populäre Wörter zusammengeworfen, so dass die einfachen Gesetze, welchen die Sprache folgt, nicht deutlich hervortreten; auch hat er die Regeln hier wie überall in seiner Grammatik unnötig in zu viele Unterabteilungen zersplittert. Besonders müssen wir hervorheben, dass das reiche historische Wissen des Verf. nur wenig zur Erklärung der Aussprache verwertet wird; der Ursprung der Buchstaben (nicht der Laute) wird in einem besonderem Abschnitte behandelt. Jetzt einige spezielle Bemerkungen. „Eine schwache Neigung zur Längung“, heisst es S. 28, „haben Sylben [mit *a*], in denen auf *n, f* und *s* ein Konsonant folgt, wie *plănt, commănd, crăft, grăss, grăsp* etc., womit man früher auch den Vokallaut verbreiterte, was gegenwärtig nicht mehr geschieht“; dies ist ungefähr das Gegenteil von der Wirklichkeit: das lange *a* ist die gewöhnliche Aussprache. Mit Unrecht hat der Verf. nach den älteren engl. Orthoëpisten langem *a* vor *r* dieselbe Aussprache wie sonst gegeben, also *Mary* wie *lady*: es heisst *le'dĭ*, aber *mē'rĭ*

(eig. *mɛ̄əri*) [*mēri* ist schottische Aussprache]. „In tonloser Silbe verdunkelt sich der Vokal *a* durch die flüchtigere Aussprache meist zu einem *o*-haltigen Laute, der dem englichen flüchtig gesprochenen *ŭ* nahe kommt: *alone* etc.“ Diese Worte enthalten einen Widerspruch: wenn *a* *o*-haltig, folglich labialisiert wäre, könnte es sich nicht dem *v* in but nähern; es ist aber gar nicht labial. — Ausser *o* und *u* rechnet der Verf. auch *a* zu den „dunklen“ Vokalen, selbst wenn es als *ĕ, ĭ* ausgesprochen wird, wie in *senate, village*; eigentlich hat der Verf. wohl harte d. h. nicht palatale Vokale gemeint, dann aber Buchstaben und Laute verwechselt. — S. 23: „yes wird oft *yĭs* gesprochen“; diese Aussprache, die Smart nicht einmal erwähnt, ist jetzt unter Gebildeten gänzlich veraltet.

S. 33: „In *ay* = *yes* spricht man zwei Vokale: **á-i**“; sieht aus wie zwei Silben. Ferner lehrt der Verf., dass *ay* in *Sunday* etc. „fast zu *ă*“ wird; was heisst hier *ă*, der deutsche oder der englische Laut? übsigens würde *ĭ* passender gewesen sein (*svn'dĭ, -dė*). „*Moray* spricht man wie *Mŭrrĕ*“; diese Bezeichnung ist unklar, da nicht deutlich ist, was mit *ĕ* gemeint ist; sowohl *Moray* als *Murray* werden aber wirklich *mvr'e*[i], fam. vulg. *mvr'ĭ* ausgesprochen. Nach S. 39 lautet engl. *ou* in *house* ganz wie d. *au* in *Haus*[1]; auch bei dem langen engl. *i* (S. 17) ist der Unterschied vom deutschen *ei* nicht bemerkt worden. S. 51 sind bei *ng* so gewöhnliche Beispiele des bewahrten *g* wie *finger, linger, anger* unerwähnt geblieben. S. 52 hat der Verf. nach Walker und Smart *r* „im Auslaute der Silbe“ [richtiger nach Vokal wenn nicht vor Vokal] guttural genannt; dass dies falsch ist, weiss jetzt jeder Phonetiker. Im östlichen Nordengland kommt wirklich ein gutturales (d. h. uvulares, mit dem Zäpfchen gebildetes) *ɹ* vor; diese Aussprache wird *burr*, Klette (*the Northumbrian burr*) genannt.

Mit Recht sagt Trautmann, *Anglia* I, 587: „Nach Plate, Degenhardt und Schmidt wird das anlautende *r* mit der Zungenspitze gesprochen, das anlautende dagegen soll 'guttural' sein. Wenn diese erstaunliche Behauptung auch bei Walker, Smart, Mätzner und in unzähligen Schulbüchern geschrieben steht, so ist sie doch darum nicht richtig. Das anlautende *r* ist allerdings im Englischen vom auslautenden sehr verschieden, aber es ist am Schlusse einer Silbe so wenig 'guttural' wie am Anfange“. Seitdem

[1] Vgl. Ellis EEP 136: „The Germans hear the diphthong [*ou* in house] always as their *au* = (au)“.

hat Trautmann in der *Anglia* III, 208 ff. eine eingehende Untersuchung geliefert über die *r*-Laute und namentlich über die Geschichte des uvularen *r*, dem er gewiss mit Recht ein verhältnismässig junges Alter zuschreibt. „In England ist ɹ auf ein bestimmtes zum Teil sehr scharf abgegrenztes Gebiet beschränkt und wird innerhalb desselben von allen Eingebornen gesprochen; dagegen in Frankreich und Deutschland findet es sich in so ziemlich allen Gegenden und wird vorherrschend in den Städten und von den Gebildeten vernommen“ Das frz. „*r* grasseyé“ wäre nach T.s Untersuchungen um die Mitte des 17. Jahrhunderts als neue Mode besonders der Precieusen aufgekommen. [Vgl. hierzu die oben S. 315 erwähnten kritischen Bemerkungen von Jespersen Art. 72 ff.] Auch ich habe in Frankreich auf dem Lande das alte dentale (apikale) *r* oft gehört, das sehr stark ungefähr wie das italienische *r* lautet; auch auf der Bühne wird Bauern dasselbe immer in den Mund gelegt. T. sagt S. 217, „dass heutzutage nicht ein einziger geborener Pariser zu finden ist, der Zungen-*r* spricht“. Ausnahmsweise kommt es aber doch vor; so spricht z. B. meine ausgezeichnete Lehrerin Mlle Guemain, die in Paris geboren und wohnhaft ist. [Diese Aussprache ist ihr angeboren und hat nichts damit zu thun, dass sie Lehrerin ist, wie Trautmann Sprachl. 242 vermutet. Richtiger sagt Beyer Phon. 52, dass *r* „als Sondergewohnheit gewisser Individuen“ noch vorkommt.] Auch Personen, die das *r* sonst schnarren, sprechen dasselbe bisweilen dental aus, z. B. in Ausrufen wie *bigRe!* um einen komischen Effekt hervorzubringen. Im Gesang sprechen die Franzosen bekanntlich immer „das italienische *r*“. Das gewöhnliche frz. Zäpfchen-*r* ist wesentlich dasselbe wie das norddeutsche, aber in der gemeinen Pariser Aussprache wird es sehr stark geschnarrt, indem das Zäpfchen hervorgeschoben und stark vibriert wird. [Nach Jespersen Phon. Stud. II 91 Art. 67 ist ein nicht oder doch nur schwach gerolltes ɹ die gewöhnliche Aussprache; auch mir scheint diese Form, bes. nach Vokal, sehr häufig.] Auch in Northumberland giebt es mehrere Abarten, 'the Newcastle burr', 'the Berwick burr' etc. Das gewöhnliche schottische und irische *r* ist stark dental, das amerikanische kakuminal wie das provinzielle englische. T. weist nach, dass das Zäpfchen-*r* auch in Deutschland ziemlich jung ist; er meint, dasselbe sei aus dem Französischen eingeführt, eine Annahme, die bei der grossen Verbreitung dieses Lautes in mehreren anderen Ländern bedenklich scheint. Der Verf. selbst berichtet, das ɹ finde sich noch „in Belgien, wo es in Betreff seiner Häufigkeit in demselben Verhältnis zu *r* steht wie in Frankreich; in Holland, wo es gegenwärtig noch der seltenere Laut ist; in Dänemark, wo es allein herrscht; in Norwegen, wo es in einzelnen Städten (z. B. Bergen) gemein ist; in den grösseren Städten der Schweiz“. Es ist mir erfreulich zu sehen, wie gut der Verf. über nordische Verhältnisse unterrichtet ist; ich erlaube mir einige ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen. Im belgischen Flandern, besonders in Brügge, wo ich ein paar Monate zugebracht habe, habe ich immer das Zungenspitzen-*r* auch unter Französischredenden gehört. In Holland scheint das Schnarren als eine verfeinerte Aussprache betrachtet zu werden. In Dänemark herrscht es [oder eig. das Zungenwurzel-*r*] in den Städten, aber auf dem Lande

findet sich bisweilen noch ein rein dentales, stark vibriertes *r*. [Vgl. oben zu Jespersen.] In Norwegen gehört das Zäpfchen-*r* der südwestlichen Küste an, die auch sonst eine danisierende Aussprache hat, s. oben S. 246. In Stavanger und Bergen herrscht die uvulare Aussprache in der Stadt, die apikale auf dem Lande. In Hardanger schnarren die Bauern sehr stark, und diese Aussprache scheint hier wie in Northumberland spontane Entwickelung; einzelne alte Leute haben noch *r* gewahrt. Das Zäpfchen-*r* ist überhaupt eine abnorme Aussprache, die sich leichter in den Städten aus Verweichlichung entwickelt, aber auch auf dem Lande und spontan entstehen kann. Man kann es als individuellen Fehler unter Umgebungen, die das *r* rein apikal sprechen, sowohl in Norwegen als in Italien beobachten, wo es „*erre francese*“ genannt wird. Im südlichen Schweden, das wie das südliche Norwegen halb dänisch ausspricht, herrscht ebenfalls die uvulare Aussprache, s. Lundell, *Landsmålsalfabetet* 72.

„Ungebildete“, sagt Mätzner, „lassen in Wörtern wie *hard, lord* etc. das *r* ganz verschwinden“. Dies ist jetzt eben die gebildete südenglische Aussprache, und das deutliche Lauten des *r* ist provinziell. — S. 54 wird der Laut *š* in *patient* etc. „ein weicher Zischlaut“ genannt im Gegensatz zum „harten“ Zischlaut *tsh* in *question!* S. 60 heisst aber *š* in *mission* nach der gewöhnlichen Terminologie „harter Zischlaut“, und *ž* in *vision* „weicher Zischlaut“! „Hart“ und „weich“ sind also bei Mätzner wie bei vielen Anderen sehr unbestimmte Kategorien. Endlich heisst es S. 58: „Wörter, in denen vor Vokalen *s* in einen Zischlaut übergeht“; *s* ist ja aber schon an sich ein Zischlaut. Fast unglaublich ist die Definition von th (S. 55): „*th* ... tritt, wenn der Hauch leicht vokalisiert wird, als hartes, wenn nicht, als weiches *th* auf“. Mit „leicht vokalisiert“ mus der Stimmlaut oder partielle Wirksamkeit desselben gemeint sein; nach dieser Beschreibung müsste das harte *th* in *thank* mit spirantischem *d*, das weiche *th* in *father* mit spirant. *t* gesprochen werden, also gerade das Gegenteil der Wirklichkeit! Dass der Verf. dies wirklich so gemeint hat, scheint aus den nächsten Worten hervorzugehen: Schon gotisches *þ* kann als aspiriertes *d* gelten“ [was zum Teil wirklich der Fall ist]; wie er aber dann dieses aspirierte *d* mit isländischem *þ* statt mit *ð* identifizieren kann, verstehe ich nicht. Auf derselben Seite: „Vor einem Flexions-*s* wird *th* erweicht: *paths, months, oaths*“; dies findet aber nur unmittelbar nach langen Vokalen statt; sonst bleibt immer der stimmlose Laut: smiths *smíþs*, cloths *klǫþs*, deaths *dęþs*, months *mvnþs*, lengths

lęŋþs, breaths *brędþs*, depths *dępþs* [nach Miss Soames jetzt gew. *dębþs*]; nach ursprünglich kurzen, jetzt langen: births *bə̄þs*, fourths *fåþs*. — Als ein Beispiel des unhistorischen Verfahrens des Verfassers möge seine Darstellung der Aussprache von *s* und *c* angeführt werden. Wie viel einfacher würde diese ausgefallen sein, wenn nur das Verhältnis zur neufranzösischen Aussprache berücksichtigt wäre! „In *cousin*“, heisst es, „dessen Zusammensetzung nicht mehr empfunden wird (*consobrinus*), folgt man den für den Inlaut geltenden Regeln“. In *cousin* aber ist *s* weich einfach, weil es im franzosischen *cousin* weich ist; ebenso in *resist* = résister, *resolve* = résoudre, résolvant, *resound* = résonner, *resign* = résigner, *damsel* = afrz. damisele etc, *crimson* = cramoisi, *palsy* = afrz. palesie. [Sogar dem unregelmässigen transition *trănziš'ən* (oder mit Versetzung der Stimmhaftigkeit *trănsiž'ən*) entspricht das ebenfalls unregelmässige frz. transition *trãzisįǫ'*.] Dagegen hart in *resound* (to sound again) = frz. resonner mit hartem *s*, *resign* (to sign again) = frz. resigner[1]; ebenso *grease* = graisse, *lease* = laisser, *cease* = cesser, *decrease, increase* = afrz. (norm.) -creistre, -creissant, *obeisance* = obéissance; ebenso wo frz. *s* jetzt im Auslaut verstummt ist: *decease* = frz. décès, Subst. *use*, *abuse* = frz. us (et coutumes), abus, *paradise* = frz. paradis; dasselbe in ags. Wörtern: *house* = hūs, *mouse* = mūs, *goose* = gōs etc., dagegen *wise* mit weichem *s* = deutsch weise (ags. wīs, wīsa[2], Adv. wīse, Subst. wīse, Verb. wīsian) wie *rose* = frz. rose u. s. w.

---

[1] Consequent hätte man im Französischen *ressonner*, *ressigner* schreiben sollen, vgl. *ressentir, ressembler*, *ressortir, ressource* etc., wo *ss* nur die harte Aussprache bezeichnet.

[2] Wahrscheinlich war das ags. *s* wie noch das nordische hart (so auch Sweet, Anglo-Saxon Reader S. XV), ist aber zwischen Vokalen später weich geworden. Trautmann bemerkt zu Sweet, Anglia I, 381: „Gegen diesen Satz streitet der Wechsel von *r* und *s* in *ceas curon coren*, *freosan fruron froren freorig*, *īsen*, *īren* etc. Nur stimmhaftes *s* kann mit *r* wechseln“. Zwar gab es im Altgermanischen ein weiches *s*, got. *z* wie in *maiza* der grössere (dagegen aulautend *mais*, vgl. lat. majus, magis), woher *r* im ags. *māra* = engl. more, altn. meiri, d. mehr, vgl. lat. major. In der historischen Zeit braucht aber *s* im Ags. nicht stimmhaft gewesen zu sein. [Nordisches *s* ist überall hart trotz *er* = es, *var* = vas, *vera* = vesa.] Auch das lat. *s* war allem Anschein nach hart trotz *r* in *major*, *earum*, und osk. *z* in *eizazunc* etc. Ebenso ist span. *s* hart trotz *r* in *desde* (spr. *derde*) etc. und der wahrscheinlichen älteren stimmhaften Aussprache von *s* wie im Catalanischen und Portugiesischen. Eigentlich ist *r* ein Surrogat für das weiche (stimmhafte) *s*, wo man dieses nicht mehr aussprechen kann. [Neuerdings meint Sweet HES[2] 139, dass Formen wie *līesde* im Vergleich mit *cyste* beweisen, dass *s* zwischen Stimmhaften „in prehistoric Old. Engl.“ stimmhaft war. Ich schliesse aus solchen Formen eher mit Sievers Ags. Gram.[2] 86, dass das urspr. stimmlose *s* zum Teil schon im Ags., bes. im südl. Dialekt (Westsächsischen), anfing, stimmhaft zu werden. Bei Chaucer ist *s* in Fällen wie *risen* = ags. rīsan nach ten Brink Chauc. 73 sicher stimmhaft; nichtsdestoweniger wird *-de* zu *te* „auch nach urspr. tönendem *s*, wie *lǫste, lǫst* zu *leesen*“ ib. 103, was der obigen Folgerung aus ags. *līesde* widerstreitet. Auch Jespersen gelangt in seinen interessanten Ausführungen Eng. Kasus 170 ff. 202 ff. zu dem Ergebnis, dass ags. intervok. *s* stimmhaft war.]

Wirkliche Ausnahmen sind Fälle wie *resemble* = ressembler, *resent* = ressentir, wo das Primitiv im Engl. fehlt oder nicht gefühlt wird (*scent* = sentir); *absolve*, *observe* verhalten sich zu *absolute* wie *exact'*, *exert'* zu *ex'ercise*, s. Jespersen, Eng. Kasus 179; auch *possess*, *dissolve* gegen posséder, possession, dissoudre, *dessert* gegen desert u. a. erklärt derselbe S. 182 scharfsinnig aus dem Vernerschen Gesetz. In *scissors* = ciseaux ist nur die Schreibung unregelmässig. Über das harte *s* in *moróse*, *jocóse*, *obése*, *crisis*, *basis*, *dosis*, *phthisis* etc. s. oben S. 49. *C* lautet in *suffice* weich wegen frz. suffisant etc., *sacrifice* = afrz. (norm.) *sacrifise* Ps. 4, 6 hat ursprünglich dieselbe Endung wie noch jetzt frz. franchise, sottise etc., s. G. Paris, Vie de St. Alexis S. 57[1]. Mittelengl. bei Chaucer *suffise*, *sacrifise* mit stimmhaftem *s*, ten Brink 75, vgl. Behrens Beitr. 188. Unregelmässig ist exercise *ęk'səsəiz* gegen frz. exercice, altengl. *exercyse* Coventry Mysteries, s. Mätzner, Altengl. Wb.; vielleicht gab es auch ein afrz. exercise, oder es ist analogisch gebildet. Somit bleibt hier für die Lautgeschichte noch sehr viel zu thun.

Mätzners Darstellung der Aussprache ist zwar mit einem viel mehr wissenschaftlichen Apparat ausgestattet als die anspruchslosere von Schmitz, aber sie fördert nicht wesentlich mehr die wirkliche Einsicht in das Wesen der englischen Laute; vielmehr hat Schmitz an einigen Stellen Richtigeres und Genaueres.

In der zweiten Auflage, Berlin 1873, ist der Abschnitt von der Aussprache im Ganzen unverändert abgedruckt. S. 96—99 ist ein Anhang von *Wörtern mit schwankender Aussprache* beigefügt, wo wesentlich Smart, Cooley und

---

[1] Lat. *servitium* ist in der Vulgärsprache erst zu *servitsio(m)* geworden (vgl. *Titsius* 5. Jh.), dann *servisio* (vgl. *aequisia* Schuchardt Vok. I. 153), afrz. *servise*, woher schon spätags. *serfis* [þa *serfise* to donde, Sax. Chron. 1070, Earle's Ausg. 208]. So auch *justitia justitsia justisia*, afrz. *justise*, im Nfrz. wie im Engl. verschollen und durch das gelehrtere *justice* verdrängt. Altitalienisch *rasione* Lettere volg. scritte da Senesi ed. Paoli e Piccolomini S. 51, *stasione* 59, *Venesia* 57. Daher *rasgione* 29. 32. 33 etc., *presgio* pretium 32, *servisgi* 28, *Venesgia* 43; *sg* bedeutet *ž* (rasjóne-ražóne). Hieraus endlich *ragione*, *stagione*, *pregio*, *Vinegia*, *servigio*, was ursprünglich nur eine andere Bezeichnung derselben Aussprache ist (*g* vor *e*, *i* wird inlautend in Mittelitalien wie *ž* statt *dž* ausgesprochen). Man vergleiche mit urspr. *s* ibid.: *chasione* occasionem 54, *Parmisiani* Parmenses 52, *Parisi* Parisii 50; daraus *chasgione* 47, *Parmisgiani* 41, *Parisgi* 44; endlich *cagione*, *Parmigiano*, *Parigi*. *Pregio* ist jetzt meist durch das mehr lateinische *prezzo*, *Vinegia* durch *Venezia*, *servigio* gewöhnlich durch *servizio* verdrängt; doch finde ich bei L. Capuana, Giacinta: Gli aveva chiesto non so che altro *servigio* 43. Quasi disperava della sua *guarigione* ib. 86 = frz. guérison. Noch gebräuchlich *franchigia* = frz. franchise, engl. franchise *frän'tshiz*: it. *guarentigia* = afrz. guarantise, vgl. *guarantisun* Rol. 924; bei Shakesp. *warrantise* Haml. V, 1; it. *damigella* = afrz. damisele etc.

Cull berücksichtigt sind. „Dem Londoner Smart", heisst es, „welcher die Aussprache der Gebildeten der Hauptstadt darzustellen bemüht ist, glauben wir die erste Stelle einräumen zu müssen". Dies heisst aber die ältere der neueren Aussprache vorziehen, denn Smart vertritt die Aussprache der dreissiger Jahre. Auch ist die Quelle bei den einzelnen Abweichungen nicht angegeben; man kann nicht sehen, wie Cooley, wie Cull spricht. Weit ausführlicher und genauer ist die *Synopsis* in Webster's Dictionary. [Dritte Auflage, Berlin 1880, neuer Abdruck, in welchem nach Stjernström, Pedagog. Tidskrift Aug. 1881 nicht nur die alten Druckfehler unverändert stehen geblieben, sondern auch neue hinzugekommen sind.]

Ich gehe jetzt zu den bekanntesten englischen Aussprache-Wörterbüchern über.

J. Walker, *A Critical Pronouncing Dictionary of the English Language*, hat seit der ersten Ausgabe, London 1791, viele Auflagen, Ausgaben und Auszüge erlebt; es war für seine Zeit eine bedeutende Arbeit[1] und ist während eines halben Jahrhunderts die allgemeine Autorität für die Aussprache gewesen, aber jetzt ziemlich veraltet und enthält einige Provinzialismen; Walker soll aus Yorkshire gebürtig gewesen sein. In der Vorrede zu Webster's Dictionary (S. lj) wird von ihm erzählt:

„In early life, he was an actor, and familiarly acquainted with Garrick and other theatrical celebrities who trod the stage at a time when it was universally considered as the model of correct speech. Subsequently, he established himself as a teacher of elocution, and becoming highly distinguished in that capacity, was patronized by many of the English nobility and gentry".

Ich habe vor mir eine von Dr. **Young** veranstaltete Ausgabe, Dublin 1849, welche ich in früheren Zeiten fleissig

[1] Der hohe phonetische Standpunkt, welchen Walker seinen Zeitgenossen gegenüber einnimmt, zeigt sich u. a. darin, dass er meines Wissens der erste war, der den Unterschied zwischen Hochton und Nachdruck erkannte; s. seine 'Observations on the Greek and Latin Accent and Quantity', im Anhang zum Wörterbuch. „Es genügt", sagt er, „eine Frage auszusprechen, um sich von der Unrichtigkeit der gewöhnlichen Annahme zu überzeugen; in der Frage steigt der Ton immer gegen das Ende hin, die Endsilben seien accentuiert oder nicht". — Noch lange Zeit sprachen die Deutschen nur vom Hochton. Erst Sievers machte die Unterscheidung, Lautphysiologie S. 114: „Aus einer absichtlichen Tonerhöhung braucht keine Tonverstärkung zu folgen, aber aus praktischen Gründen wird sie doch sehr häufig mit ihr verbunden sein".

benutzt habe. Das Buch enthält viele interessante Bemerkungen, welche indessen jetzt meist nur historische Bedeutung haben. Zur Zeit Walkers war es noch Mode cucumber wie 'cowcumber' und asparagus wie 'sparrowgrass' zu sprechen, was jetzt als vulgär gilt; doch streitet man nach Alford, The Queen's English S. 68 noch über *cucumber*. Nach *Enquire Within* 66 hört man vulgär auch *asparagrass*. Weiter sagte man goold f. gold, Room f. Rome, was noch einige Zeit Mode war. Bulwer sagt in *England and the English*, London 1833, indem er die Launen der Mode erwähnt: „*James*, to-day, may be *Jeemes*, to morrow; *Rome* may be softened into *Room*; and *cucumber* may receive its final exactness of pronunciation from the prosodial fiat of my Lord Hertford". Bei Tackeray nur als vulgär: *goold* Misc. IV, 25; our *goold* sticks ib. 151; the *goold* plate 205; the Pop of *Room* ib. 64. Ellis bemerkt: „*ruum* was heard in Shakspere's time[1], and may still occasionally be heard", EEP 101. Jeames, Jeemes, d. h. *džīms* nur noch vulgär, oft als Spitzname flotter Diener ('flunkeys'), so bei Thackeray: The Diary of *C. Jeames* de la Pluche, Misc. IV, 200. Vgl. From *Jeames*'s Sketchbook, Punch 22 March 1879. China wie *tshē'ni* ist S. 363 erwähnt worden. Yes „*jis* oder besser *jęs*" Walker ed. Young, jetzt nur *jęs*. Yea spricht W. *jī* oder *jē*; jetzt nur *je'*. Gape *gāp*; W. findet hierin etwas Symbolisches: „The irregularity of this word seems to arise from the greater similitude of the Italian **a** to the action signified than of the slender **a** [*ē*]"; jetzt nur *ge'p*. Vom Praeteritum bade kennt W. nur die Aussprache *bād*; jetzt gewöhnlich *bäd* mit dem Adj. bad gleichlautend, und zuweilen auch so geschrieben; bisweilen nach den Buchstaben *be'd*[2], vgl. sate neben sat, und ausschliesslich gave *ge'v*, ags. mit kurzem Vokal bæd, sæt, geaf. In Wörtern wie card, kind, guard hält W. natürlich die alte palatale Aussprache

[1] Jul. Cæsar I, 2 Fol.: Now it is *Rome* indeed, and *Roome* enough
When there is in it but one onely man.

[2] Sweet schreibt: „Always *băd* or *beeid*, never *baad*". — Bid hat die Form von biddan bitten, aber den Sinn von beódan bieten, s. Mätzner Gramm. I² 392. Bei Chaucer ist der Ursprung noch ersichtlich:
Quod the canoun, „and elles God *forbede!*
Lo, how this theef couthe his servise *beede* [offer]. C. T. 12993.
Dagegen: he *byddeth* his prayere, 3641.

ķārd, ķaind, ģārd aufrecht, die damals die gewöhnliche war. Sweet bemerkte hierzu 1880: „*kjaind* etc. is still heard, but is considered oldfashioned“ [1]. Die Unterscheidung zwischen *o* in mourning und *å* in morning halten nicht nur Walker, sondern Smart und neuere Lexikographen fest, obschon die letztere Form die herrschende geworden ist. Balco'ny W., jetzt gew. *bäl'kóni, bäl'kəni* [2]. [W. Cowper, geb. 1731, in John Gilpin:

At Edmonton his loving wife
From the *balcóny* spied etc.

Bal'cony wurde noch 1817 als Vulgarismus angesehen, Ellis EEP V 227, hat aber längst den Sieg davongetragen. Murray hat nur bæ·lkŏni.] Ancient spricht W. *een'tšęnt*, eine sonst unerhörte Aussprache, die, wie z. B. Schmitz bemerkt, noch bisweilen in deutschen Lehrbüchern spukt. Advertise', advertise'ment oder adver'tisement W., bei Smart und den meisten Neueren *äd'və-taiz*, aber *ädvə̄'tizmənt*. Mehrere dieser veralteten Formen werden übrigens von Dr. Young berichtigt. [Andrerseits erwähnt schon Walker das moderne *con'tents*, worüber weiter unten zu Murray, am Ende]. — Im gewöhnlichen Verkehr wird unter 'Walkers Dictionary' gewöhnlich **Smiths**'s Bear-

---

[1] Nach französischen Orthoëpisten, wie Nodier, Nap. Landais, und Lesaint kommt im Französischen etwas Ähnliches vor, indem *k* und *g* vor palatalen Vokalen palatal werden, und z. B. *gué, guère, queue* beinahe wie *guié, guière, kieu* klingen, aber so, dass *k*, *g* mit *i* zu einem Laut verschmilzt. B. Schmitz, Engl.Ausspr. S. 47 macht auf das picardische *kioze* cause [chose], *kiärte* carte, *guière* guère etc. aufmerksam. [Es ist hier überall Annäherung an *ķ, ģ* zu verstehen, s. Passy *passim*.]

[2] Gewöhnlich findet man in den Wörterbüchern *bäl-ko-ni* und ähnlich in anderen Fällen; so hatte auch ich das Wort in der ersten norw. Originalausgabe bezeichnet. Dazu bemerkt Sweet: „You make the unaccented vowels too distinct: *bäl'kəni, kǫm'bət* [not *kǫm'bät*], never *tuwådz* but *təwådz* or *tå'ədz*“. Ich meinerseits finde, dass Sweet etwas einseitig verfährt, wenn er diese Formen als die einzigen darstellt. Ich gebe natürlich *bäl'kəni* zu, aber daneben, bes. in deutlicher, langsamer oder nachdrücklicher Aussprache auch *bäl'kóni*, mit mehr oder weniger deutlicher Spur des ursprünglichen o-Lauts, je nach dem Deutlichkeitsgrad. Diese verschiedenen Möglichkeiten hat Murray sehr gut ausgedrückt durch seine Bezeichnungen bæ·lkŏni, kǫ·mbæ̆t, tŭge·ðəɹ, welche eine ganze Reihe Schattierungen von *ă, ǫ, u* bis zu *ə* darstellen. Einige gehen in ihrem Konservatismus so weit, dass sie idle *ai'd'l* von idol *ai'dól, ai'dəl* unterscheiden, oder gar mettle *męt'l* von metal *mętəl, męt'əl*, welche letzteren ursprünglich ein und dasselbe Wort (Metall) sind. Ich glaube, dass man gewöhnlich nur *ai'd'l, męt'l* spricht. Sweet sagt Handb. 111: „The only unaccented vowels in English are (*a*[1]) and (*i*h) and (ʌ) and (ʌ*w*)“. Aber später hat er diese Ansicht bedeutend modifiziert, wie weiter unten zur Sprache kommen wird.

beitung verstanden, die keine wesentliche Verbesserung ist. — **Davis**'s *Walker*, London, Tegg, 5 *s.*

J. Knowles, *A Pronouncing and Explanatory Dictionary of the English Language*, London 1835; neue Ausgabe 1847. Eigentlich eine Umarbeitung von Sheridan's Dictionary (London 1780); kann sich im Ganzen mit Smart nicht messen und wird jetzt kaum mehr gebraucht, hat aber doch seinen Wert, insofern als hier zuerst auf natürliche Ausspracheformen Gewicht gelegt wird, wo Walker und Smart auf dem Pedantisch-Korrekten bestehen.

B. H. Smart, *Walker's Pronouncing Dictionary of the English Language,* adapted to the present state of literature and science, London 1838 und spätere Auflagen; ich habe vor mir die siebente[1], London 1865. 792 S. gr. 8⁰. Preis c. 12 M. Von der Tendenz seiner Arbeit und von seiner Befähigung dazu sagt der Verf. in einem Auszug des Wörterbuches (c. 1840):

„I pretend to reflect the oral usage of English such as it is at present among the sensible and well-educated in the British metropolis; and I am now to state what my opportunities have been of learning that usage. I am a Londoner, the son of a Londoner, and have lived nearly all my life in London. My early days were spent in preparing for a literary profession; and a 'Practical grammar of English Pronunciation', which I published thirty years ago [in 1810], is an evidence of the length of time during which my attention has been fixed on the subject in view. It has been said that the example of pronunciation should be taken not exclusively from those who move only in the highest circles, nor yet from those who devote all their time to learning. I have been able to observe the usage of all classes. As a teacher of the English language and literature, I have been admitted into some of the first families in the kingdom; as one partial to books, I have come much into contact with bookish men; while as a public reader and lecturer, I have been obliged to fashion my own pronunciation to the taste of the day. Thus prepared, I may not unwarrantably believe that my opinion may have some value with those who seek the opinion of another to regulate their pronunciation“.

Weit aristokratischer lautet die entsprechende Stelle der grossen Ausgabe (S. XI, Note 80):

[1] Scheint einfach stereotypierter Abdruck der ersten, inclusive Druckfehler, zu sein. B. Schmitz Suppl. II, 51 bemerkt, dass die 5. Aufl. wörtlich mit der 2. stimmt und wie diese 792 Seiten zählt, ja dass dieselben Druckfehler sich wiederfinden, so s. v. *Thinking* immer noch *f* statt *of*, und die Aussprache von *ivory* immer noch *ī-vo-ry* bezeichnet. Nun aber finden sich genau dieselben Fehler auch in der 7. Auflage!

„I was born and bred at the west end of London ... I have been employed, seldom out of London, as a teacher of elocution in the first families, not excepting the family of the highest person ... and my intercourse with men of letters, at public and other *conversazioni* in London, has been constant".

Das Buch fängt mit einer ausführlichen theoretischen Einleitung über Laute und Aussprache an, die in mehreren Beziehungen für seine Zeit epochemachend war und das beste ist, was auf diesem Gebiete bis zum Auftreten der neuen phonetischen Wissenschaft geschrieben war. Smart ist der erste, der die diphthongische Aussprache von langem *a* und *o* nachgewiesen hat. Von a in fate sagt er: „it is not quite simple, but finishes more slenderly than it begins, tapering, so to speak, towards the sound ē [ī in be]". Von **o** in no sagt er: „in a Londoner's mouth, it is not always quite simple, but is apt to contract toward the end, finishing almost as *oo* in *too*". Hierüber sind jetzt alle Phonetiker einig; man braucht kein „so to speak" oder „not always" mehr. — Während Smart die Aussprache von *r* vor Vokalen wesentlich richtig beschreibt, nennt er *r* nach Vokalen „guttural vibration", oder „a guttural vowel sound", und spricht von „a slight vibration of the back part of the tongue". Dies ist ganz aus der Luft gegriffen. Der erste, welcher erkannte, dass *r* hier stumm ist, ist wahrscheinlich Guest, English Rhythms, London 1838, wo er I, 313 sagt: „Our grammarians tell us that '*r* never is mute'. Now, if I may trust my ear, *r* is not pronounced at the end of a syllable, unless the following syllable open with a vowel. It is said, that at the end of a syllable *r* is obscurely pronounced; but I have observed that a very slight pronunciation has been sufficient to convict the speaker of being an Irishman[1], and that many who insist upon its pronunciation, drop it, immediately their attention is diverted, or their vigilance relaxed. In ordinary speech, I believe the words *burn, curb, hurt, lurk* etc. differ from *bun, cub, hut, luck* etc. only in the greater length of the vowel-sound[2]. Again, I would say that *farther* differs in pronunciation from *father*, only

---

[1] Schon in der provinziellen englischen Aussprache hat das *r* nach Vokal einen bemerkbaren Laut, indem die frei schwebende Zungenspitze sich den Alveolen der Oberzähne oder dem vorderen harten Gaumen nähert, und so einen nicht vibrierenden, sondern schwach summenden Laut erzeugt, der gewöhnlich mehr oder weniger alveolar od. kakuminal ist. So wird *r* auch in Amerika ausgesprochen.

[2] Dies ist nicht ganz genau; **u** vor *r* ist tiefer und mehr ö-artig; eig. „low-mixed", s. oben.

in the greather length of its first vowel"[1]. Ebenso sagt **Latham** in seinem Buche *English Language*: „I doubt whether, in ordinary English pronunciation the *r* (at the end of a syllable) is sounded at all"[2]. Wenn Smart den Unterschied zwischen **a** in *various* und *vacant* bloss in diesem eigentümlichen *r*-Laut (besser dunklen Nachhall) findet, ist dies nicht richtig; der Laut *e*ⁱ wird vor *r* zu *ē*, s. oben.

Smart, der Lehrer der englischen Prinzen gewesen, ist in seiner Aussprache sehr aristokratisch und von der in gewissen höheren Kreisen herrschenden Mode etwas zu sehr abhängig, z. B. wenn er sagt, Einl. § 86: „However much we may be inclined by the general law to say *dispu'table*, *accep'table*, *confes'sor*, *succes'sor* etc., though that law prevails in the majority of instances, and nothing but fashion has carried the accent back in these and other instances, yet in polished society we feel ashamed of pronouncing otherwise than *dis'putable*, *ac'ceptable*, *con'fessor*, *suc'cessor*; our shame diminishing as fashion seems to change, and our scruple to the natural accent being therefore less, with regard to some (*succes'sor* and *accep'table*, for instance) than others". Diese Aussprache findet sich schon bei Walker und ist eigentlich die volkstümliche germanische, die durch eine Laune der Mode die aristokratische geworden war; nichts desto weniger ist jetzt *kənfę̨s'ə*[3], *səksę̨s'ə, əksę̨p'tībəl* (Sweet) oder

[1] Auch dieser Unterschied ist imaginär; beide sind lang.

[2] Diese beiden Zitate verdanke ich Schmitz Enc. 193 und Suppl. III, 50. Ich habe mich nur schwer von dem Eindruck frei machen können, dass es selbst bei Londonern zwischen Wörtern wie alms und arms einen kleinen Unterschied giebt. Aber die englischen Phonetiker leugnen dies ganz, und ihnen zufolge können englische Ohren nicht entscheiden, welches der beiden Wörter gemeint sei. Einheimische Ohren sind ja in solchen Fragen die höchste Autorität. Dass die Entscheidung indessen nicht leicht ist, zeigt der Umstand, dass **Sweet** in seiner HES[1] alms *aamz,* arms *aəmz* bezeichnet. Später wollte er aber beide als *aəmz* ausgesprochen haben. [Ich folgte ihm in EPh[1] in dieser Unterscheidung, finde es aber jetzt praktischer überall nur *āmz* etc. zu schreiben, da ich mich längst überzeugt habe, dass die Südengländer zwischen beiderlei Formen auch nicht den geringsten Unterschied machen. Sowohl arms als alms können auch *aəmz* gesprochen werden; aber gewöhnlich ist der Gleitlaut so schwach, dass ich ihn gew. unbezeichnet lasse.] — Noch bei Thackeray gilt die Auslassung von *r* als affektiert oder vulgär, vgl. Misc. I, 142: He lisped, drawled, and left the *r*'s out of his words. Ib. I, 217: Silence *faw* [for] the chair! Vulgär *fust* first, *oss* horse, *gal* girl etc. bei Dickens und Thackeray.

[3] Ich setze meine eigene Bezeichnung für Smarts mit Zahlen überschriebene Buchstaben ein. Ich schreibe *kənfę̨s'ə*, nicht *kǫnfę̨s'ə*, weil das unbetonte *o* in der natürlichen Aussprache gewöhnlich zu *ə* (oder wenigstens zu *ǫ̇*) verdunkelt wird. Schon Walker bemerkt unter *command*: „The propensity of the unaccented *o* to fall into the sound of short *u* is nowhere

ɐksęp'təb'l (wie mir scheint) die gewöhnliche Aussprache; viele gebildete Engländer, die ich befragt habe, kennen keine andere. [Murray ǣkse·ptăb'l.] Bei Verben dagegen zieht Smart mit den meisten neueren Lexikographen den Accent weniger zurückgezogen vor, so *contem'plate, confis'cate, compen'sate, illus'-trate* etc. Jetzt sagt man fast immer *kǫn'tęmpleⁱt* (*kǫn'təmpleⁱt*), und oft *il'əstreⁱt*. [Murray hat kǫ·nfiskeⁱt und kǫ̆nfi·skeⁱt, kǫ·mpĕnseⁱt und kǫ̆mpe·nseⁱt, kǫ·nsĕntreⁱt und kǫnse·ntreⁱt. Ellis EEP 1164 sagt *dęm'ən-streⁱt*: „Many persons, perhaps most, accentuate *dimǫn'stręt*. I am accustomed to talk of the *il'ɒstrèɩęd niūz*, the newsboys generally shout out *ilɒs'trətid nūz*, with a tendency to drop into *lɒs'tr't'd*".] Bei **a** vor *f, s, n* + Konsonant, wo der Einfluss Walkers gewöhnlich die alte volkstümliche Aussprache *ā* verdrängt und *ä* eingeführt hatte, empfiehlt Smart das oben besprochene *ȧ*, einen Kompromiss zwischen *a* und *ä*. Was er hierüber sagt, ist so charakteristisch, dass es *in extenso* angeführt zu werden verdient (Einl. § 11): „When *f, s,* or *n* follow the letter **a**, we are apt, even in London, to give a slight prolongation to the vowel, which would, in other cases, be quite rustic; as in *graft, grass, plant*; which slight prolongation was once universally accompanied by a decidedly broader sound [*a* in *father*], such as might be signified by *grāft, glās, plānt*[1]. Among speakers of the old school, this is yet the mode of sounding **a** in such situations; but metropolitan usage among educated people has for a long time inclined to change a practice, which the orthography of the words manifestly does not warrant; and as, of two opinions or tastes, it was necessary to embrace one, the author of this dictionary takes, with Walker, the side of regularity. But Walker is a bigot: he allows of no compromise between the broad *aa*, with which a vulgar mouth pronounces *ass*, and the sound, narrower, if possible, than the *ä* in *at*, with which an affected speaker minces the same word. Surely in a case like this, there can be no harm in avoiding the censure of both parties by shunning the extreme that offends the taste of each; and this medium sound in the case in question, may safely be affirmed to be the one actually in use among the best speakers wherever the letter **a** marked in this dictionary, as in Walker's, to be pronounced *ä*, once had the sound *ā*". Selbstverständlich kann nur dem letzten Argument Gültigkeit beigemessen werden. Die Mode hat sich indessen nach Smart's Zeit etwas

---

more perceptible than in the first syllable of words beginning with *col, com, con*, or *cor*, when the accent is on the second syllable". Auch Smart, Einl. § 18 findet eine starke Neigung zu dieser Aussprache, besonders in der Vorsilbe *com-*; er zieht aber eine mehr buchstäbliche Aussprache vor: „the sound *o* preserves its character with some distinctness".

[1] Ich habe für Smarts Bezeichnung meine eigene eingesetzt.

geändert; man steht nicht mehr an, *glās* zu sagen, wenn man auch das geziertere („rather mincing") *gläs* hört, das eigentlich ein Überbleibsel einer älteren Periode ist. Sweet HES[1] 69 sagt, indem er von der Aussprache *pāþ, āsk* spricht: „The refined Transition *päþ, äsk,* is, however, still to be heard" [1]. Die Aussprache *glås,* für welche Smart eintritt, ist eigentlich ein Kunstprodukt, wird aber nicht selten gehört [2]. Man kann z. B. in einer Gesellschaft die Männer *glās*, die Damen *glås* (oder *gläs*) sagen hören. [„Ladies English". Vgl. Ellis EEP 1148: „In *ask, fast, path* etc. I frequently hear *ä*, and more frequently (ah) [= *å*], both short and long, especially from ladies, and those who do not like broad sounds".] Übrigens erkennt auch Smart die Aussprache *ā* in bath, path, lath an, spricht aber rather *räð'ər*, also wie lather, gather; die gewöhnliche Aussprache ist jetzt *rā'ðə.* In fremden Wörtern hält Smart für promenade dieAusspr. *prǫmęnād'* (besser *prǫmənād'*) aufrecht; dagegen spricht er bravo wie *bre'ʹvo,* jetzt gewöhnlich *brā'vo*; „brayvo" bei Dickens u. a. als vulgäre Aussprache, so Pickw. II, 249: „*Brayvo!* wery pretty", said Sam; drama *dräm'a* Sm., jetzt öfter *drā'mə,* vulg. *dre'ʹmə* (zur Zeit Walker's Mode): „He'd make his fortun on the stage that dog would an rewive the *drayma* besides", Dick. Ol. Twist 307. [Saga *sā'gə,* nicht *se'ʹgə,* fehlt bei Sm.] [Bell sagt Ess. 25, dass „adopted foreign words", wenn sie auch lange den fremden Laut behalten, doch mit der Zeit sich dem engl. Lautstand notwendig assimilieren. „To an English complexion all such words must come. Whether, therefore, we say *toma(h)to* or *tomāto* [wie *potato*], *bana(h)na* or *banāna*, *promena(h)de* or *promenāde*, depends on whether we consider the words as foreigners, or as naturalized citizens.

---

[1] Hyde Clarke, Gramm. 38: „There has been sometimes a fashion of saying, glas [*gläs*] for *glahs* [*glās*], pas for *pahs*, etc., which was begun by Dr. Sheridan, an Irishman, writer of a pronouncing dictionary". Diese Aussprache ist aber, wie wir gesehen haben, viel älter. Wenn sie nur irisch wäre, wäre es nicht gelungen, sie in England einzuführen. S. weiter unten und vgl. Sweet Sp. VII.

[2] Auch in Amerika wird oft ein ähnlicher Zwischenlaut begünstigt. Es heisst bei Webster Einl. xli: „This prolongation [advocated by Smart] has passed into America, and is now heard extensively among the followers of Walker in this country ... The change introduced by Walker [*ăsk* f. *āsk* etc.], never had any great currency in this country, except in a few large cities ... There is an increasing disposition to unite on some *intermediate* sound between the extreme broadness, or length, of the *a* in *father*, and the extreme narrowness, or shortness, of the *a* in *fat*". Ich habe bei Amerikanern gewöhnlich die kurze oder die mittlere Aussprache gehört: *äsk, åsk*; die kurze besonders vor *n* + Kons.: grant *gränt.*

Fashion and affectation preserve the foreign sounds of words long after the terms have been incorporated in our familiar vocabularies. It seems to be thought more scholarly to speak of a „*va(h)se*“ or „*va(w)se*“ than a „*vāse*“; and of an *envelope* (French) than of an *ĕnvelope*; but the words must ultimately come to match with other words of the same orthography; and individual example can only delay and not avert the transformation“.] Smart billigt *ā* in den meisten Wörtern mit **aun** + Kons., wie aunt, launch, laundress[1], doch spricht er die weniger volkstümlichen Wörter vaunt und avaunt mit å nach der Hauptregel; „haunt and flaunt are with difficulty restrained from å by those who would be thought to speak better than the vulgar; and craunch, draugh [Spülicht, Bodensatz, gew. draff geschrieben], and draught, seem likely not only to desert the broad sound [å], but also to give up the letter **u**; when the next declension would be, to narrow the *ā* into *ä*. Such is no doubt the process that demand and command have undergone, and hence the reason that speakers of the old school, and the vulgar universally, pronounce the **a** broad [hier scheint *ā* gemeint zu sein[2]] in both these words“. (Einl. § 122.) Jetzt hat die volkstümliche Aussprache *dimānd′, kəmānd, hānt, drāft* wieder die Oberhand gewonnen. Die Bemerkung von einem älteren demaund, commaund ist zwar richtig; nur muss bemerkt werden, dass auch Wörter wie angel, jetzt *eindžəl* gesprochen, mittelenglisch mit **au** geschrieben wurden: aungel. [Vgl. Behrens, Beitr. zur Gesch. d. frz. Spr. in Engl. 77 ff. Ten Brink, Chaucer 50. Beide Gelehrten nehmen hier ein dunkles *a*, etwa å, an, was mir zwar in Fällen wie *laund* = *lǫnd* richtig, aber in solchen wie *aungel*, *chaumbre*, *Fraunce* fraglich scheint.] — Palfrey wurde zur Zeit Smarts gew. *päl′fri* gesprochen; jetzt ist die ältere Ausspr. *pål′frī* wieder allgemein geworden. Ebenso spricht Sm. psalter *säl′tə*, jetzt gew. *sål′tə*. — Sudden mit stummem *e* Einl. 114 ist Druckfehler f. sodden; am Ende desselben Paragraphs wird sudden richtig unter den Wörtern aufgeführt, wo *e* [als *ĭ*] ausgesprochen wird. [Doch hat Sweet *svd′n* Elb. Miss Soames bemerkt: „*svd′n* jetzt

[1] Sweet schreibt hierüber: „I pronounce *lānsh*, *lāndres*, but å is not uncommon“. Aunt wird immer *ānt* gesprochen.

[2] Vgl. gleich unten: „The *a* in *can't* and *shan't* is also broad in consequence of lengthening the vowel etc. These are accidental instances of the occurrence of the sound *ā*“; can't wird bekanntlich immer *kānt* ausgesprochen.

gewöhnlich, doch finde sich auch *svd'én*; ebenso certain gew. *sō't'n*, selten *sətén*".] Equal; Smart hat hier die neuere Ausspr. *ī'kwǫl* (älter *īkwäl*); besser *ī'kwəl*, da das unbetonte *ǫ* verdunkelt wird; ebenso hat er *īkwǫl'ĭtĭ* für das ältere *īkwäl'ĭtĭ*; Sweet schreibt: „I pronounce *ī'kwəl, īkwǫl'ĭtĭ; īkwäl'ĭtĭ* is oldfashioned and rare". — Wrath spricht Smart mit Recht *rå̄þ* aus, indem er § 140 bemerkt: „In wrath, the **a** ought to be sounded *ā*, yet we sound it å; which broader sound has no doubt been produced by the presence of *w* to the eye [1], though it is silent to the ear"; auch Sweet spricht so; doch sagen andere *rāþ*. [Nach Sweet HES[2] 342 ags. *wrǣþ(þ)o*, me. *wraþþe*, ältere ne. Aussprache *rāþ* Buchanan 1766.] — Gaelic *gē'ǫlik* Sm.; die sehr übliche Form *gäl'ik*, die ich oft gehört habe und die Sweet bestätigt, findet sich weder hier noch meines Wissens bei anderen neueren Lexikographen. [Die Schotten sagen gewöhnlich *gē'lik, geilĭk*.] Again sprechen Smart und seine Nachfolger *ägęn'*, aber *əgein* wird noch oft gehört; davon sagt Smart Einl. § 119: „the sound *ē* in said, saith, says, again, against, is shortened among the best speakers" [2]. — Chemistry spricht Sm. nach der älteren Weise *kĭm'ĭstrĭ*; jetzt gewöhnlich *kęm'ĭstrĭ*; ebenso hat er clef *klĭf* für das jetzt gewöhnliche *klęf*. — Von either und neither bemerkt Smart § 106: „**Ei** is pronounced *ai* only in height, heigh-ho, and sleight, unless we add either and neither; but usage as well as regularity favours the sound *ii*". Mir scheint *ai'ðə, nai'ðə* die fashionable und feierliche Aussprache, die man stets z. B. von Predigern hört. Sw. bemerkt: „I say *aiðə* myself which may be commoner now than *iiðə*". — Leisure *lī'žiūr* Sm., besser *lī'žə*, jetzt wohl meist *lęžə*; Ellis EEP 1162: „*lęžə* . . . some say *līžə*". Sweet schreibt: „I vary between *lęžə* and *lĭžə*: some say *līžə*. I think *lęžə* is commonest". [Er hat indessen *lĭžə* Sp. 50.] — Environs *ęn'virənz* Sm. und die Neueren für das ältere *ęnvai'rənz*.

---

[1] Eher Wirkung der älteren Aussprache, als *w* noch nicht stumm war. Vgl. das vulgäre *wrop* f. *wrap*, wo von künstlichem Einfluss der Schreibung keine Rede sein kann: „Fine time for them as is well *wropped* up, as the Polar Bear said to himself, ven he was practising his skating", replied Mr. Weller (Dickens Pickw. II, 1).

[2] *əge'n'* vom mercischen ongægn; vgl. im Rushworth Gloss.: urnon *ongægn* him Matth. VII, 28. 34 etc. Mittelengl. *agayn*, *ageyn* Chaucer. Bei dem neuengl. *əgęn'* könnte man an ags. *agén*, *ageán* denken; es ist aber wahrscheinlich aus *ägęin* verkürzt.

Shire *šīr*; Smart erwähnt nicht die neuere Ausspr. *šair, šaiə*, die sich schon bei Knowles findet. Diese Aussprache gilt nur in den seltenen Fällen, wo das Wort allein steht: „in the next shire"; in Zusammensetzungen heisst es *šĭə*: Leicestershire; nach Sweet nur vulgär oder nachlässig -*šə*, wie im Vers:
To Linco'shire, to Lancashire,
To buy a pocket-hankercher. (Athenæum 1 Febr. 1879 p. 151.)[1]
Chorister sprechen Smart und die neueren *kǫr'istər*, nicht mit Walker *kwĭr'ĭstər*. Courteous, nach Walker *kə̄r tshiəs*, sprechen Smart und die Neueren *kōr'tiəs* [*kå'tšəs*]. Sweet bemerkt: „Courteous = both *kə̄tšəs* and *kåtšəs*. I think they are equally common, though, of course, the latter is gaining ground". Hiccough *hĭk'kǫf* Sm. ist veraltet, jetzt schreibt man hiccup und spricht *hĭk'əp*. Housewife spricht Smart mit Walker und Knowles *hvz'wĭf*, jetzt gew. *hauswəif*; in der Bedeut. „a little case for pins, needles, thread, scissors etc." hat Sm. als „colloquial" *hvz'ĭf*; in diesem Sinne wird es auch huswife (hussif) geschrieben: A *huswife* completely filled with needles etc. Thack. Misc. I, 70. Bozom *bū'zəm* Sm., jetzt gew. *bůz'əm* (nur vulgär *bvz'əm*[2]). Von Sovereign giebt Sm. die neuere Ausspr. *sǫv'ərĭn*: „There was a time when sovereign and comrade were always pronounced with the **o** as short **u** [*v*]; but since the former word has been the name of a current coin, the regular[3] sound of the **o** [*ǫ*] has been getting into use, and bids fair to be completely established". Diese Wahr-

---

[1] Sweet schreibt mir: „-shire [in compounds] = *shĭə*, not, I think, simple *shə*, except in very slovenly speech". Ein anderer engl. Correspondent: „I pronounce shire to rhyme with lyre — long diphthong *i* — on the very few occasions when I use this word alone; when I use it as a termination, as in Cheshire, I pronounce it very shortly". Sweet spricht Hampshire *hämšiə* Sp. 75. Dagegen bemerkt Miss Soames Engl. Stud. XVI 112: „pronounced by me, and I think by most Southerners, *hämpšə*". Letzteres kann also doch nicht ausschliesslich vulgär sein. Ich glaube es in der That öfter gehört zu haben, bin dessen aber nicht gewiss.

[2] „Hallo, here's this unfort'nate gent'lm'n took ill agin", said Sam. „Where do you feel it now, Sir?" „In the *buzzim*, young man", replied Mr. Stiggins. Dick. Pickw. II, 245. I think he'd better keep 'em [his feelings] in his *bussum*: ib. I, 230. Who comes to your business and your *buzzums*, Dick. Dombey I, 291. — Nach Franklin (1768) war damals *bvz'əm* die richtige Aussprache, s. Ellis EEP 103.

[3] Der historisch regelmässige Laut ist übrigens *v* aus älterem kurzem *u*, dem frz. *ou* in *souverain* entsprechend. Nichtsdestoweniger ist diese Aussprache vulgär geworden: „I werily believe there was change for a couple o' *suv'rins*", Dickens Pickw. I, 392. Vgl. Ellis EEP 1039.

sagung ist in Erfüllung gegangen. Dagegen hat Smart von combat noch die veraltete Aussprache *kvm'bät*, das jetzt *kǫm'bät, kǫm'bət* heisst. Frontier nach Sm. und den meisten Neueren *frǫn'tīr*; doch wird die ältereIsspr. *frvn'tiə*, besser *frvnt'šə* noch oft gehört (Sweet), vgl. front *frvnt*; nach Webster soll Smart in der Ausg. von 1857 *frvn'tīr* haben. — Vom Subst. minute giebt Sm. die pedantische Ausspr. *min'jūt,* die jetzt fast nie gehört wird, fügt aber doch hinzu; „coll. [colloquially, in der gew. Umgangssprache] *mĭn'ĭt*“, was jetzt allgemein gebräuchlich ist. Nature (und Wörter ähnlicher Form): „*ne'tjūr*, coll. *ne'tš'ūr*“ [1] Sm., der Einl. § 147 eine sehr feine Bemerkung macht:

„Let any English mouth fluently pronounce the phrase „I'll meet you“ without accent or emphasis on *you*, and there will be heard, in the transition from the *t* in meet, to the *j* in you, a slight interposed sound of *sh*. So likewise in saying: „Would you favour me?“ there will be heard, in the transition from the *d* in would, to the *j* in you, an interposed sound of the vocal *sh* [*ž* in pleasure]. It would indeed be possible to prevent the intrusion, but what the speaker would gain in accuracy by such care, he would lose in ease and fluency of transition. So likewise it is possible to preserve the pure sound of the *t* and *d* in nature and verdure; yet nothing is more certain than that they are not preserved pure by the best and most careful speakers; and the *t* and *d* being converted, or almost converted, into *tš* and *dž*, the *j* which enters into the composition of **u** = *jū*, is absorbed by (or perhaps it should be said, enters into the composition of) the new formed element“.

Eine willkommene Bestätigung dieser Tendenz bietet der Reim in *Punch* 29 March 1879 S. 133:

Uglier thing could hardly *meet your*
Gaze, alike, in form and feature.

Ich finde die gute Aussprache hier halb palatal, so dass der Laut uns ein Mittelding zwischen *tš* und *tj* scheint und namentlich an das schwed. *k* in *kär* erinnert, ungefähr wie *ţ* + *ich*-Laut [2]. Auf eine Bemerkung hierüber antwortete Sweet: „English *t* not only in nature but also generally (as in net), is often formed not only by the point but also the flat of the

---

[1] Vietor macht Phon.[2] 134 die Bemerkung, dass Smart in seinem Erstlingswerke „Gr. of Engl. Pron.“ 1810 für t(ure) *tš*, nicht wie 1838 ff. das pedantische *-ti̯(ūr)* oder *tši̯(ūr)*. [Vgl. Ellis EEP 1162: „My own *krīti̯u(r(* is, as I fear, pedantically abnormal, although I habitually say so, and *krītšə, fə̄'nĭtsə* etc. are the natural sounds“.]

[2] Über diesen Laut s. oben S. 234. 253. 294 etc. Phon. Stud. V 203.

tongue just behind the point — it has therefory an approximately palatal character. In *neⁱtšə* the *sh* seems to be nearer the teeth (more 'forward') than in she etc. This was first noted by Ellis [EEP 1117]". Der Laut ist also vom Schwedischen etwas verschieden gebildet, klingt ihm aber sehr ähnlich. — Mit Bezug auf die Endung sagt Smart § 55: „In the mouth of an unpolished speaker, *neⁱ'tšūr*, or more commonly *neⁱ'tšər*". Die letztere Aussprache *neⁱtšə[r]* ist jetzt die herrschende geworden. Figure, das Sm. *fig'jūr* spricht, heisst jetzt gewöhnlich *fig'ə[r]*, so habe ich Ellis, Sweet und viele Andere[1] sprechen hören; dies wurde in der vorigen Generation als „shockingly vulgar" angesehen und in Romanen [Marryat, Dickens u. a.] durch die Schreibung „figger"[2] lächerlich gemacht. Im höheren Vortrag sagt man wohl auch *fig'jə[r]*, wie grandeur *grän'djə, grän'džə.* Auch sonst geht ausl. *o, u* zu *ə* über, z. B. in *you,* wenn es tonlos ist; gewöhnlich wird „yer" als vulgär bezeichnet, wie bei Thack. im Reim *I saw yer*: coyer Misc. V, 202, es kommt aber in der gebildeten Umgangssprache häufig vor: I'll meet you spr. *mītšə.* Die Endung *ə* geht in der affektierten Stutzer-Aussprache ('swell pronunciation') zu *a*, a über. Hierüber sagt Sweet, Handb. 70: „[*æ*h] or [*æ*h], or the simple voice-glide [ʌ], is the regular E. substitute for (r) whenever the (r) is not followed by a vowel, as in 'here' (h*i*ɪ[*æ*h]), 'there' (dhæɪ[*æ*h]), ore (ɔɪ[*æ*h]). In 'affected' pronunciation there is a further retraction of the glide to the (*a*) position". Es ist das die Aussprache, welche von Humoristen durch die Schreibung *naytchah* f. nature, *waitah* f. waiter be-

[1] Ein engl. Lehrer in Paris, Mr. Reynolds, bemerkt: „Thackeray said *figə[r]* in a public lecture I once heard him deliver".

[2] Diese Aussprache muss jedoch sehr alt sein. Schon in Handschriften von Wycliff (15. Jh.) findet man *figer*, *creater*, *scripter*; gewöhnliche Form im 14. und 15. Jh. war *figure*, nach Ellis *figȳr*(ə) zu sprechen. [Auch bei Chaucer regelmässig figure *figȳrə*, cure *kȳrə*, s. ten Brink Chauc. 51.] In den Originalausgaben von Shakespeare kommen Schreibungen wie *nater*, *futer*, *venter*, *lecter* vor und Reime wie *enter : venture*, s. Ellis EEP 973. 954; Payne, Use of Final *e* in Early Engl., in Essays on Chaucer II, 104 (Chaucer Society). Noch im 17. Jh. sprach man nature *nǟtər*, *nḗtər*, Ellis EEP 1012. 1039. Bei neueren Humoristen z. B. Marryatt, Dickens: 'human *natur*', '*picter*' etc. Vgl. Ellis EEP 1086: „The 'polite' sounds of a past generation are the *bêtes noires* of the present. Who at present with any claims to 'edd*i*cation' would 'j*i*ne' in praising the 'pīnts of a pict*er*'? But certainly there was a time when „ed*dju*cation, j*oy*n, p*oy*nts, pic*tsh*er" would have sounded equally strange.

zeichnet wird[1]. Als Parodie der aristokratischen Aussprache bei Dickens: Trabb's boy was strutting along the pavement, attended by a company of delighted young friends, to whom he exclaimed, „Don't know *yah!*“ Words cannot state the amount of aggravation and injury wreaked upon me, when he smirked extravagantly by, drawling to his attendants, „Don't know *yah*, don't know *yah*, 'pon my soul don't know *yah!*“ Great Exp. II, 3. Dieses *a* oder eine Annäherung daran (ɐ) kommt aber auch in ganz unaffektierter Aussprache vor, besonders nach den geschlossensten, namentlich palatalen Vokalen, wo es sich ganz natürlich durch Dissimilation entwickelt. Zwar sagt Thackeray Misc. I, 207, indem er die Nachahmung der englischen Aussprache durch Irländer lächerlich macht: „Did you ever hear Mrs. Captain Macmanus talk about *I-ah-land?*“ Ebenso Misc. VIII, 59: She spoke to Haggarty in broad Irish, she addressed me in that most odious of all languages — Irish-English, endeavouring to the utmost tu disguise her brogue, and to speak with the true dawdling *distingué* English air. „Are you long in *I-a-land?*“ said the poor creature in this accent. You must *faind*[2] it a sad *ba'ba'ous* place, I'm *shu-ah!* It was very *kaind* of you to come upon us *en famille*, and accept a dinner *sans cérémonie*. Mr. Haggarty, I hope you'll put the *waine* into *aice*, Mr. Fitz-Boodle must be melted with this hot *weathah*“. Jetzt aber ist diese Aussprache etwas mehr als eine Karrikatur. Auch Dickens hat: „Oh *de-ar* no“, Copperf. III, 401: „My *de-ar* Bella“, Mut. Fr. II, 167; „*He-a-ar He-a-ar*“ ib. II, 20; diese Schreibung bezeichnet aber nur die

---

[1] Scene in *Punch* 10. Febr. 1877. 'Modern Æsthetics' (Ineffable Youth goes into ecstacies over an extremely Old Master etc.)
Matter-of-Fact Party: „But it's such a repulsive Subject!“
Ineffable Youth: „'Subject' in art is of no moment! The *Pickchah* is beautiful!“
M.-o.-F. Party: „But you'll own the Drawing's vile, and the Colour's beastly!“
Ineff. Youth: I'm *cullah*-blind, and don't *p'ofess* to understand *D'awing!* The *Picktchah* is beautiful!“
M.-o.-F. Party (getting warm): „But it is out of all Perspective, hang it! and so abominably untrue to Nature!“
Ineff. Youth: „I don't care about *Naytchah*, and hate Perspective! The *Picktchah* is most beautiful!“
M.-O.-F. Party (losing all self-control): „But dash it all, man! Where the Dickens is the beauty, then?
Ineff. Youth (quietly): „In the *Picktchah!*“

[2] Mit *ai* ist natürlich *ai*, nicht e^i gemeint.

nachdrückliche Aussprache, wo die einzelnen Teile des Diphthongs selbständiger hervortreten. Ich habe ganz gewöhnlich hear und here *hēa*, there *ðēa* sprechen hören, ebenso bei engl. Predigern: 'We beseech thee to *he-ar* us'. — Beispiele der Stutzer-Aussprache å (eig. a): „I always fancy you are going to *cawickachaw*[1] [carricature] me", Thack. Misc. II, 21. Happy *kweechaws* [creatures], Punch 8 March 1871. Thackeray lässt den aristokratischen Bulwig [Bulwer in den Memoirs of Yellowplush] sich selbst so anmelden: „*Sawedwad* [Sir Edward] — no, I mean *Mistawedwad* [Mr. Edward] Lyttn Bulwig", Misc. IV, 160. Ich finde bei J. S. Winter, Regimental Legends 270: „Loo has a stand-offish way of saying *'me môth-aw'*, which is very objectionable". In pure, sure geht der *u*-Laut fam. oft in *u̇*, ə̄ über; *pjə̄ə*, *šə̄ə* vgl. Vietor Phon.[2] 61; noch nachlässiger, fast vulgär, *på*[*ə*], *šå*[*ə*], your *jå*[*ə*]: *poar* Thack. Misc. IV, 27 = *pore* ib. 30; You may be *shore*, ib. 104. — Smart hat von Wörtern wie bench, clench die gelehrte Aussprache *bęntsh*, *klęntsh*, French *fręntsh*, inch *intsh*, filch *filtsh* etc., die natürliche alltägliche Aussprache *bensh*, *filsh* findet sich schon bei Walker. [Vietor Phon.[2] 134 bemerkt, dass Smart dagegen in seiner Gram. of Engl. Pron. 1810 die natürlichere Ausspr. *lš*, *nš* giebt. Noch Miss Soames giebt dagegen Phon. Stud. V 231 *ltš*, *ntš* als still in use".] Sweet schreibt: „We always say *fręnsh*, *bęnsh* etc." — Humble spricht Smart wie Walker *vm'bl.* Diese Aussprache wurde bekanntlich von Dickens in David Copperfield lächerlich gemacht, wo er Uriah Heep sagen lässt: „We are so *umble*". A „*numble* individual" (as they always call it in the House of Commons), Dick. Lett. I, 175. *Hvm'bl* ist jetzt die gewöhn-

---

[1] *W* f. *r* vor Vokalen gewöhnlich in Wiedergabe der affektiert schleppenden ('drawling') aristokratischen Aussprache. Dickens lässt Pickwick II, 105. Lord Mutanhed [Muttonhead] sagen: „*Veway* hot" und „*Gwacious* Heavens", said his Lordship, „I thought *evewebody* had seen the new mail cart; it's the neatest, *pwettiest*, *gwacefullest* thing that ever *wan* upon wheels" etc. Thackeray Misc. IV, 161 lässt Bulwig [Bulwer] sagen: „This *wigmawole* is all *vewy* well; but it's *cuwious* that you don't *wemember*, in *chawactewising* the *litewawy mewits* of the *vawious* magazines . . . the existence of a *cwitical weview* and *litewawy chwonicle*, which is so *wemarkable* for its *intwinsic mewits*" etc. Sweet bezeichnet diese Ausspr. als einen *ů*-Glide: ([*u*]æd) = red, Handb. 69. Vgl. Ellis EEP 605. Jespersen Art. 65. Es ist dies wohl eig. eine Form, der Kindersprache, und kommt als solche bei neueren Schriftstellern wie J. S. Winter (auch *wr*) vor.

lichste Aussprache; in englischen Kirchen habe ich immer: 'We *humbly* beseech thee' mit *h* gehört, was auch Alford in *Queen's English* lobt. Sweet schreibt hierüber: „*hvmbl* is, as you remark, commoner than *vmbl.* Von der Aussprache von *h* bemerkt übrigens Smart, Einl. Note 56: „In some pronouncing dictionaries herb and hospital are included among the words in which initial **h** is silent; but the **h** may be aspirated in these and their derivatives without the least offence to polite ears; and even in humble and humour the sounding of the **h** is a fault, if a fault, far less grating than it would be in heir, honest etc." — Von pronunciation sagt Smart mit Recht, Einl. § 150: „Most speakers say *pro-nvn-si-e'šən,* and so avoid the double occurrence of the sound *sh* in the same word". — Schedule *šęd'jul* Sm., Neuere haben auch *sęd'jul,* das mit frz. *cédule* stimmt. Sweet bemerkt: „Schedule = *šędjuwl* and *skędjuwl,* the latter is the regular American". Ganz absurd ist dieAusspr. von æsthetics wie *īzþęt'iks* statt *īsþęt'iks ęsþęt'iks.* Sweet schreibt: „I always pronounce *īsþęt'iks,* but others have *ęsþęt'iks*". Smart und die meisten Neueren haben von design nur die Ausspr. *disain',* obschon *dizain'* sehr gewöhnlich ist; letzteres wird von Walker als vulgär, von Knowles und Young als die gute Aussprache bezeichnet; Sweet schreibt sogar: „always *dizain*". Die Verwirrung bei diesem Worte rührt wohl von den frz. Scheideformen *dessiner* und *désigner,* lat. dissignare und designare her. [Vgl. Jespersen, oben S. 367 zitiert.] — Von **ths** im Plur. der Subst. sagt der Verf. Einl. § 166: „In five words, namely bath, lath, mouth, oath, and path, the sound **th**, aspirate [voiceless, *þ*] in the singular, is vocalized [voiced, *ð*] in the plural, and the plural **s** is of course vocalized [*z*] also". Diesen muss wreaths angereiht werden, von dem der Verf. § 166 selbst sagt: „wreaths, of which the **th** is vocal". Dazu kommt noch clothes, welches Walker *klōz* ausspricht; schon bei Shakeare Haml. IV, 5 im Reim: Then up he rose, and donn'd his *close* Qq. (*clothes* Ff.). In der guten Aussprache wird *ð* gehört, obschon es oft mit dem folgenden *z* beinahe verschmilzt, also bloss angedeutet wird. Hierüber und von eighth schreibt mir Sweet: I always say *e'tþ* and *klo"ðz*, but the *t* and *ð* are, as you say, often evanescent". Endlich sagt Walker Einl. § 467: „Some would

go so far as to pronounce the plural of truth, *trūðz*, but this must be carefully avoided". Darüber schreibt Sweet: „*trūþs* (plur.) is certainly the usual pronunciation, but I see no objection to *trūðz*". [Miss Soames, Introd. 65, giebt *trūðz* als die gewöhnliche Ausspr.] Das Gesetz: *þs* nach kurzen, *ðz* nach langen Vokalen, ist oben erwähnt. Das seltener vorkommende *trūþs* bildet eine Ausnahme. — Towards nach Walker, Smart und den meisten Neueren *toᵘ'ərdz* [*tå'ədz* Sweet][1], man hört aber noch sehr gewöhnlich *təwådz'* (Sweet), vgl. als vulgär bei Thackeray *tewodds* Misc. III, 303. Das vulgäre liegt aber hier wie so oft meist in der Schreibung. Hier mag der Ausspr. von afterwards wie *aaf'təwŭds*, *-wədz* gedacht werden, die ich häufig gehört, aber [zur Zeit der EPh[1]] nirgends erwähnt gefunden habe; nur bei Thack. finde ich als vulgär *afterwoods* Misc. IV, 187. [Sweet hat *āftəwədz* Elb.; Murray ɑ·ftəɹwəɹdz; Miss Soames *āftəwədz*, Reader 16.] — In französischen Wörtern wie avalanche, encore dürfen sich Ausländer nicht von der fehlerhaften Bezeichnung des Verf. *ävälǫŋš*, *ǫŋkôr* irre führen lassen, sondern sie müssen sie mit dem französischen nasalen *a* sprechen. Blancmange[r] spricht Sm. *blǫŋ-mǫŋž*; in der Umgangssprache wird es jetzt gewöhnlich *bləmǫŋž'* ausgesprochen, was aus jenem durch Dissimilation entstanden ist; eine englische Dame bemerkte mir, es wäre gar zu beschwerlich *blǫŋmǫŋž'* zu sagen, daher sage man *bləmǫŋž'*; bei Thackeray Misc. IV, 239 als vulgär: „I couldnt live excep upon chicking [chicken] and spoon-meat, and jellies, and *blemonges*[2]. Sweet schreibt: „I say *bləmãž* with French nasality", fügt aber hinzu, dass auch å und ǫ mit frz. Nasenlaut gehört wird. Auch ich habe es so sprechen hören, wie ich auch z. B. envelope (Couvert eines Briefes), das Sm. *ǫŋ'vlǫp* spricht, mit *ǫŋ*, ã und *ǭ* gehört habe. Blanc manger, aus Frankreich eingeführt, ist in England ein altes Gericht; schon bei Chaucer (Cant. Tales, Prol. 387) heisst es vom Koch:

For *blankmanger* he made with the beste.

---

[1] Sweet bemerkt: „tówards is, I think, only used when it comes immediadely before its substantive etc., and is then pronounced *tåå'ədz*".

[2] Eine eigentümliche Volksetymologie findet sich Dickens Mut. Fr. III, 317: He's a-shaking all over like *Glue Monge*. Vgl. Pickw. I, 110: The train of nods which the fat boy gave by way of assent, communicated a blanc-manger like motion to his cheeks.

Eine ähnliche Warnung muss für andere französische Laute gegeben werden, z. B. reservoir nach Sm. *ręz'erv-wår'*, memoir *męm'wår!* Vgl. vulg. *Swarry* soirée Dick. Pickw. II, 221, *swarries* Thack. Misc. IV, 75. 82; *twollet* (soll frz. Ausspr. vorstellen) toilette ib. IV, 92, *bedworr* [burleske Verwechslung mit *bedroom*] boudoir ib. IV, 214. There's a somethink in her, a *jenny squaw* [je ne sais quoi], that haws [awes] me, ib. I, 130. Vom eleganten Französisch des Dieners Yellowplush mag hier angeführt werden: *Quaw dong*, as our friends say, ib. IV, 171. Kel bonure igstrame [Quel bonheur extrême] poor *mwaw*, ib. IV, 231. — Bouquet *bŭ'ke*[1] Sm., echt englische Betonung. Vulgär bei Thackeray: she lets fall her *booky*, Misc. IV, 211.

Von Smarts Werk ist ein Auszug (Epitomized Edition) erschienen (Preis 6*s*.), der alles wesentliche enthält, was in der grossen Ausgabe sich findet, und den Meisten genügen wird.

P. A. Nuttall, *The Standard Pronouncing Dictionary* of the English Language, London 1864. Preis 7*s*. 6*d*. Dieses Werk wird oder wurde wenigstens früher von vielen Engländern als das beste Aussprachewörterbuch angesehen; mir scheint es Smart nur darin zu übertreffen, dass es neuer ist, ihm aber sonst nachzustehen. Der Verf. hat die vielen „mystischen“ Zeichen vermeiden wollen, und seine Aussprachebezeichnung sieht in der That sehr einfach aus, ist aber so wenig konsequent durchgeführt und überhaupt der Art, dass man die Aussprache oft gar nicht daraus ersehen kann. Er gebraucht keine anderen Zeichen als *ä* für das lange **a** in father, *ȧ* für den verdunkelten Laut in speakable, und *oŏ* für das kurze *u* in wood, woman, das er charakteristisch genug „a soft, intermediate sound between **u** and *oo*“ nennt; dies ist für seinen phonetischen Standpunkt bezeichnend. Nichtsdestoweniger findet man die Aussprache von pull als *'pŭl'*, und von bull als *'bŭl'*, nicht *poŏl, boŏl* angegeben, so dass der Leser glauben muss, dass ein anderer Laut, zunächst **u** in dull, gemeint sei. Ebenso wird cushion *'kush'un'* bezeichnet, also wie in hush! Natürlich hat der Verf. **u** wie in push gemeint, man kann es aber nicht sehen. **A** in Cato, paper, **e** in metre, und alle anderen „alphabetischen“ Laute der Vokale werden „the long open sound“ genannt, ohne Rücksicht darauf, ob der Laut offen

oder geschlossen ist. Das harte und das weiche **th** sind nicht unterschieden. Als Ersatz dafür enthält das Buch Verzeichnisse der Bevölkerung Englands, Schottlands und Irlands! nebst einigen grösstenteils unrichtigen Erläuterungen über die Aussprache des Französischen, Deutschen, Italienischen und Spanischen. Dieselben sind jedoch nicht ohne Interesse als Zeugnisse des Eindrucks, welchen die fremden Laute auf englische Ohren machen. Das frz. *â* in pas identifiziert er mit engl. *a* in far, das kurze *à* in patte mit engl. *ä* in hat. „The circumflexed *â*, however, has a sound broader than *a* in pas, being intermediate between that in far and that in fall". Die letzte Beschreibung giebt die englische Auffassung korrekt wieder, aber der Verf. ist durch die frz. Schreibung getäuscht worden: frz. **a** hat in pas genau denselben Laut wie in pâte; von dem kurzen *à*, das beinahe alle Engländer mit engl. *ä* in hat verwechseln, sagt Smart Einl. § 11 richtiger: „The word fat in a Londoner's mouth has a narrower sound than fat (a coxcomb) has in a Parisian's".

Bisweilen giebt der Verf. Vulgarismen als korrektes Englisch, so wenn er heir wie hare spricht, und den Buchstaben *h*: „haytch" nennt. Überhaupt ist die Arbeit Nuttalls weit unwissenschaftlicher als die des viel älteren Smart. Aber ihrem jüngerem Alter gemäss hat sie natürlich, in Fällen wo der Sprachgebrauch sich später befestigt hat, einige Berichtigungen bringen können. Nichtsdestoweniger sind deren nicht viele, und der unglücklichen Veränderungen nicht wenige. Von vase hat N. die jetzt veraltete Aussprache *våz*. Vgl. Ellis, Engl. Pron. 1224: „Vase has four pronunciations in English: *våz*, which I most commonly say, is going out of use, *vāz* I hear most frequently, *vēz* [*veⁱz*] very rarely, and *vēs* [*veⁱs*] I know only from Cull's marking". Die Ausspr. *våz* vertritt eben die ältere[1], jetzt noch vulgäre Auffassung des französischen *â*. Vgl. bei Thackeray vulgär: A patty de fau *graw* [pâté de foie gras], Misc. IV, 35; Have you read Jil *Blaw?* [Gil Blas, wo übrigens im Frz. *s* gesprochen wird] ib. IV, 181;

[1] Hyde Clarke bemerkt, Engl. Gramm. 5: „In France there are those who have heard the vowel *a* called by the old men *aw*, which is now made *ah*". Es ist aber nur die gebildete englische Auffassung, die sich geändert hat.

Pawdy Carter [pas de quatre] ib. IV, 211; *Nongtongpaw* [n'entends pas] ist S. 57 erwähnt. — Von lieutenant giebt N. ausser *lĕftĕn'ănt* die von den meisten anderen Lexikographen nicht anerkannteÓsspr. *ljūtĕn'ănt*[1]. Eine Sonderbarkeit ist warrant, spr. „*wärrant*", also mit *a* in father! Wahrscheinlich Druckfehler oder Nachlässigkeit. Diese Beispiele werden genügen.

Von diesem Buche ist ein Auszug erschienen: *Walker's Pronouncing Dictionary* etc., a New Edition, critically revised, enlarged, and amended by P. A. Nuttall, London 1867. 264 S. Preis 1*s*. 6*d*. Hier hat der Verf. wieder eine Menge Zeichen eingeführt; die neue Bezeichnung ist aber wo möglich noch ungeschickter als die alte, dabei nachlässig und inkonsequent. Der Laut *a* in father fehlt ganz; wenn man das Wort nachschlägt, findet man, dass es „*făther*" laute, als ob **a** wie in *ăt, hăt* zu sprechen wäre! Andererseits findet man „*abāft, bāde*", als ob **a** hier wie in *āle, hāte* lautete! Endlich steht in der Vorrede S. XVI „*fäther*", das aus der grossen Ausgabe herübergekommen ist! Die unbetonten Vokale werden hier auf eine ganz neue Weise, nämlich mit Accenten bezeichnet: *liár, glimmér, actór* etc. Das kurze **u** in bull, push wird hier „long and open" genannt! Der Verf. hat sich vielleicht von der in der grossen Ausgabe gebrauchten Bezeichnung *oo* täuschen lassen, obwohl er hier Kürzezeichen setzte. In dem Diphthong **oi** in boil bezeichnet der Verf. den Laut å mit Kürzezeichen, den Laut *i* mit Längezeichen, also *ŏī*; ebenso **ou** in house wie *ŏû*, wobei er nicht berücksichtigt, dass er *û* für *jū* in mute, cube gebraucht hat. [Auch nach Sweet Handb. 67 „the older diphthongs of the (ai), (au), and (oi) type have short vowels and long glides". Vgl. Ellis EEP 1131.] Im folgenden Teil der Einleitung findet sich eine Erklärung der Bedeutung der Buchstaben, wo der Verf. nachdem er die vier Aussprachen des **a** aufgezählt hat, die geistreiche Bemerkung macht, dass **a** vor einem Vokal zu **an** geändert wird! Der Buchstabe **a** und der Artikel **a** sind ihm also dasselbe. Im

[1] Hyde Clarke, Gramm. 41: „Lieutenant is made *leftenant*, *lutenant* and *lewtenant*". Der Unterschied der zwei letzten Bezeichnungen ist unklar, vielleicht ist *lū-* und *ljū-* gemeint. Übrigens scheidet Hyde Clarke nicht streng zwischen der gebildeten und der vulgären Sprache.

Text steht u. a. yacht spr. *„yăt“*, also wie in *hăt!* Der Verf. hat wohl *„yŏt“* gemeint, gleichzeitig aber die Schreibung *a* behalten; aber beides auf einmal geht nicht an; ebenso hat er warrant *„wărrănt“*, dessen Bedeutung denen dunkel bleiben muss, die die Aussprache des Wortes nicht schon kennen; auch wird dadurch das dunkle *„wărrant“* in der grossen Ausgabe nicht erhellt; es müsste *wŏrrănt* heissen. Weiter steht *„wărm“*, *„wărn“* statt *wârm, wârn; yés, yéstérday* statt *yĕs, yĕstérday*; *é* bezeichnet nämlich nach der Vorrede den Laut *ə*; umgekehrt steht yearn spr. *yĕrn* st. *yérn; ĕ* bezeichnet bei dem Verf. *ę* in *let.* Die zwei Ausgaben weichen übrigens auffallend von einander ab; dies rührt zum Teil vom Schwanken des Gebrauchs, zum Teil aber auch von der Unschlüssigkeit des Verf. her. Zuweilen hat er frühere Fehler berichtigt, so giebt er für heir jetzt die Ausspr. „āre“ d. h. *ɛ̄r*; dagegen prangt noch *„haytch“* als Name des Buchstabens *h!* Es ist unnötig mehr Beispiele zu geben.

In einer viel verständigeren Weise wird die Aussprache von dem Schotten **James Donald** in Chambers' *Etymological Dictionary* bezeichnet. Bei Donald sind die Zeichen auf möglichst wenige beschränkt, aber nicht wie bei Nuttall auf Kosten der Deutlichkeit. Unbezeichnete Vokale haben hier immer ihren kurzen regelmässigen Laut, wie in *bat, bet, bit, lot, but;* hieran reiht sich auch der kurze *u*-Laut in *book.* Die Bedeutung der diakritischen Zeichen zeigt folgende Zeile:

fāte, fär; mē, hėr; mīne; mōte; mūte; mōōn.

Was die Aussprache betrifft, so nimmt Donald einen passenden neutralen Standpunkt ein; in zweifelhaften Fällen giebt er öfters mehrere Aussprachen als gleich berechtigt. Scoticismen habe ich nicht bemerkt, vielleicht mit Ausnahme von pretty *pręt i,* das in England ganz ungebräuchlich scheint[1].

[1] Oft wird dieses Wort, wie schon oben bemerkt, mit einem eigentümlichen Zwischenlaut *ɪ* ausgesprochen. In nachlässiger, bes. vulgärer oder provinzieller Aussprache nähert es sich bisweilen *puti*, *pəti*, was die Humoristen mit 'pooty', 'purty' etc. wiedergeben. Vgl. Punch 23 March 1878: Ned. „Marnin', Tummas! 'Ow be yeou?“ Thomas. „*Pooty* 'arty“ [pretty hearty]. Ib. 21. Sept. 1878 vulg. 'a *pooty* gal' [a pretty girl]. Thack. Misc. IV, 109: I see *putty* well. Bret Harte, Gabriel Conroy: *pooty* I, 78; *puttier* I, 77; *purty* I, 115. Zwar sagt Sweet in einem Briefe: „I never heard (puti) or (pəəti) for 'pretty'. I pronounce the word as (pre'te') or perhaps with (*i*h) in the first syllable: it is difficult to separate

Arnold J. Cooley, *A Dictionary of the English Language*, exhibiting the Orthography, Pronunciation, Definition of Words etc. („The Economic and Comprehensive Dictionary"), London 1862. Neuere Ausg. London & Edinburgh 1877. Preis 7*s.* 6*d.* Der Verf. giebt in der Einleitung eine ziemlich ausführliche Lehre der Aussprache. Der Verf. scheint in der Praxis von seinen Quellen, namentlich von Smart, etwas zu abhängig, bietet aber andererseits zuweilen bessere Beschreibungen der Laute, und hat auf Ellis' ältere Forschungen einige Rücksicht genommen. Diese Arbeit ist überhaupt nicht ohne Verdienst; es heisst von ihr in der Vorrede zu Webster's Dictionary: „The small but comprehensive Dictionary edited by Cooley affords a faithful view of the present style of pronunciation characterizing the general body of cultivated speakers of Great Britain and Ireland. It is a production of considerable merit and authority". Es ist verdienstlich, dass der Verf. in zweifelhaften Fällen die verschiedenen Autoritäten für jede Aussprache angeführt hat; die zuerst angeführte ist die von ihm bevorzugte. Wenn er Einl. S. XXI von „an American speaker" erzählt, in dessen Aussprache aunt sich nicht von ant unterschied, so dürfte dies auch auf die meisten Engländer (wenigstens in Südengland) passen, da beide Wörter jetzt gewöhnlich *ānt* (mit *a* in father) gesprochen werden; in Amerika (und Nordengland) wird ant gewöhnlich *änt* ausgesprochen[1]. Nach Smart hat Cooley mehrere veraltete oder wenig gebräuchliche Ausspracheweisen aufgenommen, wie *gyār'dn* (neben *gār'dn*), *päl'frĭ, kǫn'fęsǫr, mĭn'jūt* Subst., *kĭm'ĭstrĭ,* und das absurde *īzpęt'ĭks* f. *īspęt'ĭks.* In anderen Punkten ist er selbständiger und giebt die neuere gebildete Aussprache, so *klęf* neben dem Smartschen *klĭf*; humble „now by many careful speakers pronounced *hvm'bl*" neben *vm'bl*; housewife *haus'waif,* colloq. *hvz'wĭf*; *hvz'ĭf* = case for needles etc.; Schedule *sęd'jul;*

---

the raised wide (*e*) from (*i*h). Many say (pr*i*te[1]) with the regular short *i*, no one (præti) with the sound in 'bed'". Nichtsdestoweniger kommt bes. „pooty" auch bei den neuesten Humoristen häufig vor; in *pretty* wirkt *p* erst Rundung des *r*, „pwetty", was dann weiter zu *„pooty, putty"* wird, Jespersen Art. 65. Auch amerikanisch, EEP 1228.

[1] Hyde Clarke, Gramm. 38: „Ant is by some made with *a* short, to distinguish it from 'aunt'; by some it is spoken *ahnt* [d. h. *ānt*], like the other word". — Ein Nordengländer schreibt mir: „In the North we say *plănt, ăsk*, with the short *a*, — quite as short as in *hat*". — In Amerika herrscht nach Webster Dict. Einl. xli die kurze Aussprache besonders in den grossen Städten, s. oben S. 376.

shire *šair*. Von phthisis giebt er wie die meisten Neueren die Ausspr. *þai'sis*, die sich schon bei Walker (neben phthisic *tiz'ik*) findet; dies scheint mir eine gelehrtere Form, das von Smart gegebene *tai'sis* mehr populär. Sweet schreibt aber: „Phthisis always *tis'is*", was sich bei keinem Lexikographen findet. Auf wiederholtes Anfragen, ob er dies so meine, antwortet er: „I mean *tis'is*. One can only guess at the pronunciation, and one educated man's guess is as good as another's. The following pronunciations are all possible, and may all be heard, for all I know: *tisis, taisis, þisis, þaisis, tizis, taizis, þizis, þaizis*" [*z* kaum bei Gebildeten, vgl. crisis, thesis, dosis]. [Trotz Sweet scheinen *taisis* und *þaisis* noch immer die gebräuchlichsten Formen zu sein. Auch kann ich darin nicht einstimmen, dass die Aussprache solcher gebräuchlichen Wörter Gegenstand des Ratens sein muss; es muss sich doch auch hier ein traditioneller Gebrauch gebildet haben.] — Die historische Aussprache hält Cooley aufrecht in: „lieutenant *lęvtęn'änt*, originally and properly *l'ū-tęn'änt*". In Übereinstimmung mit der Betonung *kǫn'fęsǫr* hat er auch (to) confine *kǫn'fain*, consols *kǫn'sǫlz*, obschon hier von Smart abweichend. Bei demonstrate wird *dimǫn'stre'it*, coll. *dęm'ǫnstre'it* gegeben; dagegen wird *kǫn'tęmple'it* als selten angeführt und *il'əstre'it* gar nicht erwähnt. Cooley giebt übrigens öfters Auskunft über die Aussprache des gewöhnlichen Lebens, wie forehead *fǫr'hęd*, coll. *fǫr'ęd* [eig. *for'ėd*, nach Sweet die herrschende Ausspr.], bisweilen auch über die vulgäre (um vor ihr zu warnen), z. B. arsenic *är'sęnik*, vulg. *ärs'nik*; nach Sweet aber ist *äs'nik* die herrschende Ausspr. Das verzweifelte blancmange, das fast jeder Lexikograph verschieden ausspricht, lautet bei Cooley *blo-måŋž!* Ziemlich vereinzelt ist zur Zeit des Verf.'s basalt *bäsǫlt*, psalter *sål'ter*, coll. *sǫl'tər*, doch nicht ganz unberechtigt, da der Vokal hier öfter wegen des halb stimmlosen *l* etwas verkürzt wird, aber dasselbe gilt auch von Wörtern wie salt, fault etc., vgl. bei Thackeray als vulgär: the *solt* seas Misc. III, 287; *folt* ib. IV, 180; *folsood* f. falsehood ib. IV, 241 etc. Vgl. weiter unten. — In der Ausspr. laudanum *lǫd'änəm*, laurel *lǫr'əl* stimmt C. mit Smart überein, nicht in walruss *wǫl'rəs*, bei Smart *wål'rəs*.

R. Cull, Verfasser der Aussprachebezeichnung in Ogilvie's *Comprehensive English Dictionary*, wird in Webster's

Dictionary Einl. S. LI so erwähnt: „**The work cited unter the name of Cull is the *Comprehensive Engl. Dict.* of Dr. John Ogilvie, in which the pronunciation is professedly „adapted to the best modern usage“ by Richard Cull, Esq., of London, one of the contributors to the Penny Cyclopædia, and well known as an enthusiastic and learned phonologist ... Though both Smart and Cull claim to exhibit the most approved London usage, they differ widely and often as to what that usage is. One reason for this difference probably is, that Cull pays less attention to analogy, in doubtful cases, than Smart does; and another is, that he sometimes apparently mistakes his individual practice for that of the best London society. Yet his opinions are for the most part worthy of attentive consideration, as being those of an independent, scholarly, and judicious observer, who for many years has made the subject of pronunciation a special study**“. Ich kann in dieses Lob nicht ganz einstimmen. Nach der ausführlichen *'Synopsis of Words differently pronounced'* bei Webster zu urteilen, steht diese Arbeit im Ganzen Cooley's Wörterbuch nach. Cull scheut zu sehr die Formen des gewöhnlichen Lebens und hat mehrere pedantische Ausspracheformen: phthisis *fþaisis* [nur eine gelehrte Ziererei, s. hier oben unter Cooley], southern *sau'ðərn* [gew. *svð'ə̄n, -ən*, wie Southwark *svðd'ək*]; waistcoat *we*^{i}*stko*^{u}*t* [gew. *węs'kət*]; twopence *tū'pęns* [gew. *tvp'ns*], threepence *þrī'pęns* [gew. *þrĭp'ns*]; solder *sǫl'dər* [gew. *så'də*, vgl. 'soft sawder' bei Sam Slick]; soot *sūt* [gew. *sut* wie *put*]; diphthong *dĭf'þǫŋ* [gew. wohl *dĭp'þǫŋ*; jedoch nach Sweet Sp. VIII *f* am häufigsten]; halfpenny *hăf-pęnnĭ* [gew. *he*^{i}*'pənĭ*]; daunt *dånt*, flaunt *flånt* [öfter *dānt, flānt*]. Mit Smart stimmt Cull in humble *vm'll* überein [*hvm'bl* nicht erwähnt]; bosom *bū'zəm*. Er hat richtig rather *rā'ðər*, aber nicht die anderen Wörter, wo *ā* eben so gewöhnlich ist. Er hat contents *kǫn'tęnts*[1], aber nicht contemplate *kǫn'tęmple't*. Ziemlich allein steht der Verf. mit mehreren Formen, wie basalt *bäzålt* [gew. *bəsålt*]; herb *ərb* [gew. *hə̄b*]; egotism *ĭ'gǫ-tizm* [gew. *ęg'ətizm*, nach Sweet auch *ęg'ō*^{u}*tĭzm*]; chap (Kinnbacken) *tšäp* (gew. *tšǫp*). Von französischen Wörtern spricht der Verf. das schreckliche blancmange wie *blämāndž* aus! sansculottism *säŋkūlǫt'tizm*; sortie *sår'tĭe*^{i}*!*

J. Stormonth, *Etymological and Pronouncing Dictionary* of the English Language; the Pronunciation carefully revised

[1] Über *contęnts* s. weiter unten zu Murray, am Ende.

by the Rev. **P. H. Phelp,** M. A. Cantab.[1] 2nd Edition revised and enlarged etc. Edinburgh and London 1874. 777 S. gr. 2-spalt. 8⁰. Preis 7 *s.* 6 *d.* Es heisst in der Vorrede: „The pronunciation has been carefully revised, in conformity with the best usage, by the Rev. P. H. Phelp“. Diese Arbeit bezeichnet Cooley gegenüber kaum einen eigentlichen Fortschritt ausser in so fern, als sie neuer ist und sich bemüht die neueste gute Aussprache treu zu geben. Die Lautbezeichnung ist ziemlich verwickelt und bisweilen geradezu unglücklich, so wenn die Ausspr. von fall als „faw̆l“ bezeichnet wird, als ob der Vokal kurz wäre wie in folly; der Verf. hat sonst die kurzen Vokale mit ˘ bezeichnet. Absolute *„ăb'sŏ-lôt“* ist nicht so deutlich als Smart's *„ab'so-l'oot“* oder Donald's *„absō-lūt“*, wenn auch darin richtiger, dass das *o* in der mittleren Silbe als kurz bezeichnet ist. Haupt- und Nebenaccente sind nicht deutlich unterschieden, so dass der Leser nicht ersehen kann, was mit *ad'ver-tīz'*, *im'prō-vēz'* gemeint ist; man muss sehr genau nachsehen um zu entdecken, dass der letztere Accent ein wenig grösser ist und also den Hauptaccent bedeutet. Der Verf. steht noch auf dem veralteten Standpunkte, dass er die Quantität der Konsonanten nach der Schreibung bezeichnet, also ditty *dit'ti*, witty *wit'ti*, aber pity *pit'i*, city *sit'i*, obschon diese, wie Jedermann weiss, vollkommene Reime bilden, da die Konsonanten überall kurz gesprochen werden. Eigentlich ist es zufällig, dass einige dieser Wörter mit *t*, andere mit *tt* geschrieben werden. In der ersten Shakespeare-Folio steht *pitty* Macb. I, 7. III, 4; *pittifull* (jetzt *pitiful*) ib. III, 2; *pittious* und *pitious* (jetzt *piteous*) Haml. II, 1. — Der Verf. spricht *rā'ðər, pāþ, bāþ, lāþ*, aber mit Smart *mäs'tər, äf tər, gräft,* ass *äs*, glass *gläs; kǫmmänd'* od. *kǫmmānd'*, dagegen bloss *dimänd'*, was ganz willkürlich ist. Auch Phelp hält die Unterscheidung zwischen mourning *mår'niŋ* und morning *mår'niŋ* aufrecht; die Aussprache der jüngeren Generation ist von den Lexikographen noch nicht anerkannt worden. — Aunt *ānt*, ant *änt*; haunt *hånt*, launch *lånš*; die Vorliebe für den breiteren (labialen) Vokallaut ist kaum mit den Neigungen der besten Aussprache in Übereinstimmung; doch hat der Verf.

[1] D. h. *Magister artium Cantabrigensis*, Master of Arts at the University of Cambridge.

Dictionary Einl. S. LI so erwähnt: „The work cited unter the name of Cull is the *Comprehensive Engl. Dict.* of Dr. John Ogilvie, in which the pronunciation is professedly „adapted to the best modern usage" by Richard Cull, Esq., of London, one of the contributors to the Penny Cyclopædia, and well known as an enthusiastic and learned phonologist ... Though both Smart and Cull claim to exhibit the most approved London usage, they differ widely and often as to what that usage is. One reason for this differenco probably is, that Cull pays less attention to analogy, in doubtful cases, than Smart does; and another is, that he sometimes apparently mistakes his individual practice for that of the best London society. Yet his opinions are for the most part worthy of attentive consideration, as being those of an independent, scholarly, and judicious observer, who for many years has made the subject of pronunciation a special study". Ich kann in dieses Lob nicht ganz einstimmen. Nach der ausführlichen *'Synopsis of Words differently pronounced'* bei Webster zu urteilen, steht diese Arbeit im Ganzen Cooley's Wörterbuch nach. Cull scheut zu sehr die Formen des gewöhnlichen Lebens und hat mehrere pedantische Ausspracheformen: phthisis *fþaisis* [nur eine gelehrte Ziererei, s. hier oben unter Cooley], southern *sau'ðərn* [gew. *svð'ən, -ən*, wie Southwark *svðd'ək*]; waistcoat *weistkout* [gew. *wẹs'kət*]; twopence *tū'pẹns* [gew. *tvp'ns*], threepence *þrī'pẹns* [gew. *þrip'ns*]; solder *sǫl'dər* [gew. *så'də*, vgl. 'soft sawder' bei Sam Slick]; soot *sūt* [gew. *sut* wie *put*]; diphthong *dif'þǫŋ* [gew. wohl *dip'þǫŋ*; jedoch nach Sweet Sp. VIII *f* am häufigsten]; halfpenny *häf'pẹnnī* [gew. *hei'pənī*]; daunt *dånt*, flaunt *flånt* [öfter *dānt, flānt*]. Mit Smart stimmt Cull in humble *vm'll* überein [*hvm'bl* nicht erwähnt]; bosom *bū'zəm*. Er hat richtig rather *rā'ðər*, aber nicht die anderen Wörter, wo *ā* eben so gewöhnlich ist. Er hat contents *kǫn'tẹnts*[1], aber nicht contemplate *kǫn'tẹmple't*. Ziemlich allein steht der Verf. mit mehreren Formen, wie basalt *bäzålt* [gew. *bəsålt*]; herb *ərb* [gew. *hə̄b*]; egotism *ī'gǫtizm* [gew. *ẹg'ətizm*, nach Sweet auch *ẹg'öutīzm*]; chap (Kinnbacken) *tšäp* (gew. *tšǫp*). Von französischen Wörtern spricht der Verf. das schreckliche blancmange wie *blämāndž* aus! sansculottism *säŋkūlǫt'tizm*; sortie *sår'tīei*!

J. Stormonth, *Etymological and Pronouncing Dictionary* of the English Language; the Pronunciation carefully revised

[1] Über *contẹnts* s. weiter unten zu Murray, am Ende.

im'proᵘvīz';
lęftęn'änt.
; bosom
pour *pår*;
who is a good

etc.; belch *bęlš*,
; es heisst *filš*,
hǫs'pitäl. —
ęk'sərsaiz Subst.
od. *dizain'*, des-
tränsgręs' [Sweet:
šęd'jūl [s. oben
pronounce *tränsižən*
or the *š* must be
not"]; pronuncia-
kloᵘðz.
confes'sor, indis'pu-
illus'trate, phleg-
veraltet, besser *ad'və-*
bal'cony, ret'inue,

Buch so fein gedruckt
wird. — Von Stormonth
1870 erschienen
Wörterbuche

craunch cranch *krānsh*, stanch *stānš*, aber staunch *stånš*: er ist also zu sehr von der Schreibung abhängig.

Da indessen diese Arbeit trotz ihrer Mängel als eins der neuesten und besten Wörterbücher der Aussprache bezeichnet werden muss, will ich hier die Aussprache des Verf. von einer Anzahl schwankender oder streitiger Wörter anführen. Ich habe einige Bemerkungen in Klammern beigefügt.

Salve *sāv*, promenade *prǫ'mǫnād'*, gallopade *găl'lo^u pād*, charade *shărād'*, aber masquerade *măskəre^i d'*; tomato *to^u mā'to^u*, vase *ve^i z* od. *vāz*, saga *se^i ga* [*sā'gə* Sweet], brahmin *brā'min*, lama *lā'ma*, bravo *brā'vo^u*, rajah *re^i dža* oder *rā'dža*, mustaches *məstā'šez* [Sweet *mustā'šez*]; drama *drā'mā*. Phalanx *făl'ăŋks*, patent *pe^i tǫnt*, satire *săt'air* oder *săt'ər*. Almanac *āl'mănăk* [„*âl'mă-năk*" geschrieben, kann kaum Druckfehler f. *awl'-mă-năk* sein; gewöhnlich wird es wohl *ål'mənăk* gesprochen, nach Sweet *å'mənăk*; vgl. mittelenglisch 'knowe be thine *almenak*' [know by thy almanac], Chaucer, Astrolabe ed. Skeat S. 49; in dän. und norw. Umgangssprache *Almenak*]. Ate, eat *ęt* [man hört jedoch oft *e^i t*]. Wrath *råþ*; equal *ī'kwǫl*, equality *īkwǫl'ĭtĭ*. Gaelic *ge^i 'lik* [oft *găl'ik*, s. S. 378]; again *ăgęn'*, ay „*āi*, or as pron. *I*" [oft *āi*, aber auch *ăi, ai*]; aye *e^i*[1].

Chemistry *kęm'ĭstrĭ*, clef *klęf*, epoch *ī'pǫk* [nach Sweet und Andern auch *ęp'ǫk*, *ęp'ək*], legend *lęž'ęnd*, legislature *lędž'ĭsle^i tjūr*, pedal *pęd'ăl*, premier *prī'miər* [nach Young in der Ausg. von Walker ist *pręm'iər* „the polite usage"], retch *rītsh*, zenith *zęn'ĭþ*. Been *bīn* [das häufige *bĭn*, das schon Walker hat, wird nicht erwähnt]; either *īðər* od. *ai'ðər*, leisure *lī'žūr* [meist *lęž'ə*]; sewer (Kloake) *så'ər* [und *s^i ūə*, vulg. *šåə*, also wie shore].

Direct *dĭrękt'*, minute Adj. *mĭnjūt'*, Subst. *mĭn'ĭt*, gentile *dżęn'tail*, juvenile *dzhū'vęnail*, hostile *hǫs'tail*, fertile *fər'tail*, servile *sər'vail*[2], mercantile *mər'kăntail* [*mə̄'kəntail* Sweet];

---

[1] Ursprünglich ist *ay* und *aye* dasselbe Wort, vom altn. *ei* immer (got. aiv, gr. *ἀεί*), im Gegensatz zu *nei* nie, nein (got. ni aiv), woraus altfranz. *naie*, engl. *nay* entlehnt sind. Dickens und Andere schreiben oft *aye* f. *ay*. Gewöhnlich wird es wie das pers. Pron. *I* gesprochen, wird aber jetzt ausser in der Volkssprache, im Nordengl. und im Schottischen wenig gebraucht. Man sieht es noch bisweilen in Romanen, aber es klingt altmodisch.

[2] So auch Sweet. Ich war früher gewöhnt mit Walker und Smart *sə'vĭl*, *hǫstil*, *fə̄tĭl* zu sprechen, was noch häufig ist. Vgl. *Enquire Within* § 184: „ile should be pronounced *il*, as fert*il*, in all words except chamomile, exile, gentile, infantile, reconcile, and senile, which should be pronounced *ile*". Eigentlich ist *il* in Wörtern wie *hostile* die historisch

libertine *lĭb'ərtain*, valentine *väl'ęntain*; improvise *im'proᵘvīz'*; shire *shair*, but in composition *shĭr*. Lieutenant *lęftęn'änt.*

Frontier *frǫn'tīr* [auch *frvntšə*], sovereign *sǫv'ərĭn*; bosom *buz'əm*, soot *sut*; groats *groᵘts*; tourney *tūr'nĭ*; pour *pår*; housewife *haus'waif* = mistress of the house who is a good manager, *hvz'if* = little case for needles etc.

Nature *neⁱtjūr* od. *neⁱtšur* [besser *neⁱtšə*].

French *fręnš*, bench *bęnš*, flinch *flĭnš* etc.; belch *bęlš*, aber filch *fĭltš*, milch *mĭltš* [ganz inkonsequent; es heisst *filš, milš*]. — Humble *hvm'bl*, herb *hərb*, hospital *hǫs'pitäl.* — Diphthong *dip'þǫŋ*. — Greasy *grii'zi*, exercise *ęk'sərsaiz* Subst. und Verb., casement *keⁱs'męnt*, design *dęsain'* od. *dizain'*, designate *dęs'igneⁱt*, transact *tränsäkt'*, transgress *tränsgręs'* [Sweet: „I pronounce *tränzäkt'*, *tränzgręs* "]. — Schedule *šęd'jūl* [s. oben S. 384]. — Transition *tränsiž'ən* [Sweet: „I pronounce *tränsiž'ən* or *tränziš'ən* indifferently — either the *s* or the *š* must be voiced — never *tränsiš'ən*, at least, I think not"]; pronunciation *proᵘnvnsĭēⁱ'šən.* — Eighth *eⁱtþ*, clothes *kloᵘðz.*

Accent: accep'table, commen'dable, confes'sor, indis'putable, irrefu'table, contem'plate, confis'cate, illus'trate, phlegmat'ic, splenet'ic, ad'vertise' [ein wenig veraltet, besser *ad'vətaiz* wie *ęk'səsaiz*], to contrib'ute, ancho'vy, bal'cony, ret'inue, rev'enue, towards *toᵘ'ərdz.*

Man muss bedauern, dass dieses Buch so fein gedruckt ist, dass es für schwache Augen lästig wird. - Von Stormonth ist die 'Fifth Edition (with 1500 new words)' 1879 erschienen.

Es giebt noch eine Menge kleinerer Wörterbücher der Aussprache, die meisten ohne selbständigen Wert.

The Illustrated National Pronouncing Dictionary, on the basis of Webster, Worcester, Walker, Johnson, etc. 400 S. kl. 8⁰. London, William Collins, Sons & Co. 1871. Preis 1*s*. Die Bezeichnung der Aussprache ungefähr wie bei Donald in Chambers' Etym. Dict. Von veralteten oder weniger guten Aussprachweisen notiere ich equality *īkwäl'iti*, advertise *äd-vərtaiz'*; pretty *pręt'ĭ* [wie bei Donald]; sovereign *svv'ərĭn* neben *sǫv'ərĭn*; bosom *bū'zəm*, soot *sūt*; balcony *bälkoᵘ'nĭ* neben

---

richtige, aus dem Französischen überkommene Aussprache, *ail* die gelehrtere, latinisierende (hostīlis, wegen der Schreibung -ile auch auf Fälle wie fertīlis übertragen), die jetzt vielfach Mode geworden.

bälkonī; pour *paur* neben *pår*. Dieses Büchlein ist jedoch unbedingt dem Auszug von Nuttall, der 1*s.* 6*d.* kostet, vorzuziehen.

Wenn wir zum Schluss einen Rückblick auf die hier besprochenen Pronouncing Dictionaries werfen, so bemerken wir zunächst, dass sich die Aussprache allmählich verändert. Bei genauerer Prüfung aber finden wir, dass die volkstümliche natürliche Aussprache viel fester steht und sich nur ganz langsam in Folge einer bestimmten historischen Entwickelung verändert. Es ist die Mode der höheren Gesellschaft, welche schnellen, oft launischen und inkonsequenten Veränderungen unterworfen ist. So hatte die fashionable Aussprache in den dreissiger Jahren die Betonung suc′cessor, con′fessor, com′mendable adoptiert, welche in der That eine Übertragung des germanischen Accentuationsprinzips auf romanische Elemente war, also gerade die volkstümliche Aussprache, die die Aristokratie sonst so sehr scheut; gerade diese Wörter wurden vielleicht vom Volke wenig gebraucht, und so konnte die Aristokratie hier der natürlichen Neigung der Sprache ungestört folgen. Schon seit dem vorigen Jahrhundert ist *ăsk, glăs, plănt, grăft* etc. unveränderlich die volkstümliche Aussprache, die besonders durch Walker's Einfluss aus der gebildeten Konversationssprache verdrängt wurde[1]; doch war das volkstümliche Element so stark, dass die Mode hin und wieder schwankte, bis endlich die Aussprache des Volks allgemein den Sieg davon getragen hat. Das volkstümliche Element und die natürliche, ungezwungene Aussprache wird sich mehr und mehr geltend machen; die Lexikographen der Zukunft werden Veranlassung haben stets mehr Rücksicht darauf zu nehmen, und sie werden zugleich durch das Studium

---

[1] Webster Dict. Einl. xli: Down to the close of the last century, words of this class [*ask* etc.] were universally pronounced with the full Italian *a*. Some, especially among the vulgar, gave this too broadly, or with a kind of drawl . . . so that Walker, disgusted by the abuse, and having a prejudice against intermediate sounds, marked all such words with the sound of short *a* . . This change was strongly condemned by the orthoëpists . . . Still the high character of Walker gave currency to the change. It prevailed in London, and in some of the larger cities of America, until there sprung up, on both sides of the Atlantic, what Smart has called a "new school" and an "old school" on this subject". Smart's „neue Schule" ist aber wieder alt, und die „alte" wieder neu geworden.

phonetischer Werke sich eine wissenschaftlichere Kenntnis der Laute aneignen müssen.

Nebenher geht inzwischen auch eine gelehrte Strömung, ein litterarischer Einfluss. Im vorigen Jahrhundert wurde dictionary *diksnäri* gesprochen, und Einige wollten sogar *dixnary* schreiben (Schmitz Enc. 183); diese Form ist ganz von der gelehrten Aussprache verdrängt worden. Kaum will Jemand jetzt Formen wie *sparrowgrass* f. asparagus oder *cowcumber* f. cucumber anerkennen. Die populäre und die litterarische Strömung fangen an sich auf halbem Wege zu begegnen, je nachdem die Ausgleichung zwischen den höheren und niedrigeren Ständen vor sich geht.

Amerikanischen und deutschen Wörterbüchern ist mit Bezug auf die Aussprache nur eine beschränkte Autorität beizumessen. Es gilt für Europäer die englische Aussprache zu kennen; nicht die amerikanische. Nichts destoweniger enthält Webster's Dictionary (grosse Ausg.) sehr gute Erläuterungen; namentlich ist die in der Einleitung S. LI ff. gegebene *Synopsis of Words differently pronounced by different Orthoëpists* sehr genau und ausführlich. Auch Worcester's *Dictionary* wird als Autorität in Amerika hochgeschätzt, zum Teil höher als Webster.

In den älteren deutschen Wörterbüchern findet man gewöhnlich eine mehr oder weniger glückliche Wahl zwischen den Abweichungen der englischen Lexikographen; es war damals besser an die Quelle zu gehen. Nicht einmal Lucas, der doch ein geborener Engländer war, ist zuverlässig; er hat offenbar die Aussprache und die Laute wenig studiert. Zwar scheut er weniger als viele andere die ungezwungene Aussprache des gewöhnlichen Lebens, aber er giebt auch vielen Wörtern eine Aussprache, die nicht gut ist. Sehr unglücklich ist seine Bezeichnung der Aussprache. Das Buch ist jetzt vergriffen und wird wohl nicht wieder aufgelegt werden.

Es giebt noch eine Menge englischer Wörterbücher mit Bezeichnung der Aussprache, aber die meisten davon sind von Nicht-Phonetikern geschrieben und daher in dieser Beziehung ohne selbständigen Wert. Man merkt, dass die tiefere Kenntnis der Laute und der Aussprache in neuerer Zeit nicht mehr bei den Lexikographen als solchen, sondern bei den speziellen

Fachmännern, den Phonetikern zu finden ist, in dem Masse als die Phonetik mehr und mehr als selbständige Wissenschaft auftritt. Es verlohnt sich daher nicht jedes einzelne der seit EPh [1] erschienenen engl. Wörterbücher eingehend zu durchmustern. Als ein brauchbares Handbuch hebe ich folgendes hervor:

Charles Annandale, *A Concise Dictionary of the English Language.* Blackie & Son, London, Edinburgh etc. 1890. Der Verf. ist 'Editor of Ogilvie's *Imperial Dictionary,* und so viel ich weiss, Schotte. Das sonst sehr verdienstliche Wörterbuch behauptet in der Aussprache eine sehr konservative Haltung und nimmt auf die Umgangssprache nur wenig Rücksicht; wer die lebende Sprache studieren will, findet hier für sich nur wenig. Die Aussprachebezeichnung ist mit wenigen Ausnahmen dieselbe wie bei Donald. Ich führe hier einige Beispiele der von Annandale gegebenen Aussprache an. Phthisis *þai'sĭs*; diphthong *dĭf'þǫŋ* od. *dĭp'þǫŋ*; daunt *dånt,* bosom *bū'zəm*; ass *äs,* cast *käst,* fast *fäst,* ask *äsk* nach nordengl. Gebrauch; potato *poᵘteⁱ'toᵘ* [besser *pòteⁱtoᵘ, pəteⁱtò*], tomato *toᵘmeⁱ'toᵘ* [besser *tòmā'tòᵘ*], vase *veⁱz* od. *vāz,* almanac *ålmänäk* [besser *ålmənäk*], wrath *rāþ* [besser *råþ,* s. oben], Gaelic *geⁱlĭk*; equality *īkwǫl'ĭtĭ*; again *ägeⁱn'* od. *ägęn'* [die Schotten sagen wirklich *ägęn',* die Südengländer *ɐgeⁱn, əgeⁱn, əgęn'*]; agile *ädžĭl,* fragile *frädžĭl,* aber hostile *hǫs'tail,* fertile *fə̄'tail,* servile *sə̄'vail,* juvenile *dzū'vęnail*; libertine *lĭb'ətain,* Valentine *välęntain,* Philistine *fĭl'ĭstain*; improvise *ĭmprovīz'*; lieutenant *lęftęn'änt*; frontier *frǫn'tīr*; wont (gewöhnt) *wɒnt* [die neue Mode *woᵘnt* wird nicht erwähnt]; phonetic *foᵘnęt'ĭk* [besser *fònęt'ĭk*]; nature *neⁱtjūr* [keine Erwähnung von *neⁱtšə*]; humble *hɒm'bl,* herb *hə̄b* od. *ə̄b,* hospital *hǫspĭtäl,* hotel *hoᵘtęl'* [*hòtęl', òtel'* nicht erwähnt]; transition *tränsĭž'ən* oder *tränzĭš'ən* [wie Sweet]; pronunciation *proᵘnɒn'sieⁱšən* [besser *prònɒn'sieⁱ'šən*].

Accent: accep'table, commen'dable; confes'sor, succes'sor; content' oder con'tent (Inhalt); concen'trate oder con'centrate, confis'cate od. con'fiscate, aber nur contem'plate, demon'strate, illus'trate; indis'putable, irref'utable od. irrefu'table; phlegmat'ic, splenet'ic od. splen'etic; advertize' [veraltet]; ancho'vy, bäl'-cōny [veraltet, s. oben]; ret'inue, rev'enue; towards *toᵘ'ədz.*

Über die Aussprache bei Murray, *A New Engl. Dictionary,* s. weiter unten.

Dr. **Felix Flügel,** Allgemeines Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Vierte gänzlich umgearb. Aufl. Braunschweig, Westermann 1890-92. Dieses vorzügliche Werk enthält auch eine ausgezeichnete Zusammenstellung der verschiedenen streitigen Ausspracheformen mit vollständiger Angabe der Autoritäten.

Ehe ich zu den neueren phonetischen Darstellungen der englischen Aussprache übergehe, will ich auf das Verhältnis Bells[1] zu den anderen englischen Phonetikern kurz eingehen. Bell nimmt unter den Phonetikern eine so hervorragende Stellung ein, dass es wohl der Mühe wert ist, seine Eigentümlichkeiten ein wenig näher zu betrachten.

Die Hauptquelle der Eigenheiten Bells in seinen Bestimmungen der englischen Laute ist sein schottischer Ursprung; er hört mit schottischen Ohren und kann sich nur zum Teil von der nationalen Auffassung frei machen. Dazu kommt, dass er als *Professor of elocution* eine ziemlich gekünstelte Aussprache lehrt, gegen welche, besonders was die unbetonten Vokale betrifft, sowohl Ellis EEP 1158 als Sweet Handb. 111 protestieren.

1. Bell giebt *burn* denselben Vokal wie *bun*, nämlich den vollen Laut mid-back-narrow, d. h. einen dunkleren Laut, der mit dem gael. y in *laogh* näher verwnndt ist als der gewöhnliche engl. Laut in *bun*. Andererseits spricht Bell *Sir*, *err* mit dem low-mixed-wide; *Sir* hat nach ihm nur provinziell (Somerset) den Laut, welchen Sweet sowohl *burn* als *Sir*, *err* beilegt. Vgl. VS 94. 113 ff. Sounds 34 ff. 45. Bell ist hier von seiner schottischen Aussprache beeinflusst, indem die Schotten *burn* mit gerolltem *r* und daher den Vokal genau wie in *bun* sprechen. Es fällt auf, dass auch Ellis in *burn* und *bun*, *bird* und *bud* wes. denselben Vokal zu sprechen glaubt, nämlich (ə) „mid-mixed-narrow“, womit er „the fine *u* of an educated Londoner in closed accented syllables as *cut up*“ meint; er bemerkt ausdrücklich, dass Bell in *but* einen mehr hinteren Vokal spricht, EEP 162. 1094. V 80.* Vgl. oben S. 128.

---

[1] *VS* = Visible Speech; *Sounds* = Sounds and their Relations; *El.* = Elocutionary Manual; *Ess.* = Essays and Postscripts.

Murray *DSS* = The Dialect of the Southern Counties of Scotland, Transactions of the Philol. Soc., London 1873.

Murray DSS 103 bezeichnet den mid-back-narrow (neben dem offneren low-back-narrow)[1] als die südschott. Risspr. von *cut*, findet aber 112 diesen Laut richtig von dem engl. verschieden. „The Sc. vowel *u* in *gun* is an opener or more 'back' vowel than the corresponding English sound".

Erst Sweet hat in diese schwierigen Probleme mehr Klarheit gebracht, indem er folgende Sätze aufgestellt hat: 1) *bird* und *bud* haben verschiedene Vokale, *bird* den low-mixed-narrow, *bud* den mid-back-narrow advanced. 2) Der volle mid-back-narrow ist westenglisch [und schottisch], „to an unaccustomed ear resembling ǫ in *not*". 3) „In the Cockney this vowel is advanced, lowered, and widened, becoming apparently low-mixed-wide, as in *wɐn* (one)", Prim. Phon. 72.

2. Eine zweite Eigenheit Bells ist, dass er *a* in *father, hard, psalm* als tiefes a, dagegen *a* in *ask* als mittleres *a* bestimmt, VS 93. 113. Sounds 39. 40. Auch dies hängt sicher mit schottischen Associationen zusammen, da das Schott. für langes engl. *ā* überall ā hat, während Wörter wie *ask*, *fast* immer kurz gesprochen werden, sei es mit a, oder mit englisch seinsollendem æ, ę: *„gless"* glass, *„Glesca"* Glasgow. Nun ist es sicher, dass *a* in *ask* in der gewöhnlichen südenglischen Aussprache von *a* in *father* nicht unterschieden wird. Bell muss daher entweder vom nordengl. *ăsk* oder eher vom hybriden südengl. *ásk* (Smart's compromise) irregeführt sein. Nun passt *á* in das Bellsche Systym nicht hinein; daher sind sowohl Bell als Ellis damit in Verlegenheit und suchen es auf verschiedene Weise unterzubringen. Wie unbestimmt die Kategorie mid-back-wide bei Bell ist, erhellt am besten daraus, dass er auch dem unbetonten *a* in *abode*, *pathetic* „in careful utterance" diesen Laut giebt (Sounds 40; VS 113 nur vor *r*: *artistic, participate*). Man sollte es fast für unglaublich halten, dass ein so scharfer Beobachter wie Bell *a* in *abode* wie in *ask* sprechen wolle; etwas ähnliches ist aber eine häufige schottische Aussprache, bes. in Edinburgh, vgl. (a¹ge¹n) = *ágĕn* Edinb., EEP V 692. Selbstverständlich erkennt Bell daneben *əboᵘd* als die gew. engl.Ausspr. an; vgl. schott. amang *əmaŋ* Murray DSS 134. S. unten § 12.

Ellis sucht sich aus der Verlegenheit auf andere Weise zu retten, indem er das gelegentliche *á* in *ask* als gemischten Laut, mid-mixed-wide bestimmt; wahrscheinlich durch dieselbe Schlussfolge wie später Sweet und Passy mit Bezug auf frz. *á*, s. oben S. 161. Nach EEP 1039 wird *läst fäst* noch gesprochen „by refined speakers in the north", während *ăsk* mit der Kürze des *a* in *father* „is common in the provinces". Nun wird fortgesetzt: „(aah) [mid-mixed-wide]. This delicate sound is occasionally heard from refined speakers, as a variety of *ā*, which they consider too 'broad', while *ä* used by others is too 'mincing'". S. 594: „(ah). This thin sound is seldom heard except in such words as b*a*sket, st*a*ff, p*a*th, p*a*ss, *a*unt and, as Mr. Bell believes, for the unaccented *a* in *a*mount,

[1] Nach Ellis EEP V findet sich mid-back-narrow neben low-back-narrow über ganz Schottland verbreitet. Nach Sweet ist der niedere Laut dem ǫ noch ähnlicher als der mittlere, Prim. 72.

canary, *idea*, and rapidly pronounced *and*". Hier identifiziert also Ellis ausdrücklich Bell's *a* mit seinem mid-mixed-wide, welches Bell nur für die gewöhnliche flüchtige Desspr. *əbaut* zulässt. Dass aber Ellis mit seinem (ah) im Grunde kein verdunkeltes ə, sondern nur eine Art hohes *a* meint, geht daraus hervor, dass er damit auch frz. *a* in *patte* gleichsetzt, EEP 1108. 1147. Aber Ellis räumt hier selbst ein, dass (a), (ah) und (æ) sehr schwer zu unterscheiden sind; Pagliardini setze frz. *patte* richtig zwischen e. *pat* und *part*. Und endlich V 78* erkennt Ellis an, dass (ah) sich lautlich nicht wesentlich von a¹ [= *ά*] unterscheidet. Was für ein Laut das Ellissche (ah) eigentlich ist, bekommt man nicht zu wissen, da Ellis es mit keinem bekannten Laut identificirt und auch Sweet's Identifikationen nicht anerkennt (V ib.); man muss es selbst herausfinden.

3. Bell giebt englischem *e* in *ell, men, pet* denselben breiten Laut *æ* (Ellis E) wie im Schottischen; schott. *ell* soll sich vom engl. nur durch Länge unterscheiden. Ellis bezeichnet mit Recht diese Ausspr. als schottisch EEP 271. 595. 1106. Sowohl Bell als Murray meinten, Ellis' Aussprache sei „abnormally high", d. h. sie hörten wohl mit schottischen Ohren. Ellis sagt 1106: „I certainly occasionally recognize (E), but it always strikes me as unpleasant". Sweet entscheidet die Frage nicht, indem er Handb. 27. 28 beide Formen zulässt und 24 sogar sagt: „it is impossible to determine whether *ę* or *æ* is the commoner sound"; er gibt jedoch 113 *ęvri*, *hęd* als seine eigene Aussprache. In Sweets späteren Arbeiten ist von *æ*, wenigstens im gebildeten Londoner Dialekt, nicht mehr die Rede; Prim. 74 sagt er ausdrücklich, dass es nordengl. und schottisch ist. Was das Südengl. betrifft, so ist das wahre Verhältnis wohl, dass in der gewöhnlichen gebildeten Sprache nur *ę* vorkommt, besonders in London, dessen Dialekt überhaupt zum Palatalismus oder dünnen Ausspr. der vorderen Vokale geneigt ist, vgl. EEP 1108, Lloyd Phon. Stud. V 86.

4. Südengl. *a* in *fate, day* sprechen sowohl Bell als Ellis mit geschlossenem *e*, Bell *deí* VS. 94. 113, Sounds 36, wo er allerdings auch frz. *est* denselben Laut giebt! was wieder zeigt, dass das breite schottische *æ* in *best men* etc. sein Ohr für den Unterschied zwischen *e* und *ę* weniger empfindlich macht. Übrigens fällt diese Unterscheidung auch Engländern schwer, besonders Nordengländern wie Lloyd, die in ihrer eigenen Ausspr. ein ähnliches breites offenes *ę* haben. Auch der deutsche B. Schmitz wollte engl. *bed* mit geschlossenem *e* ausgesprochen wissen, was eigentlich nur daher rührt, dass südengl. *e* in *best men bed* nicht ganz so offen wie das deutsche in *beste Männer Bett* in vielen Dialekten ist. — Ähnlich spricht Bell no *noᵘ* mit geschlossenem *o*, während er dem kurzen Yankee-o in *stone* und dem engl. in *obey, fellow* den Laut mid-back *ǫ* [d. *stock*] giebt. Mit Unrecht behauptet Bell Sounds 48, Ess. 12, dass *no* in Amerika „without the final glide" gesprochen werde. Dies fällt auf, weil man sich jeden Tag vom Gegenteil überzeugen kann; viele Amerikaner diphthongiren sogar noch stärker als die Engländer. Vgl. Miss Soames MF VI 75.

Ellis spricht no name am liebsten *nō nēm*, seltener und nur mit besonderem Nachdruck *noᵘ neⁱm*, beide mit geschlossenem Hauptvokal, EEP 57. 234. 1108 etc., s. oben S. 122. Er kann Smarts Bestimmung des

Hauptlauts vom *neim* als zwischen frz. *fée* und *fête* liegend, nicht anerkennen, 1109. Smart ist vielleicht der erste, welcher die moderne Auffassung geltend gemacht hat. Sweet folgt nur teilweise Bell und Ellis, indem er den Hauptlaut von *day* zwar als geschlossenes *e* bestimmt, aber schon Handb. 28 bemerkt: offener als in andern Sprachen, und S. 110, dass die Ausspr. zwischen narrow *(e)* und wide *(ę)* schwankt; „the narrowness of (e*i*h) [*e*ⁱ od. eig. *eį*] is especially doubtful". Er bezeichnet 113 (dh*e*ih ke*i*hm) [= *đęį kēįm*], also betont *e*, unbetont *ę*, als seine eigene Aussprache. Später sieht Sweet wie Western *ęį* als die einzige Aussprache an. Nach Prim. Phon. 74 ist *se*ⁱ mit geschlossenem *e* nordenglisch. Der wahre Laut ist wohl im Südengl. ein Zwischenlaut. Bei *o*ᵘ verhält Sweet sich ganz wie bei *e*ⁱ. Anfangs lässt er den Laut zwischen engem *o* und weitem *ǫ* schwanken, Hb. 29. 72. 109. 110; am Ende bleibt er bei *ǫ*ᵘ stehen, Elb.² 16; Prim. 71. 75. Das Wahre ist wohl auch hier ein Zwischenlaut, sofern nicht *ó*ᵘ eintritt.

5. In Fällen wie he who kennt Bell keine andere Aussprache als reines geschlossenes *ī ū*, d. h. er hört mit schottischen Ohren und hat den Unterschied nicht aufgefasst. Erst Ellis macht geltend, dass engl. he selten reines *ī*, gewöhnlich langes offenes *ī*, selten *ĭi* hat, EEP 1098, und dass engl. *i* in *fatigue machine* sich deutlich vom französischen und schottischen reinen *i* unterscheidet, 58. 105. Ihm folgt Sweet Handb. 27: *ī* = *ij*; „its narrowness is often relaxed almost to wideness", also *ĭj*; 73 und 111 erkennt er jedoch daneben auch Annäherung an *ĭi* an; Elem. Sounds 8 (1881) und später nur *ĭj*, Elb.² 15, Prim. 72. 74. Das Wahre ist wohl ein Zwischenlaut, s. Lloyd, oben. „In Scotch, Irish and American-English, as well as in North-English educated speech, *sea* etc. keep the old long narrow undiphthongic *ī* : *sī*." (Prim. Phon. 74.)

Bei *ū* in *who too* bemerkt Ellis 1097 kaum eine offenere Aussprache: two (tuu) „with no approach to *ō* in it ... with some perhaps it tends to *ůů*. Mr. Sweet tells me that he has detected himself in saying *tůuw*." Damit ist in Verbindung zu setzen, dass Ellis 604 es schwer findet, *u* und *ů* zu unterscheiden. Sweet drückt sich entsprechend wie bei *i* aus: die Aussprache schwanke zwischen *uw* und *ůw*; die konsonantische Natur des Lautes sei hier ausgeprägter als bei *ij*, Handb. 28. 73. 111. Zuletzt giebt er nur *ůw*, Elb.; Prim. 75. Auch hier liegt wohl in Wirklichkeit ein Zwischenlaut vor.

6. *a* und *o* vor *r*: *care*, *more*. Im Schottischen modificirt das gerollte *r* die vorhergehenden Vokale überhaupt nicht; care heisst daher schott. *kēr*, centralschottisch sogar *kẽr* ganz wie name *nēm nẽm*, vgl. Murray DSS, Ellis EEP V passim. Im engl. *care* hört Bell VS 94. 114 *ę*, in *men* dagegen *æ*, was ungefähr das Gegenteil des Richtigen ist; doch kennt er Sounds 36 in *care* neben *ę* auch *æ*; aber da er dieses auch in *men* hört, ist die Verbesserung unwesentlich. Bell hat also wahrgenommen, dass die engl.Ausspr. offener ist, aber den Öffnungsgrad nicht genau zu bestimmen vermocht.[1] Es ist hier zu merken, dass ältere Orthoepisten wie Walker

[1] Dagegen giebt Bell engl. *i* vor *r* als reines *i*: here *hī(r)*, weary

und Smart cåre mit demselben Laut wie nåme aufführten. Es ist wohl nicht unmöglich, dass das lange a im vorigen Jahrhundert geschlossener war; später ist, wie in *name*, so noch mehr in *care* etc. der Laut offener geworden. Ellis EEP 74 sagt, dass es vor *r* schwer ist, *ę*, *æ* und *ä* zu unterscheiden; selbst spricht er air *ęə* 79, spare *spęə* 1172, canary *kənęəri* 1091 etc. Dagegen hat Sweet schon 1875 *ðæə*, *skæəslı* EEP 1207 und scheint der erste gewesen zu sein, welcher die offenere low-front-Aussprache geltend gemacht hat. Die wirkliche Aussprache *ε* liegt, wie oben bemerkt, zwischen *æ* und *ę*.

Bei *o* vor *r* unterscheiden die älteren Orthoepisten bekanntlich zwei Fälle: a) solche wie *ore*, *fore*, *bore*, *borne*, *mourning*, *hoarse*, nach Walker und Smart mit dem geschlossenem *o* von nō; also *no more* mit demselben Vokal. Im Schottischen hat *o* vor *r* noch immer denselben Laut wie sonst. In Edinburgh hört man in *no more*, *of course*, *discourse*, *mourning* ein sehr geschlossenes, an *ů* oder nord. *ω* erinnerndes *o*, von Ellis *o*[1] bezeichnet; *course* wird wohl meist mit vollem *u* gesprochen. Vgl. Murray DSS 111, Ellis EEP IV 1107, V 683. 746. 751. 763. 785 etc. Bell hört daher leicht, dass engl. *o* vor *r* einen offneren Laut hat als sonst. Er giebt *o* in *ore* den Laut *ǫ* mid-back-wide, VS 94. 116, Sounds 48, nach Sweet deutsches *o* in *Stock*, nach Bell selbst dagegen frz. *au* in *chaud*, was zwar an sich unrichtig ist, aber zeigt, dass Bells geschlossenes *o* noch geschlossener ist als das frz. Den Vokalen in *care* und *ore* legt also Bell denselben Öffnungsgrad bei, um eine Stufe offener als in *no name*. Ellis EEP 94 sagt ausdrücklich, dass ältere Leute noch in *ore* etc. geschlossenes *o*, aber die jüngere Generation meist halboffenes *ǫ* sprechen. Die letztere Identifikation stimmt mit Bell und Murray 111; Bell kennt aber die Unterscheidung einer älteren und einer jüngeren Aussprache nicht. Wie ich die ältere Form gehört habe, scheint sie mir meinem norw. *å* näher zu liegen als meinem mit dem deutschen *ǫ* in *Stock* identischen *ǫ*. Die jüngere Form setzt Ellis zu geschlossen an; doch kennt er 95 auch *glåri* od. *glǫri*, aber nur als Ausartung, bes. in London. Erst Sweet hat hier å festgestellt.

b) Der zweite Fall ist das offene *o* in *or*, *for*, *nor*, *born*, *horse*. Hier hat Bell VS 116, Sounds 49 *ǫ* (low-back-wide), d. h. denselben Laut wie in *not*, also zwar *for* um eine Stufe offener als *fore*, aber doch nicht ganz richtig. Das richtige å (low-back-narrow) hat wohl zuerst Ellis, welcher EEP 102 unter Miège's „novelties" born = (bAArn) [*bårn*] erwähnt, womit er die moderne Ausspr. zu meinen scheint, und *lord* = *laud* (*låd*) gleichsetzt 1170, vgl. *pəfåm'* 1169 etc. So auch Sweet Handb. 29 und sonst.

7. Den Vokal in *nought*, *bought* setzt Bell VS 116 unrichtig gleich verlängertem *ǫ* in *not* statt å, wie jetzt allgemein erkannt ist. Auch dies gründet sich wahrscheinlich auf schottische Associationen. Bell El. 46 führt unter Scoticismen *bought*, *cost* mit geschlossenem *o* wie „boat, coast"

---

wīri VS 114. Dies ist genau die schottische Aussprache, vgl. Sweet Prim. 74. Doch erkennt Bell 117 daneben auch *ī* an: year *jī(r)*.

an. Die echtschottischeAusspr. ist aber südl. *bǫxt*, EEP V 718, central *bɔxt*, ib. 744; südl. *kůəst*, DSS 148, EEP V 721.

Bell unterscheidet *a* in *what* als kurzes å von ǫ in *not*, was offenbar auf schott. Associationen beruht; *what* heisst schott. meist *xwat*, Aberdeen *fat*; *not* schott. *nǫt*, DSS 111, Sweet Prim. 76. Es ist wohl dies die Ursache, warum Bell *a* in *what* als eng auffasst. Jedoch erkennt Bell Sounds 49, dass die gew. Ausspr. ǫ wie in *not* ist.

Unbetonte Vokale.

Sowohl Ellis als Sweet finden Bells Darstellung der unbetonten engl. Vokale mit Recht zu künstlich und pedantisch. Doch folgt Ellis in mehreren Punkten Bell. Erst Sweet macht sich von Bells Einfluss ganz frei; aber er geht zuerst in seiner Opposition etwas zu weit und kehrt später teilweise zu gemässigteren Ansichten zurück.

8. Endungen wie *-ment*, *-ness* haben nach Bell wie Walker, Smart etc. ę, VS 94; *fǫręst*, *śeᶦkręd*, *ęksæpt*, *æl'ïmęnt* ib. 114; er spricht nest *næs'*, aber honest *ǫnęst*, daneben aber auch *ðı fïšız*, *hauzız* etc. VS 93. 113, Sounds 42, also mit zurückgezogenem, verdunkeltem ï.[1] Das Schottische hat hier meist ə: thowless *þǫu'ləs*, *džɒdž'mənt*, *swit'nəs* DSS 136, dagegen *fešïz* 103. Der Unterschied vom Engl. war hier leicht bemerkbar. Ellis spricht *nęs'*, *ǫnęst*, *swītnęs*; „the *s* generally saves a vowel from degradation, at least with me", 1164; E. kennt aber daneben auch *-nïs*, *nıs*; „which of the three is most common, I do not know", ib.; ebenso *äd'ęd* (*-ïd*, *-ıd*), *prinsęz* (*-ïz*, *-ız*) 1165; dagegen *ęləmən's* 1206 neben *pä lïmınt* 1168 etc. Sweet hat *fïšïz* mit der Nebenform *fïšız* Handb. 110, später nur ï.

9. Wenn Bell VS 113 sagt, dass der *but*-Vokal in unbetonten Silben zum high-back-wide, also zu einem höheren, geschlosseneren Laut übergeht, z. B. *shun*, *nation*, so entspricht dem Ellis's (ɐ) EEP 1160. Ellis ist indessen nicht ganz gewiss, ob diese Analyse ganz richtig ist, aber soviel scheint ihm sicher, dass der Laut sich von (ə) = *ɒ* in *but* unterscheidet, indem er butter (*bətɐ*) spricht. Ellis muss jedoch gestehen, dass er sich auch der hinteren Zungenhebung nicht bewusst ist; mit anderen Worten, die ganze Analyse ist zweifelhaft. Der Weg ist somit für Sweet gebahnt, welcher deutsches *e* in *Gabe* als mid-mixed-narrow, den eng. unbetonten Vokal in bigg*er*, *a*ttack dagegen als mid-mixed-wide bestimmt.

---

[1] Bell geht VS 118 so weit, dass er ı als „the prevailing unaccentual sound" ansieht, welcher bes. in der Vulgärsprache die ganze unbetonte Vokalskala vertritt. Sounds 41 ist er jedoch zu der richtigeren Erkenntnis gelangt, dass das engl. ə [in about *əbaut'* etc.] der wirklich centrale, neutrale Punkt der Vokalskala, der natürliche Vokal der Ruhestellung ist. Ellis sagt EEP 1094: „the (ə) [*ɒ* in südengl. b*u*t] position is the most neutral and colourless of all"; indessen bemerkt er 163, dass (ɐ) [= ə in p*a*rent*a*l „is looked upon as unaccented or indistinct (ə)"; also muss wohl dies der eig. neutrale Laut sein. Ellis bestimmt diesen Laut unrichtig als high-back-wide statt als mid-mixed-wide. Vgl. EEP V 79* und s. hier oben § 9.

Das Sichere ist hier, dass der engl. Vokal um einen Grad offener, dem *a*-Laut näher ist, als der deutsche. Es musste a priori auffallen, dass die Zunge im Übergang von betontem zu unbetontem Vokal sich heben sollte; in Wirklichkeit wird die Stellung mehr gemischt, schlaffer und offener.

10. Es ist zu bemerken, dass Bell in Fällen wie *minutiæ*, *begin* das unbetonte *i* ganz geschlossen spricht, wie die alten Lexicographen bėgin' etc. Die gewöhnliche schottische Aussprache ist in der That reines *i*: belang *bilaŋ'*, regaird *rigęrd'* Murray DSS 104. Diese Aussprache hat also Bell ohne Weiteres auf das Englische übertragen, Ellis EEP 1165 hat *bi̊gin'* als die gewöhnliche Form; ebenso Sweet. Dagegen hat der Schotte Murray bĭgi·n, bĭlī·v, wo ĭ „verdunkeltes geschlossenes *i*" bezeichnet.

11. Neben fehlerhaften Analysen finden wir bei Bell auch schätzenswerthe Feinheiten der Auffassung. So hat schon Bell die leichteren Formen der Diphthongen nachgewiesen: likewise *laik'wəiz*, outshine *əutšain'* VS 113. Diese Erleichterung der Aussprache, mit „slight shifting toward mid-mixed" verbunden, hat Sweet Prim. Phon. 77 als allgemeines Princip auf alle Vokale erweitert: *twailəit*, *kompəund*, *vizĭt*, *ŏktoubə*, *folŏu*, *rælјŭ*, was bes. in seinem 'Primer of Spoken English' hervortritt.

12. In *a*side, chapm*a*n etc. wird VS 113 lediglich ə (mid-mixed-wide) als die engl. Aussprache gegeben; ebenso in *a* man, the alderm*a*n's man, the land of Greenl*a*nd, Sounds 44; aber Sounds 40 stossen wir auf die auffallende Behauptung, dass „unaccented *a* as in *abode*, *sofa* takes *a* in careful utterance". Dementsprechend spricht Bell: „Better be *a*lone th*a*n in bad comp*a*ny", bei Ellis EEP 1169. Diese Aussprache wird von keinem englischen Phonetiker anerkannt; dies heisst entschieden mit schottischen Ohren hören. Ich habe oft Schotten *about*, *away* etc. mit *a* oder *ă* sprechen hören. Vgl. oben § 2.

13. Sehr fein hat Bell[1] beobachtet, dass *a* in Fällen wie *accept*, *admit* mit *ă*, dagegen vor einfachen Konsonanten mit ə gesprochen wird: attend *ətęnd'*, VS 113. 115, Sounds 41. 44. Auch im Schottischen findet nach Murray DSS 134 ein Unterschied statt, indem der Laut vor zwei Konsonanten a näher steht. Ellis bemerkt 1165, dass vor zwei Konsonanten wie in *a*ccept, *a*dvance, *a*dmire, *a*lcove „there is generally an unobscured ä". Wenn nicht „unobscured", so hört man doch hier meist eine deutliche Spur des *ă*-Lauts, daher Murray richtig ӕ̆kse·pt, ӕ̆bzo·lv etc. schreibt. Vgl. unten zu Sweet.

14. Mit Bezug auf die Konsonanten bemerke ich, dass Bell in *card garden* etc. auch in seinen späteren Schriften nur die veraltete palatale Aussprache *ķ ģ* kennt. Er scheint keine Vorstellung davon zu haben, dass die Aussprache jetzt veraltet ist, obschon dies von Ellis EEP 206 u. ö. ausdrücklich gesagt wird. Der einzige Überrest dieser alten Neigung findet sich jetzt nur teilweise im Worte *girl*, worüber s. weiter unten, zu Miss Soames.

---

[1] Doch war dies schon von Smart angedeutet, Dict. S. V § 12, vgl. Ellis EEP 1198.

15. Als eine Feinheit mag erwähnt werden, dass Bell, jedoch unklar, eine halb palatale Aussprache in weniger alltäglichen Wörtern wie *lute* beschreibt, indem „the formation of *l* is modified so as to assimilate it to the Sound of *y*“, Ess. 21. Leider erklärt er nicht näher, was er damit eigentlich meint, und ich finde in seinen übrigen Büchern keine weitere Erwähnung dieser Modifikation. Ich glaube in der gebildeten Aussprache von *suit*, *assume* etc. neben *sjūt sūt* bisweilen ein schwach palatales *ṣūt* gehört zu haben. Vielleicht kommt neben *ljūt, lūt* auch entsprechend ein schwach palatales *ḷūt* vor.

Dass Bell in einzelnen Stücken von schottischen Aussprachegewohnheiten beeinflusst ist und überhaupt nicht immer das Richtige getroffen hat, vermindert nicht seinen Ruhm als Begründer der neueren englischen phonetischen Schule und Erfinder von *Visible Speech.* Es ist aber unmöglich zu verkennen, dass Ellis die lebende englische Aussprache sowohl feiner beobachtet als natürlicher dargestellt hat. Dies kommt besonders in der Behandlung der unbetonten Silben und namentlich Vokale zum Ausdruck. Man kann in einigen Fällen finden, dass Ellis zu stark nivelliert (wiewohl nicht so stark wie Sweet), in einzelnen, dass seine Aussprache zu gelehrt oder veraltet ist, wie er auch selbst erkennt. Aber im Ganzen ist seine Darstellung für seine Zeit epochemachend. Er ist es eigentlich, welcher zur feinen Beobachtung der flüchtigen Laute der lebenden Rede in England den Grund gelegt hat. Da Viele in der neueren Zeit sich der Mühe zu überheben scheinen, das ausführliche Werk Ellis' zu durchforschen, habe ich es für doppelte Pflicht gehalten, sowohl auf seine Verdienste nochmals aufmerksam zu machen, als sein Werk fleissig zu benutzen und zu berücksichtigen.

Henry Sweet, *Elementarbuch des gesprochenen Englisch* (Grammatik, Texte und Glossar), Oxford, Clarendon Press 1885. — Zweite verbesserte Auflage, Oxford u. Leipzig, Weigel 1886. — Dritte verb. Aufl., Oxford 1891.[1] *A Primer of Spoken English*, Oxford, Clarendon Press 1890.

Der unermüdliche Erforscher der allgemeinen Phonetik und der Sprachgeschichte hat in seinem *Elementarbuch* seinen Forschungen eine mehr praktische, vollendete Form gegeben.

---

[1] Ich zitiere im Folgenden den Text nach den allen drei Aufl. gemeinsamen Paragraphen. Ich behalte gew. die Sweetsche Lautschrift. Abkürzungen: *Elb.* Elementarbuch; *Sp.* Primer of Spoken English (nach Seitenzahl zitiert); *Prim. Phon.* od. *Prim.* Primer of Phonetics. Murray *Dict.* = A New English Dictionary; *M.* Murray. Miss Soames *Int.* = Introduction to Phonetics; *R.* = A Phonetic Reading Book. Benecke *Pron.* = English Pronunciation and English Vocabulary. Methodische Anleitung etc. 6. Aufl. Potsdam 1888. Western *Usspr.* = Kurze Darstellung der engl. Ausspr. 2. Aufl. Leipzig 1892.

Er hat nicht nur die einzelnen Laute zu erneuter Untersuchung aufgenommen, sondern auch ein Bild der Sprache in ihrem lebenden Zusammenhang geschaffen, das recht eigentlich „sichtbare Rede“ genannt werden darf. Nachdem die bisherige phonetische Literatur die Beschaffenheit und die Bildung der einzelnen Laute einigermassen ins Klare gebracht hatte, war das nächste Bedürfnis, eine eingehende und zugleich praktische Darstellung der Satzphonetik zu erhalten. Alle Phonetiker sind darüber einig, dass Sweet auf diesem Gebiete eine glänzende Leistung geschaffen hat. Die rasch auf einander folgenden Auflagen bezeugen den Erfolg des Buches.

Sweet hat hier nicht nur eine vorzügliche Auswahl von unterhaltenden und belehrenden Texten der Umgangssprache in Lautschrift, und dazu ein vollständiges Glossar geliefert, sondern er hat seine Texte mit einer meisterhaft geschriebenen theoretischen Darstellung der englischen Sprache begleitet, worin namentlich die von Anderen vernachlässigten Punkte hervorgehoben werden. Das Buch giebt also Phonetik, Aussprache, Grammatik und Phraseologie. Es ist hier dem Verfasser gelungen, ein frisches, lebendes Bild der englischen Sprache zu entwerfen. Über einzelne Züge dieses Bildes kann man verschiedener Ansicht sein, worauf ich im folgenden zurückkommen werde.

Die grammatische Einleitung fängt mit einer Übersicht der L a u t l e h r e an, worin besonders folgende Punkte hervorzuheben sind. Bei den Diphthongen e^{i} o^{u} wird, wenn sie volle Länge haben, nach Sweet die Länge beinahe gleichmässig über beide Elemente vertheilt: sea *sij*, fast *si-jj*; rose *rouz*, fast *roo-uuz*, beide Teile halblang; dagegen in eat *ijt*, roast *roust* bilden beide Teile zusammen nur eine halbe Länge. Ich möchte besonders bei voller Länge dem ersten, betonten Element in der Regel grösseres Zeitmass zuerkennen.[1] — Ebenso wird nach Sweet bei

[1] E l l i s EEP 1131 definirte einen Diphthongen als „two vowels connected by a > or a < glide, the glide being held *longer* than one of the extreme vowels“, dagegen erkannte er in *no name* keine wahren Diphthongen. Diese Lehre wird von S w e e t Handb. 67 so modificirt: „In English the older diphthongs of the *ai*, *au*, and *oi* type have s h o r t vowels and l o n g glides, while the latter diphthongised *ē* and *ō* h a v e t h e v o w e l l o n g a n d t h e g l i d e s h o r t“. Beiläufig muss man hier fragen: Wie kann ein Gleitvokal lang sein, ohne aufzuhören, Gleichlaut zu sein? In Wirklichkeit ist hier ein unsilbiger Vokal gemeint. Auch kann man wohl jeden Tag *āi*, *āu*, *ǭi* hören. In seinem Prim. Phon. 62 scheint Sweet

kurzem betonten Vokal + auslautendem stimmigen Kons. die Länge gleichmässig über beide Elemente verteilt: bad *bǣdd*, beide Laute halblang. Dieses Verhältnis tritt natürlich nur bei starker Betonung ein, was vielleicht nicht jedem Leser deutlich sein wird. — Bei „Tonhöhe" S. 12 scheinen mir, wie schon oben bemerkt, Bezeichnungen wie 'steigend-fallend' (^) und 'fallend-steigend' (ˇ) für die genaue, wissenschaftliche Bestimmung der Melodie ungenügend. Meines Erachtens ist z. B. in *teik ˇkǣə!* der Anfang in der Regel etwas höher als der Schluss, und dieses Verhältnis für den Ausdruck charakteristisch, ziemlich wie bei dem zusammengesetzten norwegischen Ton. Vgl. meine Tonbezeichnung von *not ˇI*, oben S. 216; und *not ˇquite round*, S. 217. Den steigend-fallenden Ton habe ich in *oh ^no!* und *how are ^you?* S. 217 dargestellt. Für den praktischen Bedarf dagegen, zur Aneignung der Hauptzüge des richtigen Ausdrucks, sind die Sweetschen Tonzeichen vollständig hinreichend.

Über die engl. Artikulationsbasis wird S. 12 bemerkt: „Die verbreiterte Zunge zieht sich von den Zähnen (mit denen sie fast nie in Berührung kommt) etwas zurück, und ihr vorderer Teil wird konkav gemacht, was besonders deutlich beim *l* zu merken ist". Danach hätte das „Dicke" der engl. Artikulation seinen Sitz mehr im Hintermunde als im Vordermunde, was in der That wahrscheinlich ist. Daneben befindet sich aber bes. im Südenglischen ein sehr entschiedener Palatalismus, wodurch sehr dünne vordere Vokale entstehen, indem die Vorderzunge stark vorgeschoben und gehoben wird. Das zeigt, wie schwer es ist, allgemeine erschöpfende Charakteristiken zu geben.

S. 13 folgt die Beschreibung der einzelnen Vokale, wobei u. a. der Laut *ɒ* in *but* auch *a* bezeichnet wird, z. B. *bat, batə, hambag*, was zwar einfach, aber nicht deutlich ist, indem *a* in *father* das Zeichen *aa* hat, als ob dies nur die Länge von *ɒ* wäre. Es wird dem Leser schwer, sich an diese Doppelheit der Bezeichnung zu gewöhnen, die ja auch wider den phonetischen Grundsatz streitet: für jeden Laut ein Zeichen.

Hier finden sich mehrere neue Bemerkungen und schärfere Bestimmungen. Namentlich wird die durchgehende Schwächung der unbetonten Vokale bestimmter als früher formuliert. Es will mir jedoch

seine frühere Auffassung modificirt zu haben, hier fasst er nämlich nicht mehr den Gleitvokal als unerlässliche Bedingung der Diphthongbildung; er sagt: „A vowel can lose its syllabicness in combination with another vowel, with which it then forms a *diphthong*. The diphthongic or glide vowels ... being from a syllabic point of view *consonantal* vowels ... Want of stress is more essential than gliding quality, for *ai̯* with the diphthongic vowel lengthened is still mainly diphthongal to the ear if the *i̯* is kept stressless". Mir scheint nun *nōᵘ*, *rōᵘz*, *rōᵘzēz* die gew. Aussprache. Dagegen bei der halblangen Ausspr. vor Stimmlosen, wo schon Sweet Handb. 67 sehr fein Ersatzdehnung des Auslauts wahrgenommen hat: race *reiss*, höre ich bei *oᵘ* nicht selten die Verlängerung auch über den Schlussvokal ausgedehnt, dagegen Kürzung des betonten Elements: coast *kòust*, *kòusst*. So fassten auf einer hiesigen Schule die Schüler die Aussprache eines Südengländers, der ihnen die Wörter *boat*, *coast* vorsagte oder diktierte, als *but*, *kust* auf.

scheinen, dass Sweet, wenn er auch mehr Schattirungen als früher unterscheidet, doch diese leichteren Formen noch zu sehr uniformiert. Oder vielmehr: Er giebt gewöhnlich nur die schwächste, flüchtigste, undeutlichste Form (die Prestoform), worin fast alle unbetonten Vokale zusammenfallen, nicht die nachdrückliche, langsamere, deutlichere Form, (die Andanteform), wo viele Vokale noch bemerkbar unterschieden werden.

Mit grosser Bestimmtheit wiederholt er die schon Handb. 27. 110 gegebene Regel, dass unbetontes *ĭ* gesenkt, also offener als sonst gesprochen wird. Er bezeichnete diesen Laut früher durch (e^1), d. h. zunächst als ein gehobenes *e*. Damit meint er aber nicht ein gehobenes enges *e*, sondern ein gehobenes weites *ę*; von der weiten *ę*-Stellung hebt sich ihm zufolge die Zunge zum besagten Laut ohne durch die enge *e*-Stellung zu gehen. Neuerdings bezeichnet aber Sweet im Elb. den Laut durch *i* : *piti*, *filisiti*, wodurch zunächst angedeutet wird, dass der Laut aus weitem *ĭ* gesenkt ist (wie auch im Prim. Phon. gelehrt wird); man muss also folgern, dass er *i* näher als *e* steht. Meiner Auffassung nach war (e^1) eine treffendere Bezeichnung. Auf eine Bemerkung darüber antwortet Sweet: „Lowered wide *i* and raised wide *e* come to much the same thing. It is perfectly indifferent whether you write *i* or *e*, the sound being between *i* and *e*". Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen. Demjenigen, welcher den Laut wesentlich nach der Stellung bestimmt, mag die Wahl gleichgültig sein. Demjenigen aber, welcher wie ich den Vokal in erster Linie nach der Qualität, nach der Lautschattierung bestimmt, und dem jeder Vokal bestimmte Grenzen hat, ist die Wahl nicht gleichgültig. Mir sind *i* und *e* bestimmte Begriffe, und der von Sweet beschriebene Laut nach kontinentalem Massstabe entschieden ein *e*-Laut, nicht ein *i*-Laut, d. h. er steht *e* näher als *i*. Für das englische Ohr ist *i* von *e* weniger scharf geschieden, indem schon das lange *i* nicht so geschlossen wie im Frz. ist, und das kurze *i* sich *e* nähert. Ich bezeichne diesen Laut durch *é*, d. h. als ein gehobenes, etwas *i*-ähnliches *e*; der Laut ist als unbetont nicht so gespannt oder bestimmt, klar, wie das dänische *é* in *sẻ*, *fésk*; vielleicht ist es aber mit den schlafferen Formen desselben identisch.

Genauer genommen unterscheide ich indessen in der englischen Aussprache verschiedene Schattierungen dieses Lauts. Viele sprechen das *i* in *frolic, rabbit* nicht erheblich verschieden vom *i* in *lick, bit*, d. h. sie sprechen *ĭ* ohne erhebliche Senkung, wie schon Murray im Dict. erkennt, welcher diese Laute nicht unterscheidet. Man wird sich davon überzeugen können, wenn man mehrere Engländer Wörter wie *pity*, *visit* flüstern hört; bei solchen, die *ĭ* sprechen, wird man in der unbetonten Silbe keine bemerkbare oder nur eine unbedeutende Senkung des Eigentons bemerken. Neuerdings hat sich auch Miss Soames Int. 51 (s. weiter unten) dieser Ansicht angeschlossen. Andere, wie Sweet, sprechen hier *é*; so hört man *pĭté* neben *pĭtĭ*. In Wörtern wie timidity, indivisibility werden die schwächsten *i*-Laute leicht eine ganz schwache Annäherung an *ə* erfahren. Diese Analyse wird mir von Murray brieflich[1] bestätigt; vgl. im Dict.

[1] Ich war unabhängig von Murray zu dieser Analyse gelangt und

I, xxv: vænĭti, äbilĭti; im Text ækse:sĭbi·lĭti, æm:bidekste·rĭti, ăsi·dĭti, ækti·vĭti, e:lĭdʒibi·lĭti: schott. *əbilətĭ* DSS 135. Auch nach **Ellis** EEP 1197 könnte in ind*i*vis*i*bil*i*ty in 2. 4. 6. Silbe statt *ĭ* auch *ė* oder *ə* vorkommen. Miss **Soames** rügt *junətĭ, əbĭlətĭ* als einen schlimmen, aber gewöhnlichen Fehler, Int. 52. Am stärksten tritt das *ė* unter Nebenaccent mit Verlängerung hervor: *pĭ'tē*; bei schwächerer Betonung kann aber auch eine bemerkbare Annäherung an *ə* eintreten, was mit Sweets Analyse der leichteren Vokale übereinstimmt. Diese dunklere Formen bezeichne ich durch Umkehrung der Buchstaben: *ĭndʒvĭzʒbĭlʒtė*; awfully jolly *å̊f'lə džǫl'ė*. Über die Aussprache von *e* in Wörtern wie *honest* s. weiter unten.

Unbetontes *o* in **fellow**, **hotel** (Elb. *felŏu*, Sp. *felŏu*, ich *fęlȯ*ᵘ) wird noch entschiedener als früher als mid-mixed-wide-round bestimmt, d. h. ziemlich wie frz. *o* in *comme* oder noch besser wie in *comment*; vgl. die engl.Usspr. des frz. Sprichworts *noubles ŏblĭʒ*, Sp. 80. Für Sweets *ŏ*, in Sp. *ŏ*, setze ich *ȯ*. Nach Sweet vertritt *ȯu* überall *ou* (mein (*o*ᵘ) in unbetonten Silben. Er erkennt aber selbst Prim. Phon. 75. 76, dass in schwachen Silben „the diphthongic character of the Sound becomes almost imperceptible“; ebenso Sp. 6. In der That ist das zweite Element entweder verschwindend oder ganz geschwunden. Nur wenn die Silbe nicht ganz tonlos ist, wird es wieder bemerkbar. Ellis bemerkt brieflich März 1888: „I don't admit *oo*'w) [Sweet's *ou*] in unaccented syllables at all“. Vgl. EEP 1152: (*oo*'w) am häufigsten in pausa. Auch mündlich sprach sich Ellis dahin aus, dass *e*ⁱ *o*ᵘ wesentlich nur bei besonderem Nachdruck recht deutlich hervortreten. Da es aber Ellis schwer findet, auch das normale *e*ⁱ *o*ᵘ anzuerkennen, finde ich eine noch bessere Stütze bei Miss Soames, welche Int. 52 ausdrücklich erklärt, dass in *pillow* etc. „the second part of *ow* is hardly heard“. Ich meine daher, dass *ȯ* in den meisten Fällen eine bessere Bezeichnung ist als *ou.*[1]

U in july *dzüw·lai*, value *væljü* wird als high-mixed-wide (mein *ů*) bestimmt; „unbetontes *u* geht regelmässig in diesen Laut über“.

„Alle Konsonanten sind im Engl. weit“ (S. 18). Würde es nicht am richtigsten sein, auch hier verschiedene Grade, Abstufungen zu erkennen? Die engl. Konsonanten scheinen mir mitunter recht energisch; die Energie ist aber weit unebener als im Französischen.

Unter „Lautstellung“ und „Lautberührung“ wird die wechselnde Gestalt des engl. *r* sehr genau erklärt, z. B. *staa(r)*, *staari*; *faiə(r)*, *faiəri eə(r)*, *veəri*; *puə(r)*, *kjuəriəs*; *veri sori*.

---

fragte ihn 1888 um seine Ansicht, die ich noch nicht kannte. Dr. Murray schreibt: „My series is iĭėe, ĭ and ė tending to blend. I recognize ĭ in many cases where *i* comes in an unaccented open medial syllable, as purity: I say piūᵊ·rĭti, that is, the ĭ has a tendency towards e and ɘ and in careless speech is often ə. This is especially the case when the next syllable has i: thus I say tʃæ·rĭti but tʃæ·ritəb'l, piūᵊ·ritän, so timidĭti, or very frequently tǝmi·dĭti. It is difficult or unnatural to me to say i·diti: I feel some need to vary the middle vowel, and I usually hear it so“.

[1] Genauer könnte *ȯ*[ᵘ] oder bei Sweet *ŏ*ᵘ gebraucht werden als Gegensatz zu *ou*.

Die Formenlehre beginnt S. 21 mit einer Darstellung der Abstufung der starken und schwachen Wortformen. Es ist dies ein neuer und wichtiger, meisterhaft behandelter Abschnitt der Satzphonetik. Ein Beispiel wie *ðə -z noubədi ðeə* zeigt schlagend den Unterschied der betonten und der unbetonten Form von there. Beispiele schwachstufiger Formen von and sind *fiʃən suwp* fish and soup, *ðisən ðæt, hotn kould; naifn·fɔk* 39. Am stärksten verwachsen ist *kapm·sɔsə* (cup and saucer) S. 39, was wohl nur als nachlässige oder individuelle Form zu betrachten ist, und gar nicht so gewöhnlich ist als deutsches *lēbm* f. leben. Miss Soames warnt mit Recht davor, Int. 112. Sweet führt eine ganze Reihe solcher schwachstufiger Wörter an, bes. Formwörter (wie Artikel, Pronomina, Hülfsverbe, Partikeln etc.), was für das Studium der lebenden Aussprache ausserordentlich lehrreich ist.

Es folgt nun die eigentliche Grammatik, Formenlehre und Syntax, in Sweet's bekannter kurzer und bündiger Weise dargestellt. In der Syntax ist besonders der Abschnitt über Tonstärke zu loben, mit den Abteilungen a) Compositionsbetonung, b) Satzbetonung. Die ganze Lehre von der Tonstärke ist mit Meisterhand behandelt und bietet eine Fülle neuer und scharfer Beobachtungen. Wörter wie *plum pudding* sind mit „even stress" zu sprechen, was für Ausländer wohl zu merken ist[1], vgl. oben S. 32, Note 2; dagegen in *iŋgliʃ: plam pudiŋ* 41 sinkt der Hauptdruck auf *plum* zu Nebendruck herab, weil *English* als das Ganze charakterisierend den Hauptdruck auf sich zieht. Sweet drückt dieses Gesetz etwas mechanisch aus: „Stehen drei starkbetonte Wörter neben einander, so wird oft der Ton des mittleren Wortes herabgedrückt". Ich füge hinzu, dass *plúm-pudding,* wie die meisten Ausländer sprechen, englisch nur im Gegensatz zu einer anderen Art Pudding, z. B. *ápple pudding*, gesagt werden kann. Im Gegensatz zu Oxford Street *ǫksfədstrijt* ist *ǫksfəd roud* mit ebener Betonung zu sprechen. Es scheint mir indessen, dass Sweet der ebenen oder gleichen Betonung einen viel zu grossen Spielraum einräumt. Im Gegensatz zu früheren Orthoepisten, welche undo', misjudge' betonten, behauptet Sweet, dass „gleiche Betonung sogar bei unzertrennlicher Komposition vorkommt, wo das unzertrennliche Kompositionsglied eine deutlich ausgeprägte Bedeutung hat". Er spricht also *an duw* (un'do') mit zwei gleich starken Accenten, wie zwei selbstständige Wörter. Er schreibt im Text z. B. *hævtu an pæk* § 35. Ich finde hier auf *un* nur einen nach dem Satzaccent in Stärke wechselnden Nebendruck; ebenso Miss Soames. Es ist einzuräumen, dass *un* nie zu vollständiger Tonlosigkeit herabsinkt; darum immer *vn'dū'*, nie *əndū'*. — Thirteen spricht Sweet isoliert *þəə tijn* in zwei Wörter; Miss Soames dagegen oxytoniert *fåtīn'*, Int. 68; doch hat sie *ten deiz aut ǫv ęvrī få'tīn* neben *fåtīn'*, R. 17. Beide Formen sind in der That gebräuchlich. Nach individueller Auffassung will Sweet auch

[1] Man braucht sich nur *plum* als Adjektiv zu denken, um dies zu verstehen. Vgl. *roter Wein* und *Rotwein*. In den slawischen Sprachen ist bekanntlich Adj. + Subst. für die Zusammensetzungen der germ. Sprachen sehr üblich, z. B. russ. *karǫvje malakǫ́* Kuhmilch (lac bovīnum), *ržánaja muká* Roggenmehl.

fremde Namen wie *Berlin*, *Chinese* eben betonen: *ðə tʃai nijzə jelou* § 8. Nach der gewöhnlichen Auffassung, die auch ich teile, hat in Berlin die Endsilbe den Hauptdruck, und *Ber-* erhält wegen der Länge von ə einen sehr merklichen Nebendruck: *bə̄lin'*. Etwas ähnliches findet in *Chinese* statt, jedoch ist der Nebendruck hier weniger stark; Miss Soames spricht *Chinése*, „among the Chinése", Int. 68. Ebenso wie *Berlin* verhalten sich Namen wie *Parnell* (wie ich es immer habe sprechen hören; Miss Soames sagte mir, dass Parnell selbst und seine Freunde *pā'n'l* sprechen, also wie par'nel[1], dar'nel etc.), *Bardell* (im Pickwick). Solche Wörter haben fast ganz die Betonung von frz. Wörtern wie *mäison*, *räser*, wenn dieselben, wie bei ruhigem Ausdruck gewöhnlich, oxytoniert werden. Dagegen beim Zählen thir'teen, four'teen etc., und thir'teen men, Chi'nese lantern, Ber'lin wool, Sweet Elb. S. 39, Miss Soames Int. 68. Vgl. frz. *rai'son d'être*, *la mai'son d' Pierre*, oben S. 151.

Unzweifelhaft gleiche' Betonung haben die Interjektionen h u l l o a (halloa), b r a v o; vgl. Text: *hal lou, its kamiŋontə rein!* § 66; *'hal'lou, :wheəz məi ambə'relə↘?* Sp. 81. Dagegen verbunden: *:halou tʃəə'ʃil* (hulloa Churchill!) § 64. — Sehr mit Recht scheint mir Miss Soames Int. 68 zu sagen: „The word *amen* and the interjections *halloa! bravo!* are said to have level stress, but such instances are rare"; und Engl. Stud. XVI 113: „With reference to stress I will only observe that, unlike Dr. Sweet, I find level stress exceedingly rare. I hear it only in *amen*, and a few exclamations such as *bravo*. In many of the dissyllables where Dr. Sweet finds it, the stress is shifting in my pronunciation, and falls on the first or the second syllable according to circumstances, on the second at the end of a sentence".[2]

Einige besonderen, im Text vorkommenden Fälle möchte ich hier besprechen: *its 'ʃuətə kaman danəgen* § 34; *ə pidʒən pai ðeidan fɔtʃənitlian pækt* § 75. Dies sieht aus, als ob Sweet wirkl. *undo'* etc. betonte. Wahrscheinlich ist es aber so zu verstehen, dass der Nachdruck auf *un-* hier nach einem betonten Worte zum Nebendruck herabsinkt, was Sweet nach seiner Bemerkung S. 11 nicht überall ausdrücklich bezeichnet.[3] Dies hätte aber erläutert sein sollen.

Bisweilen scheint Sweet bei Verbindungen wie go in', pack up' sogar die gewöhnliche Accentuation umzukehren: *Wountju gouin fəəst?* § 30. In diesem Beispiel kann auch nicht *in* als das mittlere von drei stark betonten Wörtern zum Nebenton herabgesunken sein. Das kann noch weniger in den folgenden der Fall sein: *tə pækapət wans* § 79; *kamiŋontə rein* § 66,

---

[1] Veraltet *parnel* a slut, aus älterem pernell, frz. péronnelle.

[2] Nach W a l k e r war *amen* „the only word which has two consecutive accents". Aber schon S m a r t Dict. p. XIII macht geltend, dass gleiche Betonung in vielen Zusammensetzungen vorkommt, so bei isolierter Aussprache *thir'teen'*, *four'teen'* etc. neben *thirteen'*. Auch viele anderen Zusammensetzungen wie *butt-end*, *high-way*, *good-will* werden nach Smart trotz der Schreibung als zwei selbständige Wörter accentuirt.

[3] Vgl. Sweet Handb. 120: -dhe naothkən notə'n duwdhəm = the north cannot *un'do'* them, mit Nebenaccent auf *un*.

ən putində mijt § 14. Es scheint also, dass bei Sweet in solchen Verbindungen (nach einer schwach betonten Silbe) das Verbum wirklich den Hauptaccent auf sich zieht.

Etwas ähnliches kommt bei Sweet auch in anderen Verbindungen vor: *dount spijkwidjo mauþful* § 59; *əndei : litə faiə təmeikdə ketlhot* § 76. Dies sieht aus wie „gegenüberstellende Betonung"; es findet aber hier kein Gegensatz statt, wie z. B in: :*samhæv daakheə* . . . :*samhæv laitheə* § 8. Gewöhnlich würde man wohl *mouth full*, *kettle hot* mit gleicher Stärke betonen; ich fand auch 1889, dass z. B. Ellis so sprach. Es scheint also Sweets Betonung hier ein ziemlich individueller Zug zu sein.

Unter „Tonhöhe" bemerkt Sweet S. 44, dass „Fragesätze, die mit einem Fragewort eingeführt sind, mit fallendem Tone gesprochen werden, weil sie als Imperativsätze aufgefasst werden können: :*whot -s -ðə mæ'ə*↘? 'was ist los?'" Diese Begründung scheint mir um so weniger klar, als gleich unten gesagt wird, dass Imperativsätze häufig mit steigendem Ton gesprochen werden. Ich würde lieber sagen, dass in einem solchen Satz das Fragewort den Kulminationspunkt bildet, welcher den höchsten Ton und den stärksten Nachdruck hat, nach welchem der Ton sich allmählich senkt. Dieser Ton findet statt, wenn das Fragewort stark hervorgehoben wird. Sonst aber kommt auch steigender Ton vor, besonders wenn die Frage mit ruhigem oder ungewissem Ausdruck gesprochen wird. Vgl. die zwei Tonfälle von *how do you do?* oben S. 217.

Ehe ich auf eine nähere Untersuchung der von Sweet dargestellten Sprache eingehe, will ich erst einige Worte über seinen *Primer of Spoken English* sagen. Es ist dies eine engl. Bearbeitung des *Elementarbuches*, worin der grammatische Teil nicht bedeutende, aber sehr interessante Änderungen erfahren hat, die Texte aber ganz neu sind. Wir haben hier noch eine neue vorzügliche Darstellung der lebenden englischen Sprache, mit noch genauerer Lautbezeichnung als früher, eine höchst willkommene Vermehrung des Materials, wonach uns ein so genaues photographisches (fast phonographisches) Gesammtbild des Dialekts geboten wird, wie von einer lebenden Sprache wohl kein zweites existirt. Freiheiten und Nachlässigkeiten kamen schon im *Elb.* reichlich vor; hier treten sie in einer üppigen Fülle auf, die der Sprache einen ganz besonders lebhaften, spontanen Charakter verleiht.

Unter 'Vowels' finden wir einige neuen Züge. Namentlich wird in Übereinstimmung mit Prim. Phon. präcisirt, dass jeder Vokal als unbetont eine leichtere, lautlich dunklere Form hat, welche eine Annäherung an die gemischte Stellung oder Indifferenz bildet. Die wichtigsten dieser „leichten" Vokale sind *ə*, *ĭ*, *ŭ*, *ŏ* und die mit ihnen gebildeten Diphthonge *əi*, *əu*, *ŏu*. „But all the heavy vowels have special light forms, thus the two *æ*s in 'abstract' have not exactly the same sound, the light vowel in the second syllable being an approximation to *ə*". Ursprünglich hatte Sweet nur eine ganz beschränkte Anzahl unbetonter Vokale (e¹, *i*h, ʌ, ʌw) angenommen, Handb. 111, und Bells vielfache Modifikationen als gekünstelt

ohne weiteres verworfen. Jetzt hat weitere Forschung Sweet dahin geführt, dass er eine ganze Menge von unbetonten Vokalen anerkennt, wenn auch viel dunkler als die allzu klaren und bestimmten Vokale Bells. In dieser Beziehung also nimmt Sweet jetzt eine mehr konservative Haltung ein; in anderen Punkten ist er noch radikaler geworden.

Indem ich jetzt zu einer näheren Betrachtung der von Sweet in seinen beiden Elementarbüchern dargestellten engl. Aussprache und Sprachform übergehe, untersuche ich erst, welche Art Englisch hier dem Lernenden geboten wird.

Auf dem Titel kündigt sich die deutsche Ausgabe als „Elementarbuch des gesprochenen Englisch“ an; sie tritt also auf als ein wirkliches Buch für Anfänger, und ist als solches auch vielfach verwendet worden. In einem Elementarbuch für Ausländer gilt es aber eine mustergültige Sprache zu geben, einerseits von allen pedantischen Ziereréien, andrerseits von Fehlern, Nachlässigkeiten und Vulgarismen frei; kurz: eine natürliche, ungekünstelte, aber gebildete Sprache. Fehler und Nachlässigkeiten, welche wir bei unseren Kindern korrigieren, wirken im Munde des fremden Anfängers nicht nur unangenehm, sondern lächerlich, indem sie mit fremdem Tonfall und steifer Aussprache auftreten. Man denke sich z. B. einen Franzosen Sätze wie die folgenden stockend und mit frz. Accent aussprechen: *ai .. m .. veri .. kɒmf-təbl; ai .. m .. gouiŋ tə ... bed, it .. sən əidiə ... rəv main; ðis eint mai ɒnbə ... relə.*

Nur die angeborne oder im Laufe der Jahre erworbene Geläufigkeit bringt gleichsam unwillkürlich solche Flüchtigkeiten oder Nachlässigkeiten der Aussprache mit sich und lässt sie natürlich erscheinen.

Wer ein Schulbuch für Anfänger schreibt, hat die reine Wissenschaft verlassen und ist in das Bereich der Pädagogik eingetreten; es gilt nicht mehr eine Darstellung des absolut Wahren, sondern des Richtigen. Mit Bezug auf die Sprachform sagt nun Sweet in der Vorrede des *Elb.*, „er habe natürlich den ihm geläufigen Londoner Dialekt, wie er in gebildeten Kreisen gesprochen wird, zu Grunde gelegt“. Wenn man nun die von Sweet so bezeichnete Sprachform in ihrer Gesammtheit überblickt, so macht sie trotz aller Frische und Unmittelbarheit doch einen ziemlich eigenartigen Eindruck. Die zwei Elementarbücher scheinen mehr eine Studie über den individuellen Dialekt Sweet's als das, was Titel und Vorrede versprechen. Der Verfasser hat dies auch ausdrücklich bestätigt. Er meint, man könne nur seine eigene Sprache vollkommen beobachten; bei Untersuchung der Sprache Anderer sei man Beobachtungsfehlern mehr oder weniger ausgesetzt. Nur wenn eine gewisse Anzahl, z. B. hundert phonetisch geschulte gebildete Engländer ihre eigene Aussprache wissenschaftlich analysierten und darstellten, könne man zu einer exakten Bestimmung der allgemeinen gebildeten Aussprache gelangen. Dazu bemerke ich: Erstens sind auch bei Selbstbeobactung Fehler nicht absolut ausgeschlossen, besonders wenn man andere wenig untersucht. Erst ausgedehnte Vergleichung mit Anderen giebt das rechte

Korrektiv. Auch hundert Phonetiker würden durch Selbstbeobachtung kein statistisches Material schaffen können. Statt der unerreichbaren Zahl hundert sich selbst untersuchender Phonetiker möchte ich mich mit vier oder fünf begnügen, welche ihre Umgebungen so genau und ausgedehnt wie möglich beobachteten.

Sweet sagt Prim. Phon. 3: „Remember that language exists only in the individual, and that such a phrase as 'standard English pronunciation' expresses only an abstraction". Indessen spricht Sweet selbst Sp. Vorrede VI von dem sich bildenden ‚general speech' und von dem existierenden 'standard spoken English'. „But the unity of spoken English is still imperfect: it is liable to he influenced by the local dialects — in London itself by the Cockney dialect". Von seinem eigenen Dialekt sagt Sweet Sp. VIII sehr aufrichtig: „My pronunciation — like every one else's — is in some cases more archaic, in others more advanced — more slovenly, more vulgar — than that of the majority [1] of my contemporaries". Von dem Eindruck, den seine Darstellung des eigenen Dialekts auf andere Engländer macht, sagt er S. IX: „When I showed my Elementarbuch to some English people, all of Northern extraction, they would not believe it represented my own pronunciation; they said it represented broad Cockney, of which they said there was not a trace in my own pronunciation". Ich muss gestehen, dass das Buch auf mich einen ähnlichen Eindruck macht. Über den Londoner Dialekt und Sweet's Verhältnis dazu macht Miss Soames ESt XVI 112 folgende interessante Bemerkungen: „I venture to think that although it is absurd to condemn the pronunciation of cultivated Londoners as such, there are very varying degrees of excellence in the pronunciation of individual Londoners of the upper class, and that although English is never so distinctly pronounced as some of the continental languages, there are roughly speaking three kinds of pronunciation current among cultivated Londoners, one clear and crisp, a second muffled and indistinct, and a third, the very irritating pronunciation of those who in their ignorance are aiming at that standard English which we hear so much praised, and who only succeed in being artificial and pedantic. People who are slightly deaf are the most conscious of the difference I refer to between clear and indistinct speakers, but every one is agreeably impressed by a pronunciation which is clear and yet free from all affectation. Now I must confess that I think Dr. Sweet's pronunciation belongs to the indistinct class [dasselbe bemerkte Ellis], though it is surprising how many of his indistinct pronunciations which astonish one when first seen in print, are subsequently recognized as in general use. For instance

---

[1] Ich kann nicht umhin zu bemerken, dass die Ausdrücke *every one else* und *majority* sich nicht gut mit einander vertragen. Wenn Alle nachlässiger als die Mehrzahl sprechen, wie spricht dann die Mehrzahl? Man wende nicht ein, dass es sich bei verschiedenen Individuen um verschiedene Nachlässigkeiten handelt. Im Grossen und Ganzen sind die Tendenzen hier dieselben; es handelt sich mehr um Gradunterschiede als um Artunterschiede. Vorsichtiger wäre wohl statt des ersteren Ausdrucks etwa *that of many others* zu setzen.

dər ə for „there are a“ seemed to me a misprint at first, but in reality it is the prevailing form, though the *ə* is a little prolonged as an apology for not doubling it. On the other hand such prounciations as ***kaaŋ get*** for *kānt get* and the dropping of *đ* in *teik əm*, *put əm*, and of *v* in *ə đə*, *ə đəm* ('of the', 'of them'), are, in my opinion examples of indistinct English.[1] There are also a few forms such as *mjlk*, *tʃuldrən*, and especially *fəəzbaʃ* for *fəəzbuʃ* [furze bush] which are very strange. [*fəəzbaʃ* Sp. 60 ist um so erstaunlicher, als *fəəzbuʃ* sich Elb. § 75 findet, *þənbuʃ* Sp. 47.] And it is surprising that Dr. Sweet supposes an *m* made with the lower lip against the upper teeth to be universal before *f*, as in '*nimf*'. I find it difficult to believe that any one pronounces so carelessly as this. I at least form it with my lips like any other *m*. The forms *eint* in the verb 'to be' [vulg. ain't = am not, are not] and the genitive inflexion in *-đə mæn -ai sə jestədiz faađə* [Elb. S. 27] strike me also as decidedly careless“. „The following miscellaneous words, pronounced by me, and I think by most Southerners as *Hæmpʃə*[2], *moumənt*, *brækn*, *peitriaak*, *kʌmfətəbli*[2], *disgreis*, are given by Dr. Sweet as *hæmʃiə*, *moumint*, *brækin*, *pætriaak*, *kamftəbli*, *dizgreis*.

As to (1) the dropping of *h* in weak words and (2) adding *r* in *đi aidiər əv it*, Dr. Sweet is undoubtedly right in saying that the first is universal and the second very prevalent. As far as I can observe, among educated Southerners, about $^9/_{10}$ of the men and half the women introduce this *r*. I do not use it myself[3], but certainly it is no mark of vulgarity. With regard to *h* I may say that I am surprised to find clear vowels retained in *had*, *have*, *her*, when the *h* is dropped. When I drop the *h* I reduce both *æ* and ə to *ə*[4] and I should certainly not drop the *h* in *somehow* or *disheartened*“. „A few words are unusually clear. One might expect *t* in *exactly* to disappear, and *mai* to be weakened to *mĭ* in „we'll do it, my boys“ [*wij l duw ĭt, məi boiz* Sp. 52], „I found myself“ [Sweet gebraucht in der That nie die Form *mĭ*], „and *wh* to he replaced by *w* in weak words“.

Mein Eindruck von Sweet's English ist im Ganzen derselbe wie Miss Soames'. Wenn ich es mit dem g e w ö h n l i c h e n gebildeten Südenglisch vergleiche, wie ich es seit mehr als dreissig Jahren zu hören gewohnt bin, so scheint mir der Sweetsche Dialekt sich davon in mehreren

---

[1] Was *əm* für *them* angeht, ist dies nicht so sicher. Auch *ə đə* etc. ist wohl ziemlich gewöhnlich.

[2] „Hampʃə, kʌmfətebli“ Druckfehler. Nach Sweet ist *-šiə* die gewöhnliche Endung, s. oben S. 379. Nach Miss Soames scheint auch *-šə* im gebildeten Dialekt üblich. Hier ist also Miss S. gegen ihre Gewohnheit „more advanced“ als Sweet.

[3] Ich hörte indessen einmal auch Miss Soames im Fluss der Rede *ən aidiər əv main* sagen; sie war sich dessen aber nicht bewusst.

[4] Vgl. Miss Soames, Reader p. 82: at twelv aklok wiy went bilów an *ad* jəst got thruw dina, when dha kuk put *iz* hed daun dha skœtl', an towld as ta kœm on dek an siy dha fainist sait wiy *ad* eva siyn. (***an***, ***ad*** = *ən*, *əd*.)

Stücken zu entfernen und sich dem Cockney zu nähern. Andrerseits kommen auch gelehrte, auffällig deutliche oder sorgfältige Formen vor. Darum hat Sweets Darstellung der engl. Sprache und Aussprache in England selbst nicht die Zustimmung gefunden, welchen man nach ihrem hohen wissenschaftlichen Range erwarten sollte; sie hat vielmehr viele Proteste hervorgerufen. Sweet glaubt zwar, dass die Londoner wirklich so sprechen, wenn sie natürlich sprechen, und dass diejenigen, welche die vermeintlichen Fehler rügen, sie selbst im Fluss der Rede begehen, wenn sie sich nicht überwachen. Das mag in einzelnen Fällen (wie bei *idear of)* richtig sein; doch scheint der Verf. hierin zu weit gegangen zu sein. Er sagt Sp. IX: „Anyhow, I hope we shall have no more nonsense about my plain statement of facts being a blow aimed at correctness of speech. If my critics would only realize that this book, together with the Elementarbuch, is the only one in any language that gives adequate phonetic texts with the sentence-stress and intonation marked throughout, they would see that it is more profitable for them to discuss the plan and tendencies of the book itself than to abuse me for not suppressing and distorting facts which happen to shock their prejudices". Das mag sein, aber es beweist nicht, dass die von Sweet vertretene Aussprache gewöhnlich oder allgemein ist. Vielmehr spricht das fast einstimmige Zeugnis der gebildeten Kritik stark dagegen.

Viele der Sweet'schen Formen fielen mir besonders darum auf, weil ich sie in seiner Sprache bei langem und wiederholtem Zusammensein nicht bemerkt hatte, und dieselben ebensowenig im gewöhnlichen gebildeten Südenglisch beobachtet hatte. Da ein Ausländer in solchen Fragen nie zu vorsichtig verfahren kann, habe ich es mir angelegen sein lassen, in den seit der Erscheinung der 1. Auflage des Elementarbuches verflossenen Jahren die gebildete südengl. Aussprache einer neuen eingehenden Prüfung zu unterziehen. Ich habe kein Mittel unversucht gelassen, um mir ein sicheres Urteil bilden zu können. Ich habe in der zahlreichen englischen Kolonie hier in Christiania Gelegenheit, gutes gebildetes Südenglisch, so oft ich will, zu hören; ich habe auch England wieder besucht, und die fliessende Rede gebildeter und ungebildeter Engländer wieder und wieder beobachtet; ich habe Theatervorstellungen, Gerichtsverhandlungen, Vorlesungen und Gottesdiensten beigewohnt und selbst an dramatischen Recitationen in einem englischen Shakespeare-Klub Teil genommen; ich habe gebildete Engländer veranlasst, fragliche Wörter isoliert und im Zusammenhang zu lesen und zu sprechen, meist ohne ihnen zu sagen, was es eigentlich gelte. Endlich habe ich auch erfahrene engl. Phonetiker und Sprachforscher zu Rate gezogen. Durch alle diese Untersuchungen bin ich aber in meiner ursprünglichen Ansicht im Ganzen bestärkt worden.

Zwar giebt es im Englischen keine absolute Norm, aber eine relative giebt es doch; es giebt eine Menge *Cockneyisms* und *Vulgarisms*, welche der gebildeten Sprache auch in flüchtiger, nachlässiger Rede fremd sind oder doch von ihr sorgfältig vermieden werden. Auch Sweet scheut viele solche Formen: „you must draw the line somewhere"; aber in seiner Sprache ist die Grenze zu Gunsten des Cockney verrückt. In einzelnen Fällen scheint Sweet andererseits die Sprache konsequenter zu machen,

đər ə for „there are a" seemed to me a misprint at first, but in reality it is the prevailing form, though the *ə* is a little prolonged as an apology for not doubling it. On the other hand such prounciations as *kaaŋ get* for *kānt get* and the dropping of *đ* in *teik əm*, *put əm*, and of *v* in *ə đə*, *ə đəm* ('of the', 'of them'), are, in my opinion examples of indistinct English.[1] There are also a few forms such as *mjlk*, *tʃuldrən*, and especially *fəəzbaʃ* for *fəəzbuʃ* [furze bush] which are very strange. [*fəəzbaʃ* Sp. 60 ist um so erstaunlicher, als *fəəzbuʃ* sich Elb. § 75 findet, *þənbuʃ* Sp. 47.] And it is surprising that Dr. Sweet supposes an *m* made with the lower lip against the upper teeth to be universal before *f*, as in '*nimf*'. I find it difficult to believe that any one pronounces so carelessly as this. I at least form it with my lips like any other *m*. The forms *eint* in the verb 'to be' [vulg. ain't = am not, are not] and the genitive inflexion in *-đə mæn -ai sə jestədiz faađə* [Elb. S. 27] strike me also as decidedly careless". „The following miscellaneous words, pronounced by me, and I think by most Southerners as *Hæmpʃə*[2], *moumənt*, *brækn*, *peitriaak*, *kɒmfətəbli*[2], *disgreis*, are given by Dr. Sweet as *hæmʃiə*, *moumint*, *brækin*, *pætriaak*, *kamftəbli*, *dizgreis*.

As to (1) the dropping of *h* in weak words and (2) adding *r* in *đi aidiər əv it*, Dr. Sweet is undoubtedly right in saying that the first is universal and the second very prevalent. As far as I can observe, among educated Southerners, about $^9/_{10}$ of the men and half the women introduce this *r*. I do not use it myself[3], but certainly it is no mark of vulgarity. With regard to *h* I may say that I am surprised to find clear vowels retained in *had*, *have*, *her*, when the *h* is dropped. When I drop the *h* I reduce both æ and ə to *ə*[4] and I should certainly not drop the *h* in *somehow* or *disheartened*". „A few words are unusually clear. One might expect *t* in *exactly* to disappear, and *mai* to be weakened to *mĭ* in „we'll do it, my boys" [*wij l duw ĭt, məi boiz* Sp. 52], „I found myself" [Sweet gebraucht in der That nie die Form *mĭ*], „and *wh* to he replaced by *w* in weak words".

Mein Eindruck von Sweet's English ist im Ganzen derselbe wie Miss Soames'. Wenn ich es mit dem gewöhnlichen gebildeten Südenglisch vergleiche, wie ich es seit mehr als dreissig Jahren zu hören gewohnt bin, so scheint mir der Sweetsche Dialekt sich davon in mehreren

---

[1] Was *əm* für *them* angeht, ist dies nicht so sicher. Auch *ə đə* etc. ist wohl ziemlich gewöhnlich.

[2] „Hampʃə, kʌmfətebli" Druckfehler. Nach Sweet ist *-šiə* die gewöhnliche Endung, s. oben S. 379. Nach Miss Soames scheint auch *-šə* im gebildeten Dialekt üblich. Hier ist also Miss S. gegen ihre Gewohnheit „more advanced" als Sweet.

[3] Ich hörte indessen einmal auch Miss Soames im Fluss der Rede *ən əidiər əv main* sagen; sie war sich dessen aber nicht bewusst.

[4] Vgl. Miss Soames, Reader p. 82: at twelv aklok wiy went bilów an *ad* jœst got thruw dina, when dha kuk put *iz* hed daun dha skœtl', an towld as ta kœm on dek an siy dha fainist sait wiy *ad* eva siyn. (*an*, *ad* = *ən*, *əd*.)

Stücken zu entfernen und sich dem Cockney zu nähern. Andrerseits kommen auch gelehrte, auffällig deutliche oder sorgfältige Formen vor. Darum hat Sweets Darstellung der engl. Sprache und Aussprache in England selbst nicht die Zustimmung gefunden, welchen man nach ihrem hohen wissenschaftlichen Range erwarten sollte; sie hat vielmehr viele Proteste hervorgerufen. Sweet glaubt zwar, dass die Londoner wirklich so sprechen, wenn sie natürlich sprechen, und dass diejenigen, welche die vermeintlichen Fehler rügen, sie selbst im Fluss der Rede begehen, wenn sie sich nicht überwachen. Das mag in einzelnen Fällen (wie bei *idear of*) richtig sein; doch scheint der Verf. hierin zu weit gegangen zu sein. Er sagt Sp. IX: „Anyhow, I hope we shall have no more nonsense about my plain statement of facts being a blow aimed at correctness of speech. If my critics would only realize that this book, together with the Elementarbuch, is the only one in any language that gives adequate phonetic texts with the sentence-stress and intonation marked throughout, they would see that it is more profitable for them to discuss the plan and tendencies of the book itself than to abuse me for not suppressing and distorting facts which happen to shock their prejudices". Das mag sein, aber es beweist nicht, dass die von Sweet vertretene Aussprache gewöhnlich oder allgemein ist. Vielmehr spricht das fast einstimmige Zeugnis der gebildeten Kritik stark dagegen.

Viele der Sweet'schen Formen fielen mir besonders darum auf, weil ich sie in seiner Sprache bei langem und wiederholtem Zusammensein nicht bemerkt hatte, und dieselben ebensowenig im gewöhnlichen gebildeten Südenglisch beobachtet hatte. Da ein Ausländer in solchen Fragen nie zu vorsichtig verfahren kann, habe ich es mir angelegen sein lassen, in den seit der Erscheinung der 1. Auflage des Elementarbuches verflossenen Jahren die gebildete südengl. Aussprache einer neuen eingehenden Prüfung zu unterziehen. Ich habe kein Mittel unversucht gelassen, um mir ein sicheres Urteil bilden zu können. Ich habe in der zahlreichen englischen Kolonie hier in Christiania Gelegenheit, gutes gebildetes Südenglisch, so oft ich will, zu hören; ich habe auch England wieder besucht, und die fliessende Rede gebildeter und ungebildeter Engländer wieder und wieder beobachtet; ich habe Theatervorstellungen, Gerichtsverhandlungen, Vorlesungen und Gottesdiensten beigewohnt und selbst an dramatischen Recitationen in einem englischen Shakespeare-Klub Teil genommen; ich habe gebildete Engländer veranlasst, fragliche Wörter isoliert und im Zusammenhang zu lesen und zu sprechen, meist ohne ihnen zu sagen, was es eigentlich gelte. Endlich habe ich auch erfahrene engl. Phonetiker und Sprachforscher zu Rate gezogen. Durch alle diese Untersuchungen bin ich aber in meiner ursprünglichen Ansicht im Ganzen bestärkt worden.

Zwar giebt es im Englischen keine absolute Norm, aber eine relative giebt es doch; es giebt eine Menge *Cockneyisms* und *Vulgarisms*, welche der gebildeten Sprache auch in flüchtiger, nachlässiger Rede fremd sind oder doch von ihr sorgfältig vermieden werden. Auch Sweet scheut viele solche Formen: „you must draw the line somewhere"; aber in seiner Sprache ist die Grenze zu Gunsten des Cockney verrückt. In einzelnen Fällen scheint Sweet andererseits die Sprache konsequenter zu machen,

đər ə for „there are a" seemed to me a misprint at first, but in reality it is the prevailing form, though the *ə* is a little prolonged as an apology for not doubling it. On the other hand such prounciations as *kaaŋ get* for *kānt get* and the dropping of *đ* in *teik əm*, *put əm*, and of *v* in *ə đə*, *ə đəm* ('of the', 'of them'), are, in my opinion examples of indistinct English.[1] There are also a few forms such as *mjlk*, *tʃuldrən*, and especially *fəəzbaʃ* for *fəəzbuʃ* [furze bush] which are very strange. [*fəəzbaʃ* Sp. 60 ist um so erstaunlicher, als *fəəzbuʃ* sich Elb. § 75 findet, *þənbuʃ* Sp. 47.] And it is surprising that Dr. Sweet supposes an *m* made with the lower lip against the upper teeth to be universal before *f*, as in '*nimf*'. I find it difficult to believe that any one pronounces so carelessly as this. I at least form it with my lips like any other *m*. The forms *eint* in the verb 'to be' [vulg. ain't = am not, are not] and the genitive inflexion in *-đə mæn -ai sə jestədiz faađə* [Elb. S. 27] strike me also as decidedly careless". „The following miscellaneous words, pronounced by me, and I think by most Southerners as *Hæmpʃə*[2], *moumənt*, *brækn*, *peitriaak*, *kɒmfətəbli*[2], *disgreis*, are given by Dr. Sweet as *hæmʃiə*, *moumint*, *brækin*, *pætriaak*, *kamftəbli*, *dizgreis*.

As to (1) the dropping of *h* in weak words and (2) adding *r* in *đi aidiər əv it*, Dr. Sweet is undoubtedly right in saying that the first is universal and the second very prevalent. As far as I can observe, among educated Southerners, about $^9/_{10}$ of the men and half the women introduce this *r*. I do not use it myself[3], but certainly it is no mark of vulgarity. With regard to *h* I may say that I am surprised to find clear vowels retained in *had*, *have*, *her*, when the *h* is dropped. When I drop the *h* I reduce both *æ* and ə to *ə*[4] and I should certainly not drop the *h* in *somehow* or *disheartened*". „A few words are unusually clear. One might expect *t* in *exactly* to disappear, and *mai* to be weakened to *mĭ* in „we'll do it, my boys" [*wij l duw ĭt, məi boiz* Sp. 52], „I found myself" [Sweet gebraucht in der That nie die Form *mĭ*], „and *wh* to be replaced by *w* in weak words".

Mein Eindruck von Sweet's English ist im Ganzen derselbe wie Miss Soames'. Wenn ich es mit dem gewöhnlichen gebildeten Südenglisch vergleiche, wie ich es seit mehr als dreissig Jahren zu hören gewohnt bin, so scheint mir der Sweetsche Dialekt sich davon in mehreren

---

[1] Was *əm* für *them* angeht, ist dies nicht so sicher. Auch *ə đə* etc. ist wohl ziemlich gewöhnlich.

[2] „Hampʃə, kʌmfətebli" Druckfehler. Nach Sweet ist *-šiə* die gewöhnliche Endung, s. oben S. 379. Nach Miss Soames scheint auch *-šə* im gebildeten Dialekt üblich. Hier ist also Miss S. gegen ihre Gewohnheit „more advanced" als Sweet.

[3] Ich hörte indessen einmal auch Miss Soames im Fluss der Rede *ən əidiər əv main* sagen; sie war sich dessen aber nicht bewusst.

[4] Vgl. Miss Soames, Reader p. 82: at twelv aklok wiy went bilów an *ad* jœst got thruw dina, when dha kuk put *iz* hed daun dha skœtl', an towld as ta kœm on dek an siy dha fainist sait wiy *ad* eva siyn. (*an*, *ad* = *ən*, *əd*.)

Stücken zu entfernen und sich dem Cockney zu nähern. Andrerseits kommen auch gelehrte, auffällig deutliche oder sorgfältige Formen vor. Darum hat Sweets Darstellung der engl. Sprache und Aussprache in England selbst nicht die Zustimmung gefunden, welchen man nach ihrem hohen wissenschaftlichen Range erwarten sollte; sie hat vielmehr viele Proteste hervorgerufen. Sweet glaubt zwar, dass die Londoner wirklich so sprechen, wenn sie natürlich sprechen, und dass diejenigen, welche die vermeintlichen Fehler rügen, sie selbst im Fluss der Rede begehen, wenn sie sich nicht überwachen. Das mag in einzelnen Fällen (wie bei *idear of)* richtig sein; doch scheint der Verf. hierin zu weit gegangen zu sein. Er sagt Sp. IX: „Anyhow, I hope we shall have no more nonsense about my plain statement of facts being a blow aimed at correctness of speech. If my critics would only realize that this book, together with the Elementarbuch, is the only one in any language that gives adequate phonetic texts with the sentence-stress and intonation marked throughout, they would see that it is more profitable for them to discuss the plan and tendencies of the book itself than to abuse me for not suppressing and distorting facts which happen to shock their prejudices". Das mag sein, aber es beweist nicht, dass die von Sweet vertretene Aussprache gewöhnlich oder allgemein ist. Vielmehr spricht das fast einstimmige Zeugnis der gebildeten Kritik stark dagegen.

Viele der Sweet'schen Formen fielen mir besonders darum auf, weil ich sie in seiner Sprache bei langem und wiederholtem Zusammensein nicht bemerkt hatte, und dieselben ebensowenig im gewöhnlichen gebildeten Südenglisch beobachtet hatte. Da ein Ausländer in solchen Fragen nie zu vorsichtig verfahren kann, habe ich es mir angelegen sein lassen, in den seit der Erscheinung der 1. Auflage des Elementarbuches verflossenen Jahren die gebildete südengl. Aussprache einer neuen eingehenden Prüfung zu unterziehen. Ich habe kein Mittel unversucht gelassen, um mir ein sicheres Urteil bilden zu können. Ich habe in der zahlreichen englischen Kolonie hier in Christiania Gelegenheit, gutes gebildetes Südenglisch, so oft ich will, zu hören; ich habe auch England wieder besucht, und die fliessende Rede gebildeter und ungebildeter Engländer wieder und wieder beobachtet; ich habe Theatervorstellungen, Gerichtsverhandlungen, Vorlesungen und Gottesdiensten beigewohnt und selbst an dramatischen Recitationen in einem englischen Shakespeare-Klub Teil genommen; ich habe gebildete Engländer veranlasst, fragliche Wörter isoliert und im Zusammenhang zu lesen und zu sprechen, meist ohne ihnen zu sagen, was es eigentlich gelte. Endlich habe ich auch erfahrene engl. Phonetiker und Sprachforscher zu Rate gezogen. Durch alle diese Untersuchungen bin ich aber in meiner ursprünglichen Ansicht im Ganzen bestärkt worden.

Zwar giebt es im Englischen keine absolute Norm, aber eine relative giebt es doch; es giebt eine Menge *Cockneyisms* und *Vulgarisms*, welche der gebildeten Sprache auch in flüchtiger, nachlässiger Rede fremd sind oder doch von ihr sorgfältig vermieden werden. Auch Sweet scheut viele solche Formen: „you must draw the line somewhere"; aber in seiner Sprache ist die Grenze zu Gunsten des Cockney verrückt. In einzelnen Fällen scheint Sweet andererseits die Sprache konsequenter zu machen,

wöhnlich *qnést*, *qnésti*, *dizqnésti*, aber daneben auch *qnęst*, *fqręst* etc. Sweet sieht die letztere Form als „very affected" an, d. h. er betrachtet sie als künstliches Produkt der Schulerziehung. Es sei nun damit, wie es wolle; ein gewisser Einfluss der Rechtschreibung ist nicht in Abrede zu stellen; darauf kommt es aber hiericht an; es handelt sich hier um den faktischen Sachverhalt. Und es lässt sich nicht läugnen, dass der *e*-Laut noch im Schulunterricht und im Leben als die korrekte Aussprache gilt. In dieser Frage kommt aber alles auf die herrschende Opinion der gebildeten Majorität an.

Am deutlichsten und häufigsten hört man *e* in längeren Wörtern, bes. in der nebentonigen Endsilbe, wie *hęlplésnęs, kəalésnęs, wikédnęs, mōsilęs, mōsilésnęs*. Man wird bei Dichtern häufig Reime finden wie diesen:

Shapes upon the dark without
From the dark within, a *guess*
At the spirit's deathless*ness*.

J. R. Lowell.

Ebenso hat Sweet in vortonigen anlautenden Silben *ig·zækt, ig·zæmin, ikspekt, iksept, igz·ædʒəreit, in·geidʒd, inpuwziæzm* etc. Elb.; *ikspektid, ikspensiv, ikspiəriəns, imbreis, ingrous* Sp. Nun höre ich zwar oft *égzäkt'*, *ékspękt'* etc., aber auch *ęgzäkt'*, *ęksępt'* ist besonders bei langsamer, nachdrücklicher Rede häufig. Besonders bei en- ist wegen der Nebenform indie Ausspr. *in, én* häufig: *inge'dz'*, engineer *indžinīə'*, vgl. vulg. „ingine" f. engine.

Inlautend hat Sweet: *ænsistəz* [ebenso Murray Dict. ænséstəɹ]. *ælikzaandrə, enimi* Elb.; *intilektfuəl, kætikizm, herisi, færinhəit* Sp.; Clarendon *klærindən* Elb.[3] VI. Vgl. bei Miss Soames *pälistain* R. 28; mündlich *prqtéstənt; kälində* R. 44; *męsidzə* R. 59 [dagegen briefl. *klär'nd'n*]; *vędžitəb'l* R. 17 [häufig hört man auch *vędžtəb'l*], *kqndžile'šən* R. 19, *kqnsikwəns* R. 22, *ęksikjut* R. 24; *hęrisi*, nicht *hęrəsi* Int. 113; *ęlimənts* R. 82; Sweet abweichend (E'l'm'nts) EEP 1207; Ellis schwankt zwischen *ęləmənts* 1206 und *ęlimṇts* 1218; *pälęstain* ib. Sweet hat (nE's'sre[1]) EEP 1207, *nesəsri* Elb.[3] VI, aber *an·nesisərili* Sp. 76, vgl. *nęsęsəri* Ellis EEP 1206, *unnesisəri* Miss Soames Int. 62, R. 15; man ist also gar nicht gezwungen, *nesisri* zu schreiben, wie Western, Passy u. a. Anhänger Sweets thun, was mir nur als eine gelegentliche Nachlässigkeit vorzukommen scheint; ich höre fast immer einen Gleitlaut: *nęsés'ri* od. *nęs's'ri*.

Ich wandte mich vor mehreren Jahren an die englischen Phonetiker Ellis und Murray, um ihre Ansicht über diese schwierigen Probleme zu erfahren. Der treffliche Ellis, der eine sehr schöne, wenn auch in einzelnen Stücken etwas veraltete Aussprache hatte[1], dabei die Ausspr. der jüngeren Generation sehr genau beobachtete, schrieb mir 1888: „*wikędnęs, pō'fękt*. The *s* keeps *ę* in *-nes*; *qnęst* is, I think, what I say; *hämstęd*,

[1] Murray schrieb 1888: „Mr. Ellis speaks very well — I think not at all cockneyfied — but is a very good type of a south-eastern Englishman, who has been a public school boy and a university man, and moves in educated society".

bāskẹt. I heard a man crying *baaaskẹts* yesterday, no semblance of *i*, though of low grade; *blăŋkẹt; blăŋkĭt* common especially among servant girls; *ẹgzækt* etc., no trace of *i*". Dieselbe Ausspr. finden wir in EEP: *prō'grẹs* (auch *prọg'rẹs*) 1213, *pə̄'fẹkt* 1218, *tẹm'pẹst, ọb'džẹk[t]s* 1168, *ẹkspẹkt'* 1170, *ẹksẹpt', ẹgzäkt'* 1206. Nur in leichteren Endungen lässt Ellis daneben *ĭ, ɪ* zu, z. B. *mendɪd, hauzɪz* 1168, er bezeichnet aber 1153 *hauzẹz* als seine eigene Ausspr., die indessen als etwas veraltet angesehen werden muss. Vgl. oben zu Bell, unbetonte Vokale.

Dr. Murray, ein geborener Schotte, der die engl. Ausspr. sehr genau beobachtet und im New Engl. Dict. bezeichnet hat, schreibt mir: „I use *ė* in such cases, but it does not approach *i*. Honest is doubtful: *ọnėst* or *ọnẹst*; two consonants seems always to retain more of the original vowel, as in cóntract which I write kọ·ntrǣkt to show that the æ [*ä*] is not quite lost. I think *pə̄'fĭkt* is usual; the vowel is usually closer than in prefect, insect. In harness etc. I use *ė*, a very slightly raised *e*, but do not object to *ẹ*: only it must not be dulled in the direction of *ə*: hā·ɹnəs sounds broad, rustic, northern or western[1]. I write ėntē̆ᶦl: in speech I could hardly tell whether a man says *enquire* or *inquire*, since he rarely says en- in- but ėn- ĭn- which come close together; ėgzæ·kt, ėgzæ·min, ėnþiū·ziǣz'm, ėkspe·kt, ėkse·pt". In einem anderen Brief bemerkt derselbe: „I do not know whether Sweet means by *i* what I do by *ė*. My ė is nearer e than i. I am very doubtful about the whole matter; but my notion is that I hear distinct e only in accented or subaccented syllables. Elsewhere it is either slightly raised (ė) or dulled towards ə (ĕ). The question which is used in certain cases is difficult; and I should not greatly object to doing away with ė and using e for it: I think my ė is chiefly a direction to keep it a front vowel and avoid any ə effect[2]. I recognize ĭ as nearer to i. My series is i ĭ ė e, ĭ and ė tending to blend". Vgl. was Henry Bradley, der tüchtige Herausgeber des Vol. III des New Engl. Dict., in der Vorrede bemerkt: „In words beginning with unstressed *e* before two (written) consonants, like *effekt*, *ellipse*, *entail*, the initial sound is in rapid or familiar conversation almost universally (ė); but in careful or syllabic pronunciation the majority of educated speakers would retain the older sound of (e) [*ẹ* in *yet*, *ten*, *insect*] except before *s*. On this ground it has been thought best to use the symbol (e) in the

---

[1] Besonders im Irischen. Vgl. Thackeray, Pendennis: *tickut* III, 24; we had a jolly might of *ut*, I, 65; seen *'um* [== him] I, 157; a *jew'l* I, 150; *clar't* I, 152. Bell Sounds 43 sagt von mid-mixed *ə*: „it is very common in the dialects of Ireland, being given to almost all unaccented vowels indiscriminately as in genu*ine*, *re*ply, *average*, wic*kedness*, *en*tice, elephant etc.".

[2] Der Laut *ė* (*ĭ*) kann als Reaktion gegen die nivellierende Verdunkelung zu *ə* betrachtet werden. Auch im Schottischen, wo alle nicht palatale Vokale uniform *ə* werden, bleibt meist *ĭ* wie im Englischen: „*dinna*" do not, „*canna*" cannot, *widə* widow, Cockney „widder", *pəta'tə*, *hāndfə* handful, *swītnəs* sweetness, *nētər* nature; dagegen *kerĭ*, fast *keri* carry, *fešĭz* fishes; jedoch *dəvinəti*, *əbiləti*, *rabət* rabbit, *frindšəp* friendship. Vgl. Murray DSS. 103. 108. 132-4 etc. Ellis EEP V 712.

notation of words like those above quoted, and (ė) in that of words like *essential*, *estate*; but it should be understood that the sound expressed by the latter symbol is in colloquial use always a permissible substitute for an initial unstressed (e)". Während also Murray im Vol. I ėntēˈl hat, schreibt dagegen Bradley im Vol. III entēˈl, engēˈdʒ, endʒinɪ°ˈɹ, enþiūˈziˌæzm.

Sweet bemerkt brieflich: „You must pronounce either *pəəfikt* oder *pəəfəkt*; the latter is un-English [eher dialektisch]". Ich sehe die Notwendigkeit dieser Wahl nicht ein; es giebt auch andere Möglichkeiten. Wir finden nämlich bei Sweet selbst Ausnahmen von der Regel; er hat *insekt* Elb. S. 15, Sp. 54; *intərest* Sp. 57. 86. 90; *intərestiŋ* Elb. § 70 neben *intrˈistˈid* Sp. 69. 73; *kompleks*[1] EEP 1207; *æksent* neben *æksˈint* Sp. 94. Vortonig *spekteitə* Elb. § 79; *senˈseiʃən* Sp. 64, *temˈteiʃən* ib. 59. Wann soll nun diese Aussprache eintreten? darüber erfahren wir hier nichts. Wir finden aber Prim. Phon. 76 § 204 die Bemerkung: „Although weak vowels are generally levelled under *ə* or *ĭ* (*ė*) or the rarer *ɨ* and *ȯ*, the vowels and diphthongs *ɒ*, *əi* etc. can all occur in perfectly unstressed syllables, as in humb*u*g, twil*i*ght, comp*ou*nd, ins*e*ct, abstr*a*ct (adj.). But if we compare the strong and weak vowels in these words, we shall find that the weak vowels all show a slight shifting toward the mid-mixed position, though hardly enough to justify the addition of a modifier". Man sieht also wenigstens bei Sweet keinen Grund, warum man nicht *pə̄fękt* (mit schwacher Neigung zu *ə*) sagen könnte. Ich gebe zu, dass *pə̄ˈfėkt*, *pə̄ˈfĭkt* neben *pə̄ˈfękt* häufig ist. *Perfect* und *insect* gehören aber zu zwei verschiedenen Kategorien von Wörtern; in *insect* ist die Endung schwerer als in *perfect*. *Perfect* ist ein alltägliches, vollständig assimiliertes Wort, das nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung gefühlt wird, daher die leichtere Form *ė*, *ĭ*; *insect* ist ein gelehrtes, unvollständig assimiliertes Wort, das im gebildeten Bewusstsein als eine Zusammensetzung von der Vorsilbe *in* und der Wurzelsibe *sect*[3] gefühlt wird, in derselben Weise wie die germanischen Zusammensetzungen *inland*, *offspring*, *inlet*, *outlet*; die

[1] Ich habe die Bezeichnung auf Sweets gegenwärtige zurückgeführt.

[2] Vgl. Lloyd Phon. Stud. II 343: „The chief Latin and Germanic roots in English are for the most part completely at home there: they really possess even to the popular ear that felt and understood radical force which is the secret of their power to dominate the accent: but the same thing is not generally true of Greek roots".

[3] Auch Miss Soames nennt diese Vokale „unaccented". Die Ursache aber, warum die Engländer diesen schwachen Nebenaccent nicht immer auffassen, ist m. E. der Umstand, dass in der Endung vieler engl. Wörter wie *pity*, *money*, *glasses* etc. Nachdruckslosigkeit mit Nebendruck wechselt, s. oben S. 148 Note 2. Sweet fasst in *pitii* neben *piti* den Quantitätsunterschied scharf auf, aber nicht den Gewichtsunterschied. Es kann aber in einer nachdruckslosen Silbe keine Verlängerung stattfinden, ohne dass ein mehr oder weniger kenntlicher Nebendruck eintritt; die Silbe kann nicht länger werden, ohne zugleich an Stärke und Gewicht zu gewinnen. Dies ist auch bemerkbar in der deutschen Aussprache *kritiánįā* im Vergleich mit der norw. *kritiánjā*. Im Engl. ist der Nebenaccent offenbar in lībrarian, deˈtāil, terrifȳ, imˈpōst; *maaməleid* Sweet; aber ebenso unzweifelhaft vor zwei Kons. in inˈsect, secˋtˈarian, tracˋtaˈrian.

Endung hat hier einen schwachen Nebenaccent, d. h. ist nicht so nachdruckslos als die schwächsten Silben. Es ist daher m. E. nicht ganz genau, wenn Sweet hier von „perfectly unstressed vowels" spricht[1]. Im Einzelnen ist die Grenze hier oft schwer zu ziehen; in vielen Fällen schwankt die Aussprache.

Am klarsten hat Miss Soames dieses Verhältnis dargestellt, Int. 51: „Unaccented *i* and *i'*. There are two varieties of unaccented *i*. The *i* in *rabbit*, *frolic* is practically the same as accented *i* in *bit*, *lick*; but a more open sound, intermediate between *i* and *e*, is often used, e. g. in the terminations *-iz*, *-id*, *-nis*, *-lis*, and the prefixes *in-*, *igz-*, *iks-* etc.", d. h. wo *e* geschrieben ist, vgl. S. 52: „in aiming at *e* we produce a sound intermediate between *e* and *i*, but nearer to *i*" [so nach engl. Auffassung; nach kontinentaler näher *e*]. Endlich erwähnt sie eine ganze Reihe von Fällen, wo nur *ę* gebräuchlich ist wie insect etc., s. unten. Sie bezeichnet Int. 50 diese Aussprache ausdrücklich als einen Ausnahmefall; der Fall ist aber nicht so ganz selten. Was Sweet und Miss Soames „unaccented *e*, *u*" etc. nennen, sind in Wirklichkeit Vokale mit schwachem Nebenaccent. Es giebt nämlich verschiedene Abstufungen:

1. starker (tertiärer)[1] Nebenaccent. Verschiedene Fälle oder Typen:

a) ˋ _ ˊ [_] *e*x'pedit'ion, *a*c'ciden'tal. Hier stimmen wohl alle Aussprachelehrer überein, so Smart Dict. p. XIII; Benecke, Pron. 58. Sweet selbst hat: in Elb. das frz. *eti·ket* (vgl. bæ:gäte·l, Murray, Dict.) und das ebenso betonte *rekəmend*; in Sp. *ekspĭdiʃən*, *eksplən eiʃən* 66; *ekskləmeiʃən* 59, *estĭmeiʃən* 55, *edʒŭk·eiʃən* 85, *vedʒĭteiʃən* 76, *despəreiʃən* 61, *deməns treiʃən* (aus ·*deməns treit*) 53, *dʒenəreiʃən* 50, *defĭniʃən* 91, *rekənoitə* 62, *revəljuuwʃən* 80, *ezə·terĭk* 89, *lemə·neid* 94. Miss Soames hat prej'udic'ial 119. So auch sen'sibil'ity.

b) _ ˋ _ ˊ _ [_] ins*e*n'sibil'ity, Miss Soames 119. Murray hat ǣkse:-sĭbi·lĭti, ǣkse:nti*u*͵ē'lən, kǫmpre·sĭbi·lĭti. Vgl. respe*c*'tabil'ity von respe*c*'-table; inv*e*s'tigation, pr*ə*d*e*s'tination.

c) ˊ _ ˋ [_]. Sweet *intərest*, *intərestiŋ* neben *intrĭstĭd*, s. oben. Hieher gehöen Wörter wie mani*f*est, dial*e*ct, intell*e*ct, retrosp*e*ct, circumfl*e*x; səɹkŏmspekt, ā·ɹkitekt, æ·nälekts, æ·popleksi M. Auch Sweet scheint mir *daiəlękt* zu sprechen. Selbst Passy, der doch in Aufnahme familiärer oder

---

[1] Dieser Nebenaccent ist meist nicht so stark wie in den allgemein anerkannten Fällen wie *a'ristocrat'ic, char'acteris'tic* etc. (sekundärer Accent); ich nenne ihn daher mit Murray (s. u.) „tertiär" und bilde analog „quartär" für den noch schwächeren. Da indessen die Grenzen zwischen diesen Graden nicht sehr scharf ist, indem die Stärke oft schwankt, habe ich bisweilen auch Fälle sekundären Accents zum tertiären gerechnet. Der Unterschied ist oft nur ein theoretischer.

[2] Dies ist kein gutes Beispiel, weil *ę* nicht notwendig ist. Ich kenne übrigens auch *ĭntərést* und höre seit mehr als 30 Jahren häufig *ĭntəréstéd*, *ĭntəréstĭŋ* ohne Nebenton auf *est*. Miss Soames glaubte Sommer 1891 *ĭntrést* zu sprechen: ich hörte aber *ĭntərést*; sie gab auch zu, dass *intərést* häufig sei, „but people had got into the habit of saying *ĭntrést*, because *ĭn'təręs'tiŋ*, *-éd* [mit Nebenaccent] was considered vulgar". Nun finde ich in ihrem Buche „intarist" = *ĭntərést* R. 19, was meine Auffassung bestätigt; in Wirklichkeit schwankt also Miss Soames zwischen beiden Formen. Auch Jespersen schreibt *intərist* MF VII 49.

nachlässiger Formen sehr weit geht, schreibt im MF gewöhnlich *daiəlekt*, so IV 21 (einmal *daiəlikt*, wahrscheinlich Druckfehler). Western überrascht durch das in der gebildeten Sprache unerhörte *daiələkt* MF IV 19; unrichtig *intəlĭkt* Desspr., dagegen richtig *aakĭtękt* ib. Miss Soames hat *ę* neben *ė* in *vaiəlęt*, Int. 81. In gelehrten Wörtern findet sich diese Betonung auch vor einfacher Konsonanz; æmfidʒen M., vgl. oxyg*e*n, hydrog*e*n, nitrog*e*n. Auch Wörter wie wicked*n*ess, mercil*e*ss gehören, wenn *-ęs* gesprochen, zu dieser Klasse.

2. Schwacher (quartärer), aber doch bemerkbarer Nebenaccent. Hierher gehören Positionssilben, bes. Wurzelsilben, unvollkommen assimilierter oder als Zusammensetzungen gefühlte Wörter.

a) ⏊ ⏊ ⏊ [⏊]. Sweet: *spekteitə*, *senseiʃən*, *temteiʃən*. Miss Soames: s*e*nsation, v*e*xation, m*e*ndacity, p*e*stiferous, Int. 20. Hierher gehören Wörter wie sec'ta'rian, sectarianism, festivity, testator, dexterity (æ:mbidekste'rĭti M.), cessation, tentation, sensational, censorian, phlegmatic. So wie der oben zitierte Bradley kennt auch Miss Soames nicht nur *ĭksępt'*, *ĭkspękt'*, *ĭmploi'*, *ĭnge'dz'* etc., sondern daneben auch *ęksępt'*, *ęksęs'* Int. 50, *ękstrĭmz'* 117, *ęmploi'ə* 55, *ęsęnšəl* 81, *ękspänšən* 119, *ęgzām'p'l* R. 9, *ękspo*ᵘ*zd'* R. 39, welche Wörter nach dieser Aussprache zu derselben Kategorie gehören.

b) ⏊ ⏊. Sweet *insekt*, *kompleks; æksent* neben dem auffälligen *æksĭnt* Sp. 94; Miss Soames hat mit „unaccented *e*" in'sect, pre'cept[1], in'dex, sti'pend Int. 20; *prĭn'sęs ālĭs* 68, *sĭmstręs* 74, *prǫs'ęs* R. 18 [sonst auch *prō*ᵘ*'sęs*, Ellis EEP 1211], *pro*ᵘ*tęst* Int. 67, *kǫn'tęst* R. 43. Bei Murray æ'spekt, kǫ'nfekt, kǫ'ŋgres, kǫ'ŋkwest. Hierher gehören auch Wörter wie ab'scess, cy'press, e'gress, in'gress, im'press, in'quest, in'cest, pan'dect, pre'fect, con'text, pre'text, tran'sept, a'pex, ver'tex, vortex, con'vex. Sweet hat nur *prospĭkt* Sp. 53; Miss Soames kennt daneben auch *prǫspękt* R. 19, was ich vorziehe. Sie hat *svbdžĭkt* R. 35, womit eigtl. *svbdžėkt* gemeint ist. Neben *ė* hat sie *ę* in *kaindnęs, kauntlęs*, Int. 81. Nach brieflicher Mitteilung (März 1892) hat sie diese Aussprache häufig beobachtet, und zwar abweichend von mir, besonders in zweisilbigen Wörtern, z. B. in *gŭdnęs*, *wĭknęs*; auch gedenkt sie künftig in mehreren ähnlichen Fällen die Bezeichnung *e* für *i* einzusetzen.

c) ⏊ ⏊ ⏊ ⏊. Sweet: exultation *egzalteiʃən*, also mit zwei Nebenaccenten; *a* (= *v*), nicht *ə*, weil aus betontem **u** vor zwei Konsonanten (exult *ęgzvlt'*, *ėgzvlt'*). Sweet kat *kompĭnseiʃən* Sp. 64 aus com'pensate, bei Murray kǫmpĕnsēⁱ'ʃən [ĕ = ə]; dagegen *kondĭmneiʃən* Sp. 53 aus condemn', wo Murray das richtigere und gewöhnlichere kǫndemnēⁱʃən hat [vgl. *dǟmneⁱšən*, nicht *dəm-*]; auch *kǫmpęnseⁱ'šən* (nach compen'sate) kommt vor; Murray hat æfektēⁱ'ʃən, aber æksèpttēⁱʃən (ohne Nebenaccent in der Wurzelsilbe); ich würde *äksępteⁱšən*, *ękspękteⁱšən* sprechen. Im Einzelnen findet freilich hier vielfach Schwanken statt.

---

[1] Als ein Beispiel des Unterschieds der Aussprache der mittleren von derjenigen der älteren Generation kann dienen, dass Ellis hat: *ęgzāmp'l tĭtšęz mǭə ðən prĭsępt* EEP 1170, wo die e in *e*xample, pre*c*ept denselben Laut haben; Miss Soames dagegen: *ĭgzämp'l (ęgzämp'l) ĭz bęt'ə ðän prĭsępt* R. 9.

Auch über die Grenze gegen *ə* und Schwundstufe erfährt man bei Sweet nichts; man hat aber bei ihm ein gutes Material um Untersuchungen darüber anzustellen, wenn auch noch reichlichere Beispiele mitunter erwünscht wären.

Endung **el.** Warum *kruəl?* (als Beispiel des halblangen *u* Elb. 16). Ich habe immer nur *krū'ël*, jewel *dźū'ël* gehört; wenigstens ist diese Aussprache sehr üblich. Bei Miss Soames finde ich „juwil" = *dźūël* R. 69. Ich habe selbst Miss S. *krū'ël*, *vau'ël*, *tauël* sprechen hören. Sweet bemerkte einst, dass *tauęl* die Aussprache der älteren Generation, *tauəl* die der mittleren und seine eigene, *tau'l* die der jüngsten Generation sei. Ich glaube aber, dass in cruel, jewel *-ël* noch als die korrekte Aussprache gilt. Sonstige Behandlung dieser Endung: Sweet *bærəl*, *kworəl*, aber *grævl trævl novl flænl Mitſl*, d. h. *gräv'l* etc. Ellis hat hier überall Vokal: *kwǫrəl*, *kāməl* 1162, selbst *vęsəlz* 1169, *pāsęlz* 1213 neben *pāsįlz* 1214, jetzt gew. *pā's'l*; Ellis giebt *pārələl* 1211 als seine eigene, *pārəlel* als die abweichende Ausspr. Prof. Jowetts; mir scheint letzteres das Gewöhnlichere, Typus ⊥ ‒ ⊥, wie par'adise, cataract. Dieses Verhältnis ist besonders bemerkbar in unpar'alelled. — Miss Soames stimmt mit Sweet nicht ganz überein: *bār'l*, *kwǫr'l*, *sǫr'l* 56, *māv'lz* R. 18. Es ist aber ziemlich gleichgültig, ob man *bārəl* oder *bār'l* schreibt, da der Vokal hier auf ein Minimum beschränkt ist und grösstenteils vom *l* absorbiert wird.

Endung **ed**: Sweet *handrəd*, auch sonst gewöhnlich, während alle ähnlichen Wörter auf -ed *ĭ*, *ė* haben. Ellis hat (hə·ndryd) = *hvndrįd* 1213; bei ihm ist *į* eine Nebenform von *ĭ*: man kann also auf *hvndrėd* schliessen, das auch wirklich vorzukommen scheint. Western hat: *hvndrĭd*, *kindrĭd*, *hęitrĭd*. Miss Soames hat wie Sweet *hvndrəd*, spricht aber nach brieflicher Mitteilung *kĭndrėd*, *he'trėd* und glaubt dies sei die einzig gebräuchliche Aussprache[1].

Endung **em**: Sweet *sistĭm* Sp. 92; Ellis *sĭstįm* EEP 1210. Western hat *daiədęm* (Nebenaccent), aber *pǫquĭm*. Miss Soames kennt nach briefl. Mitteilung neben *sĭstėm* auch *sĭstəm*, *prǫbləm*; selbst sagt sie *prǫblęm*, *ęmblęm*, *änþęm* (Nebenaccent), aber *strätədzėm* [ohne Nebenaccent].

Endung **et.** Während Sweet sonst überall *-ĭt* spricht, hat er dagegen gewiss richtig quiet *kwaiət*, so auch Miss Soames R. 13; vgl. diet *daiət* Ellis 1169. Hieher gehört auch society, bei Sweet *səsaiəti*, daneben *səsaiiti* Elb. § 75, *æŋzaiŭtĭ* Sp. 54, *vəraiŭtĭ* 51; Miss Soames *sósaiĭtĭ* R. 29. Ellis schwankt zwischen *sǫsaiŭtĭ* 1211 und *səsaiətĭ* 1219. Ich habe engl. Prediger *paiətĭ*, *paiətĭ* d. h. fast *paiätĭ* sagen hören.

Die End. **ent** spricht Sweet gew. mit *ə*: *tælənt*, *sailənt*, *difrənt*, *muwvmənt* etc. Eine auffallende Ausnahme bildet *moumint* Elb., Sp. 54; vielleicht individuell od. Cockney. Ich habe Dean Farrar *moᵘmėnt* sagen hören, sonst immer *moᵘmənt*, so u. a. Ellis, jedoch daneben *mōmįnt* 1218; ebenso Miss Soames *moᵘmənt* ESt XVI 112. Eine andere Ausnahme bei

[1] Auf meine Frage: „Do you pronounce *e* in *kindred*, *hatred* as in *hundred*?" antwortet sie: „No. I think every body makes a distinction here. Irish people would pronounce *ə* in *kindred*, *hatred*, but certainly not South English people".

Sweet ist *æksent* neben *æksĭnt* Sp. 94; Miss Soames *ăksənt* ESt XVI 112, aber *əks'nt* R. 54, was vielleicht richtiger ist. Nach einfachen Dentalen findet nämlich gew. Schwund statt: Sweet *stjuwd'nt* bei Ellis EEP 1207, *pruwdnt* Sp. 87, *preznt* Elb. Ellis hat die ältere Form *stịúdənt* 1206 neben *stịúdịnt* 1210, *prúdịnt* 1219, welche alle jetzt ungewöhnlich sind. Auch Jespersen hat *stjuwdənt* MF VII 49. Miss Soames abweichend *prẹzənt* 67, *dĭsəntlĭ* 74, was vielleicht nur ungenaue Bezeichnung ist.

Die Endung -ence verhält sich wie -ent; Sweet *Florəns,* aber *prezns*; *kwĭntesns* Sp. 88; nach zusammengesetzten Dentalen *ə*, nicht Schwund: *sentəns, æbsəns; nonsəns*; dazu halfpence *haipəns* aus halfpenny *heipni* Elb., twopence *tapəns* Elb. 29 aus *tapənĭ* Sp. 19, *þripəns* ib.

Endung en: *kitʃin linin wulin wimin* Elb., sullen *salin* Sp., nach der gew.Ausspr. (besser *kĭtšèn, tšĭkèn*); *ə* in *leŋþən*, aber *ðei leŋþndðə bleidz* Elb. § 9. Sonst nach einfachen Kons. Schwund: *wudn swijdn haadn oksn dazn tʃouzn spoukn beikn oupn hæpn sevn i·levn ijvn wouvn*, oven *avn*. Für sudden hat Sw. nur *sadn*. Man kann jedoch oft *svdèn* hören, was mir auch Miss Soames bestätigte; selbst hat sie *svd'n* R. 13, *svd'nlĭ* R. 23, was in der That gewöhnlicher ist. Smart spricht, wie oben bemerkt, sodden *sọd'n*, aber sudden *svd'en*. Auch Ellis sprach *svdèn*. In engl. Kirchen habe ich immer *svd'èn dẹþ* sprechen hören. — Von gelehrten Wörtern hat Sweet *spesĭmĭn* Sp. 78; auch Miss Soames sagt *spẹsĭmèn*, aber *oᵘmẹn, haimẹn*. Murray hat ăkiū·mèn, aber ǣbdōᵘ·mĕn (wie bæ·rĕn, tʃi·ldrən), kọgnōᵘ·men, æ·mfidʒen (Nebenaccent, s. oben).

III. Unbetontes *i* wird bei Sweet im Ganzen besser gewahrt als die übrigen Vokale. Die verschiedenen Abstufungen werden in Sp. durch *i*, *ĭ*, *ə* und Schwund bezeichnet. Beispiele:

1. Starker Nebenaccent: a) *imĭteiʃən* Sp. 82, *indĭvidʒuəl* 71, *impjŭteiʃən* 87, *dispəziʃən* 53; *sigə·ret* aus *sĭgaar* 77, *piktʃə·resk* 57; *inkənvijnjənt* Elb.; *sivl-əizeiʃən* Sp. 71. b) *ĭnsinjŭeiʃən* 96 von *ĭn·sinjŭeit; fəmilĭ·ærĭtĭ* 85 von *fəmiljə*. Bei Murray ási:milēⁱʃən. c) *spirĭtʃuəlĭzm* 89, vielleicht besser *-izm*. Vgl. interdict, rheumatism; æ.ŋglisiz'm, kæ·tăkliz'm M.

2. Schwacher Nebenaccent: a) fixation; bei Sweet finde ich kein Beispiel. b) *konvikt* Elb. Bei Murray kọ·nskript, kọ·nflikt.

3. Schwache Silben: *fæmĭlĭ* 78, also doch nicht das vulg. *făməlĭ*, *făm'lĭ*, vgl. vulg. *Em'ly*, Dick.; *sivĭl*[1], aber *eiprəl* (Wirkung des *r*, vgl.

---

[1] Sweet gab früher *sĭv'l* als seineAusspr. an. Wie sich die Ansichten über die Ausspr. der unbetonten Vokale im Laufe der letzten Jahre verändert haben, ersieht man aus einer Bemerkung von Bell, welcher in Wörtern wie *fatal*, *level*, *cavil* den Vokal der Endung immer ausspricht, und „fat'le, lev'le, cav'le" [*feⁱt'l, lẹv'l kăv'l*] zu den Nachlässigkeiten der Umgangssprache rechnet, Ess. 69. Hier muss gleich *cavil* als ein gelehrtes Wort ausgeschieden werden. Bei devil erkennt Bell selbst, dass *dẹv'l* die gewöhnliche Aussprache ist; aber die von ihm gegebene Erklärung dieser vermeintlichen Nachlässigkeit als „a mark of disrespect" ist lächerlich; die Aussprache rührt einfach von der Häufigkeit des Wortes her. Bei evil will Bell pedantisch den Vokal bewahren; aber sowohl historisch als thatsächlich ist *īv'l* die gute engl. Ausspr. Sweet hat nur *lẹv'l*; auch ich kenne keine andere Aussprache. Nur von Amerikanern habe ich *trăvĭl*,

hvndrəd); Schwund in *pjuwpl* Sp. 50, *sivl-əiseiʃən* 71. *Lætĭn* (also doch nicht das vulg. *lät'n* der Schulknaben), *næpkĭn*, *robĭn* etc.; Schwund in cousin *kazn*. Easy *iizĭ*, aber Schwund in *ijz(ĭ)lĭ*. Principle *prinsipl* Elb. § 79, *prinsĭpl* Sp. 88 etc. neben *prinsəpl* 94; „in very rapid speech the retraction becomes very marked, so that it is sometimes difficult to distinguish ĭ from ə, as in *posĭbl* or *posəbl*, which latter seems to be more usual", Sp. 6; *əz kliəlĭ əz posəbl* Sp. 53, moə *sensəblĭ* 57, *terəbl* 62, *rĭponsə'bilĭtĭ* 96 (also wohl auch *posəbilĭtĭ*). Auch Ellis spricht von der Häufigkeit der Ausspr. *pǫsəb'l, pǫsəbĭ'lĭtĭ* EEP 1163; Ellis selbst sagt *pǫlĭsĭ*, glaubt aber, dass *pǫləsĭ* häufig ist 1164; gelegentlich komme auch *privəlĭdž* vor, 1164; *pǫlətĭks* 1211, was mir vulgär oder fremd scheint (vgl. Graf Smorltork's *poltics*, Dick. Pickw.); ich möchte eher *pǫlĭtĭks* ansetzen. Miss Soames erwähnt die Aussprache *e'prəl*, *vĭzəb'l* Int. 113, aber nur um davor zu warnen. Mündlich sprach sie *vĭzĭb'l*, *pǫsĭb'l*, glaubte aber, dass sie möglicherweise bisweilen auch *pǫsəb'l* sagte; *tẹrəb'l*, *hǫrəb'l* wegen *r* häufig. Auch sonst höre ich gewöhnlich *pǫsĭb'l*, seltener *pǫsəb'l*. Es würde lächerlich sein, eine solche Nachlässigkeit mit ausländischen Schülern mühsam einzuüben; darum sind solche Formen in einem Schulbuch überhaupt nicht am Platze.

IV. Unbetontes *a*. Verschiedene Abstufungen:

1. Starker Nebenaccent. a) ⌞ _ ⌞ [_] *pærə'sol* Elb., *mægə'zijn* Sp., *ælik'zaandrə* Elb., *æksĭdentl-ĭ* Sp. 60, *sætĭs'fækʃən* 57, *læmĭn'teiʃən* 55. Vgl. bei Murray: ækside'ntăl, æbsŏliū'ʃən, ækăde'mik, ænăbæ'ptist, æ:ristokræ'tik (Sweet dagegen ærĭstə:krætĭk Sp. 92), kæ:ræ̆ktəri'stik, bægăte'l, kætămăræ'n. Vgl. mastication, fascination.

b) _ ⌞ _ ⌞ _ *ĭmædzĭneiʃən* Sp. 96 aus *ĭmædzĭn*, *ĭgzædzə'reiʃən* 93 aus ĭgz'ædzəreit, wie insen'sibil'ity aus insen'sible. Vgl. kǫ̆mpæ:tĭbi'lĭti M.

c) [_] ⌞ _ ⌞ *ĭnpjuwzĭæzm* Sp. 50; bei Murray kæ'tăplæz'm, æ'măræ̆nt, kæ'tăræ̆kt, æ'gălæksi.

Dieser Nebenaccent kann in gelehrten Wörtern auch vor einfachen Konsonanten, bes. *t*, *k*, vorkommen: *əristəkræt* Sp. 84; bei Murray æ'ristokræt, ǭ'tŏkræt, æ'krŏbæt.

2. Schwacher Nebenaccent: a) ⌞ ⌞ [_ _] *træns'plaant* Sp. 70, *træns'-pɛərənt* 50, *sælveiʃən* 89, *æn'tikwĭtĭ* 57, *æŋ.zaĭĕtĭ* 54, *kæn'tæŋkərəs* 96. Vgl. bei Murray æ̆nti'kwĭti, æ̆kti'vĭti, æ̆kse'ptăb'l, æ̆mbæ'sădəɹ, kæ̆ntæ'ŋkərəs, æ̆ŋzəi'ĕti, æ̆ntĭ'k, æ̆lpæ'kă. Bei Miss Soames *ălpăk'ə* 50, *ămbăs'ədə* 30. Hierher gehören Wörter wie tractarian, grammarian (aus gram'mar), damnation, captation, taxation, capsize, captivity, gew. auch solche wie abstain', abstract', absurd', s. unten bei 3 c. Dieser Nebenaccent kann mitunter ziemlich stark sein, so dass zwischen den Fällen 1. und 2. keine scharfe Grenze ist; jedoch ist Nebenton 1. in der Regel etwas stärker als 2., weil er durch eine ganz schwache Silbe von der Hauptdrucksilbe getrennt ist.

b) ⌞ ⌞ *æbstrækt* (*ăb'străkt*), bei Murray æ'bstræ̆kt[1], verhält sich wie in'sect, con'tract, con'tact, ex'tract, contrast.

---

nǫvĭl, *rẹbĭl* gehört. *fe'təl*, *vaitəl* ist zulässig, aber *fe't'l*, *vait'l* die gewöhnliche Aussprache.

[1] S. Murrays Bemerkung über contract kǫ'ntræ̆kt oben S. 423.

c) ˌ ˌ ˊ ˍ ædäpteⁱ·ʃən (vgl. affectation, oben), M. Die Bezeichnung zeigt sehr anschaulich, dass die Vorsilbe den stärkeren, die Wurzelsilbe den schwächeren Nebenaccent hat; auch das umgekehrte Verhältnis kann aber eintreten.

3. Schwache Silben mit Vokalverdunkelung:

a) *ə·baut*, *ə·bav'*, *ə·gen*, *ə·nemən i; ləment* Elb., *məʃijn* Sp. 62, *fətijg* 64, *həvænəz* 77, *pəriʃənəz* 50; *itəli*, *britəni*, *dʒəmənĭ*, *ɔnəmənt*, *pærədəis*, *maaməleid*, *ruwmətizm*, *kənsəərətĭzm*, *rəəsətəil*, *æpəþi*, *dʒiogrəfi*, *dĭploumə sĭ*, *biətris*, *daiəmənd*, *haiəsinþ ; mægəzijn*, *pærə·sol; əidiə*, *amerikə*, *tʃainə*. Hier stimmen mit Bezug auf die Tonlosigkeit alle überein; doch sprechen Viele das a mit einer Spur von *ă*: *ɐbaut*, *lɐmęnt; ɐmęrĭkɐ* od. *əmęrĭkɐ*, s. unten. Am häufigsten findet diese Schattierung sich vielleicht in Fällen wie paradise, parasol, magazine, character, wo eine approximative Assimilation sich fühlbar macht: *păr'ɐdəis*, *măgɐzīn'*, *kărɐktə* (s. unten).

b) *ə·dres*, *ə·proutʃ*, *ə·pruwv*, *ə·freid*, *ə·trækt*, *ə·kweintəns*. Bei Murray ăkrǫ·s, ăbrǭ·d, ăbrɒ·pt, ăfrɒ·nt, ăflōᵘ·t, ăplǭ·d, ăpləi·, ăkwi·t, ăkwēⁱ·nt. Wir haben hier leichtere Verbindungen zweier Konsonanten, meist muta cum liquida, welche beide zur zweiten Silbe gehören und daher der Verdunkelung des Vokals keinen wirksamen Widerstand leisten. Hierher gehören auch Verbindungen wie *sp*, *st*, selbst *str*: bei Sweet *əstonĭʃmənt* Sp. 55, bei Murray: ăspæ·răgəs, ăspe·rĭti, ăstǫ·niʃ, ăstrēⁱ·, ăstrǫ·nŏmi. Selbstverständlich findet sich auch hier häufig eine Spur des ursprünglichen Lauts: *ɐbrɒpt'*, *ɐstǫn'ĭš*.

c) *əd·maiə*, *ək·nolidʒ* Elb.; *əd·vaantidʒ* Sp. 70, *əd·ventʃə* Sp. 51, *məg·nifisənt* Sp. 69. Hier, wo der erste Konsonant zu der ersten Silbe gehört, stellt sich die Verdunkelung mehr zweifelhaft. Ich höre hier meist eine deutliche Spur des ursprünglichen *ă* und einen deutlichen Unterschied zwischen **a** in absolve und **o** in observe: *ɐbzǫlv'*, *ŏbzə̄v'*, welche Sweet uniform *əbzolv*, *əbzəəv* bezeichnet. Nur in sehr schneller, nachlässiger Rede verschwimmen beide Laute zu einem dunklen *ə*. Ellis hält, wie schon bemerkt, die deutlichere Aussprache des Vokals vor zwei Konsonanten fest. Brieflich bemerkt er: „*ǫbzəv'*, seldom *əbzə̄v'*. *ədres'* or *ădręs'* according to the degree of stress on the first syllable. *ədmaiə* may be used, but *ădmaiə* sounds pleasanter". Er hat *măgnĭf'isənt* EEP 1168. Ich äusserte einst in einem Brief an Dr. Murray: „In *observe*, *admire* etc. I nearly always seem to hear a trace of the original vowel, and Mr. Ellis agrees with me". Dr. Murray antwortete: „So do I, unless in very rapid speech, when a man takes no time to form any sound, and everything tends towards *ə*". Dementsprechend schreibt Murray im Dict. ǽbzǫ·lv, ǽdmi·t, ǽdməiᵊ·ɹ, ǽbsɒ·ɹd, ǽbstēⁱn. Miss Soames, welche überhaupt mehr als Sweet die gew. korrekte Aussprache aufrecht hält, lässt meist beiderlei Aussprachen zu: *ădmĭt'*, *ăbsteⁱn'* und *ədmĭt'*, *əbsteⁱn* Int. 80; bisweilen *ădmĭt'*, aber immer *ədmĭšən* 82; *ăksęptĭd* R. 12, *kăpsaizd'* R. 14; *ăksent'* Int. 67; *ədvăntĭdz* R. 8, *ədvaiz* R. 15.

America *əmęrĭkə* Sweet u. a., wie Miss Soames Int. 19 etc. Ich höre hier, bes. im Auslaut, oft eine starke Annäherung an *a* oder *á*: *əmęrĭkɐ*, *ĭn'dĭɐ*. Auf eine Bemerkung darüber antwortet Dr. Murray: „I hear more

of the original vowel in the initial than in the final vowel [Dies scheint mir Einfluss von schott. Associationen]. My ă [in ăme·rikă| means simply *a* tending in varying degree towards ə, which is its limit. Generally mixed, probably low-mixed-wide". Letztere Bestimmung stimmt ganz mit meiner Analyse überein.

Ich gehe jetzt dazu über, SweetsAusspr. von unbet. *a* in einigen besonderen Fällen, namentlich Endungen, näher zu untersuchen. Sweet begnügt sich nicht mit allgemein anerkannten ĭ-Formen wie village *vilĭdʒ*, carriage *kærĭdʒ*[1], sondern er giebt auch solchen wie intimate das beliebte ĭ. Wir bekommen also:

Endung **ate.** Subst. *tʃokəlĭt*, *mædʒĭstrĭt* Sp. 61; Adj. *intimĭt*, *sepərĭt*, *feivrĭt*, *fɔtʃənĭt*, *delĭkĭt*, *ĭmijdʒĭt*, *lĭdʒitĭmĭt*; Adv. *fɔtʃənətlĭ*, *seprətlĭ*, *ĭmijdʒətlĭ*; dagegen Verba: *imĭteit*, *hesĭteit*, *selĭbreit* etc. Ich würde bei Adj. *intĭmet* etc. ansetzen, wie es auch Murray im Dict. thut. In der gewöhnlichen gebildeten Rede scheinen mir bei deutlicher Aussprache die zwei unbetonten Vokale in intimate nicht denselben Laut zu haben; in -mate scheint eig. eine Kürzung von dem noch im Verbum intimāte existierenden Laut ēⁱ stattzufinden. Ellis EEP 1164 hat *ǫb'stĭnęt*, *frĭgęt*; Vb. *dęm'ənstrēt*, oft *dĭmǫn'-stręt*; er bemerkt brieflich: „Adj. *ĭntĭmęt*, Vb. *ĭn'tĭmēt*, *dęm'ənstrēt* (medial length and secondary accent)". Murray Dict.: Adj. se·părĕt, ækiūrĕt, æ·dikwĕt, Subst æ·dvŏkĕt, tʃǫ·kŏlĕt, kləi·mĕt, aber kæ·ndideⁱt (nicht -ēⁱt). Brieflich bemerkt derselbe: „The adjectives in -ate are regularly more obscure in the ending than the verb. I say or mean to say: verb se·pəreⁱt, se·pəreⁱtiŋ (or -ēⁱtiŋ, but length in unaccented syllable is doubtful); adj. se·pərĕt, -ĕt, or ət; i·ntimĕt or dulled -et; imī·diĕt, imī·diĕtli". Miss Soames hat *sępərĭt*, aber daneben auch *sępəręt*, Int. 81; für candidate hat sie sogar drei Formen: *kändĭdeⁱt* neben *-dę'*, *-dĭt*; dagegen palate *pälət* R. 12; Sweet würde wohl *pælit* schreiben, wie auch Western *pälĭt* hat.

Palace nach Sw. *pælis* Elb. 27, wo ich mit Miss Soames R. 36. 36 und wohl den meisten Gebildeten *päləs* spreche. Die Absicht ist eigentlich *-äs* zu sagen, und auch das kommt vor, aber noch öfter eine Annäherung dazu, ein an *ä* erinnerndes ə, also *päl'ɐs* mit der oben erwähnten Art Assimilation. Diese Form bemerkte ich bei dem Crystal Palace und dem Alexander Palace sogar bei Arbeitern und Kindern des Volks, so dass *pälĭs* nicht einmal die einzige Cockney-Form ist. Vereinzelt, bes. nachlässig habe ich *pälĭs* gehört, reimend auf *Alice*: *prĭnsęs älĭs iz ət ðə pälĭs* klingt aber mir wenigstens ziemlich vulgär. Miss Soames hat auch *sǫləs* R. 40; andrerseits aber purchase *pə̄tšĭs* R. 11, surface *sə̄'fĭs* R. 19; Wallace spricht sie *wǫlĭs*. Western kennt nur *pälĭs*, *pręfĭs*, *sə'fĭs*, *pə̄'tšĭs*. Ellis sprach deutlich *pälɛs* (mit ɛ in *air*, *hair*), was etwas altmodisch klang. Von Amerikanern habe ich Horace *hǫrĭs* sprechen hören, diese Aussprache war aber Miss Soames unbekannt; gebildete Engländer sprechen *hǫrəs*, wobei sie *hǫräs* zu sagen glauben.

---

[1] Murray hat kæ·ridʒ, aber kæ·bĕdʒ, æ·vĕrĕdʒ etc., augenscheinlich weil carriage marriage allgemein mit *i*-Laut, dagegen die Wörter auf -age von Vielen mit *e*-Laut gesprochen werden.

Character spricht Sweet in Übereinstimmung mit mehreren Engländern *kærĭktə*. Ellis hat *kärẹktə* 1211 neben *kärịktə* 1206, während Sweet ib. 1207 nach seiner älteren Bezeichnung (kæ·re[1]ktə) schreibt. Dagegen hat Smart ib. wie alle Älteren *kär'äktə*. Ellis selbst sprach 1889 nach meiner Auffassung deutlich *kärĕktə*, was mit Sweets Analyse übereinstimmt. Ich fand aber, dass seine Tochter, die ein sehr schönes Englisch sprach, *kärɐktə*, fast *käräktə* sagte. Dies ist gerade die Form, die ich von Gebildeten fast immer gehört habe. Auch Ellis erkannte, dass seine Tochter diese Aussprache hatte, die er bei ihr früher nicht bemerkt hatte[1]. Ellis erwähnt aber 1211 *kärəktə* als die abweichende Ausspr. Prof. Jowetts. Dagegen bemerkt Sweet: „*kæræktə* I venture to say is impossible. *kærəktə* is what one would expect. This, however, is absolutely un-English. *-ək* is made into *ik* because of the frequency of the ending *-ik*. In spoken Welch the word appears as *kariktor* with a pure narrow *i*, which I think is a proof of the universality of *kæriktə*“. Ich leugne nicht, dass diese Ausspr. im Engl. existiert, aber wohl, dass sie die einzige ist. Ich habe *kärɐktə* zu häufig gehört, um an dessen Nichtexistenz glauben zu können. Ich sehe nicht ein, warum *kæræktə* d. h. kärɐktə mehr unmöglich ist als Sweets æbstrækt, Murrays æ·bstræ̆kt = *äbstrɐkt*. Ganz neulich hörte ich eine englische Dame fünf- oder sechsmal von *sĕ'vənts kärɐktə* sprechen. Auch Miss Soames hat aber *kärĭktə* R. 82; ich habe sie auch so aussprechen hören; dagegen *kärəkərĭs'tĭk* Int. 67. Western folgt wie gewöhnlich Sweet. Murrays Schwanken bei diesem Worte ist sehr lehrreich. 1888 schrieb er mir: „kæ·rĕktəɹ (= *kärəktə*) or kæ·rėktəɹ; the two consonants make it doubtful“. Später aber, im Dictionary, giebt er nur kæ·ræ̆ktər wie kæ:ræ̆ktĕri·stik. Das ist m. E. ein gutes Zeugnis dafür, wie allgemein verbreitet eine solche Ausspr. ist, wo man noch eine Spur von *ä* hört. Ich meine daher, dass *käräktə* oder *kärɐktə* noch immer die Ausländern zu empfehlende Form ist.

Zum Typus *kærĭktə* gehört auch *orĭkl* Sp. 51, *spektĭklz* Sp. 64. Diese Aussprache ist in der That eine Analogiebildung nach Mustern wie article, particle, chronicle, radicle, radical, tropical, medical, historical, oratorical, rhetorical etc. Sie kann aber keineswegs als die ausschliesslich gebräuchliche angesehen werden; die meisten Gebildeten sagen noch *spẹktək'lz*, *ǫrək'l*, *mir'ək'l* und betrachten *-ĭk'l* als vulgär. Ellis hat *mĭrək'l* 1210,

[1] Es ist überhaupt merkwürdig, wie oft Gebildete wie Ungebildete selbst in ihren nächsten Umgebungen Abweichungen von ihrer eigenen Aussprache nicht bemerken. Ellis selbst hat bei anderen dieselbe Beobachtung gemacht, die ich bei ihm selbst bestätigt fand. Es ist mir in meinen Untersuchungen norwegischer Dialekte vorgekommen, dass Mann und Frau zum ersten Mal bemerkten, dass sie verschieden sprachen. Ähnlich bemerkt Murray in seinen Untersuchungen über den Accent von *contents* Acad. 1891 II 456: „In several cases some of my male correspondents now find that their wives pronounce differently from themselves, a fact which they had never observed before“. „Nothing is more amusing than the proof which some of my answers afford, of a fact noted long ago, by Dr. A. J. Ellis, that people are often deaf to all pronunciations but their own“.

ǫrək'l 1211, und erwähnt nicht einmal *-ĭk'l*, während er sonst oft freierer und nachlässigerer Formen gedenkt. Miss Soames hat *mĭrək'l* Int. 19. *pĭnək'lz* R. 82, *spękt**ə**k'lz* R. 43 und warnt mit Recht vor *mirĭk'l* Int. 113. Murray hat bă·ɹnăk'l, kǫ̆nse·ptăk'l.

Endungen -and, -ant, -ance. Sweet gewöhnlich ə: *iŋglənd, ailənd, hailəndz, switsələnd, hazbənd, dʒaiənt, ignərənt, gælәntri, səəvənt, flipənt.* Nach Dentalen meist Schwund: *pleznt, impɔtnt, impɔtns; þauznd* Elb. Gloss., doch *þauzənd* ²29, aber *þauznd* ³29; dagegens *distəns* Elb., nicht *distns*[1], wahrscheinlich wegen des vorhergehenden *s*, vgl. ăsi·stănt, ăsi·stăns, Murray Dict.; ebenso *əkweintəns* wegen des vorhergehenden *n*, vgl. bei Murray ăkwēⁱntăns, ăbɒn·dăns. Also spricht Sweet wohl auch pedant *pednt* (wie *pruwdnt, stjuwdnt*). Ich habe immer nur *pędənt, pędɐnt* gehört. In einem aus Norwegern und Engländern bestehenden Shakespeare-Reading Club bemerkte ich einst, dass alle Engländer und ich *pędɐnt*, die übrigen Norweger *pęd'nt* sprachen.

Endung al. Sweet *riəl, sevrəl, ispeʃəl, dʒenrəli, nætʃərəl, grædʒuəl, ækt∫uəli, dizonrəbl, kəloukwiəl* Elb.; *prodĭgəl* Sp., *ænimәl* Elb. Glossar, aber *ænimlz* § 22. Schwund: *mentl, metl, mɔtl, tĭjtoutl-ə, nɔml* [also *fɔml*]. Marshall *maaʃl*; nur *raaskl, præktikl* [also *rædikl*], *fizikl* Elb., *penltĭ, vaitl'i, pəəsnəl, klerĭkl, əidentĭkl, lodʒikl, kritĭkl, misənþropĭkl* Sp.; Macdougal *məkduwgl.* Es fällt auf, dass Ellis EEP 1162 victuals *vĭtəlz* spricht, was gegenwärtig ungewöhnlich ist; Sweet hat *vitlz* Elb. 77, wie jetzt gew. Ellis bemerkt 1162: „Are the pairs of terminations *-cal -cle*, and *-pal -ple*, distinguished, compare *radical radicle*, and *principal principle*? If not, is *-al* really *əl* or merely *'l*? I think that the distinction is sometimes made. I think that I make it. But this may be pedantic habit. I think that generally *-cal, -pal* are simply *-k'l, p'l*". Noch Miss Soames hat ə nicht nur nach *k*, sondern sogar nach Dentalen: *präktĭkəl* neben *präktĭk'l* 81, *răsk'l* R. 33, *frūgəl* R. 12, *mentəl* 19, *mâšəl* neben *mâš'l* 81; bridal *braid'l* R. 62; vgl. dagegen idol *aidəl* neben *aid'l* R. 19. 37. Man kann also nicht sagen, dass diese Unterscheidung vollständig ausgestorben sei, wiewohl sie meist ein Produkt der Erziehung sein mag. Besonders in Wörtern der Form ⏑́ ‿ ‿ hört man nicht selten Aussprachen wie *prĭn'sipəl, käpĭtəl*, was an *-äl* erinnert; dagegen wohl gew. *mâš'l, ment'l.*

Die Endung ary wird von Sweet sehr ungleich behandelt: *dʒænjuəri, februəri, laibrəri; solitərĭ bruks* Sp. 50, aber *solĭtrĭ kantrĭ* 56; *plænĭtrĭ spirĭt* 89; necessary s. oben; *ɔdnri* Elb. ³VI; *ik·strɔdnri* Elb. In der That wechselt in Wörtern wie solitary die Aussprache nach der Betonungsweise. Entweder hat die Pänultima einen schwachen Nebenaccent ⏑́ ‿ ⏑̀ ‿, und dann schwebt dieAusspr. zwischen *ä* und ə, wie in January, military, ordinary, secondary, apothecary, contemporary, hereditary; oder der kleine Nebenaccent ruht (mit schwacher Verlängerung) auf der Endsilbe, und die

[1] Man kann aber wegen der leichten Verbindung auch *dĭst'ns, kǫnst'ns* sprechen, und diese Ausspr. scheint mir sogar die gewöhnliche. Dagegen sə·ɹkŏmstăns Murray richtig wegen des Nebenaccents, kaum mit Western *səəkəmstns.*

Pänultima wird zu einfachem Gleitlaut oder schwindet ganz: *sǫlĭtʼrĭ, sǫlĭtrĭ.* Nach Ellis EEP 1163 kann sogar literary *lĭtərę̄rĭ, lĭtʼərę̆rĭ* vorkommen, was wohl veraltet, ungewöhnlich oder amerikanisch ist: ich höre gew. *lĭtərərĭ, lĭtʼrərĭ.* S. unten bei *o*[1]. Ellis selbst hat *å̊ʼdĭnęrĭlĭ* (also mit Nebenaccent auf *ę* und bezeichnet *å̊ʼdĭnərĭ* als abweichend 1211; *nęsʼęsərĭ* 1206; *mōʼməntərĭ* 1218. Murray hat nur *-ərĭ*: āˑɹbitrări, æˑdvəɹsări, ænivəˑɹsări, ăpǫˑþĭkări. Ebenso Miss Soames: *sǫlĭtərĭ* R. 12. 28, *ɒnnęsĭsərĭ* Int. 62, R. 15.

Bekanntlich findet sich vulgär *contraʼry*, was eigentlich ein Archaismus ist, s. Vulgärsprache, aber diese Betonung ist in der gebildeten Sprache unerhört.

V. Unbetontes **ai, ay, ey.** Es geht diesen Diphthongen bei Sweet nicht besser als *e*; alles wird *i*: Sunday *sandi*, reimend auf Mrs. Grundy; ebenso *mandi, tjuwzdi, we[d]nzdi* etc., *holidi*, pl. *holidiz, jestədi, ɔlwiz, Nɔwi.* Ellis bemerkt brieflich: „*sɒndĭ: -dĭ* common for all weekday names, *hǫlĭlĭ* or *dę*; *nå̊we* distinct". Er hat *å̊lwez* EEP 1168, *å̊lwēz* 1213. 1218. Auch ich höre oft *sɒndė*, aber daneben auch *sɒndeⁱ* (od. *-e*[i] mit verschwindendem ⁱ), noch öfter *hǫlĭdeⁱ* mit der letzten Silbe etwas länger und schwerer als die vorletzte; fast immer *nå̊weⁱ* mit halblangem *eⁱ* und Nebenaccent; ich glaube auch Sweet selbst so aussprechen gehört zu haben[2]. Jespersen schreibt mir 1889: „Ein englischer Freund von mir kritisiert Westerns *nɔəwi* [in MF IV 19]: „My pron. is *nɔəw.ei* (I never heard any other)"; Jespersen glaubt dagegen *nɔəwĭ* gehört zu haben. Murray schreibt: *sɒndeⁱ* or *-dē* etc. *sɒndĭ* I know only as distinctly vulgar — I have heard it from street boys calling out *Sundy Times*, and it offended my ears. [Vgl. vulg. *booky* bouquet, oben S. 386.] It makes me angry to be called *mɒrĭ*, I say *mɒreⁱ*". Dementsprechend hat Murray im Dict. ǭˑlweⁱz, -wėz. Auch Miss Soames kennt *hǫlĭdeⁱ* neben *-dĭ*, und *å̊lweⁱz* neben *-wez, -wĭz*, Int. 81, *å̊lwĭz* R. 10; sie erwähnt das unbetonte *ę̄ⁱ* (mit verschwindendem ⁱ) in *surrey, essay, railway, detail* Int. 17. 53, vgl. „middey" = *mĭdʼdeⁱ* R. 13. Miss Soames sprach selbst *sɒndė* mit halblangem *ė*; in *nå̊wē* war die Länge noch deutlicher. Die kurze Aussprache ist also hier gar nicht alleinherrschend, wie es nach Sweets Darstellung den Anschein hat.

---

[1] Ein sonderbares Beispiel des Schwankens ist *[ter]centenary*, von dem ich bei dem Universitätsjubiläum Edinburg 1884 dreierlei Aussprachen hörte: cenʼtenary, centēnary, centenʼary, von denen die erste mir die einzig natürliche schien. Als ich Dr. Murray an Ort und Stelle darüber befragte, gab er mir dieselbe Erklärung, welche jetzt im Dictionary zu lesen ist: „The regularly analogous pronunciation is (seˑntĭnări); cf. *millenary, culinary, promontory*; but some say (sentīˑnări); cf. *catenary*; others, with less reason (senteˑnări), as if the word were *centennary*, and connected with *centennium*".

[2] Dass *-ĭ* und *-eⁱ* verwechselt werden können, rührt wohl daher, dass die Grenze zwischen beiden nicht ganz scharf ist. Wenn, was nicht selten geschieht, Wörter wie *pity, money* langen Endvokal mit Nebenton haben: *pĭtē, mɒnē*, kommt die Endung der Aussprache *eⁱ* sehr nahe. Es kommt mir vor, bisweilen geradezu *mɒneⁱ* gehört zu haben. Das Verhältnis ist nahezu dasselbe wie bei *fęlóᵘ, fęló*, s. unten.

Endung **ain.** Sweet *mauntin*, aber *səətn*. Ellis bemerkt EEP 1164: *-ain*, *-in*. *sə'tɪn lätin* are, I think, my sounds, but *sə't'n*, *lät'n* are not uncommon, *sə'tin*, *sə'tēn* may occasionally be heard. Captain is generally *käptin*, 'carefully' *käptęn*, vulg. *käp'n*". Ellis selbst spricht in der Parabel: *ə sətɪn män həd-tū svnz*, EEP 1171, wo die meisten Prediger nach meiner Erfahrung *sə'tén* sagen. In der Umgangssprache ist *sət'n*, *sət'nlī* häufig. Miss Soames hat *mauntin*, *fauntin*, *käptin*, *tšäplin*, *kətin*, *vilin*, Int. 114. Mündlich bemerkte sie: *sət'n* gewöhnlich, jedoch auch *sətén*, wie in der genannten Parabel. Murray hat sə·ɹtén oder sə·ɹt'n, kæ·ptén, bā·ɹgén.

VI. Unbetontes **o.** Verschiedene Abstufungen:

1. starker Nebenaccent: a) *konstitjuuʃən*, *konsəleiʃən*, *kompinseiʃən*, *konvəseiʃən*, *kombineiʃən*, *kondimneiʃən*, *konfidenʃəl*, *korispondiŋ*, *hospitæliti* Sp.; vgl. das frz. *doktrī'nɛə* Sp. 86. Sweet spricht zwar *ə·pouz*, aber auch er würde sicher *opəziʃən* mit ǫ sprechen. Murray hat z. B. kǫmprīhe·nd, kǫndise·nd, kǫnfide·nʃäl, kǫmpĕnsēi·ʃən, kǫmbinē·ʃən, kǫnsi:dərēi·ʃən. Miss Soames hat *kǫndisęnd'*, *ǫbsəve'šən* 119, *ǫpəʧu'niti* 112. So auch oc'togena'rian.

b) *risponsəbiliti* Sp. 96 aus *rispon'sibl*, *-əbl*; vgl. *impǫsibiliti* Miss Soames 119, wie insen'sibil'ity etc. *əkomədeiʃən* Elb.

c) Tavistock *tævistok* Sp. 85, dagegen *tævistŏk* [= *täv'istók*] 84; ich habe Tavistock Square immer mit ǫ sprechen hören. Vgl. bei Miss Soames *pędagǫg* 21; bei Murray kæ·tälǫg, æ·lbătrǫs, æ·lkŏhǫl [= ǫ in *got*], æ·măzǫ̆n [= *ŏn*]. So auch dialogue[1], demagogue, monophthong, equinox, orthodox, paradox. Hierher können auch Fälle wie *äligǫri*, *męln·kǫli* [besser *męlənkǫli*] bei Western, im Gegensatz zu *aivəri*, *viktəri* etc. gerechnet werden; bei Murray æ·līgŏri (wie þī·ŏri) opp. ǣdmǫ·nitəri, ĭlæ·bŏrătəri, ǭ·ditəri. Auch Ellis hört bisweilen Nebenaccent in Wörtern wie or'ator'y, mat'rimon'y, tes'timon'y, EEP 1163. 1164. Goldsmith hat in melancholy sogar den Nebenaccent als Hauptaccent behandelt:

> When lovely woman stoops to folly,
> And finds too late that men betray;
> What charm can soothe her *melancholy*,
> What art can wash her guilt away?
> (Select Works ed. Tauchn. 231.)

Dasselbe findet sich nach Bell Ess. 18 im [vulgär-] Amerikanischen: „An American peculiarity, which is very prevalent, although not taught by native orthoepists, consists in giving primary force to the terminations *ary*, *ory*, *ony*, etc., as in *necessáry*, *extraordináry*, *literáry*, *oratóry*, *territóry*, *matrimóny*, *testimóny*. Vgl. das öfter erwähnte vulg. *contra'ry*.

2. Schwächerer Nebenaccent.

a) ˌ ˊ (_). Sweet *nou·vembə*, *rou·mæntik*, *fou·netik*; *hŏu·tel* Sp. 82, *ðī outel* 84. Nach Sweet vertritt *ŏu* überall *ou* (mein o^u) in unbetonten

[1] Lloyd bemerkt Phon. Stud. II 338 sehr richtig gegen Benecke: „The last vowel in *dialogue*, which our author is compelled to write ə, is really not quite obscure". *dai'əlóg* kommt in der That häufig vor.

Silben. Ebenso hat Western *hooutęl'*, *zoou-qlədzhĭ*. Meines Erachtens ist sowohl die Verlängerung (und die damit verbundene Diphthongierung) als der Nebenaccent hier meist verschwindend; Sweets *ou* macht mir einen fremdartigen, gelehrten, theoretischen Eindruck. Sweet macht brieflich selbst eine Einräumung: „I generally say *römæntik* [= *römăn'tĭk·*], although I may say *roumæntik* when I speak slowly". Ich möchte übrigens wünschen, dass Sweet uns öfter Beispiele seiner langsamen und nachdrücklichen Aussprachеformen gegeben hätte; im gegenwärtigen Fall scheint mir aber die flüchtigere Form die gewöhnlichere. Vgl. Sweets *rəmæns* Sp. 80. Sweet selbst scheint mir gew. *hötęl'*, *fönęt'ĭk* zu sagen. Auch Miss Soames habe ich [*h*]*ötęl*[1] etc. sprechen hören. Murray hat æ:krofone·tik, zoǫ·lödʒi (*o* wie in hero hĭ·ro).

b) October *octoubə* (d. h. *ǫkto*ᵘ*bə*) Elb. § 6, aber *ŏktoubə* (= *ókto*ᵘ*bə*) p. 16, beide Formen zulässig, *ó* als leichtere Form von ǫ; *nŏktəənəl* [= *nökt̄ə'nəl*] Sp. 69. Bei Miss Soames *ǫkto*ᵘ*bə* R. 19, *prǫspęr'ĭtĭ*, *hǫstil'ĭtĭ*, *ǫstęn'sĭb'l*, *prǫstre*ᴵ*'šən* Int. 21.

c) In Fällen wie im'pōst ist sowohl Länge (Diphthong) als Nebenaccent deutlich und allgemein. Diphthong *dĭp'þǫŋ*, seltener *dĭf'þǫŋ*, verhält sich wie *insect*. In Fällen wie *felou*, *jelou*, *folou*, *elbou*, *windou* Sw. ist in der gebildeten Sprache schwacher Diphthong und Nebenaccent häufiger als in vortoniger Silbe. Ellis sprach oder glaubte zu sprechen *fęlo* ohne Diphthong. Miss Soames spricht *fęlȯ* mit schwindendem oder geschwundenem ᵘ, Int. 21, 52; und diese Form scheint mir die häufigste. Die volkstümliche und vulgäre Form ist bekanntlich *fęlə*, *fęlɐ* (feller, fellar"), wo die Endung zu schwacher Silbe herabgesunken ist[2]. Sweet lässt diese Form nur in thorough *þarə* zu, vielleicht nach der Analogie von *þarəli*, wo der mittlere Vokal sich in schwächster Stellung befindet. Ellis hat *þɒro*, *þɒrə* EEP 1210, *þɒrolĭ*, *þɒrəlĭ* 1211.

3. Schwache Silben, Vokalverdunkelung.

a) *əbei*, *əfend*, *əkeiʒən*, *əpinjən*, *əpouz*, *əridʒinəl* Elb. Sp.; *səsaiəti*, *pəlait*, *prəfesə*, *prəsijd*, *kəlekt*, *kəloukwiəl*, *həraizn*, *rekəmend*, *dispəziʃən*, *konsəleiʃən*, *intrədjuws*, *juərəpiən*, *roudədendrən*; *ægənĭ*, *vaiəlĭt*, *tʃokəlĭt*, *ənemənĭz*, *filolədʒĭ*, *þiosəfĭ*, *eləkwəns* Sp., *əpolədʒaiz*, *foutəgræf*, *noubədi*, *ignərənt*, *meməri*. Sweet spricht also z. B. obey ganz wie abeyance, opinion wie a pinion, monotony wie botany etc. Viele Gebildeten machen aber hier einen merklichen Unterschied, so dass noch eine Spur der ursprünglichen Vokale bleibt: ungefähr *óbe*ᴵ, *ɐbe*ᴵ*əns*; botany nicht

---

[1] Miss Soames ESt. XVI 112: „*H* in *hotel* is sometimes retained by Dr. Sweet. I always drop it".

[2] In englischen Zeitungen finde ich als Anzeige der Royal Drooko Umbrellas folgenden schönen Reim (mit Bild):

I walk the world a rain-tight *fellow*
Beneath the Joseph Wright *umbrella.*

Um recht modern zu sein, müsste es wohl heissen:

Beneath the Drooko *umberella*!

Wenigstens ist dies die Aussprache Sweets, s. unten.

ganz wie monotony. In original hört man wohl gewöhnliches ǫ oder ó als mit Sweet ə.

b) ə·blaidʒ Elb. verhält sich wie ə·dres etc. Hier ist bei Vielen der Unterschied zwischen a und o noch deutlicher (älter *ō-blaidž'*).

c) *əb·dʒekt*, *əb·zəəv* Elb., *əbstreprərəs* Sp. 50. Hier ist die klarere Aussprache ganz gewöhnlich; ebensogut wie *óktoᵘbə*, *ǫktoᵘ'bə* kann man auch *óbdžękt'*, *ǫbdžękšənəb'l*, *ǫbstręp'ərəs* aussprechen. In Fällen wie *kənsist'*, *kəntein'*, *kəmbain'*, *kənsid'ə* etc- ist dagegen die dunkle Ausspr. gewöhnlich.

Ellis hat *omit'* EEP 7, *fonęt'ik* 1206, *potē'to*, *tobäk'o* 1163, *obləidž*, *męmorī* 601, *ęgotiz'm* 1219, *ī'konǫm'ikəl* 1219. Er sagt EEP 1166: „*o-*, *pro-* etc.: *obləidž'*, *ǫkē'žən*, *ǫpōz'*, *promōt*, *prodiūs'*, *propōz'* seem to be my pronunciations, but ǫ is sometimes heard in all, and ə occasionally, as *əi' šədbī mʊtšəbləidždtəjə īfjùdəkē'zənəlī prəmōt' ðīs'prəpō'zəl*". Dementsprechend hat E. *prəvəid'* 1170, *səsəi'ətī* 1219, *ǫpōz'* 1166, *ǫbzə̄v'* 1212, *kəmänd'* 1169, *kəntęnt'* 1170, *kəmbəind'* 1206, aber *kǫnsīl'* 1169. Es ist zu bemerken, dass Ellis unbetontes *o* in *promote* etc. in Wirklichkeit ein geschwächtes *oᵘ* ist. vgl. sein *fonęt'ik* mit Sweets *fou·netik*. Ellis' *o* in oblige *obləidž* ist eigentlich nur ein Notbehelf oder eine unglückliche Bezeichnung des Zwischenlauts *ó*, den Ellis nicht recht unterzubringen weiss; dies geht aus der Zusammenstellung mit amerik. *stun* f. stone EEP 601 und frz. *homme* 95 deutlich hervor.

Auch Miss Soames kennt mehrere Formen, und spricht namentlich sehr oft *ó*, das in der That in der gewöhnlichen gebildeten Aussprache sehr üblich ist; *ó nīt'*, *óbeⁱ*, *prótękt'*, *prósīd'*, *ęlókju'šən* Int. 21. 52, *prótęst'* 67, *prótękt'* 119, *própoᵘz'* 118, *prógręs'iv* 74, *próvoᵘk'* R. 17, *sósai'iti* R. 29, *mólęst'* R. 72, *åtóbaiǫ'grəfī* R. 17; *ó* neben *ə*: *própå'sən* R. 19. 29, *pózęš'ən* R. 8, *kómoᵘšən* R. 11. 71. Sie hat *óblaidž* R. 16, dagegen *kǫnfaund*, *kǫnfə̄m'* neben *kənfaund'*, *kənfəm'* Int. 80. Nur *ə*: *əkeⁱ'žən* R. 20, *təbäkó*, *pəteⁱtó* R. 15, *mərǫkó* Int. 119, *kərękt'id* R. 10, *rękəlękt* R. 24; *əbteⁱn* R. 29, *əbzə̄v* R. 43; *ǫpəzīt* R. 14, *fīlǫsəfī* R. 17, *vaiəlīt* Int. 81, *vaiələnt* R. 14; *inósəns* od. nachlässiger *inəsəns* R. 23. Diese scheinbare Unebenheit entspricht dem thatsächlichen Verhältnis, indem die gebildete Sprache zwischen der korrekteren, mehr buchstabentreuen und der nachlässigeren, naturwüchsigen Aussprache jeden Augenblick schwankt. Bei flüchtiger, schneller, nachlässiger Rede siegt meist *ə*, bei langsamer, nachdrücklicher, deutlicher Rede kommen wieder *ó*, ǫ zum Vorschein.

Sweet hat *foutəgræf*; ich höre gewöhnlich *foᵘtógräf* (*-grāf*); Sweet behauptet, dass *ó* hier unmöglich sei; *ə* sei in dieser Stellung der einzig mögliche Laut; ich habe es aber wieder und wieder beobachtet; in Sweets *ə* scheinen mir mehrere Schattierungen enthalten zu sein. *ó* verhält sich ganz wie in Miss Soames' *å'tóbaiǫ'grəfī*. In dem gekürzten *foᵘtó* lautet *ó* wie in *hero*, *fellow* mit schwacher Spur der Form *óᵘ*. Vgl. bei Murray ǭ:toboiǫ·-gräfi (*o* wie in hero). Ich habe Miss Soames ganz deutlich *fóᵘtógräf*, bei schneller Aussprache fast *fótógräf*, sprechen hören.

Besondere Fälle: Endung **on.** Bei Sweet richtig London *landən*, aber *paadn*, *britn*, Brighton *braitn*, *batn*, *matn*. In *landən* scheint das erste *n* gegen Schwund zu schützen, da *lʌndn* eine allzu schwere oder

lästige Verbindung wäre; vgl. äbæ'ndən Murray Dict. (doch hat derselbe auch bri'tən neben bri't'n); sindon, tendon; vgl. auch abundant, attendant, pendent. In *tediŋtən* Elb., *klærindən* wirkt offenbar dieselbe Ursache; Miss Soames dagegen hat *ędmənt'n* R. 44, *izliŋt'n* R. 47, wo ich *-tən* sprechen würde[1]. Selbst eine so leichte Verbindung wie *stn* wird gewöhnlich vermieden. Ich hörte in London immer Euston *justən*, nicht *just'n* sprechen, und Ellis 1163 bemerkt, dass Easton wie eastern, also *īstən* lautet. Ebenso Boston *bǫstən*; Ellis hat von Amerikanern *båst'n* gehört, EEP 1218. Vgl. kingston, Johnston. So auch Gladstone *glædstən* Sweet Sp. 73, Miss Soames Int. 19[1]. Nach *s, z* gew. Schwund: *lesn*, *sæksn, dʒonsn, tomsn, poizn*, *rijzn; robətsn*, *robinsn*, Elb. Gloss., aber *robətsən* § 70, *robinsən* § 57; Miss Soames spricht *rǫbəts'n, rǫbins'n.*

VII. Unbetontes **au** (å) finden wir bei Sweet in dreifacher Weise vertreten: *ɔ'deifəs* [= åde[i]'səs] Elb. § 79, gekürzt *o'streiljə* [= *ǫstre[i]'liə*] § 11, beides gewöhnlich; endlich *ə'þorĭtĭ* Sp. 74, was ebenso wie original *əridʒĭnəl* weniger üblich sein dürfte. Murray hat ǫþǫ'rĭti (ǭ-, ǭ-), also å, ǫ, *ǒ*; ǫdē[i]fəs, ǫdæ'sĭti, ǫstrē[i]'liăn, ǫsti[ə]'ɹ, ǫste'rĭti, ǫgzi'liări. Miss Soames hat *åþǫr'iti* Int. 50, R. 15; *åþəraize[i]sən* Int. 77; å od. ǫ in *ǫstęr'iti*, *ǫgzil'jəri*, *ålręd'i*, ib.

VIII. Unbetontes **u**. Abstufungen: A. Germanisches u. Wir untersuchen hier zuerst die Gestaltungen der älteren Form *u* in -ful. Sweet kennt hier nur *juwsfl*, *kɛəfl*, *tʃiəfl, greitfl*, *bjuu'tifl*, *wandəfl*, *wandəfli; əfl əidiəz* Sp. 56, *əfl-ĭ greitfl* Sp. 84, *wandəfl-ĭ bjutifl* Sp. 55. Er spricht also awful ganz wie offal, oder wie rifle, baffle und nur so. Er scheint *greitfəl*, geschweige denn *greitful* nicht anzuerkennen; die einzige Ausnahme ist *rispektfəli*, wohl wegen der Konsonantenhäufung. Nun ist zwar *åf'l* etc. im Fluss der Rede häufig, schon hier hat *l* ein deutliches *u*-Timbre, also *åf'l̈*. Daneben kommt bei etwas langsamerer oder deutlicherer Rede auch *åfəl* oder *åfül* mit Zwischenlaut von *u* und *ə* ganz gewöhnlich vor; auch Sweet schreibt *pauəfəl* Hb. 210. Das reine *ŭ* kommt wohl selten vor; Sweet sagt sogar, es sei unmöglich. Ellis aber schrieb mir 1888: „*wɒndəfəl* is common, but so is *wɒndəfŭl*, see EEP 1164; *wɒndəfli* is shocking. I use *-fŭl* in reading or public speaking, but *-fəl* in rapid colloquial speech, as *wɒndəfəli*". In der That finden wir l. c.: „*Mauþfŭl sǫrofŭl.* Educated speakers rarely seem to fall into *sǫrofəl*". Murray schreibt: „I say wɒ'ndərfŭl i. e. I mean -ful, but in rapid speech I may allow fəl or f'l. No one would deliberately say yū'sf'l: he might in rapid speech say it, but if asked 'what did you say?' would answer yū'sful".

---

[1] Miss Soames hat dies später brieflich berichtigt. Sie meint jetzt, das Richtige sei *ędməntən* wie *lɒndən; -nt'n* sei allzu schwer zu sprechen; dazu wirke Assimilation. Vgl. Findon *findən; tęndən, sindən.* Dagegen sagt sie *klär'nd'n*, *hɒntiŋd'n*, nicht wie Sweet *klärendən.* Sie sagt *izliŋt'n*, *węliŋt'n*, *dāliŋt'n*; jedoch könne hier auch *-tən* gesprochen werden. Sie sagt *lintən, klintən, bǫstən, justən, węstən, īstən, lɒftən, kliftən.* „All *-tən*. There is no other pronunciation for Gladstone. The four consonants in succession would be unmanageable". Also nicht etwa *glädst'n*, wie einige zu glauben scheinen, sondern wie grindstone *grin[d]stən*, Western 20. 64.

Im Dict. hat Murray einfach biū'tiful, kē°'ɹful, ǭ'ful, ǭ'fuli etc. mit u = ů in *full*. Auch Miss Soames hat *wĭlfůl*, *pe'nfůl* Int. 22, *jusfůl* neben *jusf'l*, *wɒndəfůlĭ* od. *f'l-ĭ* 81, *dilaitfůl*; *-f'l* R. 59, *ə bjuĭf'l de'* R. 58. Sie identifiziert dieses u ausdrücklich mit ů und unterscheidet es von ŭ, Int. 53. In Wirklichkeit aber schien sie mir *jusfŭl*, nicht *-fůl* zu sprechen.

Hier kann wegen der Ähnlichkeit der Behandlung auch difficult erwähnt werden, das Sweet *difiklt* spricht; *difĭkltĭ* Sp. 52. Ellis bemerkte 1888 dazu: „No, there is more than *'l*; I use *-əl*: *dĭfĭkəlt*, *dĭfĭkəltĭ*". Er hat dementsprechend *dĭfĭkəltĭ* EEP 1169. 1211. 1219, kennt aber auch *dĭfĭk'lt* 1206. Miss Soames sprach *dĭfĭk[ŭ]lt* mit einer Spur von ŭ.

Als Schwächung des Lauts *u* ist auch *məs'taaʃ* Elb. § 43 zu erwähnen; jedoch dürfte *mŭstāš'* od. *mŭstāš'* die gewöhnlichere Form sein; Western hat *mustaash*. Dagegen ist völlige Verdunkelung häufig in Fällen wie *-ai ʃəd þiŋk not* Elb. § 29, *haudjə duw* Elb. p. 23 neben *hau djū duw* Sp. 48, wo also ū ausdrücklich gegeben wird.

B. Ich gehe jetzt zu verschiedenen Abstufungen der gebräuchlicheren Lautform ɒ über.

1. Starker Nebenaccent: a) *kaltĭveiʃən* Sp. 75. Bei Western *sɒppozishən*. Vgl. c*u*lpability, m*u*ltiplicity.

b) pron*u*n'cia'tion, destr*u*c'tibil'ity. Bei Murray kǫ̆mbɒstibi'lĭti, kǫ̆ndɒktibi'lĭti.

c) vi'ad*u*ct', aqued*u*ct. Bei Ellis *rūbĭkɒnd* EEP 1161.

2. Schwacher Nebenaccent: a) *pal'seiʃən* Sp. 87, *lagʒuəriənt* 57. Bei Miss Soames: p*u*nctility, p*u*gnacious, d*u*ctility, *u*lterior, Int. 20. Hierher rechne ich auch *ɒmbrę̆lə*, nach der gewöhnlichen Aussprache dreisilbig gesprochen: nach Sweets Bezeichnung würde es zu 1 a gehören, s. unten. In Zusammensetzungen wie *u*nkind', *u*ndo' höre ich gew. einen stärkeren oder schwächeren Nebenaccent, ebenso Miss Soames: *ɒn'džɒst'*, *ɒp'rūt'* Int. 20, *ɒn'tai'ĭŋ* 119, *ɒn'dū'* MF IV 56; Sweet aber behauptet even stress.

b) *kǫndɒkt* Miss Soames R. 25. Murray hat die leichtere Form kǫ'ndɒ̆kt, ǭ'gɒ̆st, dagegen mit vollem ɒ bæ'nkrɒpt, kǫ'nflɒks (also auch i'nflɒks); ebenso kā'ɹbɒŋk'l M., *'kaabaŋklz* Sweet S. 58. Vgl. im'p*u*lse.

c) *egzalteiʃən* Sweet Sp. 54. Vgl. *i*ncr*u*station. Bei Murray kǫndɒkti'vĭti, ǭskɒltē'ʃən.

3. Schwache Silben: a) Sweet: *sə'pouz*, *sə'pɔt*, *sə'raund*. Ellis: *ĭn'səfĭš'ənt* 1206; *səpǻt'* 1213. Miss Soames: *əpǫn* R. 14. Schwache Endungen: *ətəm* Sweet, ǭ'tɒ̆m, æ'lbɒ̆m, ǭ'gɒ̆st Murray. Über difficult *difiklt* s. oben (A).

b) Miss Soames *səplai* R. 13, *səspę̆ktĭŋ* R. 8. Vgl. s*u*ppress.

c) Sweet *səksesfl* Sp. 94; Western *səksiid'*, *səksę̆s'*, *səbdjuu'*. Ellis aber hat hier *sɒksę̆s'* 1169, *sɒbdjū'* 1170, was wegen der starken Position wohl zu rechtfertigen ist und bei deutlicher Aussprache wirklich vorkommt.

C. Auch u = *ju* aus frz. u = *y* in offenen Silben kommt in verschiedenen Abstufungen vor. Die Grenzen sind aber hier nicht immer so scharf wie bei den anderen, Position zulassenden, Vokalen.

1. a) *kjuərĭosĭtĭ* Sp. 57 aus cu'rious.

b) accu'mula'tion, bei M. ăkiū:miŭlē'ʃən aus ăkiū'miŭlēt.

c) ætītjūwdz Sp. 72, mægnītjūud 54. Bei Murray æ'titiud, æ'ltitiud, æ'bsŏliut.

2. dʒūw'lai Elb.[1], hjūwmænītī Sp. 69 aus hjuwmən, rūwmætīk 73, vgl. ruwmətizəm Sp. 87.

3. Auch in schwachen Silben finden sich nach Sweet verschiedene Abstufungen der Klarheit:

a) grædʒuəl, indīvidʒuəl Sp. 71 neben dʒænjūəri Elb. p. 16, spirītʃūəlizm Sp. 89.

b) væljū; impjūteiʃən Sp. 87, inartikjūlīt Sp. 73. Auch Miss Soames vālju Int. 53.

c) Sweet regjələ, pətikjələ, aagjəment; dīsrepjətəbl Sp. 64. Die gewöhnliche gebildete Aussprache scheint mir rẹgjūlə, so auch Miss Soames Int. 54. Sweets væljəbl Elb. scheint eine individuelle oder seltene Nachlässigkeit; gewöhnlich vāljūəb'l. Ellis bemerkte 1888 brieflich: „āgjəmənt I cannot recollect having heard; either āgiumənt or vulg. āgəmənt, āgīmənt; væljəb'l I know, vāliuəb'l I say; vāləb'l may also be heard but not said [by educated people]". Murray hat æ'ngiŭlăɹ, sə̄'rkiŭlăɹ, ā'ɹgiumə̆nt.

Weiter hat Sweet die allbekannten Formen fɔtʃən, neitʃə[r], nætʃərəl, die hier keiner weiteren Erläuterung bedürfen.

Von just giebt Sweet meist dʒest nicht nur als schwache, sondern auch als starke Form: ðisiz dʒest whot ænimlz kaant duw Elb. § 23; -wie dʒest in taim § 31. 70: ðæts dʒest whotwij kworəldəbaut § 73. Richtiger unterscheidet Sweet in Sp. dʒast als starkstufig, dʒes[t] als schwachstufig: dʒast əz jū kavɔr -ap jŏ feis 47; dagegen soətnlī :not :dʒes nau 53. Die Form džẹst od. dzīst wird sonst gewöhnlich als ganz vulgär betrachtet. Ellis sagt darüber: „quite low, and provincial". Murray: "it would stamp a man as low-bred, or provincial. Society would, I believe, call a man 'a cad' who used jest. Of course in 'I saw him just now' dʒɒst is so obscure that it may be anything, often merely dʒ's". Von Miss Soames wird die Form džẹst, so viel ich sehe, nicht einmal erwähnt.

IX. Unbetonte Vokale vor r. Der Sweet'sche Dialekt hat eine gewisse Neigung, den Vokal auszustossen, wo er geschrieben ist, und ein ə einzuschieben, wo kein Vokal geschrieben ist; so nes'sré neben an'nesīsərīlī s. oben; solītrī kantrí, solītrī faamhaus Sp. 56; plænītrī spirīt 89; ɔdnri, ikstrɔdnri; sevrəl, librəl, dʒenrəli, ævridʒ, evri, difrənt, nəəsri, strɔbri, guzbri, sogar raazbrī Sp. 84; dizonrəbl, histri (aber memərī), Maalbrə[2]. Sweet schwankt bisweilen, so bilb[ə]ri, blækb[ə]ri s., aber blækberi vb. Brombeeren pflücken, ijgəfə blækberiiŋən bəədznestiŋ Elb. § 75. Hierzu eine briefliche Bemerkung von Ellis: „blăkbẹrī is often regarded as a compound and the ẹ saved; to go black'ber'rying has a secondary accent which saves it; blăkbẹrī džăm is said". Aber wenn dem so ist, warum denn nur strɔbri, guzbri, razbri? Ich habe wieder und wieder strābərī gŭzbərī gehört, so

---

[1] Für das ū des Elb. setze ich hier uniform ŭ = meinem ŭ.

[2] Miss Soames spricht Marlborough mălbərə od. mălbrə R. 65.

z. B. von Miss Soames; nur der Sweet'sche Dialekt scheint solche Formen nicht zu kennen. Die Grenze zwischen *ər* und *r* nach Konsonanten ist überhaupt nicht scharf; man hört fast immer einen schwachen Gleitlaut als Übergang zum spirantischen (ungerollten) *r*; man sagt eher *ęvᵊrĭ*, *hĭstᵊrĭ*, *lĭtᵊrəl* als *ęvrĭ*, *hĭstrĭ*, *lĭtrəl*; der Gleitlaut ist aber so selbstverständlich, dass er hier nicht mehr als sonst geschrieben zu werden braucht. Neben *ęvᵊrĭ* sagt man natürlich auch *ęvərĭ hĭstərĭ* etc. mit syllabischem *ə*, wenn man deutlich spricht, und so immer in langsamer und nachdrücklicher Rede: This day England expects *every* man to do his duty. Dagegen schreibt Sweet merkwürdiger Weise immer *ambəˑrelə* Elb. § 40. 41. 76, Sp. 81. 82. Diese Form ist so allgemein als vulgär verpönt, dass sie auch bei Sweet überraschen muss. Auf meine Frage darüber antwortet er, dass er mit *ə* nur einen ganz schwachen Laut meint. Vielleicht ist damit nur der gewöhnliche Gleitlaut gemeint; dieser sollte aber konsequent wie in *əˑbrɔd*, *ĭmˑbreis* Sp. 77 etc. nicht geschrieben werden. Vielleicht meint aber Sweet ein schwaches silbenbildendes *ə*. Ich habe während der letzten Jahre auf die Aussprache von *umbrella* und ähnlichen Wörtern genau Acht gegeben und gefunden, dass die gewöhnliche gebildete Ausspr. nach wie vor *vmbręlˈə*, nicht *vm-bə-ręl-ə* ist. Umbrella ist wie umbrageous, embrace, embroider, ambrosia, April, empress auszusprechen. Sweet bemerkt: „I am quite prepared to find that many — perhaps the majority — still say *ambrelə*. All I say is, that I am an educated man and that I generally pronounce *ambərelə*. Your business is to note that these two pronunciations co-exist in educated English speech". Dazu bemerke ich erstens, dass ein Vulgarismus nicht dadurch korrekt wird, dass ein gebildeter Mann ihn in den Mund nimmt; zweitens, dass mir Sweet selbst immer *vmbrələ* oder mit dem gewöhnlichen Gleitlaut *ambᵊręlə* zu sprechen schien; *ambəręlə* mit syllabischem *ə* habe ich zwar von anderen, nicht aber von ihm gehört. Mutmasslich muss er aber selbst am besten wissen, wie er spricht. Da er sich diese Aussprache so entschieden vindiziert, darf ich ihm nicht widersprechen. Nur muss ich bemerken, dass ich nicht nur von fein gebildeten, sondern auch von mittelmässig gebildeten Leuten fast immer *vmbręlə* gehört habe. Ellis bemerkt: „*vmbəręlə* very uneducated; *vmbręlə* usual". Mündlich machte mich Ellis schon 1876 auf die vulgäre Ausspr. *vmbərelˈə*, *džĭbərålˈtə*, Henry *ęnərĭ* aufmerksam, welche Aussprache ich später bei Ungebildeten und komisch auf der Bühne mehrfach beobachtete. Miss Soames Int. 83 warnt vor library *laibərərĭ*, *hęnərĭ*, *vmbəręlə*. Mündlich bemerkte sie, dass *vmbəręlə* häufig vorkomme selbst bei solchen, die als Gebildete gelten; auf einer Reise im Mittelmeer an Bord eines engl. Dampfers bemerkte sie, dass „everybody said *džĭbərålˈtə*". Sweet selbst acceptiert *hęnərĭ* nicht und glaubt, es sei veraltet; ich habe es aber selbst in London als vulgär auf der Bühne gehört, und Miss Soames sagt, es komme häufig vor[1]. *[H]ęnərĭ*, *vmbəręlə*, *džĭbərålˈtə* gehören noch immer

[1] Der Dichter Edm. Gosse schreibt mir: „When Sweet talks of *umbereller*, he must be joking! It is simply pure Whitechapel".

zu einer und derselben Kategorie, derjenigen der Vulgarismen. Solche Formen höre ich wenigstens nie von gebildeten Damen.

Von comfortable kennt der Sweetsche Dialekt keine andere Aussprache als *kamftəbl*, vgl. comfort *kamfət*, effort *effət*. In dem gewöhnlichen gebildeten Dialekt sagt man *kvmfətəb'l*, was man jeden Tag hören kann; höchstens in sehr schneller oder nachlässiger Rede *kvmf'təb'l* mit breath glide. Ellis bemerkt: „*kvmfətəb'l* I say, *kvmftəb'l* is difficult to me". Ebenso Murray kvmfəətäb'l; derselbe schreibt: „I never heard *kvmftəb'l*, except from little children of 5 or 6 years old in the nursery". Miss Soames hat *vnkvmfətəb'l* R. 51.

Hier folgen noch einige kurzen Bemerkungen über die Konsonanten.

1. Century *senʃəri* Elb. Gloss. und [1]XXIX, aber *sentʃəri* Text § 13. 16. 73; in der 3. Aufl. überall zu *sentʃəri* berichtigt, was gewiss vorzuziehen ist. Murray bemerkt: „Nobody says se·nʃəri (when sober), so far as I can hear: it is universally scouted, compared to a tipsy man's *quesh'n*, for *question*. I hear, according to care, se·ntiüri, se·ntyüri, se·ntʃüri, se·ntʃəri, but always *tʃ* present. I say the first, so do all my family" [1]. — Danger *deinʒə(r)*, ebenso *einʒəl*, *tʃeinʒ*, *planʒ*, *enʒin*, *orinʒ*. Es ist einzuräumen, dass diese Aussprache häufig ist, und die Konsequenz der jetzt gewöhnlichen Form *frenš benš* ist: aber die ausschliessliche ist sie noch nicht; daneben ist *deindžə* etc., besonders bei langsamer und deutlicher Aussprache und im Gesang zu hören. Murray schreibt mir: „Perhaps always *nʒ* when final: I seem to touch the *d* in *hinge, change, lounge* (hin^{d}ʒ), but many people do not feel that they do, and acoustically it is very difficult to decide. When medial, I certainly touch the *d*: and I hear it in most people, when they sing for me *dan-ger* to two long notes; but it is difficult to detect it in speech". Miss Soames giebt *eindžəl* als ihre eigene Aussprache, aber kennt auch *einžəl* etc., Int. 77. Sie spricht sogar *frentš*, *filtš* und bemerkt Phon. Stud. V 231 zu Jeaffreson-Boensel: „I fully agree with the authors that the combinations *ltʃ*, *ntʃ* in words like *filch*, *French* are still in use. I always use them myself, and indeed was greatly surprised when I first learnt that such words could be pronounced otherwise". Auch Ellis hat *gö^{u}ldfinš* EEP 1168.

2. Eigentümlich ist Sweets Ausspr. von x als *kz* in *elik·zaandrə*. Man erwartet entweder *ks* oder *gz*. Ich habe nur *gz* gehört; ebenso hat Murray ælègzändəı. Nach Jespersen Eng. Kas. 181 spricht auch Evans *kz*.

3. Die eigentümlichen Formen *milk*, *tʃuldrən* hält Sweet noch immer aufrecht. Er sagt Sp. 8: „In *mjilk* — also pronounced *mjulk* — the *l* is syllabic". Ich habe noch keinen Engländer, auch Sweet nicht, so sprechen hören. Murray spricht *milk tʃildrən*, ebenso Miss Soames.

4. Konsonantenschwund inmitten einer Gruppe. Sweet kennt nur *aast* f. asked, S. 32. Auch Miss Soames giebt nur *äst* Int. 66. Murray bemerkt: „*äst* recognized as a fault, but often heard in careless speech".

[1] Der Schotte Dr. Murray hat eine Engländerin geheiratet und ist seit vielen Jahren in England wohnhaft.

Ich höre aber noch oft *äskt* mit Schliessungsbewegung von *k* und Öffnungsbewegung von *t* (wie in englisch *act*, verschieden von franz. *acte*), was in der That *k* nicht sehr stark hervortreten lässt. *äskt*, nicht *äst*, ist Ausländern zu empfehlen. Ebenso jumped *dʒamt* Elb. § 78. 79; daneben giebt aber Sweet auch die volle Form *dʒampt* Elb. § 75, Sp. 51. 60. 62, welche vorzuziehen ist[1]. *Hæmfiə* Sp. 75, gewöhnlicher wohl *hämpšiə* (-*šə*). Weiter *bijslĭ* beastly, *juwstə* used to Sp. 77, *laas taim* Elb. § 63, *paas twelv* Sp. 80, *laas nait* Sp. 69, *laas steidʒ* Sp. 60, *kaas daun* Sp. 61, *mŏus dĭsrepjətəbl* Sp. 64, *siks(þ)* Sp. 18, aber *ðə siksþ*[2] *dʒuwn* Elb. § 6; *ðə braitiskalə* Elb. § 7 = the brightest colour; *əi məs:gou*, *məsget*, *məsmeik* Sp. 49. *ðə oul grei ræt*, *koulbladid* Sp. 67; *əi doun nou* Elb.[2.3] 21, Sp. 66. 69, was in der That sehr häufig ist; *jŭ doun:mijn tə sei* Sp. 69, -*ðəi doun kam nau* Sp. 69, *əi ʃaan:tel* 47. Mit Assimilation *əi kaaŋ gou* Elb. p. 21, Sp. 12, *kaaŋ kijp* § 27, *əi douŋ kənsidə*, *kaaŋ get*, *doum bl-ijv* Sp. 90; solche Formen kommen nur in sehr nachlässiger, flüchtiger oder erschlaffter Rede vor. Vgl. über *kapm·səsə* oben S. 411.

5. Andere Assimilationen und Nachlässigkeiten.

dd-d: *ə gudijl* Elb. § 3, Sp. 59.

td-d: *sit daun* Elb.[1], *si(t)daun*[2.3] § 78; *si(t)daun*[1], *sidaun*[2.3] § 12; *sæ(t)daun'*, *sæ·daun*[2.3] § 77; *pu(t)daun*[1], *pudaun*[2.3] § 75; aber *letsit daun* § 65; *who didju sei* Elb. § 44, *who də jŭ sei* Sp. 71, *who djŭ :piŋk* 76.

þð-ð: its riəliði ·əəþðət muwz[1.2], *əəþ ət*[3] § 6. Vgl. altn. *at* dass aus *þat*, engl. that.

ðð-ð: *plei wĭ ðəm* Sp. 48, *wĭ ðə fiə* 61.

ðz-z: *klou(ð)z* Elb. Überschrift, aber *klouðz* Text § 18. 75; vgl. *paaðz* Elb. § 62. 64, Sp. 54.

sj-šš: *wij ʃl miʃʃu* = we shall miss you, Sp. 12.

zj-žj: *daʒ jŭ gud* Sp. 68. Über die zwei letzteren Assimilationen Genaueres bei Miss Soames.

---

[1] Vgl. Bell Ess. 18: „Clusters of consonants, as in *etched*, *changed*, *fifths*, *sixths* .... Verbs in *k* add *t* in their preterites, so that such words terminate in *kt* to the ear. Rather, they *should* terminate in the sound of *kt*, for there is a little difficulty in making one shut consonant audible before another, and few speakers accomplish the distinction clearly between such words as *mast* and *masked*, *mart* and *marked*, *taught* and *talked*. The sound of *kt* occurs also under the orthography *ct*, as in *act*, *strict*, *sect*, etc. The plural of the last word — *sects* — few persons distinguish, phonetically, from the word *sex*: „difference of *sex*" f. difference of *sects*". Vgl. Ellis *ǫbdžęks* f. objects EEP 1168. Über diesen Punkt bemerkt Miss Soames: „Ellis gives *mpt* and *ŋkt* as possible final combinations. But surely, though we try to sound *p* in *jumped* and *k* in *thanked*, there is no escape of breath before *t*, as e. g. in French *actif*, and neither can the *p* and *k* be heard in closing, when preceded by *m* or *n*, so I believe neither sound can be made audible". — Bei langsamer distinkter Aussprache unterscheide ich aber in *äskt* deutlich ein (halbes) *k*. Wir haben im norwegischen *friskt* (frisches) genau dieselbe Aussprache, die wir sehr scharf vom vulgären *frist* unterscheiden, z. B. friskt Vand (frisches Wasser) spr. *friskt vann*.

[2] Vielleicht weil eig. 'the sixth *is* June" zu verstehen ist.

nm-m: *gvvəmənt*, einzige Form für government im Sweet'schen Dialekt[1].

C. Einzelne vermischte Fälle. Sonderbar als einziges Beispiel des vulgären *u* f. *ju* ist *in'puwzizæzm* Elb. § 75 und Gloss., jedoch auch *in'pjuwzizæzm* Sp. 50. 61, was wohl die gewöhnliche Aussprache ist. Dagegen in suit, wo Viele das *j* wegwerfen, thut Sweet es nicht: skreipiŋə *sjuwtəv* braunofiz *sjuwtəv* bluw Elb. § 77.

liʒə gebraucht Sweet Sp. 50, obgleich er früher (EPh[1] 110) mit den meisten anderen *leʒə* als die gewöhnlichste Form ansah. Sweet bemerkt Sp. VIII: „When I pronounce *diphthong* with *p* instead of *f*, I have an impression that I am in the minority". Wir Ausländer glaubten bis jetzt, dass *dipþoŋ* die gewöhnlichere Aussprache sei.

Von grammatischen Nachlässigkeiten erwähne ich *eint* („aint") f. am not, is not, are not, das gewiss Sweets Freunde überraschen wird. Da ich von Sweet immer *iznt*, nie *eint* gehört habe, fällt es mir etwas schwer zu glauben, dass diese Form wirklich zum Sweet'schen Dialekt gehört; da sich aber Sweet diesen Vulgarismus vindiziert, muss man ihm ja glauben. Dadurch aber, dass ihn Sweet gebraucht, wird er nicht gebildetes Englisch.

Zur Grammatik gehören auch Schwächungen wie die folgenden: *fə* wīj gou Sp. 80. 92 = *shall* we go; jüw *mə* pouṯ Sp. 61 = you *may* poach; ‚ai nou', *sid* ned Sp. 51, ‚veri wel', *sid* ned 55 = *said* Ned. Von diesen und ähnlichen Formen bemerkt Schröer Phon. Stud. IV 254: „sie sind nicht vulgär, sie sind äusserst lehrreich, doch sind sie nicht von Anfängern nachzuahmen". Ich meinerseits glaube, dass die Form *sid* ebenso wie *„git off"* zum vulgären Cockneydialect gehört.

Ich erwähne hier auch einige syntaktischen Nachlässigkeiten, die ich in der gewöhnlichen Rechtschreibung transskribiere:

He's always polite to people he thinks he can get anything out of *them*, Elb. § 52, auffallend, fast sinnlos, statt: to people [that] he thinks he can get anything out of, oder: to people, *when* he thinks he can get anything out of *them*[2]. A pool of muddy water some cow had stirred up — *been having* a cold bath in it, Elb. § 75, statt *having* been having, oder

[1] Vgl. Bell, Essays 18: „Accentual prominence is often gained only at the expense of the unaccented syllables, the vowels in which are obscured, or often altogether elided. Thus we hear of the *Pres'd'nt'n's Cab'n't* for the President and his Cabinet, *hered't'ry house 'f parl'm'nt* for hereditary house of Parliament, *spesh'l pr'rog'tive* f. special prerogative, *gov'm'nt* for government etc.". — Ib. 8: In private speech, the syllables of words are not individually presented to the ear, but a conglomerate of sounds intended to mean a series of words delivered with a single impulse. An example — noted from the utterance of a fairly good speaker — may be quoted as an illustration. What was intended, was "shall I give you some more"? What was heard (and understood) was: *„Shlīgvūsmore?"*

[2] Sweet bezeichnet diesen Satz in seiner eben erschienenen New Engl. Grammar I 45 als eine entschiedene Anakoluthie. Aber es ist eine Frage, ob es eine gebräuchliche Anakoluthie ist.

einfach: *she had* been having. Eine solche Kürzung ist in der That nicht ungewöhnlich, z. B. *Been here long?* statt: have you been etc.

And he just got on his back, *like* they used to do at Margate, Elb. § 77, statt *like what* oder einfacher *as*; noch entschieden vulgär[1], fängt aber an, um sich zu greifen; findet sich z. B. bei Marryat.

She didn't like the idea of dining in public, for *being market day* at the nearest town, they were overlooked by plenty of farmers etc. Elb. § 78; ziemlich häufig statt *it being*. *Being* Sunday, I thought parties out of the question.

Von seinem *Spoken English* sagt Sweet in der Vorrede: „As regards the use of this book, it is in the first place a contribution to English dialectology. It is further a contribution to the practical study of English both for natives and foreigners". Als eine dialektologische Studie ist Sweets Buch vorzüglich; als Lehrbuch des Englischen für Ausländer bietet es für das Verständnis der englischen Umgangssprache bedeutende Vorteile, indem es den Lernenden mit den freieren and nachlässigeren Formen, die dem ungeübten Ohr so viele Schwierigkeiten machen, schon im Voraus bekannt macht. Als ein Muster zur Nachahmung kann ich dagegen das Buch nicht ansehen, da es, so viel ich verstehe, in vielen Stücken nicht die gewöhnliche gebildete südenglische Aussprache vertritt, sondern sich entweder dem Cockneydialekt nähert oder eigentümliche Entwicklungen bietet[2].

---

[1] Sweet, New Engl. Gram. 133 zitiert selbst den Satz: „it is vulgar to use *like* as a conjunction". Sweet gebraucht es wohl im Text in Nachahmung der Kindersprache.

[2] S. auch die sehr interessante Rezension von A. Schröer, Phon. Stud. IV 251, wo einige von mir nicht bemerkten Nachlässigkeiten und Inkonsequenzen erwähnt werden. Schröer bemerkt u. a.: „Leute, die durch ihre Lebensweise täglich in die Veranlassung kommen, vor einer grösseren Gesellschaft zu sprechen oder viel vorzulesen, werden, selbst wenn sie sich von allen schulpedantischen Unnatürlichkeiten frei halten, naturgemäss sorgfältiger sprechen, und dies wird auch ihre häusliche Umgangssprache wesentlich beeinflussen; hingegen Privatleute, besonders solche, die an sich menschenscheu und wortkarg sind und durch keinerlei äussere Veranlassung und Gewohnheit zu andauerndem deutlichen Sprechen gezwungen werden, werden sich viel mehr gehen lassen, auch wenn sie einmal öffentlich sprechen. Selbstverständlich wird bei letzteren der natürlichen Neigung zu Reduktionen durch keinerlei äussere Gründe entgegengearbeitet. Ihre Aussprache wird eine gebildete, aber nachlässige Umgangssprache vorstellen. Ich habe von jeher die These verfochten, dass Sweets transskribierte Texte nicht in die Schule gehören, denn sie sind an sich für Anfänger nicht die nachahmenswerte Sprache .... Wir haben nicht die

Laura Soames, *An Introduction to Phonetics* (English. French and German), with Reading Lessons and Exercises. 164 S. 8⁰. London. Swan Sonnenschein & Co. 1891. Part. II. A Phonetic Reading Book. 85 S. 8⁰. ib. 1891.

Ich habe dieses Buch schon im 1. Kap., oben S. 352, kurz erwähnt und auch im 2. Kap. fleissig berücksichtigt; ich finde mich aber veranlasst, es hier ein wenig eingehender zu besprechen. Im Gegensatz zu den für Nicht-Phonetiker schwer verständlichen Büchern von Sweet, Western und Jespersen hat Miss Soames es sich angelegen sein lassen, eine allgemein verständliche Darstellung sowohl der allgemeinen als der speziell englischen, französischen und deutschen Phonetik zu liefern, wo vom Leichteren zum Schwereren überall systematisch fortgeschritten wird. „The systematic way in which the subject is graduated is quite a special feature of this book“ (Vietor). Auf das Englische ist mit Recht das Hauptgewicht gelegt; erst wenn der Engländer die Laute seiner Muttersprache kennt, kann er mit Erfolg zum Studium fremdsprachlicher Laute übergehen. Das Buch hat schon allgemeine Anerkennung gefunden, so von Vietor, Passy, Skeat, Sayce, Lloyd, Grandgent, Schröer, Roorda u. a.[1] Auch Jespersen erkennt an, dass das Buch seiner Aufgabe sehr gut entspricht, „to give a carefully graduated account of the essential facts of the best established theories of the new science: and it must be admitted that in most points she has been very successful. The ordinary reader will be able to go through the book with interest, and he is sure then to have a much better insight in many respects than before he read it; and the scientific student of phonetics and linguistics will do well to read Miss S. instead of attempting at once to grapple with the subject as presented by Sweet and others“.

In einem solchen Buche haben wir nicht das Recht, viele

Nachlässigkeit als das Ideal hinzustellen, sondern wir haben ihre Resultate verstehn zu lernen: wir können aus diesen die natürlichen Neigungen des Lautwandels studieren, und von diesem Gesichtspunkte aus sind die Sweet'schen Texte nicht nur für praktische Zwecke, sondern auch für die Sprachgeschichte von unschätzbarem Werte“.

[1] Ausser den S. 352 erwähnten Recensenten s. **Extracts from some selected scientific Opinions. — Opinions of the Press. London, Schwan Sonnenschein & Co. Jespersen Maître Fonétique VII 48. Anonyme in** *Journal of Education* **June 1891,** *Academy* **26. Sept. 1891.**

neuen Beobachtungen und grossen Entdeckungen zu erwarten, und. Jespersens Bemerkung über Miss S.s Mangel an Originalität im Vergleich mit Sweet ist daher nicht am Ort. Ich möchte vielmehr, im Gegensatz zu Jespersen, bemerken, dass es überrascht, in einem elementaren Werk so viele neuen und selbständigen Beobachtungen und Urteile zu finden, besonders in Anbetracht des Umstandes, dass die Verfasserin sich nur wenige Jahre mit der Phonetik eingehend beschäftigt hat. Dies ist um so mehr hervorzuheben, als Miss Soames in einigen Punkten die Ansichten der engl. Schule nicht teilt. Ihre abweichenden Ansichten hat sie ausser in ihrer Int. auch in einer Reihe von Rezensionen[1] klar dargestellt; hie und da hat sie freilich ihre Quellen missverstanden und sich in den Gegenstand nicht genug vertieft. Ihre wichtigsten Abweichungen von Sweet sind die folgenden, von denen einige schon oben zur Sprache kamen. Sie verteidigt gegen Sweet Curwen's Theorie von regelmässig wiederkehrenden Sprechtakten, welche ich mit Sweet als verfehlt ansehe; ein Blick auf Sweets Texte genügt um zu sehen, dass die Sprechtakte nicht gleich lang sind, also keine wahren Takte sind; das ist erst in der Poesie der Fall. Auch ein *accelerando* um diese Ungleichheit auszuebnen, findet nicht statt, wenn der geistige Ausdruck kein schnelleres Tempo fordert. Miss S. macht MF IV 56 gegen Passy geltend, dass outcome *aut'kvm* als gefühlte Zusammensetzung Nebenaccent auf come hat, und vergleicht Fälle wie up'root', tea'cup' und alle Zusammensetzungen mit *un-*. Einzige Ausnahme hubbub *hvbvb*, als Assimilation zu erklären. Dies wird Int. 50. 51 genauer ausgeführt, wo auch perverse *pə'vəs'*, alpaca *äl'päk'ə* in derselben Weise erklärt wird. Vgl. ihre oben angeführte Bemerkung über London *lvndən*.

Ihre Hauptabweichung von Sweet gilt *narrow* and *wide*. Sie ist vielleicht die erste, die bestimmt ausgesprochen hat, dass Sweets *wides* alle nicht nur schlaffer, sondern auch niedriger oder offener sind als die entsprechenden *narrows*, wobei sie *hut* als „wide of *hurt*“ ansieht, mit der Bemerkung „that in the case of the *but* vowel it is also further back, apparently because it is difficult to produce a stressed short vowel in a mixed position“. Ich muss, auch den Einsprüchen von Sweet gegenüber, Miss Soames hier ganz beistimmen, wie ich mich auch oben in ähnlicher Richtung, wenn auch nicht so bestimmt, ausgesprochen habe. Auch billigt Miss S. nicht, dass Sweet in seinen neuesten Arbeiten die Vokale von *say*,

[1] Miss Soames, Artikel über Accent MF III 90, IV 34. 56. Rezension von Sweets *Prim. Phon.* Phon. Stud. IV 369; von Sweets *Prim. Phon.* und *Spok. Engl.* Engl. Stud. XVI 107; von Jeaffreson & Boensel, *Engl. Dialogues*, Phon. Stud. V 229. Vgl. Sweet, *Answer to Miss Soames*, Phon. Stud. V 117, in einem affallend gereizten Ton gehalten. Miss Soames, *Answer to Dr. Sweet*, ib. 119.

see, so, too als wide bestimmt; sie hält wesentlich die früher von Sweet im Handb. gegebene Bestimmung als *narrow* aufrecht; „not that they are precisely equivalent to the corresponding narrow vowels in French or German. There seems to be in all of them some difference, most marked, I should say, in the distinction between Eng. *so* and Germ. *so* (Fr. *seau*), which is peculiarly difficult for English people. But the chief and central sound of all four appears to me unmistakeably narrow". Dies nähert sich, wie man sieht, den von Dr. Lloyd ausgesprochenen Ansichten über den Vokal von *see*. Auch ich höre in *see* deutlich einen geschlosseneren Laut als in *since*, wenn auch bei weitem nicht so geschlossen und gespannt wie frz. *i* in *si*. Das eng. ī erreicht nicht einmal das norw. *i* in *sī* (sage), das doch offener und weniger energisch als das frz. *i* ist. Der Unterschied fiel einst [1883] sowohl Sweet als mir auf bei der Aussprache eines Norwegers von indeed wie *indīd*.

Miss Soames fasst das Hauptresultat ihrer Betrachtungen über die von Jeaffreson-Boensel dargestellte Aussprache so zusammen: „The first thing to be noticed is that it is that of educated Southerners, which in my opinion is rapidly becoming the pronunciation of cultivated Englishmen, though Dr. Lloyd maintains the contrary. In the past nine months I have had occasion to travel[1] and to associate with English people from all parts of England, and the result of my observations is that I am confirmed in the belief that Northerners under 40 years of age who mix in good society, have, as a rule, dropped all those characteristics of Northern speech enumerated by Dr. Lloyd, except that they distinguish between the vowels in *path* and *father*". Hier kommen wir zum zweiten Hauptpunkt, welcher Miss Soames' Buche Bedeutung giebt; und das ist, dass sie ganz anders als Sweet die Aussprache gebildeter Südengländer und besonders Engländerinnen vertritt[2]. Dr. Lloyd bemerkt in seiner Rezension von Miss Soames' Buch Phon. Stud. V 78 sehr gut: „In the English department we have an excellent presentation of educated Southern English. Miss Soames has evidently a fine feeling for pure and graceful English, which appears equally in the admirable clearness of her exposition and in the rigid exclusion of vulgarisms from the pronunciations which she sanctions. Mr. Sweets *Elementarbuch*, excellent as it is, was a good deal to tolerant in these respects. It includes, as educated English, a good many solecisms, which may doubtless be often heard even from educated men, but which

[1] Vergnügungsreise des Dampfers *Augusta Victoria*.

[2] Die Frauen sind von jeher die Hüterinnen der Sprache gewesen, wie schon die Alten bemerkten. „Equidem", lässt Cicero den Crassus sagen, „cum audio socium meam Laeliam — facilius enim mulieres incorruptam antiquitatem conservant ... eam sic audio, ut Plautum mihi aut Naevium videar audire". Cic. de Oratore III 44. Vgl. Cic. Brutus § 210 ff. Quinctilian I, 1, 16. Die Frauen halten den edlen Sprachgebrauch und die gute alte Aussprache viel mehr aufrecht als die Männer; sie bilden in der Sprache das konservative Element; die Sprache gebildeter Frauen ist „refined", ohne, wie oft die gelehrter Männer, pedantisch zu sein.

the speakers themselves, when made conscious of them, would probably be the first to repudiate and avoid. This, however, is not by any means a disadvantage to the foreign student. He may now very profitably employ both books concurrently, using the one to tell him how it is best to speak, and the other to explain anomalies which he is sure to hear". Auch ich lege den Abweichungen Miss Soames' von Sweet die grösste Bedeutung bei. Bei Sweets überwiegender Autorität hatte es den Anschein, dass in der gebildeten engl. Aussprache eine Umwälzung vor sich gegangen sei, und dass vieles was früher als vulgär galt, jetzt korrekt geworden sei. Aus Miss Soames' Buch ersehen wir, dass es so schlimm nicht ist[1].

Weniger vollständig ist Miss Soames natürlich in der französischen und deutschen Abteilung, wo sie wesentlich Passy und Vietor folgt. Bisweilen geht sie, wie beim französischen Accent, zu leicht über die Schwierigkeiten hinweg. Auch wo sie gegen Sweet polemisiert, scheint sie ihn nicht immer verstanden oder richtig aufgefasst zu haben, z. B. wo sie glaubt, dass Sweet „denies the existence of the glottal stop in German", s. Sweets Replik Phon. Stud. V 118.

Einer der Vorzüge der *Introduction* ist der Reichtum an Beispielen; während Sweet ganz wenige giebt, hat Miss S. ganze Reihen, was besonders für den Ausländer nützlich, ja unentbehrlich ist, um zu Klarheit über die Phänomene und ihre Ausdehnung zu kommen.

Ich kann hier das Buch nicht Punkt für Punkt durchgehen, sondern muss mich darauf beschränken, das Wichtigste hervorzuheben. Die Verf. hat eine wesentlich auf die engl. Rechtschreibung gegründete Bezeichnung oder Lautschrift, welche daher für engl. Leser leicht verständlich ist und nichts Abschreckendes hat; so gebraucht sie für *ə* das aus Wörtern wie vill*a*, Can*a*d*a*, begg*a*r wohlbekannte *a* und schreibt z. B. uncomfortable *œnkœmfatabl'* (= *ɒnkɒm'fətəb'l*), unnecessary *œnnesisari* (= *ɒnnęsɨsərɨ*), unfortunately *œnfôchanitli* (= *ɒnfå'tšənɨtlɨ*, *-ėtlɨ*), oasis *owéysis* (= *oᵘeᶦ'sɨs*), observe *abzoev* (= *əbzə̄v'*), together *tagedhar* (= *təgęð'ə*), palace *pælas* (= *päl'əs*); candidate *kændideyt* (= *kändɨdeᶦt*); no name *now neym*, he too *hiy tuw*; fur *foer*, care *kear*, Mary *mêri* etc. Ich habe indessen, um den Leser nicht durch zu viele Lautschriften zu verwirren, ihre Bezeichnung in die meinige umgesetzt.

Miss Soames hat den Laut *ā* in quaff, waff, unbetont in tr*a*nsgress, tr*a*nslate, contr*a*st, wo *kwäf*, *wäf* und *tränsplänt* (Sweet Sp. 70) wohl üblicher sind; gew. wohl *kǫnträst* (*-ɐst*), in Murray'scher Bezeichnung kǫ·ntræ̆st. Miss S. unterscheidet idol *aidəl* von idle *aid'l* und spricht *pāləmənt,* nicht wie gew. *pālɨmənt.* In einigen Fällen wie landscape *ländskɨp*, forehead *fǫrɨd* 21 geht sie eben so weit wie Sweet, ist aber, wie weiter oben bemerkt, jetzt geneigt, in vielen Fällen *ę* wieder einzusetzen. Manœuvre

[1] Wer Lust hat, eine Probe zu machen, braucht nur in guter englischer Gesellschaft Sätze wie die folgenden auszusprechen: *aint it beautif'l! Henery, this aint my umberella!* Er wird sich dann sehr bald überzeugen, ob diese Formen wirklich zum „gebildeten Londoner Dialekt" gehören, oder nicht; er wird die Antwort mit hinreichender Deutlichkeit in den Mienen der Anwesenden lesen können.

mənju'və 23, gew. wohl *mənuv'ə*. Reservoir *rẹzəvwā[r]* 23, aber *rẹzəvwåz* 19: chamois *šamwā* 92, aber *šamwåz* R. 53, turquoise *tyrkwaz, tǝkoiz'* 99, aber *tǝkwåz'* R. 32. Wohl zu bemerken ist furry *fǝ'rĭ*, nicht wie hurry, erring *ǝ'rĭŋ*, wie auch bei Sweet *əəriŋ* Sp. 11, dagegen error *ẹrə* R. 30, *s'ǝrĭŋ* R. 23; abweichend Bell Ess. 25 *ẹr*, *ẹrĭŋ* wie *ẹrə*, *ẹrənt*; auch Ellis *vnẹrĭŋ* EEP 10. Die von Sweet und Miss Soames gegebene Ausspr. dürfte die gewöhnliche sein. Die Verfasserin hat sehr genaue Analysen der *r*-Verbindungen. Sie spricht wie Bell VS 114 und Lloyd Phon. Stud. II 340 mayor [frz. maire] einsilbig *mēə*, also wie mare; ebenso prayers wie pears, theirs; dagegen player *pleiə*, layer *leiə* etc. zweisilbig. -or å(*r*) unaccented in therefore, lessor, vendor; richtiger mit Nebenaccent. In near *niə*, poor *puə* höre man „a vowel sound like the *a* in *attend*, *villa*". „The cons. is never heard unless a vowel follows in the same or in the next word", also in *dear* me, *poor* child, *far* distant keine Spur von „koronaler Artikulation", wie Lloyd auch für das Südengl. behauptet, Phon. Stud. V 88 ff. Über das laute *r* in *rat*, *very*, *sorry* etc. hat sie eine interessante Beobachtung: „It has been asserted that English *r* is not a trill, but a simple continuant. Certainly in pronouncing it we do not repeatedly open and close the breath passage, but I think it may safely be affirmed that it is blown open just once, there being the same sort of flapping movement as in a prolonged trill, but not repeated. For English children who find it difficult to pronounce *r* can learn to do so by practising first a prolonged trill with the point of the tongue; so the name *trill* does not seem unsuitable" (S. 34). Bell VS 93. 112 macht dagegen engl. *r* in *race*, *mirror* „point-open-voice", also stimmhafte Spirans. Sweet Handb. 38, Prim. Phon. 79 folgt Bell: „*r* in *red*, *rearing* (point-open-voice) is practically a vowel, there being no buzz in it". Die gewöhnliche Aussprache ist aber in *very sorry* nicht dieselbe wie in *red*, *rearing*, sondern ein stärkerer Laut, für welche nicht Sweets Definition, sondern wohl Miss Soames' zutrifft; ich beobachte in *very sorry* einen deutlichen Schlag der Zunge gegen die Alveolen; weniger energisch nach langen Vokalen, wie in *Mary*. Ellis EEP 196. 1098 bemerkt, dass *r* vor Vokal immer (schwach) gerollt ist. Lloyd Phon. Stud. V 79 giebt Miss S. vollständig Recht: „Her treatment of *r* is clear and incisive. She refuses to call the intervocalic *r* untrilled because it is often formed with only one swing of the tongue". — Indem die Verf. die gewöhnliche südenglische Aussprache *w* für *wh* erwähnt, macht sie auch hier eine interessante Beobachtung: „those who generally omit this sound may sometimes be heard to utter it in an emphatic *where*?" (S. 35). Abweichend von Sweet bildet sie *s* als „point continuant" („with point close to the upper gums and a little channel"), und *sh* als „blade continuant" (with point + blade), S. 37. Lloyd Phon. Stud. V 79 stimmt besser mit ihr als mit Sweet überein. — *ε* in *care*, abgesehen vom Nachschlag *ə*, „is practically the same sound as Fr. *e* in *même*, *zèle* etc.", S. 40; „*ε* may he called half-open" [nach Passy], 44. Dies ist eine wichtige Beobachtung, welche darauf hindeutet, dass engl. *ε* in *care* dem Laut *ẹ* näher steht als schwed.-norwegischem *æ*. Auch *ẹ* in *pet* sei 'half-open, opener than e^i, 46; between e^i and *ε*, 47.

S. 43: It is said [by Sweet], that *aa*, *iy* and *uw* [as in *far*, *he*, *too*] are diphthongal also, and that the only long vowel in English which is kept unaltered to the end is ə̄ in *burn*[1]. But it seems to me that in the best Southern English *aa* is not a diphthong, and that the change at the end of *iy* and *uw* is not obvious unless they are followed by a vowel, as in *seeing*, *doing* (siying, duwing), when they certainly become closer at the end, and conclude with the sounds *y* and *w* respectively". Vgl. die Beispiele *dzijǫlədžīst* R. 17, *powętik* 50, *powīt* 29 (= *poᵘét*). Dagegen Sweet Sp. 7: „*aa* and *ɔ* [as in *far nor*] are not pure monophthongs; they might be written *aə*, *ɔŏ*"; vgl. Prim. Phon. 73. 76. Andererseits sagt Ellis 1157: star is *stā*, not generally *stāə*, starry *stā'rī*. Lloyd Phon. Stud. V 81 nimmt in Londoner Engl. fāəʳ an, wo die koronale Endung m. E. unrichtig ist. Ich höre oft are *ā*ᵊ mit schwachem Nachschlag, besonders nachdrücklich und in pausa, sonst meist nur *ā*. Übrigens kennt auch Miss S. eine Nebenform *aə*, S. 61. 71. — Ein schlimmer, aber gewöhnlicher Fehler ist nach Miss S. *junəti*, *əbīlətī*, s. oben. Überhaupt warnt die Verf. oft vor Fehlern, was bei Sweet auch in seinen Elementarbüchern nie vorkommt; für ihn „everything that is, is right". In Übereinstimmung mit der besten gebildeten Aussprache und mit Murray hat Miss S. eine weit klarere Aussprache der unbetonten Vokale als Sweet. Sie acceptiert seine Analyse von *ó* und *ú*, giebt ihnen aber eine ganz andere Ausdehnung; Sweets *pəlait* wird zu *pólait*, sein *regjələ* zu *regjúlə*.

Diphthonge werden S. 53 so definiert: „Diphthongs are not formed by simply pronouncing two vowels in succession. They begin with one vowel and end with another, but the change from one to the other is gradual. The vocal organs pass through all the intermediate positions, so that the sound is changing all the time, and it is therefore difficult, in some cases, to analyse them accurately". Ich halte diese Definition nicht für richtig, wiewohl mehrere Phonetiker ähnliche Ansichten ausgesprochen haben, so Ellis EEP 108, Techmer IZ I 165, Brekke, *Bidrag* 12, Passy *Changem. phon.* 102. Ich dagegen glaube, wie ich Phon. Stud. V 204 ausgesprochen habe: „In einer Verbindung wie *ai* ist die Bewegung gar nicht eben. Höchstens kann man bei langsamer Aussprache nach *a* ein schwaches Gleiten durch die benachbarten Laute *ä* oder *æ* beobachten. Bei der gewöhnlichen schnellen Aussprache durchläuft die Zunge den Zwischenraum von *a* zu *i* so schnell, dass keiner der Zwischenlaute vernehmbar wird". Erst nachdem dies gedruckt war, fand ich, dass Lloyd in diesem Punkt ganz mit mir übereinstimmt, Phon. Stud. V 83: „A real diphthong consists essentially of two sounds, joined by a glide so rapid as to produce no sensation but that of discontinuity and transition". Ausserdem hat Miss S. ganz übersehen, dass zwei Vokale, um einen Diphthong zu bilden, notwendig in einer Silbe gesprochen werden

[1] Vgl. Sweet Handb. 111: „The three longs ə̄, *ā*, and å̄, though not marked as diphthongs, are not purely monophthongic, especially the two back ones, which end in a raising of the front of the tongue towards the mid-mixed position, although it is not marked enough to be written". Vgl. Prim. Phon. 73 § 195: 5.

müssen. Diese Ungenauigkeit macht ihre Behandlung der Diphthonge in mehreren Punkten ungenügend. Sie meint, das erste Glied des Diphth. *ai* in *time* sei frz. *á* in *patte*, „midway between *a* and *ä*". Dies hängt offenbar mit der unrichtigen Ansicht zusammen, dass *á* zu den gemischten Vokalen gehöre. Ebenso ist nach Miss Soames *au* in *house* = *á* + *ů*; sie macht also nicht wie Sweet einen Unterschied zwischen zwei Höhegraden, mid in *ai*, low in *au*. āi sei zu sprechen in *Isaiah*, *aye*, *ayah*, 54; nichtsdestoweniger steht aye = e^i S. 17. Es heisst S. 113: „aye (yes) spr. *āi*, nicht e^i"; so auch Murray Dict. I, xxv; die gewöhnliche Schreibung in diesem Sinne ist aber jetzt *ay*. — Über u = *ju* finden sich S. 54 interessante Bemerkungen: „*ju* in accented syllables is composed of *j* and *uw* [= *ū*, geschlossenes *u*], but in unaccented syllables, e. g. in regular *regjůlə*, it consists of *ů*, the sound of *ů* as in *put*, *fulfil* is never heard in this diphthong". „Many phoneticians omit *ju* from among the diphthongs, and regard it simply as a combination of a consonant with a vowel, but it seems convenient to follow the example of Dr. Murray, who reckons it as a diphthong". Der eig. Grund ist wohl, dass der wahre Laut eher *i̯u* als *ju* ist. Hierzu eine Bemerkung von Miss S. Phon. Stud. V 230: „It is a curious fact, with regard to this combination of sounds, that I have noticed a foreigner who spoke English wonderfully well betray the fact of his foreign nationality by making the second element of *jū* as long as a *ū* not preceded by *j*. I had never before clearly realised that *jū* in tune is not longer than *ū* in moon, though I have always been disposed to regard our English *jū* as a diphthong, rather than a vowel preceded by a consonant". Ich trage kein Bedenken zu erwähnen, dass es wahrscheinlich meine gelegentliche Ausspr. von pupil als *pjūpĭl* war, welche Miss S. auf diesen Gedanken brachte. Ich muss aber hinzufügen, dass auch ich gewöhnlich *pjupĭl* etc. mit halblangem *u* spreche; erst Miss Soames' Bemerkung hat mir dieses Verhältnis zum klaren Bewusstsein gebracht. — S. 54 heisst es weiter: „In words where unaccented *ju* is followed by *ə*, as in annual *änjůəl*, conspicuous *kənspĭkjůəs*, *ju* is often reduced to *jw* and ceases to form a separate syllable. When such words have another syllable added to them, as in annually *änjwəlĭ*, conspicuously *kənspĭkjwəslĭ*, *ju* is, I think always reduced to *jw*". Vgl. *käžjwəl*, *vĭžjwəl* 77, *ĭndĭvidjwəl* 83. Ich kenne diese Form nicht, welche etwas an Mr. Wellers *Sâmivel*, *actiwally* erinnert, bezweifle aber, dass die Ausspr. bis zum vollen Konsonanten *j* geht. Ich glaube nicht an Konsonantenhäufungen wie *žjw*. Sweet hat nur *grædʒuəl*, *ĭndĭvidʒuəl*. Dies ist einer der wenigen Fälle, wo Miss S. weiter geht als Sweet.

S. 55 fängt „English Synthesis" an. Combinations of *r* with vowels, Diphthongs and Triphthongs. Wiewohl Miss S. *iə* in fear einen Diphthong nennt und *aiə* in fire einen Triphthong, sagt sie doch S. 57, dass „sere (*siə*) is as truly a dissyllable as seer [*sī'ə*]". Dieser Widerspruch hängt mit ihrer ungenügenden Definition der Diphthonge zusammen. Dies fällt um so mehr auf, als die Verf. prayers und players richtig unterscheidet, also doch wohl bzw. als ein- und zweisilbig. S. 89: „Ear is often, and year almost always, pronounced exactly like year in yearn (*jə̄n*), and it is only by a special effort that any one can pronounce year

as *jiə*. And in like manner here, near, dear are often pronounced *hjə̄, njə̄, djə̄*". Ich kann diese Aussprache nicht so allgemein finden wie Miss S. thut; ich höre gewöhnlich doch *hiə, hiə* od. *hiə*, z. B. here you are *hiə jù ā'*, nicht *hjə̄ jù a'*; dazu ist hier „*j*" kein volles *j*, eher ein unsilbiges *i*: *hi̯ə̄*. Vgl. oben S. 86. [Auffallend really *rjə̄li* MF V 19.]

Your nach Miss S. gew. *jå̄[r]*, oft sure *šå̄[r]*, aber nicht zu empfehlen. Hier scheint mir Sweets jŏə = *jŏə* eine bessere und häufigere Form; derselbe bemerkt Sp. 14 über *jŏə(r)*, *jŏəz*: „This seems to be partly due to the lowering influence of the *ə* [oder des älteren *r*], partly to the analogy of the weak *jŏr*. They are the only words which have light vowels in strong-stressed syllables. *jɔə, jɔr, jɔz* [*ɔ* = å] may also be heard, and for convenience these are written for the strong forms". Im Elb. hat Sweet jedoch: *itl bij jŏə folt* § 65; *nou biznisəv jŏəz* § 27. Bei der sonst sehr genauen Darstellung der *r*-Verbindungen findet sich einige Unsicherheit. Miss S. spricht *bēə bēəz* aber *bērin̄*; doch komme auch *bēərin̄* vor; *rå̄ə rå̄əz* aber *rå̄ərin̄*; sie giebt aber zu, dass die Aussprache schwankt. Sie hat *stēəd* 55, aber *rå̄z* 55, *rå̄d* 60, eine auffällige Nichtübereinstimmung. Anderseits bemerkt Lloyd Phon. Stud. V 89, dass man in London oft *stē*, *stēz, stēd* ohns Nachschlag von *ə* hört, wo Miss S. *εə* hat. Sweet Sp. 11 hat nur air *εə*, vary *vεəri*. Es ist für einen Ausländer schwierig, über diese Feinheiten zu urteilen; ich glaube beide Formen gehört zu haben, *ēə* bes. bei deutlicher, nachdrücklicher Aussprache. Über die Ausspr. von girl findet sich S. 60 eine interessante Bemerkung: „It is a curious fact that in the word *girl* a sound is often heard intermediate between *εə* and ə̄. The dictionaries give ə̄, making it rhyme with *pearl*, and that is the pronunciation which I myself aim at, but my friends tell me that I really pronounce it differently, something like *εə* in *pear*. And certainly this intermediate sound is the prevailing one among cultivated people, whilst some of them definitely pronounce it *εə*, as if it were spelt *gairl*". Etwas derartiges habe auch ich seit meiner Jugend zu beobachten geglaubt, ich freue mich jetzt, meine Beobachtung von Miss S. bestätigt zu finden. Ich glaube, dass diese Form ein Überrest der alten palatalen Aussprache ist, indem diese im Gegensatz zu den vulgären Formen 'gurl' und 'gal' als die feine galt. Es hat sich davon eine palatale Färbung des Vokals erhalten, nahezu *geəl*. Ich erinnere mich, dass mir vor ungefähr dreissig Jahren ein alter Engländer sagte: „No matter how you pronounce girl, as *gə[r]l*, *gə̄l*, or *gäl*, somebody will find fault with it". Vgl. oben S. 361 und Ellis EEP 1156. 1219. 1228.

Miss S. spricht truths *trūðz* 65; ich möchte wissen, ob diese konsequent gebildete Form allgemein verbreitet ist; vgl. oben S. 385; dasselbe gilt von oaths *oᵘðz*; cloths *klå̄ðz* ist mir ganz unbekannt; ich kenne nur cloths *klǫþs*, *klå̄þs*, clothes *kloᵘðz*, *kloᵘz*. Sehr sonderbar ist *dębþs* R. 19, welches nach brieflicher Mitteilung von Miss S. ganz allgemein ist: „I find that *debth* is generally used and cannot find any one who says *depth*". Die Verf. sagt S. 72, dass *l* in solid „belongs to neither syllable in particular"; genauer 73: the consonant belongs equally to the syllables before and after". Aber wenn die Verf. auch in solchen Fällen wie reaper,

waiting den Kons. zu beiden Silben gehören lässt, so ist dies phonetisch entschieden unrichtig; eine andere Sache ist, dass man es praktisch findet, in Schreibung und Druck reap-er, wait-ing zu teilen, wie auch Miss S. aus praktischen Gründen die Teilung *sol-id* vorzieht.

Miss S. wiederholt S. 76 den allgemeinen Satz, dass es im Engl. keine *standard pronunciation* giebt. In Wirklichkeit aber giebt die Verf. uns in ihrem Buche eine so gute Norm, als sich zur Zeit aufstellen lässt. Niemand behauptet ja, dass diese Norm absolut sei, oder dass es für jedes Wort nur eine korrekte Form gebe. Miss S. scheidet sehr genau zwischen 1. „those words which are pronounced differently by different well-educated people", wie *pāþ — päþ*, *hånt — hānt*, *ǫf'n — åf'n*, *āmz — aəmz*, *låd — låəd*, *ljut — lūt*, *ne'tjə — ne'tšə*, *kådjəl — kådžəl*, *isjū — išū*, *bęntš — bęnš*, *frindž — frinž* etc. Hierzu gesellen sich auch Nebenformen wie *glårjəs*, *influəns* 83, wo ich keine wahren Konsonanten anerkennen kann; eine eigentümliche Form ist auch das mir unbekannte *ənvf'* neben *invf'* (enough) R. 11.

2. „Slip-shod habits into which well-educated people may easily fall unawares", welche sie wieder von Provinzialismen und Vulgarismen unterscheidet; solche zu vermeidende, teilweise von Sweet acceptierte Fälle sind: „the *idear* of it", „the *windar* is open"; window *wində*, law *låə*; *ðiš jə[r]*, *sikš jəz*, Alice Young *ǟliš jvŋ*, as yet *äž jęt* (dagegen *izšī*, *iššī* f. is she „seems unavoidable in rapid speech"), last year *lās tšiə* od. *lāš jiə*, made you *me'džū*, meet you *mītšū*, don't you *doᵘntšū* [das reine *me'djū*, *mītjū* scheint steif und pedantisch, s. oben S. 380]; opportunity *ǫpətšūniti*, during *džuəriŋ*; given *givm*, eleven *ilęvm*[1], *kvpmsåsə*, *əbiləti*, *Hęnəri*, *vmbəręlə*, library *laibri* od. *laibərəri*, *e'prəl*, *vizəb'l*, *mirik'l*, *dzęst*, *kwęššən* od. *kwęššən*, *rūmətizəm* [Sweet Sp. 87], schism *sizim*, surely *šåli*, thank you *þęŋkjū*. Indem Miss Soames vor allen solchen Formen warnt, die anderen lobt oder zulässt, hat sie also wirklich eine Norm der Aussprache, eine *standard pronunciation* aufgestellt, und zwar eine treffliche Norm, weder pedantisch noch vulgär.

Einen äusserst willkommenen Zuwachs zu unseren phonetischen Texten bietet Miss Soames' *Phonetic Reader*, wo von 85 Seiten S. 1—75 und 82—85 englische Proben geben. Mit diesen und den Sweet'schen Texten ist für die genaue Darstellung des gesprochenen Englisch sowohl in korrekter als in freierer Form wahrhaft gut gesorgt. Als Probe gebe ich folgendes Fragment in Miss Soames' Lautschrift, womit Sweets Transkription desselben Stückes (oben S. 153) zu vergleichen ist.

Dha Wind and dha Sœn.

A dispyút wœns arowz bitwíyn dha Wind and dha Sœn, which woz dha strongar ov dha tuw, and dhey agriyd tu put dha point apon dhis isju, dhat whichévar suwnist meyd a trævl'ar teyk ôf hiz klowk, shud biy akauntid dha moar pauaful. Dha Wind big·æn, and bluw widh ôl hiz mait and meyn a blaast, kowld and fias æz a Threyshan stôm; bœt dha stronggar

[1] Seven *sęvm*, fast *sębm* habe ich von einem alten, in Christiania wohnhaften Engländer gehört, aber bis jetzt als individuelle Aussprache angesehen.

hiy bluw dha klowsar dha trævl'ar ræpt hiz klowk araund him, and dha taitar hiy graaspt it widh hiz hændz. Dhen browk ant dha Sœn; widh hiz welkam biymz hiy dispóest dha veypar and dha kowld; dha trævl'ar felt dha jiynyal wômth, and æz dha Sœn shon braitar and braitar, hiy sæt daun, owvak'œm widh dha hiyt and kaast hiz klowk on dha graund.

Miss Soames' Buch ist für jeden Philologen, der sich mit der wirklich gebildeten englischen Aussprache bekannt machen will, einfach unentbehrlich.

A New English Dictionary edited by **James A. H. Murray.** Vol. I. A—B. Oxford 1888. Vol. II. C—Cass. Oxford 1888. Cast—Clivy. Oxford 1889. Clo—Consigner. Oxford 1891. Vol. III. E—Every, ed. by **Henry Bradley,** Oxf. 1891.

Ich spreche an dieser Stelle nur von der Behandlung der Aussprache in dem neuen Wörterbuch. Zu den englischen Phonetikern der neueren Schule gehört auch Dr. Murray, der schon durch seine vorzügliche Darstellung des südschottischen Dialekts rühmlichst bekannt war. Er ist durch diese Vorbildung im Stande gewesen, uns eine äussert genaue und zugleich vorsichtige Darstellung der gewöhnlichen gebildeten englischen Aussprache zu geben. Nur schade, dass das Werk so langsam fortschreitet, dass wir bis jetzt nur einen kleinen Teil des Wortvorrats vertreten finden. Aber auch in dem engen Rahmen können wir uns eine sehr genügende Vorstellung von dem System und der Ausspracheform bilden. Die Darstellung der Ausspr. bindet sich, wie in einem grossen, auf die ganze englisch sprechende Welt abgesehenen Wörterbuche natürlich, nicht an einen einzelnen Dialekt, wenn auch das gebildete Südenglisch zunächst vertreten ist. Die Lautbezeichnung ist gewissermassen noch feiner als bei Sweet, d. h. sie enthält mehr Zeichen; aber sie lässt eine gewisse Breite der Richtigkeit zu, wodurch verschiedenen gebildeten Dialekten ihr Recht geschehen kann. Ich entnehme aus der Vorrede zum 1. Band folgende Bemerkungen über die Aussprachebezeichnung:

„As a general principle, each simple sound is represented by a single symbol. In choosing additional symbols, regard has been had to former usage or analogy; thus æ was the Old English symbol for *a* in *at*, ǫ the Icelandic for *o* in *not*; ɔ is used for a sound most commonly written *e*, as in *err*, *ever*; ɒ for a sound expressed by *a* in Sanskrit and Oriental languages, as in *chander nagar* or *chunder nugger*. In the con-

sonants, ɹ is used for the vocalized retracted *r* in he*r*; þ and ð are taken from Old English; ʃ, ʒ and ŋ from the Phonotypy of Messrs. Pitman and Ellis.

In the vowels, ordinary (or short) quantity is unmarked; long quantity is marked by (¯); medial quantity, when distinguished, by ('); obscure quality by (˘). In modern Engl. speech, vowels are regularly obscured in syllables that have neither primary nor subordinate stress, especially in those that follow the main stress; they then approach, or fall into, the sound of the mid-mixed vowel or ə. But, in syllabic or rhetorical pronunciation, or in singing, the original vowels are more or less heard; by writing these with the mark of obscuration, we are enabled to indicate at once the theoretical and the actual pronunciation The vowel in *pass*, *command*, variously identified by different speakers with *a* in *man*, and *a* in *father*, in symbolized by the avowedly ambiguous ɑ. Similarly, the doubtful length of the *o* in *off*, *lost* (by some made short as in *got*, by some long as in *Corfe*, by others medial) is indicated by ǫ̇. In cases where sounds are identified by some English speakers, and distinguished by others, it has been thought best to mark the distinction, which may be disregarded by those to whom it is unknown; thus, the sounds in *fir* and *fur* are discriminated by the majority of orthoepists, though commonly identified by speakers of the South of England, to whom our fə̆ɹ and *fʊ̆ɹ* will thus indicate the same sound[1]. So ǫ and ǫ, in *watch Scotch*, are identified by many [wohl von allen Südengländern].

The generally recognized diphthongs in *by*, *boy*, *bow*, *few*, *pure* are expressed, by əi, oi, ɑu, iū̆, iu; and the diphthong in *ay* (yes) by ai (when distinguished from that in *eye*, əi). After *r*, the simple *u*, u, take the place of iū̆, iū; which is also the usage of many speakers after *l*, as in *lieu*, *lunar*, *lure*, where others make, or try to make, a diphthong. This doubtful diphthong we write ⁱū̆, ⁱu, as lⁱu, lⁱūᵊɹ. The half-sized ⁱ, ᵘ, are also used to express the second element in the imperfect or doubtful diphthongs in *fate*, *note* (fēⁱt, nōᵘt), which many orthoepists treat only as long *ē*, *ō*; the half-sized ᵊ is likewise used to express the non recognized vowel-element developed between ī, ē, ō, ū, and ɹ or r, as in *pier*, *pare*, *pore*, *poor*, *weary* (pīᵊɹ, wīᵊ·ri).

When two vowels come together and do not make a diphthong, they are separated, by the break (ˌ) [which is also used] in compounds like *knightship* (nəitˌʃip), where the two consonants do not form a consonantal diphthong as in *pitcher*, *lodging* (pi·tʃəˌɹ lǫ·dʒiŋ).

The main Stress or Syllabic Accent is indicated by a 'turned period' (·) after the vowel; subordinate stress (:), only where it attains to the strength of secondary accent, in long words and compounds, as *cry:stalli-*

[1] Übrigens ist nach Lloyd Phon. Stud. V 82 der Unterschied auch in Nordengland verloren gegangen: „The distinction which still subsists in educated Scotch (see Murray's Dictionary), between the vowel of *firm* and that of *turn*, is equally lost in [the] North [of England] and South". Aber in Westengland scheint der Unterschied noch zu bestehen, s. Ellis EEP 1156; Bell VS 94, Sounds 45.

za·tion, a·fter-wi:tted; the ordinary subordinate stress, as in the first syllable of *telesco·pic*, *antece·dent*, which is not more than tertiary[1], is not marked, being sufficiently indicated by the clearness of the vowel (telĭskǫ·pik, æntĭsī·dĕnt).

In loose combinations, of which both elements have a main accent, the stronger stress is occasionally indicated by (¨): *a¨fter-cou·nsel*". Also nicht ganz „even stress". Über diesen doppelten Accent vgl. noch die Bemerkung im Text, Art. *arch*: „In pronunciation, the compounds of *arch*- have two accents, either of which may be the stronger, according to emphasis, as in *right hand* [z. B. arch-enemy]. But established compounds, as *archangel*, *-bishop*, *-deacon*, *-duke*, tend to have the main stress on *arch-*, especially when they are prefixed to a name, as, the *A·rchduke Charles*, *A·rchbishop Cra·nmer*".

Alle Philologen werden in diesem grossartigen Werk eine reiche Quelle der Belehrung finden. Um aber die Benutzung der Aussprachebezeichnung allen so leicht und fruchtbar als möglich zu machen, gebe ich hier die Murray'schen Vokale des Engl. mit etwas reichlicheren Erläuterungen und Beispielen, als es im Wörterbuche geschehen ist. Die Konsonanten verstehen sich von selbst.

Vowels. Ordinary.

a in Fr. *à la* mode (a la mod'[2]); bā·rbārəs, aber baɹbē·'riăn; āɹtifi·ʃăl.

ai ... *aye*[3] = yes (ai), Is*a*iah (əizai·ă) [= *ai*[3]].

æ ... m*a*n (mæn) mæn [mein *ä*].

ɑ ... p*a*ss (pɑs), chant (tʃɑnt); ɑ·ʃtəɹmæþ, ædvɑ·ns, ædvɑ·ntėdʒ [südengl. *ā*, nordengl. ä; einige *á*, Smart's compromise].

ɑu ... l*ou*d (lɑud), n*ow* (nɑu); ăbɑu·t [erster Teil des Diphthongs ɐ, zwischen *a* und *ə* schwankend, s. oben].

ɒ ... c*u*t (kɒt), sun (sɒn) [= ɒ].

e ... y*e*t (yet) ten (ten) [= ẹ]; æ·dʒektiv.

e ... surv*ey* sb. (sɒ̄·ɹve), Fr. attaché (ataʃe); aereal (e,ɪə·riăl, e,e·riăl) [= geschlossenes *e*; in surv*ey* wohl auch mit schwacher Spur von *e*i[4]].

ə ... ev*er* (evəɹ), nation (nēiʃən); vi·ʒən, enve·ləp, æ·bət (abbot) bæ·lət, bu·zəm, ăkɒ·stəm, ăne·məni, ā·mənd, ăbæ·ndən, ădi·ʃənăl, kɒ·mfəɹtăb'l, ɑ·ftəɹwəɹdz, ĭlæbŏrătəri, ǭ·ditəri [= ə, mid-mixed].

əi ... *I*, *eye* (əi), b*i*nd (bəind) [= *ai*, Sweet's *ai*, *əi*].

---

[1] Über tertiären und quartiären Accent s. oben zu Sweet.

[2] Dieses m*o*d verhält sich wie ăn̆v'l*o*p weiter unten. Eigentlich lautet im frz. *à la* das hohe *á*, verschieden vom englischen *a* in *father*. Also richtiger *á lá mód*, aber *fāðə*, *bābərəs*, *băbē'riən* od. *băbē'riən* (Miss Soames *săkăs'tĭk*, *pāte*ik' Int. 50).

[3] Murray zieht die Schreibung *aye* vor „in accordance with parliamentary usage, and better on every ground. *Aye* and *eye* which many identify in pronunciation, and which differ at most only in the 'broader' or more back sound of *aye*, are analogous diphthongal words usefully distinguished by their final *e* from the regular pronunciation of *-ay*, *-ey* in *day*, *grey* etc." Diese Schreibung ist aber nicht die gewöhnliche. Über dieAusspr. vgl. Vorrede, s. oben, und die Bemerkungen zu Miss Soames.

[4] Wie in *Norway*. Dagegen schreibt M. e·s*e*i, kæ·răw*e*i.

i ... s*i*t (sit), mystic (mistik); si·ti, si·vik, æ·ktiv [= ĭ].

i ... Psyche (səi·k*i*), react (r*i*,æ·kt) [geschlossenes *i*, findet sich kurz od. halblang nur unbetont).

o ... ach*o*r (ēi·koɹ), m*o*rality (moræ·lĭti); abettor (äbe·tər, -or) [kurzes ǫ, mid-back, Bells *o* in *ore*, vgl. ō; Miss Soames ǫ in *vendor*, *lessor*].

oi ... *oi*l (oil), b*oy* (boi) [mid-back ǫ + *i* scheint zunächst gemeint zu sein, oder die genaue Schattierung ist unentschieden gelassen; sonst nimmt Murray DSS 116 å*i*, ǫ*i* an].

o ... her*o* (hīə·r*o*), z*o*ology (z*o*,ǫ·lŏdʒi); ǭ:t*o*,bəiǫ·grăfi, æ:kr*o*,fone·tik, æ:ŋgl*o*,sæ·ksən, k*o*,·ə̄ɹs, k*o*,i·nsidĕns, e nvĕl*o*ᵘp od. ãnv'l*o*p[1] [= geschlossenes *o*, wobei schwache Spur von *ō*ᵘ wohl nicht ausgeschlossen ist; nur unbetont oder nebentonig].

ǫ ... wh*a*t (hwǫt), w*a*tch (wǫtʃ) [s. Vorrede, oben].

ǫ, *ǭ** ... g*o*t (gǫt), s*o*ft (sǭft); æ̃bhǫ·rĕns, äbǫ·liʃ, äbǫ·minăb'l, äkǫ·st, äkrǫ·s [= ǫ, low-back].

* *ǭ*, the *o* in soft, of medial or doubtful length [Murray's Anmerkung].

u ... f*u*ll (ful), b*oo*k (buk) [= *ů*, high-back-wide].

iu ... d*u*ration (diurēiʃən)]= *i̯ů*, bezeichnet eine offnere Ausspr. vor *r*; richtiger wohl *i̯ů*, *jů*].

u ... unt*o* (ʋ·nt*u*), fr*u*gality (fr*u*gæ·lĭti) [= geschlossenes *u*, als kurz od. halblang nur unbetont, Sweets *ŭw* in *rŭwmæ̆lĭk*].

i*u* ... Matthew [mæ.þi*u*], virtue (və̄·ɹti*u*); æ̆·vĭni*u*, æ·bsŏli*u*t, æ·titi*u*d, æ·ltiti*u*d, æ̆kse:nti*u*,ēiʃən, edi*u*kēiʃən, ā·ɹgi*u*mənt, kǫ·mi*u*niz'm [= unbetontes j*u*, Sweet's j*ŭw* in *hjŭwmæniti*; wohl richtiger j*ů*, vgl. bei Sweet *ræljŭ*, *rəətʃŭ*].

' as in ab*l*e (ēib'l), eat*e*n (īt'n) = voice-glide [und daher silbenbildendes *l*, *n* etc.].

Long.

ā as in *a*lms (āmz), b*ar* (bāɹ).

ʋ̄ ... c*ur*l (kʋ̄ɹl), f*ur* (fʋ̄ɹ) [vgl. ə̄; südengl. *kə̄l*, *fə̄*, s. Vorrede, oben].

ē (ēə) ... th*ere* (ðēəɹ), p*ear*, p*are* (pēəɹ), b*ear* (bēəɹ) [= *ēə* in care *kēə*].

ē (*ē*i) ... r*ei*n, r*ai*n (rēin), th*ey* (ðēi); elate (ĭlēi·t) abate (ăbēi·t); dagegen unter Nebenaccent mit halblangem *e*i: Verb. kæ·str*e*it, æ·dʒit*e*it, æ·grăv*e*it, kæ·ptiv*e*it, kæ·lki*ŭ*l*e*it, se·lĭbr*e*it[2], kǫ̆ngræ·ti*ŭ*l*e*it, kǫ̆mi*ū*·nik*e*it, æ̆nti·sip*e*it, àki*ū*·mi*ŭ*l*e*it; Subst. kæ·ndid*e*it, äsōᵘʃi,*e*it, æ·gn*e*it.

ə̄ ... f*ir* (fə̄ɹ), f*er*n (fə̄ɹn), *ear*th (ə̄ɹþ) [vgl. *ʋ*, südengl. fir, fur beide *fə̄*].

ī (iə) ... b*ie*r (bīəɹ), cl*ea*r (klīəɹ) [Sweets *biə*, *kliə*, „*i* slightly lowered" Sp. 7, also *i*-Laut nicht ganz geschlossen].

ī ... th*ie*f; (þ*ī*f), s*ee* (s*ī*) [langes geschlossenes ī, Sweet's *ij*].

ō (ōə) ... b*oa*r, bore (bōəɹ), glory (glōə·ri); ădōə·răb'l, bourn, bourne

[1] Diese Form stellt die frz. od. quasi französische Aussprache vor; echt frz. *ó*.

[2] se·lĭbreitéd ist Druckfehler, vgl. se·lĭbr*e*itiv, se·libr*e*itəɹ.

(bōᵊɹn) [langes o = ǭ, å, ältere und noch nordengl. Ausspr.; südengl. å, low-back].

ō (ōᵘ) . . . so, sow, (sōᵘ), soul (sōᵘl).

ǭ . . . walk (wǭk), wart (wǭɹt) [= å].

ǭ . . . short (ʃǭɹt), thorn (þǭɹn) [südengl. ʃåt, þån].

ū (ūᵊ) . . . poor (pūᵊr), moorish (mūᵊri/) [nach M. ůə; nach Sweet puə, „u slightly lowered"].

iū, ⁱū . . . pure (piūᵊɹ) lure (lⁱūᵊɹ) [i̯ + ůə; nach Sweet pjuə, kjuərĭosĭtĭ, „u slightly lowered"; auch pjůə etc., s. oben].

ū . . . two moons (tū mūnz) [geschlossenes ū; Sweets uw; nicht mit Sweet kurz mŭn].

iū, ⁱū . . . few (fiū), lute (lⁱūt; ăkiū·miŭleⁱt, biū·tiful [i̯ + geschlossenes ū; Sweets juw].

Obscure.

ă as in amœba (ămī·bă); ăme·rikăn, kæ·nădă, bæ·kănăl, ăkæ·dĕmi, ækăde·mik, ăbɒ·ndănt, ăpǫ·þikări, kri·smăs, bre·kfăst, kǫnsə̄·ɹvătiv, ăkiū·zătiv[1], æristǫ·krăsi[1], bā·ɹbărəs[2], kæ:tămăræ·n od. kătæ·mărăn [ɐ oder ə je nach dem Grade der Verdunkelung des a-Lauts; bei Sweet nur ə].

æ̆ . . . accept (æ̆kse·pt), maniac (mēⁱniæ̆k); æ·bstræ̆kt, æ̆bstræ·kt, æ̆bzǫ·lv, kæ·ræ̆ktəɹ, ædæptēⁱʃən, ǭ·lmănæ̆k, kǫ·mbæ̆t, [unbetontes oder schwach betontes, etwas verdunkeltes ă, bei Sweet əksept, meinjək, aber ·æbstrækt].

ɒ̆ . . . datum (dēⁱtɒ̆m); æ·lbɒ̆m, ǭ·tɒ̆m, kolǫ·sɒ̆s, kǫ·ndɒ̆kt, bæ·lɒ̆stəɹ, ǭ·gɒ̆st [= ə, bei Sweet ɔgəst].

ĕ . . . moment (mōᵘ·mĕnt), several (se·vĕrăl); kǫnfe·dĕrăsi, æ·vĕrėdʒ, ka·ɹpĕntər, kæ·lĕndăɹ, kɒ·lĕndəɹ, bæ·tʃĕləɹ, æŋgzəi·ĕti, ǭgmĕntēⁱʃən, e·lĭmĕnt, ēⁱ·ndʒĕl, kǫ·nfidĕns [= ə, mit mehr oder weniger Spur des urspr. e-Lauts].

ĕ . . . separate (adj.) (se·părĕt); æ·dĭkwĕt, æ·dvŏkĕt, tʃǫ·kŏlĕt, kləi·mĕt, kǫnfe·dĕrĕt, æ·kiŭrĕt, kǫ·mrĕd [verkürztes ē, nicht wie Sweet sepərĭt].

ė . . . added (æ·dėd), entail (entēⁱ·l); æ·ktėd, bi·znės, bre·þlės, æ·ktrės, ə̄·ɹnėst, ə̄·ɹnėstnės, ba·skėt[3], bre·ðrėn, kǫ·lėdʒ, æ·bdʒėkt, æ̆ksėptēⁱʃən, ætėstēⁱʃən, ænėksēⁱʃən, kæ·ptėn, ǭ·lweⁱz, -wėz [= ė, „a slightly raised e", s. oben; auch ę ist nicht ausgeschlossen, vgl. entēⁱ·l Vol. III, oben zitiert].

ĭ . . . vanity (væ·nĭti); ăbi·lĭti, æ̆kti·vĭti, tʃærĭti, sĭle·brĭti, æ·mbi-dekste·rĭti, æ̆kse:sĭbi·lĭti, kǫndɒktĭbi·lĭti[4], e:lĭdʒibi·lĭti; nach briefl. Mitteilung spricht Murray timi·dĭti od. tĭmidĭti, in:divi:zĭbi·lĭti, kaum i:ndĭvi-:zĭbi·lĭti; piūᵊrĭii, ĭtə·nĭti; vielleicht vi·zĭb'l, pǫ·sĭbl [ɪ̯, verdunkeltes ĭ, s. oben].

---

[1] Dagegen ǭ·ltərĕtiv, æ̆ltə̄·ɹnĕtiv, kǫnfe·dĕrĕtiv, kǫmiū·nikĕtiv, von -ate eⁱt; æ·kiŭrĕsi, æ·dvŏkĕsi, von -ĕt.

[2] Auch ich finde die unbetonten Vokale in bā·bərəs in der langsamen und deutlichen Aussprache nicht gleichlautend; der erste hat mehr von ɐ, der zweite mehr von ɒ; der Unterschied wird in meiner Lautschrift hinreichend durch die Bezeichnung bā·bɐrəs ausgedrückt.

[3] Warum hat klæ·rĕt nicht ė wie die übrigen auf et? wegen r (vgl. ferĭt Sweet)? oder Druckfehler? vgl. vəi·ŏlėt, bæ·ŋkwėt, kæ·binėt, bu·lėt, klǫ·zėt, kā·ɹpėt, æ·lfăbėt, æ·sėts.

[4] Aber inkonsequent kǫmbɒstibi·lĭti, wohl Druckfehler; vgl. kǫmpæ-tibi·lĭti, kǫmpresĭbi·lĭti, kǫmprĭhensĭbi·lĭti.

ĭ ... remain (rĭmē·n), believe (bĭlī·v); ĭnv·f, bĭgi·n, sĭle·brĭti, æ·dĭkwĕt, kǫ·nsĭkwĕnt, kǫ·nsĭkreit, e·lĭmənt, ä·ɹsĭnăl, æ vĭniŭ, ări·þmĭtik [unbetontes, schwach verdunkeltes, geschlossenes *i*; gew. nicht von ĭ unterschieden].

ŏ ... theory (þī·ŏri); æ·ligŏri, æ·mŏrəs, ănæ·lŏdʒi, ănæ·tŏmi, ăstrǫ·nŏmi, æ·gŏni, kǫ·lŏni, vəi·ŏlĕt, æ·bsŏliŭt, kæ·rŏl od. kæ·rəl; briefl. „dispəzi·ʃən or rather dispŏzi·ʃən" [verdunkeltes *ǫ*, mid-mixed *ó*; „rounded ə", M. briefl.].

ŏ ... violet (vəi·ŏlĕt), parody (pæ·rŏdi); e·lŏkwĕnt, elŏkiū·ʃən, kǫ·lŏkwi, katæ·strŏfi [verdunkeltes geschlossenes *o*; die Grenze zwischen ŏ und ŏ scheint nicht scharf bestimmt].

ǫ̆ ... authority (ǫ̆þǫ·rĭti) (im Text ǫþǫ·rĭti, ǭ-, ǫ̆-) [verdunkeltes, gekürztes å; Sweet *əþorĭtĭ*].

ǫ̆ ... connect (kǫ̆ne·kt), amazon (æ·măzǫ̆n); kōⁿ·lǫ̆n, kǫ·lŏfǫ̆n, ǭtǫ·mătǫ̆n, kǫ̆le·kt, kǫ̆ma·nd, kǫ̆nsi·dəɹ, kǫ̆mplī·t, kǫ̆nfau·nd [verdunkeltes *ǫ*[1]; *ó* od. *ə* nach dem Grade der Verdunkelung; Sweet *ə*].

iŭ, ⁱŭ ... verdure (vəɹ·diŭɹ), measure (me·ʒⁱŭɹ); æ·kiŭrĕt, ædve·ntiŭɹ, -tʃəɹ, se·ntiŭri [verdunkeltes iu, zunächst *jú*; Sweet *meʒə*, *sentʃərĭ*; nur vor *r*].

ŭ ... altogether (ǭltŭge·ðəɹ); kǫndʒŭgē·ʃən[2] [verdunkeltes geschlossenes *u*, zunächst *ú*; Sweet *edʒŭkeiʃən*, aber *təɹeðə*, *regjələ*].

iŭ ... circular (sə·ɹkiŭlăɹ); æ·ŋgiŭlăɹ, ǭri·kiŭlăɹ, kǫ̆ngræ·tiŭleit, kǫ̆ngræ:tiŭlēⁱ·ʃən, kæ·lkiŭleit, ăkiūmiŭleit, aɹti·kiŭlĕt, kǫ̆nse·kiŭtiv [verdunkeltes iŭ, zunächst *jú*; Sweet *ĭnaatikjŭlĭt*, *regjələ*].

Während bei Sweet die meisten unbetonten nicht-palatalen Vokale zum einförmigen *ə* werden, ist bei Murray die Möglichkeit der Unterscheidung nicht ausgeschlossen. Sweet hat *əb·zolv*, *əb·zəəv*, *ə nætəmĭ*, *ə·kædəmĭ*, *ənemənĭ*; Murray æbzǫ·lv, ǫ̆bzə̄·v, ănæ·tŏmi, ăkæ·dĕmi, ăne·məni. Bei einer Form wie *ənæ·əmĭ* kann man nach Sweet nicht entscheiden, ob es = anatomy, anatamy, onatomy od. onatamy ist. Wörter der vier Typen *monogamy*, *mahogany*, *monotony*, *cacophony* werden bei Sweet zu einem einzigen: *mənogəmĭ*, *məhogənĭ*, *mənotənĭ*, *kəkofənĭ*. Ich glaube aber mit Murray, dass man bei deutlicher Aussprache diese Formen wohl unterscheiden kann. Gesetzt, ein engl. Schulknabe kennte das Wort *monogamy* nicht, so würde er bei deutlichem Diktieren, ohne dass dieAusspr. pedantisch genau zu sein brauchte, doch verstehen, dass „monogamy" und nicht etwa „manogomy" gemeint wäre. Erst bei undeutlicher, nachlässiger oder vulgärer Ausspr. verschwimmen diese Vokale.

Accent. Ich habe aus Murray oben schon mehrere Wörter mit schwankendem Accent angeführt. In solchen Fällen, wo der gebildete Gebrauch wirklich schwankt, entscheidet Murray meist nicht, was das Richtigere sei, ausser in Fällen der Ungewissheit wie *centenary*. So envəi·rənz, e·nvirənz. Dagegen hat er nur kǫ̆me·ndăb'l, nicht auch com'-

[1] Das Verhältnis von *ǫ* zu *ǫ̆* erhellt aus der Vergleichung von kǫ·nfiskeit mit kǫ̆nfi·skeit, kǫ·nsĕntreit mit kǫ̆nse·ntreit, kǫ·mpĕnseit mit kǫ̆mpe·nseit.

[2] kǫ̆n- ist hier Druckfehler.

mendable. Sehr interessant sind die in der Academy 1891, II 287. 433. 452 veröffentlichten Untersuchungen über die Accentuation von *contents* Inhalt. Auf seine Frage an das gebildete Publikum, wie dieses Wort in verschiedenen Sätzen accentuiert werde, empfing M. nicht weniger als 397 Antworten. Aus diesen geht es nun hervor, dass in Südengland die gebildete ältere Generation meist *conténts*, dagegen ebenda die jüngere, in den Provinzen auch die ältere, *cóntents* spricht[1]. Wir haben also auch hier die immer weiter um sich greifende Tendenz, die Lehnwörter nach germanischer Art auf die erste Silbe zu betonen. *Con'tent* verhält sich zu *contain'* ungefähr wie *ob'ject* zu *object'*, *in'crease* zu *increase'*, und diese wie *o'verthrow* zu *overthrow'*, *o'versight* zu *oversee'*. Miss Soames schreibt mir, dass während die ältere Generation noch *ẹtikẹt'*, *invəlīd'* spricht, die jüngere oft *et'ikẹt*, *in'vəlīd* betont.

Die Lautbezeichnung ist bei Murray nicht überall streng konsequent oder streng phonetisch; Druckfehler finden sich, wie wohl unvermeidlich, hie und da; aber im Ganzen ist das neue Wörterbuch auch in phonetischer Rücksicht ein Meisterwerk, das unsere Kenntnis der englischen Lautschattierungen wesentlich gefördert hat.

Dr. **R. J. Lloyd**, *Speech Sounds,* Phon. Stud. III 251 ff. Rezensionen von Beneckes *Engl. Pronunciation,* ib. II 337 ff.; von Bells *Popular Manual,* ib. IV 114; von Tänzers *Die Natur unserer Sprachlaute,* ib. IV, 247; von Soames' *Introduction* ib. V 78 ff.

Lloyds Arbeiten, bes. seine *Speech Sounds* habe ich oben schon öfter erwähnt. Hier will ich kurz auf seine Ansichten über engl. Usspr. eingehen. Er ist Nordengländer und macht die Bedeutung der gebildeten nordenglischen Aussprache als konservatives Element der Invasion des Cockneytums gegenüber geltend. Wenn er glaubt, dass das konservativ-korrekte Nordenglisch den Einfluss der Londonersprache zurückdrängen wird, mag dies in einzelnen Punkten vielleicht möglich sein. Aber im Ganzen dringt die gebildete südenglische Aussprache auch im Norden mehr und mehr ein, wie ich schon oben be-

[1] Weiter bemerkt Murray: „Looking at the matter historically we know that *contént* is the original pronunciation. But Walker, a hundred years ago, found that *contents*", when it signifies the matter contained in a book, was often heard with the accent on the first syllable" [Principles § 493]; to this, however, he did not give his sanction, nor have the pronouncing dictionaries recognised *cóntents* until very recently; in Webster's table of usage it appears first in 1860; I find it in Worcester of 1846 as a variant".

merkt habe. In seiner Besprechung von Miss Soames' Buch giebt Dr. Lloyd eine sehr schöne Darstellung der wichtigsten Eigentümlichkeiten der gebildeten nordenglischen Aussprache, welche von hohem Wert für Phonetik und Sprachforschung ist; in mehreren Fällen zeigt der Verf., dass der beste Gebrauch im Norden und Süden nahe übereinstimmt. Im Gegensatz zu Sweet und anderen neueren Phonetikern macht Lloyd Phon. Stud. II 341 geltend, dass die ideale Sprachform, die Grundform, „the true *Lautbild*" nicht die undeutlichste, nachlässigste, sondern die deutlichste, isolierte oder emphatische Lautung des Wortes ist: „the phase . . . which the word assumes when it is placed in an entirely isolated, or a supremely emphatic, position". Let them [the phoneticians] only consider how they would pronounce the word if it constituted in itself the answer to a question, and they will thereby at once make clear what is the sound which is *aimed at*, even in the most obscure and rapid enunciation. These obscured pronunciations . . . only happen in the same degree that the speaker is unconscious of them . . . the only true *lautbild* of the word is that which it assumes in the full glare of consciousness, and its other forms are strictly subordinate and derivative". In dieser konservativen Tendenz trifft Lloyd mit Murray, Miss Soames und mir zusammen. Die entgegengesetzte Tendenz ist jetzt so verbreitet, dass es erfreulich ist, dass sich so viele Stimmen als möglich für die sorgfältigere Aussprache erheben. Über die Grade der Verdunkelung macht Lloyd mehrere interessante Bemerkungen: „Unusualness either in the word or syllable seems to be some safeguard against complete obscuration. Herr Benecke is hardly right in giving the obscure ə sound to the last syllable of *chaos* and *pathos*, although they adjoin the accent: it is more like unaccented ǫ: The unusual ending *-os* seems stronger to resist obscuration. [Vgl. kĕ^i^ǫs, bēi·þǫs Murray.] So also it may be admitted that the familiar names *Atlas*, *Marcus*, have an oscure and practically identical ending, but if *Chalcas* and *Troilus*, *Pelopidas* or *Naupactus* were being spoken of, the vowels might be partially obscured, but certainly not beyond recognition". Ich füge dazu die Bemerkung, dass in der Aussprache Vieler Pallas deutlicher, näher *päl'ăs* [in Murray'scher Lautschrift pæ·læ̆s], palace undeutlicher wie *pälɐs*, *päləs* (wenn nicht *pälĭs*) gesprochen wird. „It is probable that the obscuration of the second vowel in *exaltation* is greatly retarded by the fact that such a change would bring is into phonetic identity with *exultation* [*ęgzɒlteisən* Sweet]". Ich glaube, dass der schwache Nebenaccent der Wurzelsilben auch an dieser Unterscheidung Anteil hat. Lloyd Phon. Stud. II 339 verteidigt die Ausspr. *åsk, glås* gegen das südengl. *ā*: „the change is still undecided, and no one who it acquainted with northern pronunciation and the current teaching of the board schools would venture to predict any certain victory for the longer form". Und doch ist es wohl sicher genug, dass die Ausspr. *āsk* etc. immer weiter gegen Norden vordringt. — Dr. L. ist geneigt, das völlige Verstummen

des postvokalischen *r* fast gänzlich zu leugnen, „save in the metropolis and its immediate neighbourhod", Phon. Stud. II 340. Ib. V 88 ff. liefert er eine eingehende Untersuchung der „vowels with *r*", wo er auch für London far *faə̣* od. *fa̧ə* „with coronal articulation", mit koronal (supradental) schliessendem Vokal, behauptet. „If the phoneticians are right, all cultivated southern vowels are dorsal; and, to put it in a concrete form, *baa* and *bar*, *father* and *farther*, *Russia* and *rusher*, *sylvan* and *silvern* etc. are a series of paired identities ... But this is far from being the case in London, where the coronal endings of the vowels are sometimes very marked. The present London tendency is in fact not to level down all coronal terminations to dorsal forms but rather to give a coronal termination to many vowels which never had an *r*. Hence we hear of a *flaw(r)* in the argument, of *Russia(r)* etc. These *r*'s could never arise thus out of nothing unless the previous vowel had a tendency *per se* to finish coronally". Ib. V 81: „*a* in *father*. In London there is a marked tendency to diphthongize this vowel. It seems to me that this London vowel begins with a normal (dorsal) *a*, and ends with a coronal one: the tongue tip is raised during the continuance of the vowel". Die eigentliche Frage ist, ob die Vokale auch von Konsonanten oder in pausa koronal schliessen, z. B. in *far better*, *poor father*. Das ist nach der bestimmten Ansicht aller südengl. Phonetiker und auch nach meiner Erfahrung im gebildeten Südenglisch nicht der Fall. Die schwächste Spur von *r*-Artikulation lautet jetzt provinziell, z. B. kentisch. Es ist aber möglich, dass etwas derartiges in der Aussprache der älteren Generation vom Anfang des Jahrhunderts stattgefunden hat. Darauf deuten sowohl Ellis' Erklärungen als meine Erinnerungen. Ellis ist EEP 197 geneigt, gelegentlich „a slight raising of the tongue in the mouth of a careful speaker" anzuerkennen. Eine solche Spur glaube auch ich in meiner Jugend von älteren Engländern gehört zu haben. Aber die gewöhnlicheËsspr. ist auch nach Ellis „a vocal murmur, differing very slightly from ə", ib. 196. Wenn Lloyd Phon. Stud. V 79 sagt, viele Londoner könnten seine koronalen und ihre eigenen dorsalen Vokale in *hard*, *church*, *burn* nicht unterscheiden, so ist es vielleicht auch umgekehrt denkbar, dass Lloyd koronale Artikulation zu hören glaubt, wo in Wirklichkeit keine solche stattfindet. Und doch bin auch ich geneigt, in einem Falle eine Ausnahme anzunehmen. Es kommt mir seit meiner Jugend oft vor, dass *r* vor Dentalen eine schwache Spur hinterlässt, so dass z. B. barred *bāəd* (*bād*) nicht ganz wie baaed, promenade lautet, thundered *þɒndəd* nicht ganz wie hundred *hɒndrəd*, sondern mit schwachem spirantischem Gleitlaut, ungefähr *bāʳd* od. *bād̦*, indem vielleicht auch der Dental dann etwas zurückgezogen wird. Dies ist vielleicht auch subjektive Auffassung von mir; wenn nicht, ist es vielleicht ein individueller Überrest der älteren Aussprache. Etwas Ähnliches hört auch Ellis gelegentlich in *cart*, EEP 1153. Endlich scheint es mir auch bei Lloyd eine ähnliche Beobachtung angedeutet zu finden, S. 82: „I strongly suspect that ə [in *turn*, *herd*] is frequently coronal in the South also, esp. before dentals". — Über die vulgäre Cockney-Aussprache von Wörtern wie *fate* hat Dr. L. V 83 eine eigentümliche Theorie: „in popular speech

one does not hear a diphthong, but a long *catena* of vocalic sound, beginning at *ä* [in *man*] and ending at *j* [in germ. *ja*]". Weiter unten sagt L. von *ij* in *feel*, dass Miss Soames' Bemerkung in Int. 45 makes it clear that the main element of the vowel is *i* (high-front-narrow), not *ĭ* (high-front-wide). But this is exactly the Northern vowel — thus shewing, as in so many other cases, that the best English speech, both North and South, has a strong tendency to agreement. For though this is doubtless the best Southern pronunciation of the vowel it is by no means the universal one. The form which one hears in London most commonly has not only a marked after-glide of *j* but a marked fore-glide of *ĭ*. The Londoner seems to have a constitutional indisposition to keep his tongue still. Hence the substitution of these peculiar vocalic *catenae* for nearly all long vowels and diphthongs. They differ from real diphthongs in that a diphthong consists of two sounds, joined by a glide so rapid as to produce no sensation but that of discontinuity and transition, whilst in these locutions the voice glides more evenly through several sounds without resting upon any. The first and last sounds strike the ear most forcibly, partly because of their finality and partly because the motion of the tongue is slower at the beginning and end of its swing than in the middle. Hence we find Sweet writing this vowel in his *Primer* [of Phon.] in symbols equivalent to *ĭj*". Dr. Lloyds Theorie ist so fein ausgeführt, dass es mir von Interesse schien, sie hier *in extenso* anzuführen. Ich bin mit dem eigentlichen Cockney-Dialekt zu wenig vertraut, um mir über solche Feinheiten ein entscheidendes Urteil zu bilden. Ich muss gestehen, dass ich solche Vokalgleitungen nicht bemerkt habe, ausser vielleicht bei *ĭj*. Auch glaube ich kaum, dass diese Verbindung mit vollem kontinentalem *j* schliesst. Vielleicht kennt L. als echter Engländer kein wahres *j*. — Von *v* in *but* kennt Lloyd V 85 nicht weniger als drei Varietäten, alle zwischen *a* (in *father*) und *ä* (in *man*) liegend; das heisst, sie sind alle „mixed". „It is possible to pass from *a* to *ä* by a gradual transformation of the articulation, consisting mainly in the slow moving-forward of the point of greatest constriction. When this is done, three intermediate sounds are recognized as familiar by an English ear. The most obscure is encountered, strange to say, in the nearest proximity to *a*: the next is about midway, and the last is not far, either in articulation or quality, from a blunt *ä*. Each of these three sounds is frequently heard in English *but*. — The first oftenest in the North, the second in the South, and the third in London. Sweet, following Bell, describes the *but* vowel as 'mid-back-narrow', and this agrees very well with the formation of the Northern vowel; for the tongue is drawn slightly upward as well as forward in departing from the *a* ('mid-back-wide') position. The sudden and complete change of quality caused by this small displacement is very remarkable. But this is not the commonest good Southern pronunciation, nor is it the one indicated as such by Miss Soames. On p. 45 she couples together vowels of *burn* and *bun* as a pair, long and *short*, of nearly equivalent vowels, and I quite agree with this identification, so far as regards good Southern pronunciation. Now the *burn* vowel is Sweet's

'low-*mixed*-narrow': and I hence conclude that Miss Soames' *but* vowel is mixed also, i. e. about midway *a* and *ä*. London carries this „fronting" process still further, and this vowel is there often simply heard as a slightly obscured *ä*. This is part of a general tendency which at present affects a whole series of London front vowels. A Northerner, listening to Londoners pronouncing the words *bun*, *rat*, *said*, seems often to hear *bän*, *rę̇t*, *sed*; and with many London children the vowels are undisguisedly *ä*, *ę*, and *e*". Auch diese Beoabchtungen sind so fein und scharf, dass sie die möglichst weite Verbreitung verdienen. Vom Londoner Hang zum Palatalismus sagt Lloyd weiter: „*ä* in *man*. The Southern vowel is generally half-long; and its quality is „keen", whilst that of the Northern one is „blunt". The timbre of the Northern suggests its proximity to *a*, but that of the latter suggests *ę* much more strongly. Hence in London it sometimes passes over into *ę*, especially with children (*rat* = *rę̇t*).

e in *bet*. London tends to raise this vowel from *ę* to *e*, or even further: *yet* or *says* sometimes suggests *yit* or *siz*, with *ĭ* for vowel. [Vgl. bei Sweet *sid* = said, Cockney „*git* off" etc.] Good Southern seems to me to follow London a little way, but not far, in this respect. It seems to me that the Southern pronunciation of *bet*, if prolonged, would just yield Fr. *bête*: whilst the Northern vowel of the same word, if prolonged, would give the S. Eng. of *air*, *airy* [also ɛ]". Dies ist sehr fein beobachtet. Lloyd erkennt dieselben zwei Schattierungen des unbetonten *i* wie Miss Soames: *räbĭt*, *rę̇stlės*. „In regard to prefixes I rather think that Miss Soames might have extended her statement considerably: the first syllables of such words as *return*, *predict*, *estate*, *believe*, *erect*, all contain this same obscure *i* [= *ė*, Murray hat bĭlī·v; die gew. südengl. Ausspr. ist *bĭlīv'*]. At the same time I rather regret that Miss Soames generally uses simple *i* for this sound also; because the sound itself becomes simple *i* [*ĭ*] in London: and the sign therefore conveys an apparent endorsement of a Londinism. Sweet Handb. writes *e*[1] for this sign. For lack of some such sign Miss Soames maket *elicit* = *illicit*: *elusory* = *illusory*: *purest* = *purist*; [*Frances* = *Francis*]; which equations certainly do not hold good in Northern English". In den Diphthongen *ai*, *au* (z. B. in *my house*) fasst Lloyd das betonte Element als *ä*; *u* in *tune* in der gew. Ausspr. als engl. *j* + *uw*; in Lond. „one of their characteristic vowel-slides, beginning about *i* and running first down the „front" series of vowels, after which the lips are gradually drawn in, and the sound runs up the „front-round" series of vowels till it ends on „narrow" *w*". Ich habe hier oft das unsilbige *i* beobachtet, z. B. beauty *bịutĭ*, aber nicht die von L. wahrgenommenen Vokalgleitungen.

Dr. Lloyd zeigt sich überall als hervorragender Akustiker; er beobachtet überaus fein und weiss seine Beobachtungen klar und anschaulich darzustellen. Dazu hat er das in meinen Augen grosse Verdienst, von der guten alten Aussprache alles bewahren zu wollen, was bewahrt werden kann. Die Sprache und die sprachliche Mode ändert sich von selbst

so schnell, dass es überflüssig ist, diese Bewegung fördern zu wollen, dagegen nützlich, dass auch hemmende Kräfte wirksam sind, damit die südenglische Entwickelung in nicht allzu schroffen Widerspruch gerate zu den konservativen Tendenzen des Nordenglischen, Schottischen, Irischen, Amerikanischen, Afrikanischen, Australischen, kurz: der Mehrzahl der englisch sprechenden Welt. Wenn ganz Südengland Cockney spricht, wird es den Ton nicht mehr angeben können.

Aug. Western, *Engelsk Lydlære* for studerende og lærere. Kristiania, Malling 1882. — *Englische Lautlehre* für Studierende und Lehrer. Vom Verfasser selbst besorgte deutsche Ausgabe. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1885 [1].

Der treffliche norwegische Phonetiker August Western ist dem deutschen Publikum schon längst rühmlichst bekannt, sowohl durch obiges Buch, als durch seine Rezensionen phonetischer Arbeiten in den *ESt.*, *FT.*, *Phon. Stud.* etc., sowie durch seine eifrige Beteiligung an der Reform des neusprachlichen Unterrichts. Die norw. Ausgabe begleitete ich mit einem empfehlenden Vorwort, wo ich u. a. sagte: „W. hat sich der neueren englischen Schule enge angeschlossen, auch in Punkten, die mir zweifelhaft sind. Es giebt ausser England kaum Jemand, der mit den Ergebnissen der Schule so vertraut ist wie W. . . . Die Schule nimmt auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt vorzugsweise Rücksicht auf die Bildung der Laute, und weniger auf die eigene Beschaffenheit derselben [2]. Wenn z. B. von einem „gehobenen“ Laut gesprochen wird, so wird damit zunächst nicht gemeint, dass der Laut selbst höher ist, sondern dass er seiner Bildung nach im Munde höher liegt“.

Western ist ein ähnlicher „uncompromising character“ wie Sweet; er lässt sich auf Mittelwege und Kompromisse nicht ein, sondern geht

[1] Rezensionen der norw. Ausg. von Brekke in der norw. Zeitung „Morgenbladet“ 22. Jan. 1883; von A. Larsen in der dän. „Nationaltidende“ 10. Jan. 1883; von Stjernström Lbl. 1884 Sp. 103, Nord. Revy I 78; von Joh. Storm *Univ. og Skole-annaler* II (1887) 323.

Rezensionen der deutschen Ausg. von Trautmann Sprachl. 327; von Klinghardt ESt. VIII (1885) 348; von Passy? *Fon. Titcer* Aug. 1886; von Schröer Lbl. 1886 Sp. 422; von Garnett American Journal of Philology VII (1886) 388; von Techmer IZ II (1887) 388.

[2] Zu dieser Stelle bemerkt Klinghardt: „Es geht hieraus deutlich hervor, dass Storm eine Weiterentwickelung der engl.-skandinavischen Schule voraussetzt und zwar in der Richtung, welche unter Führung von Techmer und Vietor durch den Beschluss der neusprachlichen Sektion zu Dessau gekennzeichnet worden ist: „Dabei dürfen nicht einseitig die physiologisch-genetischen Vorgänge berücksichtigt werden, sondern es sind die akustischen in gleicher Weise in Betracht zu ziehen“. Ich habe in der That oben mehrmals ausgesprochen, dass auch mir der Laut und sein Wesen das Höchste ist. Nur glaube ich, dass diese neuere Richtung durch Techmer nur unvollkommen vertreten ist. Ein wirklich neuer Weg in dieser Richtung ist erst durch Dr. Lloyd angebahnt.

ohne Bedenken bis an die äussersten Konsequenzen seiner Theorien; bisweilen geht er in seiner Opposition gegen das Herkömmliche noch weiter als Sweet. Bei allem Anschluss an den Führer der engl. Schule zeigt sich W. doch in mehreren Punkten von ihm unabhängig, so (in der deutschen Ausgabe) in seiner Auffassung von *a* in *father* als „flat", worüber schon oben gesprochen ist. Jedoch ist er schon im Nachtrag geneigt, diese Ansicht zurückzunehmen. Die engl. Lehre von *narrow* und *wide* wird von W. etwas modifiziert. Die verschiedenen horizontalen und vertikalen Artikulationen sollen von einander ganz unabhängig sein, und zwischen ihnen keine Zwischenstufen stattfinden; so soll bei allen vorderen Vokalen die Zunge gleich weit vorgeschoben sein, also bei der Reihe *i-e-æ-ä* kein allmähliges Zurückziehen stattfinden [anders Bell, Sweet, Jespersen]. Die Vokale derselben Reihe sollen sich unter sich nur durch den Kieferwinkel unterscheiden, die Zungenstellung soll wesentlich unverändert bleiben; jedoch werden die Schattierungen des *a*-Lauts (hohes, mittleres, tiefes *a* wie bei mir) durch ein leichtes Vor- und Zurückschieben der Zunge gebildet. Die geschlossene und offene Aussprache (*narrow — wide*) beruht auf verschiedenen Graden der Hebung, einer leichten Modifikation der sonst unveränderten Zungenstellung. Diese Lehre ist von einem gewissen Dogmatismus nicht frei; man sieht nicht, wie W. zu ihr kommt, oder wie sie sich mit dem wahrnehmbaren Verhalten der Organe verträgt. Namentlich glaube ich, dass W. dem Kieferwinkel zu grosse, den Zungenbewegungen zu kleine Bedeutung beilegt. S. 7 zeigt W., dass die Trautmannschen Zwischenvokale eigentlich nichts anders sind als die Bell'schen *wide vowels*[1] und glaubt damit Trautmann für das Bell'sche System gewonnen zu haben. Dagegen wehrt sich nun Trautmann Sprl. 327: „Bell verstand wahrscheinlich, und Sweet versteht sicherlich, unter den 'wide-vowels' etwas anderes als ich unter den Zwischenvokalen verstehe". Ich will jetzt einige Einzelnheiten kurz besprechen. Statt *ęę* in hare kommt nach S. 18 auch *ææ* vor, „wie ja auch der akustische Unterschied zwischen den zwei Lauten nicht sehr hervortretend ist". Das kommt doch sehr auf die Voraussetzungen eines jeden an. Demjenigen, der z. B. im Norw. nur *hęst* (Pferd) sagt und hört, klingt *hæst* sehr breit. Während Sweet im Handb. *hęd* und *hæd* als gleich häufig ansah, sagt er dagegen Sound Notation (1881) 57: „Southern Engl. always has *ę* in end". Ellis EEP fasst ebenfalls *ę* als den gew. Laut in Fällen wie ell: „I certainly occasionally recognize *æ*, but it always strikes me as unpleasant". Übrigens ist der gew. engl. Laut vor stummem *r* ein Mittellaut *ε*, s. oben. *a* in *name* fasst W. entschieden als *ęęi*, dagegen *o* in *no* nicht entsprechend als *ǫǫu*, sondern als *oou*, womit er eig. *ó*ᵘ meint, also *nó*ᵘ *nęim*; Schröer bemerkt: „daneben wird er aber doch auch die sehr häufige Asusspr. mit *ǫ* zugeben müssen". Die unbetonten Vokale sind bei W. *ə*, *ı̆*, *o*, *u*; mit den zwei letzteren meint er *ó*, *ú*, was zwar aus der Beschreibung, aber nicht aus der Bezeichnung hervorgeht; z. B. *əmęr'ı̆kə*, *in'tı̆mı̆t*, *fęl'o*, *väl'ju*. Er

[1] Hierüber äussert sich Western auch *Ark. f. nord. Fil.* III (1886) 283, ESt. XI 331.

bezeichnet das betonte kurze *ĭ* durch *i*, das unbetonte als *ĭ*, wo ich bezw. *ĭ*, *ė* vorziehen würde.

Unbetonte Vokale werden nach W. oft, bes. in Berührung mit stimmlosen Konsonanten, geflüstert, z. B. *t(ə)geð'ə*, *kvmf(ə)təbl* (S. 25). Sweet Handb. 66 kennt in *təgeð'ə* etc. nur voice glide; jedoch später, Elb.[1] (1885) xxiij: „*ə* oft sogar mit Flüsterstimme“; ähnlich Prim. Phon. 20. 73. Gegen diese Auffassung spricht sich Jespersen aus, wie schon oben erwähnt. Ich bin geneigt, hier als gelegentliche flüchtige Form stimmlosen Gleitlaut anzusetzen: entweder spricht man *kvmfətəb'l* oder *kvmftəb'l*, kaum oder selten mit Sweet *kvmftəb'l*. In seiner Beschreibung des engl. *l* als alveolar mit gesenkter Mittelzunge folgt W. Sweet; jedoch sagt er, dass „ausl. *l* wie in *well* gegen das Ende gutturalisiert wird, indem die Zungenwurzel sich gegen den weichen Gaumen hebt“; meines Erachtens und auch nach Jespersen ist diese Erklärung auf das engl. *l* im allgemeinen, doch mehr auf postvokalisches als auf prävokalisches, zu erweitern. Ich muss mich mit diesen kurzen Bemerkungen über das phonetische System Westerns begnügen. Der II. Abschnitt giebt eine ausführliche englische Aussprachelehre, nach den Lauten geordnet. Es ist dies eigentlich die erste eigentlich wissenschaftliche, historisch-phonetische Darstellung der englischen Aussprache, die wir besitzen. Im Vergleich mit älteren Darstellungen bezeichnet sie einen sehr grossen Fortschritt. Was ich an ihr auszusetzen habe, ist dass sie zu gewaltsam mit dem Herkömmlichen bricht, und nicht die gebildete engl. Auffassung genug berücksichtigt, indem sie nachlässige Formen zu sehr bevorzugt; Western übertrifft hierin bisweilen sogar Sweet, der doch hierin gewiss weit genug geht; nur in einzelnen Punkten ist W. mehr konservativ. Westerns Standpunkt ist überhaupt, dass man sich an einen bestimmten lokalen Dialekt halten soll: „choose what dialect you please — one is as good as another“; jedoch sei der Londoner Dialekt als der zugänglichste und als derjenige der Hauptstadt vorzuziehen; aller Eklekticismus ist vom Bösen; W. spricht von „standard English“ als „artificial“, „something which does not exist anywhere“ (Fon. Tîtcer Jan. 1887). Konsequent müssten diese Grundsätze dazu führen, den reinen unverfälschten Cockney-Dialekt zum Muster zu nehmen. Dagegen wehrt sich jedoch Western. Er spricht Phon. Stud. II 260 aus, er habe mit seinen „nunmehr fast berüchtigt gewordenen Worten“ natürlich nur „gebildete Dialekte“ gemeint. Wenn dem so ist, so sollte er doch den gebildetsten Dialekt bevorzugen, nämlich das von Cockney-Eigenheiten und Vulgarismen freie gebildete Südenglisch, das nach der Ansicht der besten Gesellschaft das beste Englisch ist. Von den Einzelheiten erwähne ich hier nur wenige, da ich auf solche unten bei Besprechung von W.s späterer Arbeit näher eingehe. Ich kann die starke Zusammenziehung und Verdunkelung in Formen wie *nęs'ĭsrĭ* und *dai'ələg* nur als ganz gelegentliche Nachlässigkeit anerkennen.

Was heisst das Adj. celebrate mit der Ausspr. *sęl'ĭbrĭt*? Neben wont *wvnt* (gewohnt) kennt W. auch das moderne *woᵘnt* (auch ESt. XI 328 erwähnt), neben worry *wvrĭ* auch *wǫrĭ*, das mir unbekannt ist. In authority spricht er nur *å*, nicht wie Sweet *əþorĭtĭ*. Zu loben ist, dass

W. öfter Nebenformen giebt: *wåå-nvt* od. *wåål-nvt; histərĭ, histrĭ, åånə-mənt, åånmənt*, je nach der Schnelligkeit der Rede *saa'mədĭ* od. *säl'mədĭ*. Sehr verdienstlich ist die genetische Behandlung des Stoffes. Schon Mätzner hatte teilweise darauf hingezeigt, dass der urspr. unbetonte romanische Vokal, namentlich *i*, im Engl. kurz blieb, z. B. *cĭty, pĭty*, Engl. Gram.[1] (1860) 17; auch aus den Beispielen von *a* wie *rapid, acid* etc. lässt sich dasselbe Prinzip herleiten. Dies wird nun von Western systematisch durchgeführt. Für die Verstummung der unbetonten Vokale in Endungen werden S. 60 treffliche Regeln gegeben. *Prit'ĭəst* 60 ist m. E. unrichtig oder ungewöhnlich, vgl. *haadĭĭst* Sw. Sp. 70; ebenso *in'trəst* Western 61. Auch die Erklärung der verschiedenen Aussprachen von *s* ist sehr verdienstlich. Wenn es S. 69 heisst: „loose *luus* unregelmässig, da ags. leás, leása regelm. *liiz* hätte geben sollen“, so glaube ich, dass loose gar nicht von ags. leás (lēas) kommt, eher vom altn. *lauss* [vgl. Zupitza Angl. VII Anz. 152] od. nd. *lōs*. Anhang I. Die Aussprache gelehrter und fremder Wörter. Hier ersieht man den Grund, warum z. B. die Latinismen und gelehrten Wörter grātis, pāgan langen Vok. haben im Gegensatz zu eingebürgerten frz. Lehnwörtern wie ăcid, răpid. Anhang II. Eigennamen. Hier hat W. sehr gründliche Untersuchungen angestellt. Man wünscht nur, das Verzeichnis wäre etwas ausführlicher. Anhang III. Sprachproben, und Nachtrag über die Bildung des *a*-Lauts schliessen das Buch, dessen Wert durch ein ausführliches Wortregister noch erhöht wird. Im Ganzen giebt Western uns eine gründliche und systematische, wenn auch etwas einseitige Darstellung der englischen Aussprache.

Aug. Western, *Engelsk lydlære for skoler*. Kristiania Malling 1882. Deutsche Übersetzung: *Kurze Darstellung*[1] *der englischen Aussprache* für Schulen und zum Selbstunterricht. Heilbronn, Gebr. Henninger 1885. 43 S. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1892. 121 S. Dieses Büchlein ist ein Auszug der grösseren Ausgabe. Die sehr bedeutende Erweiterung, welche die 2. Aufl. erfahren hat, beruht hauptsächlich in einem alphabetischen Wörterverzeichnis mit Aussprachebezeichnung S. 41—97, welches in Wirklichkeit ein kleines Aussprachewörterbuch ist, wo die meisten der gebräuchlichsten Wörter der Umgangssprache aufgenommen sind. Dazu kommen Sprachproben S. 100—121. Besonders das Wörterverzeichnis hat den Wert des Buches ganz wesentlich erhöht, so dass es als ein sehr praktisches Nachschlagebuch empfohlen werden kann. Freilich wäre besonders in einem Schulbuch eine konservativere Haltung zu wünschen. Ich will hier die hauptsächlichsten Eigenheiten der Westernschen Ausspracheform kurz besprechen. W. folgt im Ganzen Sweet, geht aber besonders in der Verdunkelung der unbetonten Vokale bisweilen noch weiter, zum Teil wohl weiter als die Sprache selbst. So hat er nicht nur *poousti̥dzh*, sondern auch *hę̄rĭtĭdzh*, wo man wohl gew. *hę̄rĭteⁱdž* mit tertiärem Nebenaccent spricht. Andrerseits hat W. *aut'rę̄eidzh*; man wundert sich, dass er nicht auch *autrĭdzh* spricht. Wenn W. contact *kǫn'təkt*, abstract

[1] Abgekürzt *Lautl.* Lautlehre; *KD* Kurze Darstellung.

äp'strəkt əbsträkt' [1] etc. schreibt, hat es den Anschein, dass er keinen Kompromiss zwischen *ə* und *ä* anerkennt. Er sagt aber Lautl. 8, dass engl. *ə* an sich offener, mehr *a*-haltig ist als deutsches *e* in *Gabe*; und S. 24: *ə* wird oft ein wenig gesenkt, so dass es zwischen *ə* und *a* liegt und geradezu in den Laut, den man Smart's Compromise nennt, übergeht, vgl. Storm EPh.[1] 92. Ich glaube aber, dass *ȧ* nicht zwischen *ə* und *a*, sondern zwischen *ä* und *a* liegt und mit den dunkeln gemischten oder Mittelzungenvokalen nichts zu thun hat. Wir haben hier nicht *ȧ*, sondern ɐ = low-mixed-wide anzusetzen, den wirklichen Mittellaut von *ə* und *a* [od. *ä*]. Die Bezeichnung W.s ist nicht so klar wie Murrays ǣ. Man kann nicht wissen, ob er mit *əbsträkt'*, *əksępt'* in Wirklichkeit *ə* oder ɐ (ǣ) meint. Geradezu falsch ist *näp'sək*, *səlvęęi'shən*, *dəmnęęishən*, *trənslęęit'*, wo Sweet *'næpsæk*, *sælveiʃən*, *træns'leit* (vgl. *træns'plaant* Sp. 70) hat. Besonders in knapsack *näp'säk* ist die Verdunkelung im zweiten Zusammensetzungsglied wegen des starken Nebendrucks fast unmerklich. W. übertreibt die Verstummung in *wumn*, *dzhəəmn*, *gälnt*, *səəvnt*, sogar *səəkəmstns* (man ist froh, dass er nicht *səəkmstns* ansetzt!), wo Sweet sich mit *wumən*, *dʒəəmən*, *gælənt*, *səəvənt*, *distəns* (also auch *səəkəmstəns*) begnügt. Sonderbar steif klingt dagegen *kəməə'siəl* gegen das gewöhnliche *kəməəʃəl* (Sweet Sp. 71). W. hat *fii'məl*; ich kenne nur *fī'meil*, so auch Sweet Sp. 95. Dagegen hat W. das *a* in *-al* nicht wie Sweet ganz stumm gemacht: *änĭməl, käpĭtəl*, *präktĭkəl*, *prinsĭpəl, rädĭkəl*, wo Sweet nur *ænĭml*, *præktĭkl* kennt. Das beliebte *nęs'ĭsrĭ* finden wir 17. 32; jedoch *nęs'ĭs(ə)rĭ* 73. *baa'bərĭzm*, aber *bəbär'ĭk*, *bəbęę'rĭən*, *pətęęik'*; er scheint die übliche gebildete Aussprache *pāteik'* (mit langem oder halblangem *a*) nicht anzuerkennen. Maintain *mĭntęęin'* wohl nach Sweet. *Dai'ĭt*, *kwai'ĭt*, besser wohl mit Sweet *kwaiət*. *svdĭn* gegen Sweets *sadn*. Cypress *sai'pręs* 34 richtig wegen des Nebenaccents, daneben *saiprĭs* 55, das m. E. ungewöhnlich ist, was auch von princess *prĭn'sĭs*, process *proousĭs,* progress *prǫgrĭs* gilt. Für W.s solemn *sǫlĭm*, poem *poouĭm*, poet *poouĭt*, worin er Sweet folgt, sage ich mit vielen Gebildeten *-ęm*, *-ęt*. Auch W. hat diadem *dai'ədęm* (Nebenaccent); dagegen weniger gut *intəlĭkt*, besser *ĭntĕlękt* mit tertiärem Nebenaccent; vgl. das richtige *aa'kĭtękt* W. Die Verdunkelung *ə* in *pritĭəst, fĭftĭəþ* ist ganz ungewöhnlich, bei Sweet nur *-ĭist, ĭiþ*. Auch für *kruuəl*, *dzhuuəl vauəl* ist wohl *-ĕl* gewöhnlicher. Sehr richtig hat W. *dzhęnərəs*, *mistərĭ* neben *dzhęnrəs*, *mistrĭ* etc. Dagegen hat er nur *ɒmbręlə*, *dzhibråål'tə*, wohl aus Rücksicht auf den Schulunterricht, da er sonst, so viel ich weiss, Sweets Ansicht über *ɒmbəręlə* teilt [2].

W. giebt interest *in'trĭst* ohne die von Sweet zugelassene Nebenform *intəręst*; auch *intrəst* wird nicht mehr erwähnt. *Męs'ndzhə, päs'əndzhə, tshälndzh* gegen Miss Soames' *męsĭndžə* und Murray's *tʃæ'lėndʒ*. Sonderbar

---

[1] Für das unverständliche *əb- sträkt* W.s setze ich meine Bezeichnung.

[2] Er bemerkt in einem ungedruckten Bericht über eine Studienreise (1887) dass *'ɒmbəręlə* in der gebildetenAusspr. wirklich vorkomme; er habe es bei einer sehr gebildeten südengl. Dame beobachtet. Nachträglich bemerkt er jetzt (1892) dazu: „Wie weit dies eine allgemeine Ausspr. ist, wage ich nicht zu entscheiden; ich habe bloss das Faktum referiert“.

təmtęęi'shən, *təmpest'shuəs*, *spəktei'tə*, *vəksęęi'shən*, wo Sweet und Miss Soames einfach *tęmteišən*, *vękseisən*, *sęnsəišən*, *spękteitə* haben. Es hat den Anschein, dass W. diese Aussprache theoretisch aufgestellt und den schwachen Nebenaccent nicht beachtet hat. Umgekehrt hat er *ęndzhînii'ə*, was mit Murrays endʒiniəɹ übereinsimmt; hier findet tertiärer Nebenaccent in der Anfangssilbe statt; dabei ist aber zu beachten, dass Viele, die sonst *ęn-*, *ęks-* sprechen, gerade in diesem Wort *în* sagen. Dass W. mit Sweet *sensəbl*, *vizəbl* sprechen würde, war vorauszusehen; doch hat er daneben auch principle *prinsîpl*. Bosom *buuzəm* scheint veraltet, gew. *bůz'əm*. Dialogue *daiələg*, ebenso *həstîl'îtî*, *prəspęrîtî*; vgl. *kəzmęt'îk* Lautl.; besser und gewöhnlicher *daiəlóg*, *hós-* od. *hǫstîl'î.î*. Andererseits hat W. *äl'î·gǫrî*, *męl'n·kǫlî* mit Nebenaccent; besser *męl'ənkǫlî*. W. hat einerseits *fęl'o*, *təbäk'o*, wo $o = \dot{o}$; andererseits *hooutęl'*, *zouuǫl'ədzhî*; meines Erachtens ist *ó*u häufiger oder bemerkbarer in der nachtonigen Endung als in der vortonigen Silbe. Zu merken ist *äborid'zhîniiz*, *äpsoluu'shən* (aber *äp'səluut*), *svpozish'ən* mit *ó*. Wie *əbzǫlv'*, *əksępt'* hat W. auch nur *səksiid'*, *səksęs'*. Übertrieben *ləgzhuu'rîəs* gegen Sweets *lagʒuəriənt*. Mit *u* in *väl'ju*, *väl'juəbl* wird nach Lautl. 25 *ů* gemeint; KD 6. 8 wird dagegen unter den unbetonten Vokalen *u* nicht erwähnt. Nichtsdestoweniger heisst es S. 34, dass *u*, *ue* etc. in unbetonter Silbe selten *u* lauten, z. B. *välju*. Hier muss doch wohl *ů* verstanden werden. Oder will W. hier jetzt volles *u* gesprochen haben? Jedenfalls ist dies eine Unklarheit, die in einer späteren Auflage zu beseitigen ist. Auch bei *u* erscheint die Verdunkelung übertrieben, z. B. deluge *dęljədzh*, *käl'kjəlęęit*, wenigstens als einzige Form; selbst Sweet hat *inaatikjŭlit* etc.; noch ärger ist *əkjuu'məlęęit* mit blossem *ə*; dagegen nur *ręgjələ*, nicht auch das vulg. *ręgələ*, *ręglə*, *ręgîlə*. Ganz fremd ist mir *kǫstjəm*. Die herkömml. Ausspr. wahrt W. in *mustaash* gegen Sweets *məstaaſ*. Unter den Konsonanten fällt auf das *p* in *äp'snt*, *äp'səluut*, *äp'strəkt* etc. (dagegen *əbsträkt'*, jedoch *äpsoluu'shən* wohl wegen des Nebenaccents), welches ich für unrichtig halte; Sweet hat nur *æbstrækt* mit *b*, sogar in Visible Speech, Prim. Phon. 76. Höchstens ist der letzte Teil, der off-glide, stimmlos. Zu bemerken ist, dass W. auch bei *stręęindzh*, *dęęindzhə* die herkömmliche Aussprache bewahrt, obschon er diese Aussprache ESt. XI 328 als eine Antiquität bezeichnet.

Ich finde die Behandlung der Aussprache bei W. überhaupt etwas uneben; es ist das rechte Maass nicht überall gehalten; auf der einen Seite finden sich nicht wenige Nachlässigkeiten, die der gewöhnlichen gebildeten Sprache fremd sind; auf der anderen Srite ist aber auch diese vulgarisierende Sprachform nicht konsequent durchgeführt. Eine grössere Einheit der Sprachform, und zwar in der Richtung einer mehr gebildeten, sorgfältigen Aussprache, wäre für eine künftige Auflage, bes. in einem Schulbuche zu wünschen. Jetzt sagen viele Engländer von den Eigenheiten W.s, sie seien entweder „odd“ oder „vulgar“, „Cockney“. Sonst kann Niemand rückhaltsloser als ich die redliche und fleissige Arbeit Westerns würdigen.

Schliesslich kann ich nicht umhin, die wohl zu beherzigenden Worte Garnett's hier anzuführen: „[W.s *Lautlehre*] is a full, careful, and

systematic presentation of English phonetics ... It should, therefore, represent the present pronunciation of English in England, but if so, this does not coincide with the best pronunciation of English in America ... If this is correct English pronunciation, it is readily seen how far the English have departed from the older pronunciation of the language, which has been preserved more purely on this side the water, and it will soon be hard to say whether a given pronunciation is „good English“ or not. What hope, moreover, is there for ever attaining a reformed spelling on phonetic lines if the same words must be spelled different ways for Englishmen and for Americans? I relegate this question to the Spelling Reform Associations of the two countries“.

M. Trautmann, *Die Sprachlaute,* ist schon oben besprochen worden. Ich mache hier noch ausdrücklich darauf aufmerksam, dass der zweite Teil auch eine ausführliche engl. Ausssprachelehre enthält: I. Die engl. Vokale. II. Die engl. Konsonanten. Über dieses Buch s. besonders die ausführliche Rezension von Schröer, Lbl. 1886 Sp. 411 ff., wo es u. a. heisst: „Sehr anzuerkennen ist, dass T. so viel wie möglich jeden Laut aus der spezifischen Indifferenzlage der betreffenden Sprache zu erklären sucht, was bes. für das Englische von grossem Vorteile ist. (Hier folgt eine Reihe von Bememerkungen zu den von T. behandelten engl. Sprachlauten) ... Im Kapitel von den Vokalen in untreffiger [unbetonter] Silbe zeigt T. viel feine Beobachtung, und er wird sich den Beifall vieler englischer careful oder „correct“ speakers sichern dadurch, dass er die unbetonten Vokale doch sorgfältiger unterscheidet, als gewöhnlich geschieht. Ich stimme ihm völlig bei wenn er sagt: „Mit drei untreffigen Vokalen kann man zur Not auskommen. Aber in Wahrheit gebraucht die gebildete Aussprache viel mehr. Sie hat eine gewisse Freiheit; sie kann in einem gegebenen Falle einen ganz unbestimmbaren Vokal sprechen, aber sie kann auch, wenn sie will, einen bestimmbaren wenn auch flüchtigen Vokal sprechen“. Er nimmt dem entsprechend 10 Vokale an. Einspruch erheben möchte ich gegen § 451 ff., wo er denselben Laut wie in *had* zur Bezeichnung des von Sweet mit low-mixed-wide [ɐ], sonst durch ə wiedergegebenen unartikulierten Lautes verwendet; wenn sich der Lernende daran hielte, würde er Wörter wie dram*a*, ide*a*, mad*am*, liber*al* höchst affektiert sprechen. Eher könnte man für *drama*, *sofa a* gelten lassen“. „DieUsspr. des *h* in *human* etc. ist doch nicht geradezu zu leugnen ... jedenfalls sprechen sehr viele Südengländer *human*, *humour* etc. mit *h*, wobei der Anfang des *j*, doch nur der Anfang [sehr richtig] ganz deutlich stimmlos wird“.

W. Vietor bereitet von seinen oben besprochenen *Elementen der Phonetik* eine neue (dritte) verbesserte Auflage vor, worin die neuesten Fortschritte der Wissenschaft berücksichtigt werden sollen, weshalb ich hier auf die Einzelheiten seiner Darstellung der engl. Aussprache nicht weiter eingehe, als oben geschehen ist.

A. Schröer, *Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen* auf Grundlage der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Phonetik. Ursprünglich in Zeitschr. f. d. Realschulwesen VII (1882), später besonders erschienen, Berlin 1884, s. Rezension von Klinghardt ESt. VIII 341. —

Einleitung und Paradigmen zur Lehre von der Aussprache und Wortbildung. (Supplement zur Engl. Schulgrammatik). Mit einem Anhange, enthaltend Transkriptionsproben zu R. Sonnenburgs Grammatik der engl. Spr. Wien, Hölder 1885. VI & 34 S. S. Rezension von Vietor ESt. X 320, Erwiederung von Schröer ib. 529. Der Österreicher Prof. A. Schröer ist dem neusprachlichen Publikum schon lange bekannt als ein eifriger Anhänger der engl. Schule und ein vorzüglicher Kenner der engl. Aussprache. Er hat ausser den oben genannten Schriften auch mehrere anderen über die Reform des neusprachlichen Unterrichts und eine Reihe trefflicher Rezensionen im Lbl. und sonst geleistet. Er schliesst sich in mehreren Punkten noch enger an Sweet als ich. Es ist gut, dass auch in Deutschland verschiedene Standpunkte der engl. Aussprache gegenüber vertreten sind, sonst würde man leicht in einen starren Konservatismus versinken. Da Prof. Schröer, so viel ich weiss, keine ausführliche Darstellung der engl.Ausspr. gegeben hat, so kann ich hier nicht näher auf seine Ausführungen eingehen.

Albert Benecke, *English Pronunciation and English Vocabulary.* Sechste neu bearbeitete Auflage. Potsdam, Stein. 1888. XVIII & 211 S. 2 M. Über diese in mehreren Rücksichten schätzbare Arbeit s. die sachkundigen Besprechungen von Western ESt. XIII 522 und von Lloyd Phon. Stud. II 337. Der als Schulmann rühmlichst bekannte Verfasser hat sich hier in mehreren Punkten die Resultate der neueren Fortschritte der phonetischen Wissenschaft angeeignet und sie für die Schule fruchtbar gemacht.

G. Tanger, *Englisches Namen-Lexikon*, mit Aussprachebezeichnung Berlin, Weidling 1888. XXVIII + 272 S. Geb. M. 5. Aus den Rezensionen von Vietor Phon. Stud. III 95 und Western ESt. XIII 529 geht hervor, dass das Buch, obgleich es „einem lange empfundenen Bedürfnisse“ in sehr tüchtiger Weise abzuhelfen sucht, doch manches, namentlich in Bezug auf Aussprachebezeichnung und Vollständigkeit, zu wünschen übrig lässt. Ich verweise namentlich auf die Rezension Westerns, welcher auf diesem Gebiete sachkundiger ist als ich.

Soule and Wheeler, *Manual of English Pronunciation and Spelling*, Boston and New-York 1875. Darüber bemerkt Varnhagen Anz. f. d. Altertum IX 176: „Ich ziehe wegen seines handlichen Formates dieses Buch der Synopsis in Websters Wörterbuch vor“. Ob das Buch auch andere Vorzüge hat neben dem des Formats, weiss ich nicht.

A. Larsen, *Veiledning i den engelske Udtale* for Danske og Norske (Anleitung zur engl. Ausspr. für Dänen und Norweger). Zweite umgearb. Aufl. Kopenhagen, Gyldendal 1882. Die erste Aufl. dieses Büchleins des angesehenen norwegischen Lexikographen war für ihre Zeit eine vorzügliche Arbeit. Die zweite Aufl. hat mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Phonetik nicht Schritt gehalten.

H. Sachs, *Die gesprochenen Laute der englischen Sprache.* Eine umfassende und naturgemässe wissenschaftliche Behandlung der gesamten modernen Aussprache des Englischen. Leipzig 1882. 400 S. M. 3,50. Ich erwähne dieses Buch wesentlich um davor zu warnen. Es ist nichts

anderes als „ein ungeheurer, mühsamer Dilettantismus“[1]. Sachs scheint keine Ahnung davon zu haben, dass es eine phonetische Wissenschaft giebt. Der Verf. ist vielleicht Sachse (Leipziger?), da er S. 1 bemerkt, dass in deutschen Wörtern wie *weh* nach dem langen *e* ein flüchtiges *i* von selbst nachklingt, ganz wie im Englischen. Nachträglich finde ich, dass E. Sievers ESt. VII (1884) 153 ff. über dieses Buch ein ähnliches Urteil spricht wie ich. Sievers bemerkt u. a.: „Vor allem mangelt dem Verf. eine solide Kenntnis der englischen Aussprache selbst. Er steht noch ganz unter dem Banne der theoretisierenden Verfasser der Aussprachewörterbücher, deren gröbste Irrtümer unbeanstandet wieder gelehrt werden, obschon der Verf., der in England zu leben scheint, die beste Gelegenheit gehabt hätte, sich über das Thatsächliche der Aussprache durch eigene Beobachtung zu unterrichten“.

Andere weniger bedeutenden oder befriedigenden Arbeiten übergehe ich mit Stillschweigen. Damit soll nicht behauptet werden, dass was hier nicht erwähnt wird, nichts taugt. Auch Gutes kann mir in der massenhaften Litteratur entgangen sein. Aber im Ganzen glaube ich die wichtigsten Schriften über englische Aussprache, wenigstens die in der deutschen, englischen und nordischen Litteratur erschienenen, berücksichtigt zu haben.

Nachträge
zur ersten Abteilung.

S. 5. Isländ. *þ* in *það* unterscheidet sich nach Sweet Handb. 147 von engl. *th* in *thing* durch einen vernehmbaren Hauch, ungefähr *þ'áð*.

— Über dän. *đ* s. noch Sweet Dan. Pron. 15. Handb. 163.

S. 15. Deutsch *brochets* statt *projets*. Nach Schuchardt Rom. III 6 sagen die Deutschen vielmehr entweder *prochet* oder *brojet* [*próše*, *bróže*], also mit Assimilation. [Gew. wohl mit schwachem Stimmlaut oder schwach stimmlos.]

S. 20. Wegen ags. *ceaster* f. = lat. *castra* vgl. Kluge Pauls Grundriss I 309.

— Zu *braca* vgl. Schuchardt GZ IV 148.

— Note. Schon im Anfang des Jahrhunderts kommen im feinen Leben späte *dinners* vor. Vgl. bei Warren (geb. 1807), *Diary of a Late Physician* (1830 ff.): „he could never bring himself up to par till

[1] Sweets Worte in Gött. Gel. Anz. von den neueren Arbeiten über engl. Aussprache.

seven or eight o'clock in the evening, at dinner (II 197); *seven o'clock* [they] were to dine (II 206).

S. 20 und 21. Ags. *mylene*, *cylene* l. *mylen*, *cylen*.

S. 26. Ags. *cynne* l. *cynn*.

S. 30. Orms *child*, *chilldre* schon von Jessen bemerkt, Tidskr. I 203.

S. 31. Schon das Lambeth Fragment 1528 hat: frz. *u* not *you*, „welche für Engländer bestimmte Warnung darauf schliessen lässt, dass *u* damals im engl. Alphabet wie *ju* gesprochen wurde", Techmer IZ V 161.

S. 32. Zu norm. *kiẽ* vgl. pikard. *kã* canem, Passy Changem. phon. 206.

— *faith*. Vgl. Kluge Pauls Grundr. I 397.

S. 37. Frz. *bête* emphatisch wie *æ*. Vgl. Ellis EEP 1108.

S. 41. Sp. *c* in *cecear* wird eig. gebildet mit dem vorderen Zungenblatt, das lose gegen die Spitze der Oberzähne gehoben wird.

S. 46 oben. Auch Ellis setzt holl. *v* = engl. *v* EEP 514; ebenso Herkenrath MF V 90. Verschiedene Ansichten über holl. *w*, *v* s. EEP 1102.

S. 48. Über die ältere Ausspr. von sp. *c z*: razon *radzon*, aber facer *fatser* vgl. Baist Lbl. V 28, Joret Rom. V 490.

S. 50. Über altspan. fijo *fižo* Vianna Rom. XII 71.

S. 52. Helmholtz Tonempfindungen 4. Aufl. war mir, als dies geschrieben wurde, nicht zugänglich. Später habe ich dieselbe genau durchgenommen, und darin viel Lehrreiches und Interessantes gefunden. Ich erwähne u. a. die Gegenbemerkungen zu v. Quanten S. 185 und die Bemerkung S. 177: „Vielfach wird auch ein *u* mit hellerer Resonanz, dem *o* ähnlicher, gebildet, welches ich mit der frz. Bezeichnung *ou* versehen will. Dessen Eigenton kann bis *f'* steigen". Mit der Lehre von *narrow* und *wide*, gespannt und schlaff gebildeten Lauten, sind folgende Ausführungen zu vergleichen. S. 164: „Die mit dem Kehlkopfe verbundenen Lufthöhlen sind nicht geeignet, den Ton der Stimmbänder beträchtlich zu verändern; namentlich haben sie zu nachgiebige Wände, als dass in ihnen Luftschwingungen zu Stande kommen könnten, stark genug, um den Stimmbändern eine Schwingungsperiode aufzudrängen, die nicht der von ihrer eigenen Elastizität geforderten sich anpasst. Auch ist die Mundhöhle ein zu kurzes und meist zu weit geöffnetes Ansatzrohr, als dass ihre Luftmasse wesentlichen Einfluss auf die Tonhöhe haben könnte". S. 182: „Die Luftmasse der Mundhöhle hat geringe Dichtigkeit und Masse, ihre Wände sind, soweit sie von Weichteilen gebildet sind, nicht sehr widerstandsfähig und unvollkommen elastisch, haben bei Erschütterungen viel innere Reibung, wodurch sie Bewegung vernichten". S. 185: „Es kann die Resonanzfähigkeit der Mundhöhle überhaupt Abänderungen ihrer Stärke und Bestimmtheit erleiden, und dadurch der Charakter der verschiedenen Vokale, ihr Unterschied von einander überhaupt mehr hervorgehoben oder mehr verwischt werden. Im Allgemeinen sind schlaffe nachgiebige Wände eines Kanals mit tönenden Luftmassen nachteilig für die Kraft der Schwingungen". S. 186: „Soll der Stimmton mit allen seinen Obertönen kräftige

Resonanz finden, so müssen die schlaffsten Teile unseres Stimmkanals möglichst ausser Spiel gesetzt, oder durch Spannung elastisch gemacht werden". — Weniger befriedigend sind die Bemerkungen über Sprachmelodie S. 392, wo Helmholtz zu sehr von den herkömmlichen Recitativen beeinflusst ist, welche m. E. die wirkliche Melodie der Rede nur sehr unvollkommen wiedergeben. Helmholtz steht hier gegen Merkel zurück.

S. 58 Z. 5. between (*a*) and (a), l. between (*a*) and (a̦).

S. 61. Über afrz. *bõn, bõne* s. G. Paris, Rom. X 53 ff.

— Dr. Friedr. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart 9: „Wenn Storm vermutet, die Öffnung der Mundhöhle sei bei den süddeutschen Nasalvokalen nur eine schwache, so trifft dies für das Schwäb. nicht zu. Gaumensegel und Zäpfchen haben die Stellung wie beim ruhigen Atmen, das Zäpfchen liegt leicht auf der Zunge auf. Der Grad der Nasalierung ist demnach ein sehr hoher". Durch die Güte Dr. Kauffmanns habe ich seine schwäb. Nasalvokale sehr deutlich hören können. Über ihre Bildung wage ich nicht mit Sicherheit zu sprechen, aber ich muss bestimmt festhalten, dass diese Nasalvokale viel schwächer und weniger velar lauten als die französischen.

S. 62 Z. 6. Die Worte „ziemlich derselben Art wie die frz. Nasalvokale scheinen mir die port. Nasale" sind aus der 1. Ausgabe aus Versehen stehen geblieben und sind zu streichen. — Über die gäl. Nasalvokale habe ich keine neue Beobachtung gemacht; sie scheinen mir wesentlich derselben Art wie die frz.

S. 63. „Denasalierung"[1] ist ein unglücklicher Ausdruck und ist mit „Konsonantirung" zu vertauschen, d. h. der nasale Vokal wird Vok. + nas. Konsonant. „Devokalisierung" kann nicht gebraucht werden, da dies leicht als „Stimmloswerden" verstanden werden könnte.

S. 70 Mitte; in dem Citat aus Schuchardt habe ich „koronal" wahrscheinlich unrichtig (im Ellis'schen Sinn) als „kakuminal" erklärt; richtiger wohl im Sievers'schen Sinn als Zungensaumlaut zu verstehen? Vgl. Vianna Rom. XII 47: „*s* castillan, lequel est formé dans un canal qui est le résultat du rapprochement de la surface inférieure de la langue [unteres Zungenblatt] et des gencives des dents supérieures".

S. 71. Mit andal. *ehto*, *frehco* etc. vgl. finnisch *ahku* = altn. *aska*, V. Thomsen, Den gotiske Sprogklasses indflydelse på den finske 110; finnisch *kihla* sponsio = altn. *gisl*, ibid.

— Zu Nyrop über *dempues* ist zu bemerken, dass dies eher eine gemeinspan. Dialektform ist als ein Andalusismus. So findet es sich im Valencianischen: *dempues* de tastar el ví (Tomasa 8), wo es jedoch entlehnt sein könnte; und im Asturischen: *dempues* d'ayunar Matth. IV, 2, wo von einer Verbindung mit dem Andalusischen keine Rede sein kann.

---

[1] *Dénasalisation* z. B. Rom. XVIII 585.

S. 76, Note zu 75. Zu sanskr. *dh* vgl. Passy Changem. phonét. 100. 160, wo Vianna und Abreu zitiert werden.

S. 77. Schon Bell VS 93 hat frz. *gn* in *Boulogne* wesentlich wie ich bestimmt, nämlich als „front of tongue closing with nasal emission", was Ellis als (qj) = palatales *ŋ*, mein *ŋ* wiedergibt, aber nur als unrichtig oder vulgär ansieht, EEP 192. 204. 1124. 1343.

S. 84. Die Parenthese „(wie Ellis EEP 1096)" ist zu streichen, da Ellis *coronal* im Sinne von kakuminal oder supradental gebraucht.

— Statt „Mundlage" wäre vielleicht das gewöhnliche „Artikulationsbasis" vorzuziehen gewesen. Vgl. auch Sweet Prim. Phon. 69: Organic Basis.

S. 87. Schwebende Diphthonge (of „unstable equilibrium") findet Ellis auch im Friesischen, EEP 1397; er schreibt indessen *bréa* = l. bread, *gréate* = great 1400, *suán* ib. etc.; Halbertsma (It Ewangeelje fen Matthéwes, London 1858) schreibt *éak* [vgl. ags. eác, ēac], *séach*, *heárd*, *eár* etc. Eine ähnliche Bemerkung macht Murray DSS 105 vom nordengl. *stean*, *steyan* [stone], „the second element being dwelt on equally with the first, or even receiving the chief accent". Ellis EEP V schreibt für Yorkshire (stéeen), (stíien) etc.

S. 87. „Sweets Definition" ist eig. Bells VS 78. Übrigens hat Sweet seine frühere Definition modifiziert, Prim. Phon. 62.

S. 89. Zu Flodström s. die sehr interessanten Bemerkungen von Vietor ESt. X 301, welcher ebenso wie ich sagt, dass Sievers sich gegen F. zu nachgiebig zeigt.

S. 90. Hintere Rundung, l. hintere Rundung[1]. Vgl. Bell VS 71: contraction or rounding of the guttural passage; ib. 76. Sounds 38. 45: throat rounding without using the lips practised by ventriloquists.

— Deutsches *ü* Rundung von *e*, und *ö* Rundung von *ä*. Vgl. Helmholtz, Tonempfindungen[4] 175: „Mundstellung für *ü* ungefähr dieselbe wie für einen zwischen *e* und *i* in der Mitte gelegenen Vokal, für *ö* dagegen dieselbe wie ein *e*, welches ein wenig nach *ä* zieht.

— Schallsilben. Vgl. Vietor Phon. Stud. III 82: „Meist hängt die Schallfülle und daher die Silbigkeit vom Nachdruck ab".

S. 91. Über die Silbenteilung in *alle*, eng. *alley*. Etwas anders Sweet Prim. Phon. 63: close and open stress. „In the close stress of English and North Germ. in such words as *better*, *vetter*, the *t* is uttered with the same force-impulse as the preceding vowel — although this force has diminished by the time it reaches the *t* (more so in Germ. than in Engl.) — any new impulse beginning on the following vowel".

S. 93. Das verkehrte *h* des Vulgärengl. Vgl. Ellis EEP 1112 über 'gradual attack' (= gradual glottid 1129). Schröer Lbl. 1886 Sp. 44. Western Lautl. 33.

— Über engl. *h* vgl. noch Schröer Lbl. IX 277, wo er seine Ansichten noch deutlicher entwickelt.

S. 98. Kinder und Frauen. Vgl. Helmholtz [3]165, [4]171: „Dagegen sind die Eigentöne der Mundhöhle fast unabhängig von Alter und Geschlecht. Ich habe im Allgemeinen dieselben Resonanzen bei Männern, Frauen und Kindern gefunden. Was der kindlichen und weiblichen Mundhöhle an Geräumigkeit abgeht, kann durch engern Verschluss der Mundöffnung ersetzt werden". Wenn dem so ist, findet auch hier Kompensation statt. Dasselbe Volumen ist also nicht notwendig um denselben Ton hervorzubringen.

S. 98, Note 2. Nach Helmholtz Tonempfind. [4]177 ff. liegt das hellere *u*, das er *ou* bezeichnet, um eine ganze Oktave höher als das tiefe *u*. Ib. 183: „*u*, dessen Klangfarbe Schwankungen des Eigentons fast in Breite einer Oktave zulässt".

S. 99. Eigentöne. Es fehlt hier *ĩ*, das in Vokalhöhe zwischen *i* und *e* liegt, normal ungefähr um $^1/_4$ Ton unter *i*, sonst individuell und dialektisch über oder unter diesem Ton schwebend.

— Eigenton des *i*. Genauer bekomme ich frz. *i* in *midi* auf *d''*, genau eine Oktave über dem Eigenton von *a*, dagegen norw. *i* in *ti* etwas niedriger. Vgl. S. 484.

S. 102. Engl. und ital. *a*. Nach Helmholtz [3]167, [4]173 liegt das etwas schärfere ital. und engl. *a* eine Terz höher als das norddeutsche *a*.

S. 107. Doppelte Zungenhebung bei gemischten Vokalen. So spricht Viëtor nach briefl. Mitteilung sein *ə* in *Gabe*: „Neue Proben bestätigen die leichte Senkung der Mittelzunge". Ähnlich sagt Franke Phon. Stud. II 31, es gebe zwei Arten *mixed* vowels, mit gesenkter und gehobener Zungenspitze; letzteres in Nieder-Lausitzer ***hirsch, wird***.

S. 109. Frz. *dôt'*, *dôtə*. Auch Passy Sons [2]65 hat eine von mir früher nicht beachtete Bemerkung hierüber: „quelquefois à la fin d'une phrase le son transitoire se développe en véritable *ə*". Ich treffe also hier vollständig mit Passy zusammen.

S. 116, Note 2. „Oder wie frz. *o* in *fort*". Damit meine ich den bisweilen vorkommenden *ǫ*-Laut. Neulich bemerkte ich, dass der berühmte Schauspieler Coquelin aîné (3 Vorstellungen in Christiania 25—27. April 1892) mehrmals ***mort***, ***alors*** ziemlich nahe an *ǫ̇* aussprach; ein andermal hörte ich ein deutliches *ȯ* z. B. ***trikȯlȯr'***.

S. 119. Nachträge zu Bell. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, dass B. von Anfang an mit ***mixed*** wirklich ***back + front*** meinte. Dies wird wiederholt ausdrücklich gesagt: VS 16. 38. 40. 82: the 'mixed' vowel symbols equivalent to 'linked' letters; 72: mixed vowels have smaller cavities, the edges of the tongue being raised to the sides of the teeth [vgl. Zeichnung], etc. — VS 52: „***Inverted*** = tongue inverted *towards the back of the mouth*". Hier haben wir wohl die Quelle des undeutlichen Ausdrucks bei Ellis und Western.

S. 141. Über schweizerisches *u*-haltiges *l* vgl. W. Meyer-Lübke Lbl. IX 452. Zu Meyer bemerke ich, dass ich nicht gesagt habe, dass

„deutsches *l* meist guttural ist", sondern nur, dass es oft mit Annäherung an die gutturale Form gesprochen wird.

S. 142. Irisch *rǫit*, *tǫim*. Über den wirklichen Laut sind die Ansichten verschieden. Vgl. noch Bell Sounds 54. — Cockney *rait*, und *„tike tarm"*. Vgl. Lloyd Phon. Stud. V 87: „To a Northern ear, London *mile* does not suggest *marl* at all. The nearest familiar sound is *moil"*. Mit „tarm, marl" vgl. Yorkshire *māl* mile, *lātəl*[1] little, Ellis EEP V 496. 425, Murray DSS 114.

S. 152, Note 2. *sksesfl*. Miss Soames hat die Ausspr. *s'licitor* mit silbigem *s* beobachtet, MF VI 13.

S. 161. Passy Phon. Stud. I 25: „In einigen frz. Dialekten unterbleibt die Verengung der Vokale, dann werden die engen *i e ä* von den Lauten in engl. *pit pet pat* vertreten. Diese Ausspr. habe ich hauptsächlich in der Pikardie gehört und auch gefunden, dass Schüler aus dieser Gegend keine Mühe haben, die breite Ausspr. des Engl. zu lernen". Vgl. eine ähnliche Bemerkung von Fleury über einen normannischen Laut Rom. XIII 427: „A coté de l'*i* aigu, le patois haguais [Cap de la Hague bei Cherbourg] possède un *i* grave. Cet *i* s'entend quelquefois en anglais, mais il est très usité dans les idiomes slaves. Les Polonais le représentent par un *y*. [Dieselbe Verwechslung wie bei Trautmann]".

S. 165 Mitte *dəvumã* l. *devumã*.

S. 188. Zu Wulff über Accent vgl. die Rezension von Vising Lbl. IV 391, welcher u. a. bemerkt: „Was Wulff über schwed. Accent zur Vergleichung beibringt, muss ich zum Teil als von provinzieller (vermländischer) Ausspr. gefärbt bezeichnen. In Stockholm z. B. wie in den meisten Gegenden Schwedens hat *vapen* gar nicht höhere Ultima als Pänultima, wohl aber *gata*".

S. 206. *glissando*. Vielleicht richtiger was Merkel Physiol. 354 „das falsche *portamento*" nennt, im Gesang als Fehler angesehen.

S. 209. Wie ich von Prof. V. Thomsen erfahre, ist es der littauische geschliffene Ton, nicht der gestossene, welcher im Lettischen zum stossenden Ton wird.

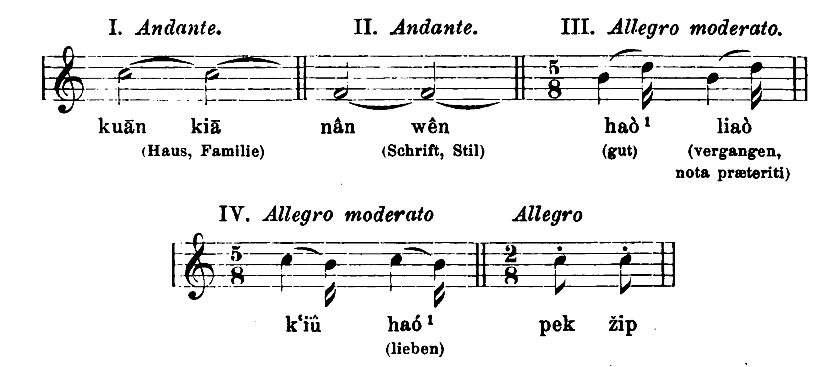
S. 212. Vgl. C. Kainz, *Praktische Grammatik der chinesischen Sprache*, Wien, Hartleben [1890?]; ein sehr praktisches Lehrbuch mit durchgehender lateinischer Transskription nach Gabelentz, welche auch ich hier aufnehmen werde; leider durch viele Druckfehler entstellt. Diese Grammatik stellt die südliche allgemeine[2] Sprache,

---

[1] Vgl. das scherzhafte Kosewort *„lartle* honey", J. S. Winter, Regimental Legends 339: „An old-fashioned, rather countrified term".

[2] „Dieser Dialekt wird im ganzen Reiche von den Beamten (*kuān*) gesprochen und gewöhnlich, wiewohl fälschlich, „Mandarinen-Dialekt" genannt; er ist am wenigsten verschliffen und wird von jedem Gebildeten Chinas verstanden". Also nicht offizielle Sprache, sondern Sprache des

nân-[kuān-]hoá, mit der Aussprache von *Nân-kīng* (Südstadt), dar, während ich die Töne der nördlichen allgemeinen Sprache, [*pek-*] *kuān-hoá*, mit derAusspr. von *Pek-kīng* (Nordstadt, nach Pekinger Ausspr. *pẹi-čiŋ*), gegeben habe. Der *nân-hoá* hat fünf Töne, welche von Kainz folgendermassen dargestellt werden: 1. Der hohe gleiche Ton *šáng-p'ing*; alle Wörter werden mit ebener Stimmhöhe gesprochen. 2. Der tiefe gleiche Ton, *hiá-p'ing*, liegt, je nach dem Individuum, eine Quinte bis eine Oktave tiefer als der *šáng-p'ing*. 3. Der steigende (fragende) Ton, *šàng-šīng*; die Stimme steigt gegen das Ende der Silbe etwa wie in einem fragenden *ja?* im Deutschen. 4. Der fallende (bejahende) Ton, *kiû-šīng*, etwa wie im deutschen *ja* in: „kommst du heute?" „*Ja*, ich komme". 5. Der eingehende (kurze [abgebrochene, verschluckte]) Ton, *žip-šīng*, welchen wir durch die im *nân-hoá* stummen Auslaute *k*, *p*, *t* bezeichnen; derselbe ist kurz zu markiren, so dass die Stimme vor dem zu verschluckenden Auslaut abbricht, z. B. *pek* wie *pĕ[k]*, *hek* wie *hĕ[k]*. — Von den fünf Tönen giebt Kainz folgende Notenbezeichnung:

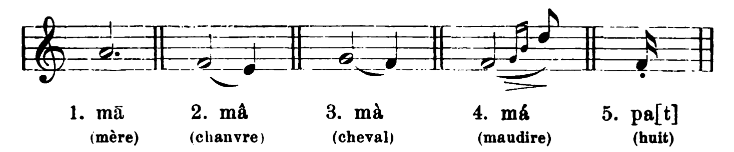


Die Töne des von mir in Paris 1889 untersuchten Chinesen stimmten im Ganzen zu denen von Kainz gegebenen. Er sprach ungefähr so:

---

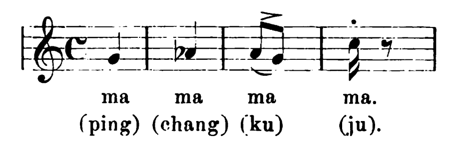
allgemeinen Verkehrs. *kuān* Beamter, allgemein; *hoá* Sprache; *pek* Norden; *nân* Süden; *kīng* Stadt; *šáng* hoch; *p'ing* gleich, eben (statt ' setze ich ', wodurch ein stimmloser Hauch wie sanskr. *ph* bezeichnet wird); *hiá* tief; *šīng* Laut, Ton; *kiû* gehen, weggehen; *žip* eingehen, eintreten. Die im Südchinesischen lauten Endkonsonanten hinterlassen im Centraldialekt *nân-hoa* einen kurz abgebrochenen Ton; im nördlichen *kuān-hoá* geht auch dieser verloren, und die betr. Wörter werden unter die vier anderen Töne verteilt.

[1] Über *haò* und *haó* vgl. V. Henry, *Museon* I 435. Passy, Changem. phon. 107. Andere gleichlautende Wörter mit verschiedenen Tönen: *fū* Mann, *fú* Vater, *fù* Weib (*fū-fù* Mann und Frau), *fuk* Reichtum; *mú* zärtlich, *mù* Mutter (*fú-mù* Vater und Mutter), *muk* Auge, *mut* nicht; *mài* kaufen, *mái* verkaufen, *mài-mái* Handel; *šáng* hoch, *šàng* steigen. In den zwei letzten Wörtern entspricht also der Ton genau der Bedeutung.



Die grösste Abweichung findet sich bei 3 und 4, welche vertauscht scheinen; *mà* Pferd hat nach Kainz und anderen immer steigenden Ton. Der betr. Chinese war vielleicht etwas europäisiert; er sprach z. B. *r* vollkommen richtig als gerollten Zungenspitzenlaut aus, was die echten Chinesen nie vermögen.

S. 214. Sinibaldo de Mas hat folgende vier Töne:



Dieser Bestimmung scheinen die Nankingschen Töne zu Grunde zu liegen. S. hat aus den zwei *p'ing* einen gemacht, die übrigen behalten, aber nicht gut dargestellt. Namentlich fehlt das charakteristische Steigen im dritten (hier zweiten) Ton.

S. 228. Deutsches *u* bisweilen zu *o* neigend, nach Schuchardt Lbl. VI 112 bes. vor Nasal, wie in *nun*, *thun* im Gegensatz zu *zu*, *thut*.

S. 234, Note 4. Über fries. palatales *k* s. noch Siebs Pauls Grundr. I 746: neufries. *tjīəs*, *tšīs* etc. = eng. *cheese*.

S. 235. Über isländische Ausspr. s. noch Björn Magnússen Ólsen, *Zur neuisl. Grammatik*, Germania XXVII (1882). Rolf Arpi, *Islands yngre literatur och språk*, Upsala Universitets årsskrift 1885. Derselbe, *Förslag till ändringar i den isländska ortografin.*

S. 238. Isl. sumur *sŷmůr*; am Ende vielleicht doch richtiger *sömůr*, munu *mönö* etc., nach meiner urspr. Auffassung.

S. 242. Die angekündigte neue Aufl. von Bennett's *Phrase-book* ist, wie ich eben erfahre, nicht erschienen.

S. 250. *maŋ'nə* l. *maŋ'ŋə*.

S. 266 Z. 8 v. u. „Energisch" bei Techmer bedeutet wohl hier, dass die Lippenartikulation oder die Rundung im Schwed. stärker ist als im Frz.

S. 279, Note 2. S. Nachtrag zu S. 119.

S. 286. Darmesteters wirkliche Ansicht über *a* in *pas* ist aus seinem *Cours de Gram. hist.* I 62 ersichtlich: *pas* hat „*a* fermé bref", während *pâtre* „*a* fermé long" hat; *pas* hat also kurzes tiefes a.

S. 288. Auch Sweet Handb. 6, Prim. Phon. 11. 36 nennt den 'glottal catch' einen Konsonanten, worin ich ihm nicht beistimmen kann.

S. 295 ff. Jespersen hat meine Rezension in einem Korrekturbogen durchgelesen und teilt mir einige Bemerkungen mit, woraus ich hier das Wichtigste wiedergebe. Er bedauert, dass er aus Furcht vor Weitschweifigkeit sich manchmal etwas zu kurz ausgedrückt hat.

*

S. 297. „Der Grund, warum ich Lenz nicht erwähne, ist, dass meine Arbeit thatsächlich schon abgeschlossen war, ehe ich mit seiner Abhandlung bekannt wurde. — S. 300. Das Zahlreichen ı gehört zu der im Buche gebrauchten Schrift. [Mediäval. Das bestreite ich nicht, finde es aber doch unzweckmässig.] Bei der Angabe der Nasalitätsgrade werden die Zahlen wirklich in ihrem gewöhnlichen Sinn gebraucht, indem sie den Abstand des Gaumensegels von der hinteren Rachenwand angeben. Überhaupt bezeichnen meine Zahlen überall den Grad der Öffnung ausser bei ζ, wo von einer solchen ja nicht die Rede sein kann. Zu Ihren Ausstellungen S. 305 über die Bestimmung von *ɯ* als 1 und *ƀ* als 2 bemerke ich, dass ich vielleicht nicht so sehr von dem in der Mittellinie gemessenen Abstand als vom Volumen der Luftmasse hätte sprechen sollen; dadurch würde wohl auch das Verhältnis zwischen meinen geraden und ungeraden Zahlen sich deutlicher herausgestellt haben. — S. 303 Z. 4 v. u. ist *zwei* für *drei* zu setzen, da der kurze *i*-Laut in *bideaf* nur quantitativ vom langen *i* in *bide*, *lide* verschieden ist. — S. 306. Ich habe nur gesagt, dass das mit geringer Seitenöffnung gebildete *l* wie *s* aufgefasst wird (βi, nicht βii). — S. 306. Der Grund, warum [in schwed. *Anna*] der mittlere Ton nur als eben dargestellt ist, ist zunächst ein typographischer; der schwed. zusammengesetzte Accent hätte Art. 37 in derselben Weise bezeichnet werden sollen wie S. 33, wo meine Zeichen ja ungefähr dasselbe wie Ihre Worte sagen, wenn auch nicht ganz so präcis. — S. 312. In *Dansk Lydlære* ist nicht ausdrücklich gesagt, dass dän. *b d g* „schwach stimmhaft“ sind, sondern dass „die Mitwirkung der Stimmbänder äusserst schwach ist“, ein geflissentlich gewählter Ausdruck, um die Stellung *ε*2 anzudeuten; sonst würde ein Ansdruck wie „die Mitwirkung des Stimmtons“ gebraucht worden sein. [Wenn „schwache Mitwirkung der Stimmbänder“ bedeuten soll, dass gar kein Stimmlaut stattfindet, so muss ich bekennen, dass der Ausdruck mir nicht hinreichend deutlich scheint; nach J. ist also auch anlautendes *b d g* z. B. in *bi de give* ganz stimmlos, was mir nicht einleuchten will, da der Kons. hier nicht viel anders als im Norw. klingt[1].] Ihre Umschreibung von *0ε*2 als „glottis lax“ trifft auch nicht meinen Gedanken, da nicht die Glottiszahl, sondern die Mundzahl kursiviert ist; ich meine also, dass die Verschlussbildung schlaff ist. [Die Bezeichnung *0ε*2 ist sehr undeutlich. Übrigens steht Art. 51 zuerst (αβγ) *0ε*1, was ich nicht bemerkt hatte.] — S. 325. Auch Sweet, V. Thomsen und Noreen finden, dass dän. *e* in *ret* englischem *ä* [in *rat*] sehr ähnlich ist“.

S. 300. Die Jespersenschen Bezeichnungen βx_z und $\gamma^z x$ ist es nicht gelungen, trotz meiner wiederholten Korrekturen, richtig gedruckt zu erhalten.

[[1] Nach V. Thomsen findet hier schwacher Stimmlaut statt.]



S. 306. Vietor bemerkt, dass es bei *Llangollen* wohl um *l̥*, nicht um *ll̥* handelt. Ich antworte, dass der Unterschied oft schwer genug aufzufassen ist. Vgl. Arpi Upsala årsskrift 1885 p. 47, wo verschiedene Ansichten über isl. *hl* angeführt werden.

S. 312, Note 1. V. Thomsen bemerkt, dass die Unterscheidung von *gg* und *kk* etc. im Dänischen nur künstlich ist.

S. 313, Note 3. Was von Logeman gesagt ist, gilt auch von seinem Landsmanne Herkenrath (aus Groningen), MF V 90.

S. 345. „Neu ist die Lehre" etc. Vietor bemerkt: Darauf deutet jedoch Techmer Phon. 38, vgl. Vietor Phon. [1]16, Phon. Stud. I 76, II 63.

S. 351. Nachtrag zu der Rezension von Lloyd: In letzter Instanz kommt bei Lloyds Untersuchungen alles auf sein Ohr an, und in dieser Beziehung scheint er sich von englischen Associationen nicht überall frei gemacht zu haben. Vietor bemerkt über Lloyd brieflich: „Es war mir überhaupt auffallend, dass *ù* zu den primären Vokalen gehören soll. Ferner (wie Ihnen), dass Ll. es als blosse Spielart des *ü* betrachtet, oder umgekehrt, während *ö* nicht zu den Grundvokalen gehört (das ist auch recht englisch!). Auch die Verteilung der *e*-Laute ist etwas verwunderlich, so gern ich seine Kompensationstheorie dabei gelten lasse". — Über Schwan-Pringsheim vgl. Seelmann Krit. Jahresb. über die Fortschr. d. rom. Philol. I, 19 ff., welcher ähnlich wie ich urteilt.

S. 357. Über die gelegentliche Verlängerung *pítê* im nachdrücklichen „what a pity!" s. Sweet, *Elementary Sounds* 10. 11. Wenn Wörter der Form ⏑́ ⏑ verlängert werden, geschieht dies in der Weise, dass die letzte Silbe mit Nebendruck gehalten wird: ⏑́ ⏗. Dasselbe Verhältnis findet sich u. a. im Spanischen: *mánö* (s. Phon. Stud. II 146), und in norweg. Dialekten: *víkū*, s. S. 251. Übrigens kommt ein extraordinärer Nachdruck auf der Endsilbe im Engl. auch sonst vor, namentlich bei der Endung *er* im Ausruf. Vgl. „Walk-ER!" Ausruf des Unglaubens, s. EPh.[1] 156 (Slang) „Shoemakér! Here's the man who can do it!" Ausruf eines „cobbler" in den Strassen Londons. Vgl. Comic. Gram. 116: „It is, perhaps, a singular thing, that butchers and bakers should always indicate their presence at an area by crying out, in direct defiance of Prosody, '*Butchér*, *bakér*'; the latter syllable being of the two the more strongly accented". Im Gesang habe ich gehört: „Don't show the white feat*hér*!" geradezu mit Hauptaccent auf der Endsilbe.

S. 384. „The sounding of *h* in *humour*" ist heutzutage kein Fehler, vielmehr die gewöhnliche gebildete Aussprache, wie in *hew*, *hue*; auch im Südengl. fällt *h* hier viel seltener weg als in *wh*, s. 472.

S. 368. Zu Jespersens Bemerkungen über *absolve* vgl. die ausführliche und wohlbegründete Kritik von H. Möller, Tidskr. XX 311.

— Note. Zu *servitium-servise* vgl. V. Thomsen, Mém. Soc. Ling. III 114 und besonders Mussafia, *La formola* **tj** *tra vocali*, Rom. XVIII 529 ff.: ratjone — *raison*, aber facjam, facjes — *face*.

